This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

University of Wisconsin
LIBRARY

Class B
Book P28

From the Library of
FRANK E. ZINKEISEN, PH.D.
Presented by
HOWARD GREENE, '86

FRANK E. ZINKEISEN

Born in Milwaukee, 1867. A. B. (Harvard) 1889. A. M. (Harvard) 1890. Ph. D. (Berlin) 1893. Professor-elect of European History, University of Illinois, 1895. Died at Chicago, October, 1895.

Frank Zinkeis
Berlin

Einleitung

in die

Philoſophie

von

Friedrich Paulſen,
a. o. Profeſſor an der Univerſität Berlin.

Zweite Auflage.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz
(Beſſerſche Buchhandlung)
1893.

Das Wahre war schon längst gefunden,
Hat edle Geisterschaft verbunden,
Das alte Wahre, faß es an.

Goethe.

43452
8 N'97
B
.P28

Vorwort zur ersten Auflage.

Nicht eine neue Philosophie ist es, was hier dem Leser geboten wird, sondern eben das, was der Titel ankündigt: eine Einführung in die Philosophie. Was ich durch Vorlesungen, die ich unter dem gleichen Titel seit einer Reihe von Jahren gehalten habe, meinen Zuhörern zu leisten bemüht gewesen bin, das wünscht dies Buch seinen Lesern zu bieten; es will sie anleiten, die letzten großen Probleme, die die Welt dem denkenden Menschengeist aufgiebt, sich als Fragen vorzulegen, und die großen Gedanken, mit denen die geistigen Führer der Menschheit sich diese Fragen beantwortet haben, nachzudenken.

Eine solche Anleitung könnte die Form eines historischen Berichts haben. Sie kann aber auch die Form einer Diskussion dieser Fragen und Gedanken haben. Ich habe die letztere Form gewählt, oder vielmehr nicht gewählt, sie hat sich mir als die allein mögliche von selbst ergeben. Nur wer zu den philosophischen Problemen und ihren Lösungen selbständig Stellung genommen hat, kann sie andern darlegen; und wieder, wie könnte er es thun, ohne seine Ansicht und sein Urteil in die Darstellung einfließen zu lassen? Ich will also nicht bloß die Probleme und die möglichen und in der Geschichte hervorgetretenen Lösungen vorlegen, sondern zugleich die Auflösung, die ich für die richtige halte, zur Anerkennung bei dem Leser zu bringen suchen. Und so wird er also doch eine Philosophie in diesen Blättern finden.

Um offen zu verfahren und ihm die Stellungnahme zu der im folgenden entwickelten Philosophie zu erleichtern, will ich sie gleich hier mit einigen Strichen kennzeichnen.

Die Anschauung, der nach meiner Ansicht die Entwickelung des philosophischen Denkens zustrebt, die Richtung, in der die Wahrheit liegt, bezeichne ich mit dem Namen des idealistischen Monismus. Die Gegensätze, durch die diese Anschauung begrenzt und bestimmt wird, sind der supranaturalistische Dualismus und der

atomistische Materialismus. Jener ist die aus der mittelalterlichen Scholastik überkommene, in der protestantischen Neuscholastik bis ins achtzehnte Jahrhundert fortgepflanzte Schulphilosophie der Kirchenlehre; sie trennt Körper und Geist als zwei nur zufällig und zeitweilig verbundene Substanzen, sie sucht Gott und Natur als zwei einander fremde Wirklichkeiten aus einander zu halten. Der atomistische Materialismus dagegen ist die Philosophie, in der die seit dem siebzehnten Jahrhundert aufgekommene mechanistische Naturerklärung nicht bloß ihre eigenen letzten Voraussetzungen, sondern die letzten Gedanken über die Welt überhaupt sieht.

Man kann die ganze Geschichte der neueren Philosophie als den fortgesetzten Versuch, über diesen Gegensatz hinauszukommen, konstruieren. Der überkommene Supranaturalismus stellt Gott als ein extramundanes und anthropomorphes Einzelwesen der Welt gegenüber, und läßt ihn, nachdem er sie erst in einem bestimmten Zeitpunkt aus nichts gemacht, dann noch gelegentlich auf sie einwirken. Dieser Anschauung wurde durch das Aufkommen der modernen Naturwissenschaft mehr und mehr der Boden unter den Füßen fortgezogen. Das Prinzip der Naturforschung ist die Naturgesetzmäßigkeit des Geschehens. Ein Gebiet nach dem andern wurde diesem Prinzip unterworfen und so setzte sich allmählich der Gedanke unwiderstehlich durch: alle Vorgänge in der Natur sind als Erfolg gesetzmäßig wirkender Kräfte zu betrachten. Diesem Gedanken giebt nun der Materialismus, in der Meinung, damit die letzte Konsequenz der wissenschaftlichen Erkenntnis der Dinge zu ziehen, die Form einer Metaphysik: die ganze Wirklichkeit ist nichts als ein System blind wirkender physischer Kräfte. Das alte supranaturalistische System wehrte sich hiergegen teils mit dem überkommenen Rüstzeug ontologisch-kosmologischer Spekulation, vor allem aber mit Verdächtigung und Verunglimpfung der materialistischen Philosophie und je nachdem auch der neuen Wissenschaften als gottloser, auch dem Staat und der Gesellschaft gefährlicher Neuerungen.

Die Philosophie nun sucht diesen Gegensatz innerlich zu überwinden; sie sucht überall, und man kann sagen, das ist das bewegende Moment in der ganzen Entwickelung der neueren Philosophie, die religiöse Weltanschauung und die wissenschaftliche Naturerklärung mit einander verträglich zu machen.

Nach der Ansicht vieler wird das heißen, die Quadratur des Zirkels suchen. — Vielleicht hat die Aufgabe hiermit eine gewisse Ähnlichkeit; wie hier nur Annäherungswerte zu erreichen sind, so geht auch dort die Sache vielleicht niemals rein auf. Auf jeden Fall aber muß man es als geschichtliche Thatsache anerkennen, daß das philosophische Denken der letzten drei Jahrhunderte auf dieses Ziel gerichtet war.

Sein Ausgangspunkt und seine Voraussetzung ist die moderne Naturwissenschaft und ihr Grundgedanke, die allgemeine Naturgesetzmäßigkeit des Geschehens. Was diesen Gedanken nicht anerkennt, liegt außerhalb dieser Entwickelungsreihe. Seine zweite Grundüberzeugung ist die: daß, was uns die Naturwissenschaften über die Wirklichkeit lehren, nicht alles ist, was von ihr zu sagen ist, daß die Wirklichkeit, noch ein Anderes und Mehreres ist, als eine nach den Gesetzen der Mechanik bewegte Körperwelt. Auf sehr verschiedene Weise hat man dies Andere und Mehrere zu bestimmen oder auch seine Unbestimmbarkeit zu beweisen gesucht, aber anerkannt haben es im Grunde alle. Was es nicht anerkennt, liegt ebenfalls außerhalb der eigentlichen Entwickelungsreihe der neueren Philosophie.

Deutlich treten beide Züge in den beiden großen Richtungen hervor, in denen sich die Philosophie des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bewegte. Die rationalistisch-metaphysische Entwickelungsreihe, deren Hauptverteter Descartes, Spinoza und Leibniz sind, geht von der Anerkennung der Wahrheit der neuen physischen Weltansicht aus, um sie dann durch eine metaphysische Ansicht zu ergänzen. Die in England einheimische empiristisch-positivistische Entwickelungsreihe, durch Locke, Berkeley, Hume repräsentiert, geht von derselben Voraussetzung aus, wird aber durch erkenntnistheoretische Reflexion auf die Ansicht geführt, daß die physikalische Ansicht nicht die absolute Wirklichkeit, sondern eine zufällige Ansicht, eine Projektion der Wirklichkeit auf unsere Sinnlichkeit sei. In Kant begegnen und durchdringen sich die beiden Ansichten auf höchst eigentümliche Weise; vor allem aber datiert von ihm die bedeutsame Wendung, die den Frieden zwischen der religiösen Weltansicht und der wissenschaftlichen Naturerklärung dadurch zu erreichen sucht, daß sie das religiöse Verhalten von der intellektuellen Funktion loslöst und auf die Willensseite gründet.

Eigentümlich gestaltet sich die Sache im neunzehnten Jahrhundert. Die Entwickelung des philosophischen Denkens zerfällt, wenigstens in Deutschland, in drei deutlich aus einander tretende Epochen. Das erste Drittel gehört der spekulativen Philosophie; sie ist der Versuch, die physische Weltansicht durch eine spekulativ-metaphysische Deutung auf ein Geistig-Logisches nicht bloß zu ergänzen, sondern völlig zu überwältigen. Im zweiten Drittel, wo die Philosophie, nach dem Fehlschlagen der spekulativen Unternehmung, gleichmäßig von innerer Mutlosigkeit und äußerer Mißachtung gedrückt ist, erhebt sich die physikalische Ansicht und setzt sich in einer materialistischen Metaphysik als absolute Wahrheit. Bis auf diesen Tag ist diese Ansicht in breiten Kreisen der Gebildeten, neuerdings auch der zum Nachdenken über ihre Lage erwachten Massen herrschend. Daneben ist aber im letzten Drittel des Jahrhunderts auch die Philosophie aus ihrer Lethargie zu neuem Leben erwacht, und hat sich an die alte Aufgabe gemacht: die physikalische Ansicht nicht zu verdrängen oder zu überwältigen, sondern durch eine weitere und tiefere Ansicht der Wirklichkeit, durch eine Metaphysik zu ergänzen und zu vollenden. Fechner und Lotze mögen als Vertreter der älteren, Lange und Wundt einer jüngeren Generation genannt sein.

Versuche ich die philosophische Lage der Gegenwart, die in ihr hervortretenden Richtungslinien, noch etwas genauer zu bezeichnen, so finde ich die folgenden.

Die Philosophie der Gegenwart ist:

1) phänomenalistisch-positivistisch; ihr erkenntnistheoretisches Bekenntniß lautet: es giebt keine absolute Erkenntnis der Wirklichkeit; am wenigsten haben wir eine solche in der Physik; die Körperwelt ist Erscheinungswelt. — Sie lehnt sich hiermit in Deutschland an Kant.

2) Sie ist idealistisch-monistisch. Ihr metaphysisches Bekenntnis lautet: sofern eine Bestimmung des Wesens des Wirklichen an sich versucht werden kann, ist sie der Welt der inneren Erfahrung zu entnehmen; in der geistig-geschichtlichen Welt entfaltet die Wirklichkeit für uns am verständlichsten oder vielmehr allein verständlich ihren eigentlichen Gehalt. Der letzte Gedanke, auf den wir, den Spuren der Thatsachen nachgehend, geführt werden, ist der: das Wirkliche,

das in der Körperwelt unseren Sinnen sich als einheitliches Bewegungssystem darstellt, ist Erscheinung eines geistigen All-Lebens, das als Entwickelung eines einheitlichen, freilich unsere Begriffe unendlich weit übersteigenden Sinnes, einer Idee, zu denken ist. In diesem Stück hält sie an den allgemeinen Umrissen der Weltanschauung der spekulativen Philosophie oder vielmehr aller idealistischen Philosophie seit Plato fest.

3) Sie wendet sich von der intellektualistischen zu einer voluntaristischen Auffassung. Zunächst in der Psychologie; hierin ist zuerst der Einfluß Schopenhauers, zweitens das zunehmende Gewicht der neuen biologischen Betrachtung, zu erkennen. Sodann aber bringt diese Auffassung auch in der Metaphysik und Weltanschauung vor. Und hier kommt ihr jene Kantische Wendung entgegen, die dem Willen seinen legitimen Einfluß in der Weltanschauung wahren will. Auch die protestantische Theologie ist unter diesen Einflüssen in dem Übergang vom Intellektualismus zum Voluntarismus begriffen.

4) Sie wendet sich einer evolutionistisch-teleologischen Betrachtungsweise zu. Die Wirkungen der neuen Kosmologie und Biologie strahlen, wie auf die Psychologie und Naturphilosophie, so auch auf die Metaphysik aus; hier kommt ihnen der idealistische Monismus entgegen. Sodann haben sie begonnen die praktische Philosophie zu durchdringen: Ethik und Soziologie, Rechts- und Staatslehre sind im Begriff, die alte formalistische Behandlung abzuschütteln und an ihrer Stelle die teleologische Betrachtungsweise durchzuführen: der Zweck beherrscht das Leben, also wird auch die Wissenschaft vom Leben, sowohl des Einzelnen als der Gesamtheit, dieser Kategorie sich bedienen müssen.

5) In Zusammenhang steht dieses Moment endlich noch mit einem Zug, welcher der ganzen Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts im Gegensatz zu der voraufgegangenen Periode das Gepräge giebt: die Richtung auf die Geschichte. Die ältere Philosophie ruht auf mathematisch-naturwissenschaftlicher Betrachtung der Wirklichkeit; sie ist abstrakt-rationalistisch. Die spekulative Philosophie geht aus von der Konstruktion der geistig-geschichtlichen Welt; sie versucht dann auch die Natur gleichsam geschichtlich zu konstruieren, wenigstens in einem logisch-genetischen Schematismus. Die Naturwissenschaften sind

diesem Zuge gefolgt und haben in der kosmischen und biologischen Entwickelungstheorie die Natur wirklich geschichtlich behandelt. Es ist augenscheinlich, wie sie hierdurch der alten Bemühung der Philosophie, die physische und die geistig-geschichtliche Welt in eine einheitliche Gesamtanschauung zusammenzubiegen, in die Hände arbeiten.

Das ist die Richtung, in der mir die Philosophie gegenwärtig sich zu bewegen scheint; auf jeden Fall ist es die Richtung, in der die hier vorgetragenen Gedanken sich bewegen. —

Aus der angedeuteten Stellung der Philosophie zwischen der religiösen Weltanschauung und der mechanischen Naturerklärung ergiebt sich ihre schwierige Lage in der Neuzeit: die Rolle des Vermittlers geht hier, wie überall, leicht in einen Kampf mit zwei Fronten über. Auf der einen Seite ist sie den Angriffen der supranaturalistischen Theologie ausgesetzt; sie wird beschuldigt, die Autorität der kirchlich anerkannten und staatlich geschützten Lehre zu untergraben. Am Anfang wurde noch regelmäßig die Staatsgewalt zur Unterdrückung philosophischer Irrlehren in Anspruch genommen, nicht selten mit Erfolg. Heutzutage ist, wenigstens auf protestantischem Gebiet, diese Praxis so gut wie aufgegeben; allerdings erst seit kurzem, und in manchen Kreisen fehlt es auch jetzt noch nicht an der Neigung, der Philosophie die Polizei auf den Hals zu hetzen. Wer hätte nicht noch in jüngster Zeit die Anklage gehört, die Sozialdemokratie sei nicht eine soziale oder politische Partei, sondern eine Weltanschauung, ihr Dogma der Atheismus, und ihre eigentlichen Anpflanzer die ungläubigen Professoren; woraus man denn dem Staatsanwalt die Konsequenz zu ziehen überließ. Und der Katholizismus hält offiziell auch heute noch die mittelalterliche Auffassung fest, daß es die Pflicht der geistlichen und weltlichen Obrigkeit sei, die Philosophie zu überwachen und je nachdem zu unterdrücken; der Unterschied ist nur, daß der weltliche Arm sich gegen die Ketzerei nicht mit der alten Willfährigkeit in Bewegung bringen läßt.

Auf der anderen Seite wird die Philosophie von den Vertretern einer rein physikalischen Weltansicht angefeindet. Die „Philosophieprofessoren", seit Schopenhauer die bestverleumdeten Menschen, werden als Priester zweiter Klasse verhöhnt, die angestellt seien, der Kirche im Kampf gegen die Wissenschaft zu sekundieren, als Leute, die dafür bezahlt würden,

der Jugend durch allerlei dunkle und abstruse Erörterungen die Köpfe zu verwirren, um sie mit Mißtrauen gegen die Wissenschaft zu erfüllen und sie dem Autoritätsglauben in die Arme zu treiben.

Es ist nicht meine Absicht, die Philosophie gegen diese Vorwürfe zu verteidigen oder zu untersuchen, ob und wie viel Wahrheit darin sein mag. Mir lag nur daran, ihre Ursache in der geschichtlich gegebenen Stellung der neueren Philosophie zu zeigen. Sie werden dauern, so lange die Ursache dauert, das heißt, so lange der feindliche Gegensatz zwischen der Kirchenlehre und der Wissenschaft dauert. So lange wird die Kirche gegen eine Philosophie eifern, die die Konsequenzen der Wissenschaft gegen die überlieferte Lehre geltend macht, mehr als gegen die wissenschaftliche Einzelforschung, die der Natur der Sache nach nur an einen engen Kreis sich wendet, auch leicht dem Zusammenstoß mit der Kirchenlehre ausweichen kann. Und ebenso lange wird von der anderen Seite der Verdacht der inneren Unwahrheit gegen eine Philosophie sich wenden, die von Grenzen der menschlichen Erkenntnis und von dem Recht einer religiösen Weltanschauung neben der wissenschaftlichen Forschung redet. Und um so schwieriger wird ihre Lage, je mehr jener Gegensatz an Schärfe zunimmt. „Der Materialismus ist das notwendige Korrelat des Jesuitismus: das Wasser in diesen kommunizierenden Röhren steht stets gleich hoch"; dies Wort Paul de Lagarde's wird man überall in der Geschichte bestätigt finden; es gilt von dem protestantischen Jesuitismus [illegible] als von dem katholischen. Jede Versteifung des Konfessionszwanges steigert die Erbitterung auf Seiten der Opposition und steigert auf beiden Seiten die Erbitterung gegen die Philosophie: die Kirche verfolgt in ihr die gefährlichere Vorkämpferin des Unglaubens, der Radikalismus sieht in ihr eine unzuverlässige oder treulose Bundesgenossin, die auch im jenseitigen Lager Beziehungen unterhält. Erst mit der Versöhnung der Wissenschaft und des Glaubens, worunter denn nicht ein System der Dogmatik zu verstehen ist, wird die Philosophie selber Frieden haben. Bis dahin wird es ihre Aufgabe bleiben, unbekümmert um die Geschosse von beiden Seiten auf ihrem Posten zwischen den beiden feindlichen Heerhaufen auszuhalten, ihr Schild ein gutes Gewissen, ihr Wahlspruch: keinem zu eigen, als allein der Wahrheit.

Zum Schluß noch ein Wort über die Behandlungsweise.

Ich habe mir überall zwei Aufgaben gestellt: 1) die philosophischen Probleme mit ihren möglichen Auflösungen zu entwickeln und zugleich die Lösung darzulegen und zu begründen, die mir als die richtige erscheint; 2) die geschichtliche Entwickelung des philosophischen Denkens an jedem Punkt wenigstens mit einigen Strichen anzudeuten. Daß beide Betrachtungen regelmäßig zu dem gleichen Ziel führen, geschieht wohl durch eine Art prästabilierter Harmonie; so weit ich sehe, hat bisher noch jeder Denker seine Gedanken einerseits als die durch die Thatsachen geforderte Lösung, andererseits auch als das Ziel der geschichtlichen Entwickelung selber empfunden und Anderen einleuchtend zu machen gesucht. Natürlich, die Auswahl der geschichtlich bedeutsamen Punkte, wodurch die Richtungslinien der Entwickelung bestimmt werden, geschieht schließlich immer nach der Zusammenstimmung mit den eigenen Gedanken; wie nach dem alten Wort der Mensch das Maß der Dinge ist, so sind die eigenen Gedanken das Maß der fremden.

Auf einen Vorwurf bin ich gefaßt: daß ich die Verschiedenheiten der idealistischen Systembildungen zu sehr vernachlässige oder durch harmonisierende Darstellung unterdrücke. Ich habe diesem Vorwurf nicht ausweichen wollen. Es handelte sich hier nur darum, in großen Umrissen die Hauptzüge der Gedankenbildung geschichtlich nachzuweisen, dabei mußten die Unterschiede zurücktreten. Plato und Aristoteles, Spinoza und Leibniz, Hume und Kant, Fechner und Lotze sind gewiß sehr verschiedene Geister und auch die Unterschiede ihrer philosophischen Systeme sind groß; ihnen selbst erschienen sie so. Und doch kann es angemessen sein, einmal die Unterschiede zu übersehen und nur die großen gemeinsamen Züge hervortreten zu lassen. Im geographischen Unterricht legen wir dem Schüler zuerst Karten vor, die nur in großen Zügen die Umrisse der Länder und Meere, die Hauptgebirgssysteme und die großen Wasseradern zeigen. Spezialkarten mit massenhaftem Detail würden ihn nur verwirren. Mir kommt vor, daß es dem Schüler mit der Geschichte der Philosophie nicht selten ähnlich geht; wird sie ihm gleich mit den endlosen großen und kleinen Verschiedenheiten der Ansichten und Beweisführungen vorgelegt, so ist der Erfolg leicht ratlose Verwirrung und das Ende ein heilloser Skeptizismus: die Lehre der Geschichte der Philosophie

sei, daß hier jeder wider den andern und also das ganze Unternehmen ergebnislos auslaufe.

Dem gegenüber wünschen die hier gebotenen geschichtlichen Andeutungen die Überzeugung zu erwecken, daß die so viele Jahrhunderte alte Arbeit des philosophischen Nachdenkens nicht vergeblich gewesen ist, vielmehr zu einer in den großen Grundzügen einstimmigen Weltanschauung führt, deren Bild sich immer schärfer herausarbeitet. Die Geschichte der Philosophie ist ebenso gut als die Geschichte jeder andern Wissenschaft der Weg zur Wahrheit. Freilich fehlt es auch hier nicht an Abwegen und Umwegen. —

Sollten Kenner sich herbeilassen, dies Buch zu lesen und dann urteilen, daß sie dabei ihre Rechnung nicht gefunden hätten, so wird mich das nicht allzu sehr schmerzen; ich bin in meinem Leben noch niemand begegnet, der Kennern etwas recht gemacht hätte, zumal in Deutschland, das an Kennern auf allen Gebieten des Wissens so reich ist. Mich aber wollen sie nicht anklagen, daß ich sie getäuscht habe: eine Einleitung wird ja nicht für Kenner geschrieben.

Wenn das Buch alten Zuhörern in die Hände kommt, so bitte ich sie, es als einen Gruß des Verfassers und eine Erinnerung an einst gemeinsam verlebte Stunden zu betrachten. Gern gebe ich mich auch der Hoffnung hin, daß dem einen und andern Leser meiner Ethik die hier vorgelegten Betrachtungen eine nicht unerwünschte Ergänzung mancher dort nur angedeuteten Gedankenreihen bieten.

Steglitz bei Berlin, 6. August 1892.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Ich habe der neuen Auflage nichts mitzugeben als den Ausdruck der Freude darüber, daß in einer so aufgeregten und nach Aufregendem, besonders nach aufregender Lektüre verlangenden Zeit ein so wenig aufregendes Buch, wie das vorliegende, so schnell sich einen Kreis von Lesern und Freunden gewonnen hat. Es scheint also doch unserer Zeit an Liebhabern des „alten Wahren" nicht so sehr zu fehlen, als jemand annehmen könnte, der nur nach dem Anblick urteilte, den die Auslagen unserer Buchhandlungen mit ihren kreuz und quer beschriebenen und in allen Farben prangenden Bücherumschlägen gegenwärtig bieten.

Die Veränderungen in dieser neuen Auflage gehen nicht tiefer, als daß an der Ausführung hin und wieder ein wenig gebessert ist.

Die etwas herausfordernde Wendung, mit der im Vorwort zur ersten Auflage das Urteil der „Kenner" abgelehnt wurde, ist von kundigen Beurteilern dem Buch nicht nachgetragen worden. Nur Einer hat sich als „Kenner" geltend gemacht und mit strenger Richtermiene ihm das Urteil gesprochen, es ist der Rezensent der Gött. Gel. Anzeigen. Er findet, das Buch sei freilich nichts für Kenner, aber auch nichts für Nichtkenner. „Jugend in Philosophie einführen, heißt sie einführen in Arbeit, schwere Denkarbeit."

So schwere Denkarbeit, als in Göttingen vom Meister und den Schülern verrichtet wird, ist freilich nicht jedermanns Sache. Versuche man denn dort, „ein richtiges Bild von dem, was Philosophie außer bloßer Popularphilosophie stets wollte, in die Seelen der Jugend fallen zu lassen." Mir aber gönne man meine Weise und gestatte mir dabei, eines Sprüchleins Goethe's mich zu getrösten:

„Was willst du, daß von deiner Gesinnung
Man dir nach ins Ewige sende?"
Er gehörte zu keiner Innung,
Blieb Liebhaber bis ans Ende.

Steglitz, 13. März 1893. Fr. Paulsen.

Inhalt.

Einleitung. Wesen und Bedeutung der Philosophie.

Seite

1. Das Verhältnis der Philosophie zur Religion und Mythologie 3
2. Das Verhältnis der Philosophie zu den Wissenschaften 15
3. Einteilung und Grundprobleme der Philosophie 45

Erstes Buch. Die Probleme der Metaphysik.

Erstes Kapitel. Das ontologische Problem.

1. Zur geschichtlichen Orientierung 55
2. Der Materialismus und seine Begründung 63
3. Über die praktischen Konsequenzen des Materialismus 70
4. Kritik des Materialismus. Parallelistische Theorie von dem Verhältnis des Physischen und Psychischen 77
5. Konsequenzen der parallelistischen Theorie. Allbeseelung 91
6. Vom Wesen der Seele. Intellektualistische und voluntaristische Psychologie. Das Unbewußte 116
7. Über das Wesen der Seele, ihre metaphysische Konstitution und ihren Sitz im Leibe 133

Zweites Kapitel. Das kosmologisch-theologische Problem.

1. Thatsachen und Hypothesen 150
2. Atomistische und teleologisch-theistische Naturerklärung 155
3. Kritik des teleologischen Beweises 163
4. Die Entwickelungstheorie 186
5. Die Entwickelung im Gebiet des geistig-geschichtlichen Lebens 199
6. Unzulänglichkeit einer atomistischen Metaphysik. Begriff der Wechselwirkung 212
7. Kausalität und Finalität 224
8. Pantheismus und Weltseele 239
9. Das Verhältnis des pantheistischen Gottesbegriffs zur Religion . . . 251
10. Geschichtliche Entwickelung der Gottes- und Weltvorstellung 274
11. Das Verhältnis von Wissen und Glauben 322

Zweites Buch. Die Probleme der Erkenntnistheorie.

Einleitendes.

Erstes Kapitel. Das Problem des Wesens, oder das Verhältnis der Erkenntnis zur Wirklichkeit. Seite

1. Die idealistische Gedankenreihe 354
2. Wiederherstellung der realistischen Auffassung für die Innenwelt. . . . 362
3. Die Erkenntnis der Außenwelt 379

Zweites Kapitel. Das Problem des Ursprungs der Erkenntnis.

1. Der Rationalismus 388
2. Der Empirismus 394
3. Der formalistische Rationalismus Kants 400
4. Kritische Anmerkungen zu Kants Erkenntnistheorie 409

Anhang. Die Probleme der Ethik 432

Einleitung.

Wesen und Bedeutung der Philosophie.

Es gab eine Zeit und sie liegt noch nicht so gar weit hinter uns, wo die Ansicht weit verbreitet war, Philosophie sei eine Sache, die sich überlebt habe; an ihre Stelle seien die positiven Wissenschaften getreten. Als eine Art Vorstufe der wissenschaftlichen Erkenntnis möge sie ihre Zeit und ihr Recht gehabt haben; jetzt dagegen seien jene Versuche, durch allgemeine Spekulationen zur Erkenntnis der Welt und der Dinge zu gelangen, überlebt und abgethan. Nur als ein unschädliches Spiel für unfruchtbare, zu eigentlich wissenschaftlicher Arbeit nicht angelegte Köpfe möge sie noch eine Weile ein harmloses Dasein fristen, keineswegs aber könne die Beschäftigung mit ihr Allen, die auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machen, als Pflicht zugemutet werden.

Es kann hier unerörtert bleiben, ob die Philosophie an dieser Mißachtung, der sie um die Mitte des Jahrhunderts verfallen war, selber einige Schuld hat. Es ist a priori wahrscheinlich. Nirgends war die Geringschätzung härter als in Deutschland; sie trat hier ein in zeitlicher Folge auf die Herrschaft der spekulativen Philosophie; es liegt nahe, einen ursächlichen Zusammenhang zu vermuten und in der Verachtung aller Philosophie die Reaktion gegen die Selbstüberhebung zu erblicken, mit der die spekulative Philosophie und ihre Jünger die wissenschaftliche Forschung nicht minder als den gesunden Menschenverstand beleidigt hatten. Nachdem sich der deutsche Leser lange genug durch harte Worte hatte einschüchtern, durch trüben Tiefsinn imponieren und durch den Vorwurf der Seichtigkeit das, was er verstand, verdächtig machen lassen, faßte er endlich doch ein Herz und entschloß sich, nun alles gering zu schätzen, was an jene peinlichen Erinnerungen rührte. Hätte Hegel Kants Alter erreicht, so hätte er

selber noch den Rückschlag erlebt. Statt seiner litten nun Andere, wie Fechner und Lotze, unter der Gleichgültigkeit, die sie nicht verschuldet und nicht verdient hatten.

Inzwischen ist eine neue Zeit herbeigekommen. Ist auch die Verachtung der Philosophie noch nicht ausgestorben, so darf man doch sagen, sie ist für das letzte Drittel des Jahrhunderts nicht mehr charakteristisch, wie sie es für das zweite war. Die Philosophie hat begonnen von der öffentlichen Geringschätzung sich zu erholen; sie gewinnt wieder die Teilnahme größerer Kreise; im besonderen ist auch ihr Verhältnis zur wissenschaftlichen Forschung wieder ein freundlicheres geworden.

Es kehrt damit der natürliche Zustand zurück. Denn in Wahrheit ist Philosophie so wenig eine Sache, die sich überlebt hat, oder die bloß einige leere und abstruse Köpfe angeht, daß sie vielmehr eine Angelegenheit aller Zeiten und aller Menschen ist. Ja, man kann sagen, Philosophie ist nicht eine Sache, die man haben oder auch nicht haben kann, auf gewisse Weise hat jeder Mensch, der sich über die Dumpfheit tierischen Dahinlebens erhebt, eine Philosophie. Es fragt sich bloß, was für eine, ob eine aus einigen zufälligen Wissensfragmenten und Gedankensplittern zusammengezimmerte, oder eine durchdachte und auf allseitiger Betrachtung der Wirklichkeit beruhende.

Was das intellektuelle Leben des Menschen von dem der Tiere unterscheidet, das ist die Fähigkeit theoretischer Betrachtung und die Richtung auf das Ganze. Das Tier sieht und hört, hat auch wohl Vorstellungen und Erinnerungen, aber es verweilt nicht dabei; sie kommen und gehen vereinzelt, wie es der Naturlauf fügt, sie haben ihre Bedeutung nur als Motive für den Willen. Im Menschen reißt sich die intellektuelle Thätigkeit vom Dienst des Bedürfnisses los; das theoretische Interesse erwacht; er sammelt und betrachtet die Elemente, welche die Wahrnehmung bietet, und kommt nicht zur Ruhe, bis er sie zu einer einheitlichen Gesamtanschauung der Dinge verknüpft hat. Praxis und Technik lassen an dem Einzelwissen sich genügen; das theoretische Interesse ist auf das Ganze gerichtet. So entsteht Philosophie. Sie ist im allgemeinsten Sinne des Wortes nichts anderes, als der stets wiederholte Versuch, ein Ganzes von Vorstellungen

und Gedanken über Gestalt und Zusammenhang, über Sinn und Bedeutung aller Dinge zu gewinnen.

Es ist offenbar, daß in diesem Sinne jedes Volk und jeder Mensch, wenigstens jeder normal entwickelte Mensch Philosophie hat. Auch der einfache Mann aus dem Volke hat eine Philosophie; sein Katechismus mag ihm die Grundzüge dazu geliefert haben; er weiß eine Antwort auf die Frage nach Ursprung und Bestimmung der Welt und des Menschenlebens. In diesem Sinne haben auch die Naturvölker eine Philosophie; auch der Indianer und Neuseeländer hatte sich eine Vorstellung von dem Weltganzen und seinem räumlichen Aufbau gemacht, er wußte eine Antwort auf die Frage nach dem Woher und Wohin der Dinge und sah zwischen den kosmischen Begebenheiten und dem menschlichen Leben einen sinnvollen Zusammenhang.

In diesem Sinne ist also Philosophie eine allgemein menschliche Funktion. Soweit es geistiges Leben giebt, so weit giebt es auch Philosophie.

1. Das Verhältnis der Philosophie zur Religion und Mythologie.

Der übliche Sprachgebrauch faßt nun freilich den Begriff der Philosophie enger. Wir pflegen nicht mehr, wie es früherem Sprachgebrauch allerdings geläufig war, von einer Geschichte der Philosophie vor der Sündflut zu reden; auch nennen wir den Inhalt des Katechismus oder die Vorstellungen der Naturvölker vom Weltganzen nicht Philosophie, sondern unterscheiden sie von dieser als Mythologie oder Religion. Natürlich ist es nicht meine Absicht, diese Unterscheidung aufzuheben oder zu verwischen; vielmehr will ich versuchen, sie zu definieren und dadurch auch das Wesen der Philosophie näher zu bestimmen.

In zwei Stücke läßt sich der Unterschied fassen, es ist ein Unterschied des Subjekts und der Funktion. Was den ersten Unterschied anlangt, so ist Subjekt oder Träger der mythologischen Weltvorstellung der Gesamtgeist, der Philosophie der Einzelgeist. Wo wir immer von Philosophie reden, da ist sie das Erzeugnis individueller Geistesarbeit; es giebt keine Philosophie ohne einen Philosophen; darum wird sie nach seinem Namen genannt: platonische, spinozistische, kantische

Philosophie. Mythologie dagegen geht, wie Sage und Sprache, nicht aus bewußter Arbeit eines Einzelnen hervor, sondern ist ein Erzeugnis des Gesamtgeistes. Wie es keinen Erfinder der Sprache giebt, so auch nicht der ursprünglichen mythisch-religiösen Weltanschauung, die übrigens in ihrem Ursprung mit Sprache und Dichtung aufs engste zusammenhängt. Von einem Stifter der ägyptischen oder der griechischen Religion redet in unserem Jahrhundert niemand mehr. Die christliche oder die muhammedanische Religion hat einen Stifter; aber hier handelt es sich nicht um die ursprüngliche Hervorbringung einer vorher nicht vorhandenen Vorstellungswelt, sondern nur um eine Umbildung, die übrigens weniger auf die theoretische, als auf die praktische Seite geht.

Der Verschiedenheit des Subjekts entspricht die Verschiedenheit der Funktion. Philosophie wird durch die Arbeit des forschenden und denkenden Verstandes hervorgebracht; die mythisch-religiöse Weltanschauung ist ein Erzeugnis der dichterischen Phantasie, welche die gegebenen Anschauungen kombiniert, ergänzt und aus der Beziehung zu einer von ihr geschaffenen transcendenten Welt deutet. Alle Ereignisse am Himmel und auf der Erde werden, wenn auch nicht in systematischer Durchführung, so doch gelegentlich als Willensbethätigungen jenseitiger Mächte aufgefaßt, die zu dem Ich in freundlicher oder feindlicher Beziehung stehen, Förderung oder Hemmung seiner Zwecke verheißen. Alle Erklärung der Dinge hat die Form der Deutung des Warum und Wozu.

Die Philosophie dagegen beginnt mit der verstandesmäßigen Auffassung, die dadurch charakterisiert ist, daß sie die Dinge nimmt, wie sie sind. In erster Linie auf die Frage nach dem Was und Wie, statt der Frage nach dem Wozu gerichtet, sucht sie zunächst die Erscheinungen als solche und ihre Beziehungen in Raum und Zeit festzustellen. Auf diesem Wege gelangt sie zur Erkenntnis gesetzmäßiger Zusammenhänge und mit ihrer Hülfe versucht sie dann mit fortschreitender Vollkommenheit die Konstruktion der Dinge im Großen. Das ist das wissenschaftliche Verfahren. Philosophie ist ursprünglich gar nichts anderes als wissenschaftliche Erkenntnis der Wirklichkeit im Unterschied oder im Gegensatz zur mythisch-religiösen Weltvorstellung.

Damit ist gegeben, daß die Form, in der Philosophie und mythisch-

religiöse Weltvorstellung dem Einzelnen innewohnen, verschieden ist: an der Philosophie hat das Individuum durch Denken, an Mythologie und Religion durch Glauben Teil. Eine geglaubte Philosophie ist ein innerer Widerspruch, nicht minder eine erdachte Religion. Das gilt auch von den höchsten Religionsformen, der Einzelne hat an ihnen Teil nicht als denkendes und forschendes Individuum, sondern als Glied eines Volkes, eines geschichtlichen Lebenskreises; sie ist in ihm wesentlich als etwas, das er empfangen hat; wogegen ihm Philosophie, auch wenn ihr Gedankengehalt nicht zuerst von ihm hervorgebracht worden ist, als etwas von ihm Erarbeitetes erscheint, das er wohl auch durch eignes Denken hätte ursprünglich hervorbringen können.

Aus dem angedeuteten inneren Verhältnis der Philosophie und Religion fällt Licht auf die in der Geschichte des geistigen Lebens so bemerkenswert hervortretende Thatsache, daß zwischen ihnen vielfach ein feindlicher Gegensatz herrscht. In ihren beiden großen Entwickelungen, im Altertum und in der Neuzeit, steht die abendländische Philosophie meist in einem gespannten Verhältnis zur überlieferten religiösen Weltanschauung, das nicht selten in offene Feindseligkeit ausbricht. In der Geschichte der griechischen Philosophie ist das bekannteste Beispiel feindlichen Zusammenstoßes die Verurteilung und Hinrichtung des Sokrates als Verächters der Götter und Verderbers der Jugend. Doch steht der Fall nicht ganz vereinzelt da. Und in der Neuzeit weist die Geschichte der Philosophie kaum ein Blatt auf, das nicht von Kämpfen, inneren und äußeren, erzählte. Die Vorkämpfer und Bahnbrecher der neuen Gedanken sind alle von offiziellen oder freiwilligen Hütern der überlieferten Lehre bekämpft und verfolgt worden, wie sie denn auch ihrerseits als Gegner des herrschenden Systems sich fühlten. Ich erinnere nur an Bruno und Galilei, an Descartes und Spinoza, an Hobbes und Locke, an Voltaire und Rousseau, an Leibniz und Wolff, an Kant und Fichte: sie alle sind als Feinde behandelt worden, sei es indem man sie in Person verfolgte und bestrafte, oder ihre Schriften verbot und durch den Henker verbrennen ließ, oder wenigstens ihrer Lehrthätigkeit mit Verboten und Verdächtigungen nach oben und nach unten entgegentrat. Der Kampf ist auch gegenwärtig noch nicht erloschen, wenngleich die alten Mittel meist außer Gebrauch gekommen sind. Auch heute noch wird eine neue

Philosophie nicht bloß auf ihre Wahrheit, sondern ebenso auf ihre Verträglichkeit mit der geltenden Lehre geprüft und, wenn sie in dieser Prüfung nicht besteht, als schlecht und verderblich verworfen.

Die Ursache des feindseligen Verhältnisses liegt offenbar in der nahen Verwandtschaft. Es ist der Kampf feindlicher Brüder oder also Schwestern. Die ältere verlangt Anerkennung ihrer Autorität, die jüngere strebt sich dieser zu entziehen, sie will nicht mehr als ancilla theologiae dienen, sondern frei und selbständig ihr Werk treiben. Es ist zuletzt der Kampf des Individuums um seine Freiheit gegen den Gesamtgeist. Überall findet die Philosophie bei ihrem Entstehen die ältere, aus dem Kollektivdenken entsprungene Form der Weltanschauung vor. Der Gesamtgeist ist älter als der individuelle; auf primitiver Entwickelungsstufe ist die Gattung alles, das Individuum bloßes Exemplar der Gattung: wie es im Handeln und Urteilen durch die Sitten, so ist es im Denken durch die religiösen Vorstellungen und Gedanken der Gesamtheit gebunden; die Möglichkeit besonderer Gedanken liegt ihm völlig fern. Allmählich aber findet mit der aufsteigenden Entwickelung Differenzierung und Individualisierung statt. Es kommt der Mut, etwas besonderes zu sein und damit auch der Mut, besondere Gedanken zu haben. Die Verwunderung ist nach Aristoteles, der Zweifel nach Descartes der Anfang der Philosophie. Beides ist eins, das Aufwachen nämlich des individuellen Denkens, das bisher durch die allgemeinen Gedanken beschwichtigt oder im Schlaf gehalten worden war. Gegen den Zweifel oder die Verwunderung und ihren Versuch, sich neue und besondere Gedanken über die Welt und die Dinge zu machen, erhebt sich nun das alte allgemeine Denken, als gegen eine seltsame und unerhörte Anmaßung: warum willst du dir nicht an den anerkannten und von den Vorfahren überlieferten Gedanken genügen lassen? Das ist frevelhafte Überhebung, die zu unterdrücken Recht und Pflicht ist; um so mehr als die Überschreitung der allgemeinen Gedanken doch nur der Überschreitung der Sitte den Weg ebnen oder ihr zur Beschönigung dienen soll.

In der alten Welt fehlt es den Bestrebungen, sich der Philosophie zu erwehren, an Zusammenhang und Konsequenz; weder war die mythisch-religiöse Weltanschauung innerlich zu einem einheitlichen

System durchgebildet, noch hatte sie eine äußere Organisation, die sie wehrhaft und widerstandsfähig gemacht hätte. Daher die Philosophie hier bald volle Freiheit erreichte. Anders lag die Sache in der Neuzeit. Die christliche Religion hat, schon im Altertum und dann wieder im Mittelalter, so viel Philosophie in sich aufgenommen, daß sie selbst ein allumfassendes Lehrsystem bildet, das keinen Raum für freie Gedankenbildung läßt. In der Kirche mit ihrem Verwaltungssystem und ihrem Unterrichtswesen hat sie die äußere Organisation, wodurch sie befähigt ist, allgegenwärtig Abweichungen in der Lehre sogleich zu bemerken und ihr mit gesammelter Autorität entgegenzutreten. Darum ist hier der Kampf so viel heißer und länger gewesen. Er ist auch keineswegs schon beendet, wenngleich in unserer Zeit die Forderung der Unterwerfung der Philosophie unter das kirchliche Lehrsystem kaum mehr prinzipiell gestellt wird, wenigstens nicht auf protestantischem Boden. Eine Neigung dazu regt sich freilich auch hier noch hin und wieder, und wenn es einmal gelingen sollte, die theologischen Fakultäten unter die kirchliche Autorität zurückzubringen, dann würde voraussichtlich der Versuch nicht lange auf sich warten lassen, auch die Philosophie wieder unter Kontrolle zu stellen. Einstweilen ist dazu allerdings geringe Aussicht.

Wie wird dieser Kampf ausgehen? Wird er ewig dauern? Wird er zu friedlichem Ausgleich führen? Oder wird er mit dem definitiven Unterliegen oder dem Untergang einer der Gegnerinnen enden?

In weiten Kreisen ist heutzutage die letztere Ansicht die herrschende. Die Religion, so glaubt man, ist im Aussterben begriffen; Wissenschaft und Philosophie haben ihr die Wurzeln abgegraben, das Ende wird die Alleinherrschaft der Wissenschaft sein.

Ich vermag mich dieser Ansicht nicht durchaus anzuschließen. In einem bestimmten Sinne wird sie recht haben: die alte mythische Auffassung der Natur ist ohne Zweifel im Zurückweichen begriffen. Der Glaube an Götter und Dämonen, die als Einzelwesen irgendwo Existenz haben und durch gelegentliche Eingriffe den kausalen Zusammenhang des Naturlaufs unterbrechen, ist im Aussterben begriffen und wird nicht wieder lebendig werden, es sei denn, daß Wissenschaft und Philosophie im Abendland wieder erlöschen. Auch macht es hier keinen wesent-

lichen Unterschied, ob man viele derartige Wesen oder nur ein einziges annimmt.

Dagegen glaube ich nicht, daß damit zugleich die Religion aussterben wird. Ich glaube nicht, daß die Menschheit jemals ihr inneres Verhältnis zur Wirklichkeit auf das wissenschaftliche Erkennen einschränken wird. Wäre der Mensch ein rein intellektuelles Wesen, dann möchte er sich an den Bruchstücken von Erkenntnis genügen lassen, welche die wissenschaftliche Forschung nach und nach zusammenträgt. Aber er ist nicht bloßer Verstand, er ist auch und vor allem ein wollendes und fühlendes Wesen. Und in dieser Seite seines Wesens hat die Religion ihre tiefsten Wurzeln. Gefühle der Demut, der Ehrfurcht, der Sehnsucht nach dem Vollkommenen, mit der sein Herz in der Anschauung der Natur und der Geschichte erfüllt wird, bestimmen sein inneres Verhältnis zur Wirklichkeit unmittelbarer und tiefer, als es die Begriffe und Formeln der Wissenschaft vermögen. Aus ihnen erwächst die Zuversicht, daß die Welt nicht ein sinnloses Spiel blinder Kräfte, sondern die Offenbarung eines Guten und Großen sei, das er freudig als ein seinem eigenen innersten Wesen Verwandtes anerkennen dürfe. Denn das ist doch das eigentliche Wesen jedes religiösen Glaubens, die Zuversicht, daß in dem, was ich als das Höchste und Beste liebe und verehre, das eigentliche Wesen der Wirklichkeit sich mir offenbart, die Gewißheit, daß das Gute und Vollkommene, worauf das tiefste Sehnen meines Willens gerichtet ist, Grund und Ziel aller Dinge ist.

Diese Gewißheit kommt nicht aus der Wissenschaft, darum kann Wissenschaft sie auch nicht aufheben. Sie hat ihre Wurzeln nicht im Verstand, sondern im Willen. Der Verstand urteilt überhaupt nicht durch die Prädikate gut und schlecht, wertvoll und unwert, er unterscheidet wirklich und unwirklich, wahr und falsch. Er ist ein gegen Wert und Unwert gleichgültiger Registrierapparat des Wirklichen. Der Mensch aber ist mehr als ein Registrierapparat des Wirklichen, darum hat er nicht bloß Wissenschaft, sondern auch Dichtung und Kunst, Glaube und Religion. Einen Punkt wenigstens giebt es, wo jeder über das bloße Wissen, das Registrieren von Thatsachen, hinausgeht, das ist sein eigenes Leben und seine Zukunft: er legt einen Sinn in sein Leben und giebt ihm die Richtung auf etwas, was noch nicht ist, aber sein wird, durch seinen Willen sein wird.

So entspringt ihm neben dem Wissen ein Glaube: er glaubt an die Verwirklichung dieses seines Lebensziels, wenn anders es ihm Ernst darum ist. Da aber sein Lebensziel nicht ein isoliertes ist, sondern in dem geschichtlichen Leben eines Volkes, zuletzt der Menschheit beschlossen ist, so glaubt er auch an die Zukunft seines Volkes, an die siegreiche Zukunft des Wahren und Rechten und Guten in der Menschheit. Wer immer sein Leben an eine Sache setzt, glaubt an seine Sache, und dieser Glaube, sein Bekenntnis mag im übrigen sein, welches es will, hat immer etwas von der Form einer Religion.

Setzt so der Glaube zunächst innerhalb der Geschichte zwischen dem Wirklichen und Wertvollen einen inneren Zusammenhang, sieht er in ihr etwas wie eine den Dingen selbst innewohnende Vernunft oder Gerechtigkeit für das Rechte und Gute Partei nehmen und es siegreich gegen alle widerstrebenden Mächte hinausführen, so führt von hier aus ein natürlicher Fortschritt weiter. Das menschlich-geschichtliche Leben ist wieder nicht ein isoliertes, es ist in den allgemeinen Naturlauf so eingebettet, daß es auf keine Weise davon gelöst werden kann. Gilt nun dort das Gesetz, daß die Wahrheit gegen die Lüge, das Recht gegen das Unrecht, das Gute gegen das Böse trotz dem entgegenstehenden Schein im Grunde und auf die Dauer das Starke und Siegreiche ist, wie sollte es nicht zulässig sein, dies Verhältnis allgemein zu setzen und an eine die ganze Wirklichkeit umfassende Macht des Guten zu glauben? Am wenigsten, scheint es, sollten dem diejenigen widersprechen, die so entschieden die Gesetzmäßigkeit des Weltlaufs und die Eingeschlossenheit der Geschichte in den allgemeinen Naturlauf behaupten. Wer an einen stetigen Fortschritt, an einen sich verwirklichenden Sinn in der Geschichte glaubt, und zugleich das Menschheitsleben als einen Ausschnitt aus dem allgemeinen Naturleben faßt, der hat darin die Voraussetzungen, die ihn, wenn er nicht von dem einen oder dem andern abfallen will, zum Glauben an einen Sinn in den Dingen überhaupt führen müssen; zum Glauben, nicht zum Wissen und Beweisen, denn schon der Sinn in der Geschichte, ja der Sinn im eigenen Leben ist nicht Sache des Wissens und Beweisens.

Was hindert hieran? Sind es die schlechten Beweise, die die gute Sache so verdächtig gemacht haben, daß man es jetzt dem Ver-

stande, der die Beweise verwirft, schuldig zu sein glaubt, auch die Sache wegzuwerfen? — Wobei denn das Wunderliche herauskäme, daß nach dieser Ansicht die eigentliche letzte Leistung und Aufgabe der Wissenschaft in der Welt darin bestünde, zu zeigen, daß der Glaube an Sinn und Vernunft in den Dingen Unsinn und Aberglaube sei.

In dieser Richtung liegt die Möglichkeit des Friedens zwischen Wissen und Glauben, zwischen Philosophie und Religion, die Möglichkeit eines wirklichen und dauernden Friedens, nicht eines faulen Kompromisses, wie es wohl auf Kosten der Wahrheit geschlossen wird, auch nicht eines gleichgültigen oder geringschätzigen sich aus dem Weg gehens, sondern eines Friedens, der auf freier gegenseitiger Anerkennung beruht. Der erste Schritt dazu ist reinliche Auseinandersetzung der Aufgaben. Vor allem muß die Religion aufhören, alter Übung folgend, in das Geschäft der Wissenschaft sich einzumischen. Sie muß der Untersuchung der natürlichen und geschichtlichen Wirklichkeit volle Freiheit einräumen, sie darf ihr weder Grenzen ziehen, noch die Resultate vorschreiben wollen; das hieße der Wissenschaft ans Leben greifen. Und sie mag es thun ohne Sorge, daß sie damit sich selber aufgebe. Die Wissenschaft wird nie das Gemüt des Menschen ganz erfüllen, so wenig als sie jemals die Wirklichkeit bis auf den Grund erschöpfen wird. Das wird sie desto leichter erkennen, je sicherer sie vor Übergriffen in ihr eigenes Gebiet ist, und dann wird sie zugleich anerkennen, daß sie die Religion nicht ersetzen kann, daß neben ihrer Aufgabe für eine andere Raum ist, die sie nicht lösen kann. Neben der Frage nach dem Was und Wie erhebt der Mensch unvermeidlich die Frage nach dem Wozu? Hierauf hat zwar auch die Philosophie stets versucht eine Antwort zu geben. Auf das Ganze des Lebens blickend, versucht sie sein Ziel oder höchstes Gut zu bestimmen, und auf das Ganze der Dinge blickend, versucht sie es in seiner Beziehung zum höchsten Gut zu fassen. Aber mehr und mehr hat sie sich überzeugt, daß dies Unternehmen mit den Mitteln des wissenschaftlichen Erkennens nicht durchführbar ist, daß, mit Goethe zu reden, die Existenz durch die menschliche Vernunft dividiert, nicht ohne Rest aufgeht. So bleibt der Religion die Aufgabe, den Sinn der Dinge, nicht mit Begriffen für den Verstand, aber mit heiligen Sinnbildern für das Gemüt zu deuten.

Das geschichtliche Verhältnis von Wissenschaft, Philosophie und Religion kann man nun so aussprechen. Ursprünglich sind alle drei eins. Kausale Erklärung, theoretische Konstruktion und ideelle Deutung der Wirklichkeit fallen in der religiösen Mythologie zusammen: die Sinnbilder des Vollkommenen dienen zugleich als Erklärungsprinzipien der Natur. Noch in der scholastischen Theologie und Philosophie sind beide Elemente ungetrennt: Gott das höchste Gut und zugleich die erste Ursache, die alle Wissenschaften als Erklärungsprinzip verwenden, Astronomie und Biologie nicht minder als die Geschichte. Die fortschreitende Differenzierung, welche die Entwickelung des geschichtlichen, wie des organischen Lebens überall beherrscht, hat auch hier zur Spaltung geführt. Die Wissenschaft hat sich von der Religion gelöst und verfolgt ihr Ziel, die Beschreibung und kausale Erklärung des Wirklichen, unbekümmert um die Möglichkeit der ideellen Deutung. Die Religion bietet dem Glauben ihre Deutung, unbekümmert um die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Konstruktion; die Dogmenbildung, die etwas wie eine begriffliche Konstruktion des Glaubens sein wollte, hat aufgehört. Zwischen Beiden nimmt eine Mittelstellung ein die Philosophie. Ausgehend vom Wissen, sucht sie als Universalwissenschaft die Frage nach dem Wesen und der Gestalt der Wirklichkeit zu beantworten. Stößt sie schon hier an die Grenzen des menschlichen Erkennens, so wird sie noch entscheidender seiner Unzulänglichkeit inne bei der Frage nach der Bedeutung oder dem Sinn aller Dinge; sie erkennt die Unmöglichkeit, aus einem vorausgesetzten Sinn die Form, oder umgekehrt aus der Gestalt der Wirklichkeit ihren einheitlichen Sinn abzuleiten: die Welt ist ein Mysterium, dessen geheimen Sinn dem Herzen zu offenbaren sie der Verwalterin der Mysterien, der Religion, überläßt.

Die Anerkennung dieser Differenzierung ist die Bedingung des Friedens. Wer daran arbeitet sie rückgängig zu machen, wer die Wissenschaft wieder dem Dogma unterwerfen, oder wer den Glauben in Wissen auflösen will, der verliert seine Mühe und hindert an seinem Teil ein gedeihliches Verhältnis.

Ob der Friede vor der Thür steht? Die Zeichen scheinen günstig. Die Philosophie hat längst die Hand zum Frieden geboten. Es ist der eigentliche Angelpunkt der Philosophie Kants: Wissen und Glauben

zwei Funktionen, die, beide im Wesen des Menschen angelegt, neben einander Raum haben. Beiden ihr Recht zu verschaffen, dem Wissen gegen den Skeptizismus Hume's, dem Glauben gegen die dogmatische Negation des Materialismus, das ist die Summe seines Unternehmens. Um dem Glauben Raum zu schaffen, ist es aber auch notwendig, den positiven Dogmatismus der Wolffischen Philosophie wegzuschaffen: mit dem positiven Dogmatismus steht und fällt der negative. Das meint Kant, wenn er sagt: „ich mußte das Wissen aufheben, um dem Glauben Platz zu machen." Dieses Wissen ist nicht das Wissen der Wissenschaft, sondern das vorgebliche Wissen der transcendenten Schulphilosophie und Schultheologie, deren orthodoxe Form jene ketzerischen Formen notwendig hervorbringt, namentlich dann, wenn sie durch die Staatsgewalt geschützt wird. Darum hält Kant es der Fürsorge der Regierung für die Wissenschaften und die Menschen für weit gemäßer, „die Freiheit einer solchen Kritik zu begünstigen, wodurch die Vernunftbearbeitungen allein auf einen festen Fuß gebracht werden können, als den lächerlichen Despotismus der Schulen zu unterstützen, welche über öffentliche Gefahr ein lautes Geschrei erheben, wenn man ihre Spinnweben zerreißt, von denen doch das Publikum niemals Notiz genommen hat und deren Verlust es also auch niemals fühlen kann" (Vorrede zur 2. Aufl. der Kritik der r. Vern.). Nach dem vorübergehenden Rückfall in den Intellektualismus, der durch die Herrschaft der Hegelschen Philosophie bezeichnet ist, übt die Kantische Philosophie gegenwärtig wieder den breitesten Einfluß; sie hat auf der einen Seite der spekulativen Philosophie, auf der anderen dem dogmatischen Materialismus, die beide, wenn auch in verschiedener Absicht und Richtung, den Glauben durch das Wissen aufzuheben und überflüssig zu machen vorhatten, ein Ende gemacht. Und es sind nicht bloß Philosophen, sondern auch Physiker und Physiologen, die heutzutage an die Kantische Philosophie sich anlehnen. Wenn nun auch verschiedene verschiedenes daraus sich aneignen und wenn für manche die Berufung auf die Erkenntnistheorie Kants im Grunde nichts anders ist, als eine sehr weitläufige Entschuldigung darüber, daß sie überhaupt keine positiven Gedanken über Gott und die Welt haben, so darf doch angenommen werden, daß die neuerliche Ausbreitung dieses Gedankenkreises im ganzen aus der

Neigung hervorgeht, auf dieser Grundlage zum Frieden der Wissenschaft mit der Religion zu gelangen.

Eine Parallele zur Ausbreitung der Philosophie Kants in Deutschland bildet die Ausbreitung des Positivismus in Frankreich und England. So entschieden diese Richtung die Bevormundung der Wissenschaft durch die Kirche ablehnt, ebenso entschieden erkennt sie andererseits an, daß das Wissen, im Gebiet des Relativen einheimisch, nicht bis auf den tiefsten Grund der Dinge reicht, und daß Ausdrücke für eine andere Seite unseres Innenlebens, für ein gefühlsmäßiges Verhältnis zur Wirklichkeit, wie es von jeher die Religion bot, ein Bedürfnis bleibt. Comte und Renan, Mill und Spencer kommen hierin überein.

Auf der anderen Seite ist eine seit kurzem in der protestantischen Theologie so bedeutsam hervortretende Bewegung als hoffnungsvolles Anzeichen zu begrüßen, ich meine die Bewegung, welche darauf abzielt, dem Dogma eine neue Stellung und Bedeutung im kirchlichen Leben zu geben. Gegenüber der Anschauung, die in dem Dogma den Ausdruck theoretischer Wahrheiten sah, denen durch exegetisch-historische Beweisführung, oder durch ontologisch-kosmologische Argumente ein wissenschaftlicher Unterbau, oder durch Spekulation eine begriffliche Auslegung gegeben werden könne und müsse, will die neue Richtung ihm die Bedeutung einer Formel geben, die nicht sowohl den Verstand als den Willen bindet, die nicht beweisbare Aussagen über geschichtliche oder natürliche Wirklichkeit, sondern Bekenntnisse zu absolut anerkannten, das Gemüt erfüllenden und dem Willen Ziel und Richtung gebenden Gütern enthält. An Luther anknüpfend, der mit der Verwerfung der scholastischen Philosophie und Theologie die falsche Einheit von Glauben und Wissen verwarf, will sie die protestantische Theologie aus dem Intellektualismus der Orthodoxie, aus der verstandesmäßigen Demonstrier- und Systemsucht, in die sie alsbald wieder zurückfiel, herausziehen, um das kirchliche Leben auf den Boden des Evangeliums von der Erlösung durch Glauben und Liebe zu stellen.

So kommt man sich von beiden Seiten entgegen. Zum Frieden scheint nur erforderlich, daß sich die Kirche entschließt, aufrichtig und ohne Rückhalt der Wissenschaft zu geben, was der Wissenschaft ist. Sie

hat sich, wenigstens auf protestantischem Gebiet, allmählich darein gefunden, dem Kaiser oder dem Staate zu geben, was des Staates ist; man darf annehmen, sie wird sich auch darein finden, dem Verstande zu geben, was des Verstandes ist, d. h. ihm das ganze Gebiet der natürlichen und geschichtlichen Wirklichkeit zu freiester Erforschung rückhaltlos einzuräumen und anzuerkennen, daß sie weder Mittel noch Grund habe, der auf dem Wege wissenschaftlicher Forschung gewonnenen Erkenntnis in irgend einem Stück entgegenzutreten. Dann werden Philosophie und Wissenschaft aufhören, im Glauben eine Beeinträchtigung der Erkenntnis zu sehen, vielmehr mit Goethe bekennen: „Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche zu erforschen und das Unerforschliche ruhig zu verehren.“*)

Was diese hoffnungsreiche Aussicht zu trüben geeignet ist, das ist der absolut religions-feindliche Radikalismus, der gegenwärtig in der breiten Masse der Bevölkerung um sich greift. Die Feindschaft, die vordem und noch vor einem Menschenalter durch die obrigkeitliche Bevormundung in den Kreisen der Gebildeten erregt wurde, ist jetzt auf die von politischer und gesellschaftlicher Unzufriedenheit erregten Massen übergegangen. Auch hier beruft man sich auf die Wissenschaft: sie habe gezeigt, daß Religion nichts als ein Überlebsel aus der Kindheitsepoche der Menschheit sei, das nur noch durch die politischen und sozialen Interessen der herrschenden Klassen geschützt und erhalten werde. Es ist dieselbe Täuschung, der früher die Bourgeoisie

*) Mit Hinweisung auf den kürzlich ausgebrochenen Kampf um das Apostolikum ist zum Vorstehenden bemerkt worden, daß sich die Prophezeiung des ewigen Friedens auch hier wieder als Täuschung erwiesen habe. — So leicht gebe ich die Voraussicht doch nicht preis. Das habe ich nicht erwartet, daß die Richtung, die in der Theologie vor einem Menschenalter herrschend war, ohne weiteren Kampf das Feld räumen werde; der Winter zieht auch nicht ab, ohne noch mit einigen Schneestürmen dem Frühling den Einzug streitig zu machen. Aber der Frühling kommt doch. Und hierin macht mich der Protestfeldzug der alten Orthodoxie so wenig irre, daß ich darin vielmehr ein günstiges Zeichen erblicke; fühlte sie sich nicht in ihrem Dasein bedroht, sie würde nicht mit solchem Eifer die Wächter auf die Mauern rufen. Aber sie merkt, daß die Tage gezählt sind, daß die Jugend ihre Reihen verläßt, und so sucht sie durch den Wiederhall der Proteste sich im Glauben an ihre große Zahl zu stärken, die Gegner zu erschrecken und wenn möglich das Unabwendbare abzuwenden.

unterlag; der Haß gegen das politische Regiment, das mit der Kirche verbündet war, wendete sich gegen die Religion und machte aus dem Unglauben einen politischen Glaubensartikel. So erscheint jetzt der Atheismus als Glaubensartikel der Sozialdemokratie. Es ist der umgekehrte Katechismus. Und wie die alte Dogmatik, so ist auch diese neue, negative Dogmatik wissenschaftsfeindlich, insofern sie den Geist der Kritik und des Zweifels in ihren Dogmen gefangen nimmt. Der Name Antipfaffen, den ein Führer der sozialistischen Partei jüngst von gewissen Heißspornen der Atheismusdogmatik gebrauchte, ist in der That durchaus bezeichnend. An sich steht die Religion den politischen und sozialen Parteigegensätzen völlig neutral gegenüber; der Glaube an Gott ist mit dem Glauben an die Menschheit und ihre Bestimmung zu brüderlichem Gemeinschaftsleben durchaus vereinbar; und nur die seltsamste Verkennung kann dem Christentum eine zärtliche Schwäche für die Reichen und Wohlgeborenen zuschreiben. Freilich ist diese Verkennung nicht allein und nicht ursprünglich bei der Sozialdemokratie heimisch.

Inzwischen ist der Haß da und wird seine Folgen haben. Überwunden werden kann er nur dadurch, daß der Glaube seine Wahrheit beweist nicht durch Haß und Verachtung und Ketzergerichte, sondern durch rechtschaffene Früchte der Gerechtigkeit und Liebe. Das Christentum selbst aber, das so viele Staatsumwälzungen und Kulturwandlungen, so viele Reiche und Völker überlebt hat, wird auch die Stürme überleben, denen die europäischen Völker jetzt entgegenzugehen scheinen. Ja, wer weiß, ob nicht seine Befreiung von der Umklammerung mit den Interessen der herrschenden Gesellschaftsklassen die Bedingung für eine neue und große Entwickelung seines Lebens ist?

2. Das Verhältnis der Philosophie zu den Wissenschaften.

Mit den Wissenschaften hat die Philosophie, wie schon angedeutet wurde, als Ausgangspunkt die verstandesmäßige Auffassung der Wirklichkeit gemein; sie ist Wissenschaft. Was unterscheidet sie von den anderen Wissenschaften?

Zwei Ansichten scheinen zunächst möglich. Wissenschaften unterscheiden sich durch ihren Gegenstand und ihre Form. Der Unterschied der Philosophie von den andern Wissenschaften scheint demnach ent-

weder in dem Gegenstand, mit dem sie sich beschäftigt, oder in der Art, wie sie ihn behandelt, gesucht werden zu müssen. Beide Ansichten sind aufgestellt worden. Nach der ersten hat die Philosophie ein ihr eigentümliches Wirklichkeitsgebiet, das von keiner andern Wissenschaft in Anspruch genommen wird; in einer Einteilung der Wissenschaften kommt sie demnach als eine den übrigen koordinierte Einzelwissenschaft vor. Nach der andern Ansicht hat sie die Gegenstände mit den andern Wissenschaften gemein, behandelt sie aber auf eigene Art und ist also durch ihre Methode von ihnen unterschieden.

Die letztere Ansicht war in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts bei uns herrschend, es ist die Ansicht der spekulativen Philosophie. Die ganze Wirklichkeit, so nimmt diese an, ist Gegenstand einer doppelten Behandlung, einer philosophischen und einer wissenschaftlichen, einer spekulativen und einer empirischen. In den beiden großen Gebieten der menschlichen Erkenntnis, der Natur und der Geschichte, haben wir nebeneinander Naturwissenschaft und Naturphilosophie, Geschichtswissenschaft und Geschichtsphilosophie. Die Aufgabe der Wissenschaft ist, durch methodische Erfahrung Kunde von den Thatsachen zu erwerben, die Aufgabe der Philosophie dagegen, durch ein ihr eigentümliches Verfahren, das eigentliche Wesen und den innersten Zusammenhang der Dinge darzulegen.

Mit dem Glauben an die spekulative Methode ist diese Ansicht ausgestorben. Unsere Zeit glaubt nicht mehr an die Möglichkeit, durch dialektische Begriffsentwickelung die Gedanken oder den Sinn der Wirklichkeit a priori zu erkennen. Sie kennt, wie nur eine Wirklichkeit, so nur eine Wahrheit und einen Weg zu ihr: die denkende Erfahrung. Erfahrungsloses Denken führt so wenig zur Erkenntnis der Wirklichkeit, als gedankenlose Erfahrung. Der Philosoph hat keine via regia zur Erkenntnis; die reine Spekulation ist in Wahrheit nichts als eine verzerrte Reflexion über Erkenntnisse, die uneingestandener Erfahrung verdankt werden.

Giebt es keine besondere philosophische Methode, so scheint die zweite Ansicht übrig zu bleiben, daß Philosophie durch ihren besonderen Gegenstand von den andern Wissenschaften sich unterscheide. Diese Ansicht ist jetzt vorherrschend. Und so hat man denn auf mancherlei Weise versucht, der Philosophie ein eigentümliches Gebiet abzugrenzen.

Nach einer gegenwärtig ziemlich häufig vorkommenden Ansicht ist der besondere Gegenstand der Philosophie das Erkennen. Kant hat, wenn wir K. Fischer glauben wollen, das Verdienst, der Philosophie zu einer sicheren Stellung unter den Wissenschaften verholfen zu haben, indem er ihr ein besonderes Gebiet verschaffte, das keine andere Wissenschaft in Anspruch nimmt: nämlich das Erkennen. „Objekt der Erfahrung sind die Dinge, Objekt der Philosophie ist die Erfahrung, überhaupt die Thatsache der menschlichen Erkenntnis.“*)

Andere wollen der Philosophie im Gegensatz zu der Naturwissenschaft das Gebiet der inneren Erfahrung zuweisen, sie erklären sie als Geisteswissenschaft. So Lipps in den Grundthatsachen der Psychologie (S. 3). A. Döring dagegen setzt die Philosophie als die Untersuchung der Güter und Werte den übrigen Wissenschaften entgegen, die sich mit dem Wirklichen beschäftigen; in seiner philosophischen Güterlehre (1889) wird die Notwendigkeit dieser Bestimmung durch begriffliche und historische Betrachtung dargelegt. Eine ältere, weit verbreitete Ansicht, die auf gewisse Weise auf Aristoteles zurückgeht, erklärt die Philosophie als die Wissenschaft von den ersten Prinzipien oder von den allgemeinen Grundbegriffen und Voraussetzungen der Einzelwissenschaften.

Mir scheinen auch diese Versuche, die Philosophie gegen die Einzelwissenschaften abzugrenzen, begründeten Bedenken zu unterliegen. Wissenschaft vom Erkennen soll die Philosophie sein. Aber eine solche Wissenschaft hat ja längst einen anderen Namen: Logik oder Erkenntnistheorie. Warum soll sie diesen Namen gegen einen andern vertauschen, noch dazu gegen einen, der schon eine andere und zwar weitere Bedeutung hat; denn nach dem herkömmlichen Sprachgebrauch ist die Logik oder Erkenntnistheorie eine philosophische Disziplin neben anderen. Und dasselbe gilt gegen die beiden folgenden Erklärungen. Die Untersuchungen über das geistig-geschichtliche Leben pflegen wir

*) Geschichte der neueren Philos. III², 16. Ihm stimmt A. Riehl bei in seiner Antrittsrede über wissenschaftliche und nichtwissenschaftliche Philos. (jetzt auch in dem Werk: der philos. Kritizismus u. s. Bedeutung für die positive Wissenschaft II, 2 S. 1 ff.): unwissenschaftlich ist die Philosophie, die nach der Art der griechischen über alle Dinge räsonniert, wissenschaftlich dagegen die Philosophie, die sich seit Locke neben den anderen Wissenschaften als die Wissenschaft vom Erkennen konstituiert hat.

im Gegensatz zu den Naturwissenschaften Geisteswissenschaften zu nennen, und so heißt die Untersuchung der Güter und Werte mit üblichem Namen Ethik oder bildet einen Teil dieser Wissenschaft. Ethik aber und die übrigen Geisteswissenschaften sind nicht die Philosophie, sondern nach herkömmlichem Sprachgebrauch Teile der Philosophie.

Was endlich die Erklärung der Philosophie als Wissenschaft von den Prinzipien anlangt, wie sie z. B. Überweg an die Spitze seiner Geschichte der Philosophie stellt, so wird es vielleicht unvermeidlich sein, auf gewisse Weise darauf zurückzukommen. Dennoch kann man sie in dieser Form nicht gelten lassen. Zuerst wegen ihrer Unbestimmtheit: wo hören die Prinzipien, die Grundbegriffe, von denen die Philosophie handeln soll, auf, wo fängt das Gebiet der andern Wissenschaften an? Soll die Philosophie vom Wesen der Materie, der Kraft, der Bewegung, von Raum und Zeit handeln? Nun, dann muß sie wohl auch von den allgemeinen Eigenschaften der Materie und von den allgemeinen Gesetzen der Bewegung handeln; und damit wäre sie denn mitten im Gebiet der Physik. Soll die Philosophie vom Wesen der Seele, des Lebens, von den Prinzipien des Rechts und des Staates handeln? Aber wo ist dann die Grenze gegen die Politik, die Rechtswissenschaft, die Biologie, die Psychologie zu ziehen? Offenbar kann sie nur durch Willkür, nicht durch Begriffe bestimmt werden; was als prinzipielle Frage anzusehen, was nicht, ist Sache des zufälligen Standpunkts. Die Prinzipien des Pfandrechts oder des Autorrechts sind so gut Prinzipien, als die des Eigentums- oder des Staatsrechts. — Sodann aber: woher soll denn die Philosophie ihre Wissenschaft um die Prinzipien nehmen? Sie soll den empirischen Wissenschaften, so wird gesagt, ihre unbesehenen Grundbegriffe erklären. Aber wie soll sie zur Erkenntnis dieser Dinge kommen? Soll sie die Materie durch die Mittel der Beobachtung und des Experiments erforschen? Aber auf diesem Wege suchen ja auch Physik und Chemie das Wesen der Materie. Hat die Philosophie keine anderen Mittel, so ist ja offenbar, daß diese Wissenschaften keine Philosophie brauchen, um zu erfahren, was es mit der Materie auf sich hat. Und durch die Einrede, daß sie dadurch „die Aufgabe und damit das Wesen und den Begriff einer empirischen Wissenschaft überschritten,"*) würden sie sich

*) Harms, Philos. Einleitung in die Encyklopädie der Physik von Karsten § 89.

schwerlich zurückhalten lassen; was geht uns, würden sie sagen, diese von einem draußen stehenden ganz willkürlich aufgerichtete Grenze an? Oder hat Philosophie einen andern Weg zur Erkenntnis des Wesens der Dinge, als die Wissenschaften? Damit kämen wir auf die Erklärung zurück, die wir eben verworfen haben.

Aber was bleibt dann für ein Unterschied zwischen der Philosophie und den übrigen Wissenschaften? Wenn sie weder durch eine besondere Methode noch durch einen besonderen Gegenstand von ihnen unterschieden ist, dann muß sie ja mit ihnen zusammenfallen.

In der That, dies ist meine Ansicht. Philosophie ist von den Wissenschaften nicht zu trennen, sie ist nichts anderes, als der Inbegriff aller wissenschaftlichen Erkenntnis. Alle Wissenschaften sind Glieder eines einheitlichen Systems, einer universitas scientiarum, deren Gegenstand die gesamte Wirklichkeit ist. Dieses nie vollendete System, an dem die Jahrtausende bauen, das ist die Philosophie. Jede Wissenschaft erforscht einen bestimmten Ausschnitt oder Querschnitt der Wirklichkeit; die Physik betrachtet die Wirklichkeit, sofern sie körperlich ist und gewisse allgemeine Verhaltungsweisen zeigt; die Biologie betrachtet die Lebensvorgänge, die an derselben Materie sich abspielen; die Psychologie betrachtet das Wirkliche von einer anderen Seite, sofern es im Bewußtsein für sich ist: indem wir alle diese Erkenntnisse in eins fassen, um eine Antwort auf die Frage zu geben, was es mit der Wirklichkeit überhaupt auf sich habe, haben wir Philosophie.

Mit einem Bilde: die Wirklichkeit ist dem Menschengeiste als ein großes Rätsel aufgegeben. Alle einzelnen Wissenschaften geben Bestimmungsstücke; der Versuch, die Lösung des Rätsels auszusprechen, den Schlüssel zu dem mysterium magnum des Daseins zu finden, das ist die Philosophie.

Auf diese Auffassung führt auch der Sprachgebrauch. Philosophie ist nach ihm nicht eine Einzelwissenschaft, sondern ein Inbegriff, ein System von Wissenschaften. Man pflegt Logik, Metaphysik, Ethik als Teile der Philosophie zu bezeichnen. Man muß nur einen Schritt weiter gehen und sagen: auch Physik und Chemie und Biologie und Kosmologie, kurz alle Wissenschaften gehören zur Philosophie.

Man wird einwenden: ist das Philosophie, so ist sie eine

unmögliche Sache. Wer wollte diese Aufgabe übernehmen? wer sich dazu bekennen, daß er so etwas wie einen Inbegriff der wissenschaftlichen Erkenntnis besitze oder auch nur erstrebe? Müßte nicht, wer es versuchte, von dem Dilettantismus, um mit Döring zu reden, Profession machen?

Ehe ich auf diese Einwendung eingehe, halte ich es für zweckmäßig, durch eine kurze geschichtliche Übersicht zu zeigen, daß der oben aufgestellte Begriff der Philosophie historisch der allein zutreffende ist. Die Bestrebungen, welche von jeher mit dem Namen Philosophie bezeichnet worden sind, gingen stets auf dies Ziel, auf eine einheitliche, allumfassende Welterkenntnis. Durch eine geschichtliche Nachweisung kann freilich der Begriff der Philosophie nicht eigentlich festgestellt werden; die Begriffe von Wissenschaften sind Begriffe von Aufgaben und in letzter Absicht also von hier aus zu konstruieren; vielleicht sind alle bisherigen Versuche in die Irre gegangen oder suchen eine unmögliche Sache. Immerhin kann aber eine solche geschichtliche Rechtfertigung uns vor dem Vorwurf schützen, daß unsere Erklärung eine willkürliche Privatdefinition sei.

Das Wort Philosophie ist griechischen Ursprungs, und zwar ist es nicht als technischer Ausdruck in die Welt gekommen, sondern gehört ursprünglich dem allgemeinen Sprachgebrauch an. So begegnet es dem Leser Herodots in jener bekannten Erzählung von der Begegnung des Solon mit Krösus. Krösus begrüßt den Athener: das Gerücht von seiner Weisheit und seinen Wanderungen sei schon zu ihm gedrungen; „daß du philosophierend einen großen Teil der Erde um der Betrachtung willen besucht hast.“ Offenbar steht das „um der Betrachtung willen“ hier als Erklärung des Ausdrucks „philosophierend“, was den Solon zum „philosophischen“ Wanderer macht, ist eben der erstaunliche Umstand, daß er auf seinen Zügen nicht, wie der Handelsmann oder der Kriegsmann, einen praktischen Zweck im Auge hat. In ähnlichem Sinne wird das Wort Philosophie von Thukydides, Isokrates u. A. zur Bezeichnung einer allgemeinen theoretischen Bildung, im Unterschied von der technisch-praktischen, gebraucht.*)

*) Stellen bei Überweg, Grundriß der Geschichte der Philosophie, am Anfang des ersten Bandes. Vgl. auch die Darlegung des Begriffs der Philosophie unter den Griechen am Eingang von Zellers Geschichte der griechischen Philosophie.

Wenn wir jetzt von griechischer Philosophie reden, pflegen wir nicht an Solon und die allgemeine Bildung der Athener, sondern an jene Reihe von Männern zu denken, an deren Spitze nach alter Überlieferung der Milesier Thales steht. Warum heißt Thales ein Philosoph, und worin besteht seine Philosophie? Man kann es mit einem Wort sagen: darin, daß er eine allgemeine Theorie der Wirklichkeit aufstellt: aus dem Wasser seien alle Dinge entstanden, ins Wasser kehrten sie zurück. Es ist eine sehr einfache Theorie, aber eben doch eine Theorie, ein erster Versuch, alle Dinge wissenschaftlich zu erklären. Dasselbe gilt von den Nachfolgern; nicht das Wasser, findet ein Anderer, sondern die Luft, oder das Feuer, oder vier Urelemente, oder die Atome sind das allgemeine Prinzip der Wirklichkeit; der Versuch, einen solchen Gedanken durch die ganze Wirklichkeit durchzuführen, das ist die Philosophie des Heraklit, des Empedokles, des Demokrit. Von besonderen Wissenschaften neben der Philosophie ist hier natürlich noch gar nicht die Rede.

Der Name Philosoph ist übrigens diesen Männern erst nachträglich beigelegt worden, sie wurden früher Weise (*σοφοί, σοφισταί*) oder im besonderen Naturforscher (*φυσιολόγοι*) genannt. Erst die Männer, die um den Namen des Sokrates sich sammeln, haben den Ausdruck zum Schulterminus gemacht, Plato und Aristoteles mit ihren Genossen und Schülern nennen sich Philosophen. Was bedeutet das Wort nun hier? Bei Plato wird es zunächst durch einen Gegensatz näher bestimmt, den Gegensatz zum Sophisten. Was unterscheidet beide? Der Sophist erscheint in der platonischen Darstellung als ein Mann, der als Wanderlehrer durch die Städte zieht, um durch Unterricht in allen zur Bildung gehörigen Wissenschaften und Künsten, besonders in der Redekunst, Geld zu erwerben. Er hat also einen praktischen Zweck im Auge, nicht „um der Betrachtung willen", sondern als Handelsmann zieht er durchs Land, als Handelsmann mit Wissen. Und wie der Lehrer, so hat sein Schüler einen praktischen Zweck: er kauft das Wissen, um dadurch seine bürgerliche Stellung,

Ich bemerke noch, daß ich über das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft in dem hier festgehaltenen Sinn schon in Avenarius' Vierteljahrsschrift für Philosophie, Bd. I, 15—50 (1876) gehandelt habe.

seinen Einfluß, sein Vermögen zu mehren. Der Philosoph dagegen ist reiner Betrachter der Dinge, er treibt kein Gewerbe und sucht keinen Gewinn, die Erkenntnis der Dinge ist sein einziger Zweck. Sokrates ist das typische Vorbild; die Wahrheit suchen und Irrtum und Schein zerstören, ist seine Lebensaufgabe; seine Freude ist, geliebte Jünglinge in freiem intellektuellem Verkehr zu gleichem Streben zu entzünden. Dabei liegt etwas von sokratischer Ironie in dem Ausdruck; die Protagoras und Gorgias lassen es sich gefallen, Weise (*σοφοί, σοφισταί*) zu heißen. Sokrates und seine Jünger lehnen es ab, für Inhaber der Weisheit zu gelten; Liebhaber der Weisheit ist ein weniger anspruchsvoller Name.*)

Das Verhältnis der Philosophie zur Wissenschaft bleibt auch in diesem Kreise das alte; sie ist auch hier der einheitliche Inbegriff aller wahren Erkenntnis. Die Wissenschaften sind nicht außer und neben ihr, sondern als Glieder in ihr. Plato hat keine systematisch durchgeführte Gliederung der Wissenschaften; er denkt über alle Dinge, über die Natur der Körper, die Gestalt des Kosmos, das Wesen des Staats, der Seele, der Lust, der Liebe, der Redekunst, der Erkenntnis: das alles ist seine Philosophie. Aristoteles hat zuerst alle Erkenntnis in Fächer geordnet und die einzelnen systematisch abgehandelt, die Logik, die Physik, die Psychologie, die Kosmologie, die Zoologie, die Metaphysik, die Ethik, die Politik, die Ökonomik, die Rhetorik, die Poetik: sie bilden in ihrer Gesamtheit sein philosophisches System, und außerhalb der Philosophie giebt es keine Wissenschaft im eigentlichen Sinn. Denn Geschichte ist keine Wissenschaft, alle Wissenschaft hat es mit dem Allgemeinen oder mit Begriffen zu thun. Und Mathematik tritt dadurch in gewisser Weise aus der Reihe heraus, daß sie nicht, wenigstens nicht unmittelbar, das Wirkliche zum Gegenstand hat.

*) Beide Momente führt die Überlieferung übrigens schon auf Pythagoras zurück. Er soll zuerst, den Namen eines Weisen ablehnend, sich einen Philosophen genannt haben: Niemand sei weise, als Gott; und zugleich die Würde des Philosophen in die reine Betrachtung gesetzt haben: „Das Leben gleicht einem Festschauspiel; zu solchem kommen die Einen, um an den Wettkämpfen sich zu beteiligen, die Andern, um Handel zu treiben, die Besten als Zuschauer. Ebenso im Leben; die gemeinen Naturen gehen auf die Jagd nach Ruhm und Geld, die Philosophen nach Wahrheit." (Bei Diogenes Laertius, Prooem. 8; VIII, 1, 6.)

Das ist die Bedeutung des Worts Philosophie auf dem Boden, wo sie ursprünglich heimisch ist; die Richtung auf universelle Erkenntnis und die rein theoretische Absicht sind ihre wesentlichen Merkmale. Philosophie ist Selbstzweck, nicht Mittel zu einem außer ihr liegenden Zweck, und zwar, so fügen Plato und Aristoteles hinzu, der letzte und höchste Zweck, denn in der vollendeten Erkenntnis des Seienden erfüllt der Mensch seine natürliche oder göttliche Bestimmung: als Betrachter und Ausleger seiner Werke hat Gott ihn in die Welt hinein gestellt.

In der späteren Zeit tritt im Begriff der Philosophie mehr und mehr ein Element hervor, das ihm übrigens nie fremd war: Philosophie wird zur Bezeichnung für die Erkenntnis der letzten Lebenszwecke und für die hierdurch bestimmte Sinnesrichtung und Lebensführung, die des Weisen. Doch bleibt dabei das Moment der universellen Erkenntnis, der Einsicht in die Natur der Dinge überhaupt und des Menschen im besonderen, die wesentliche Voraussetzung.

Das Mittelalter hat an diesem Begriff der Philosophie, als der Einheit der wissenschaftlichen Erkenntnis, festgehalten. Er ist auch in der Neuzeit bis zum Anfang dieses Jahrhunderts in unveränderter Geltung geblieben. Für die Neuzeit ein paar Nachweisungen.

Zwei Männer pflegen an der Spitze der neueren Philosophie als Urheber oder als erste Repräsentanten der beiden großen durch die ganze Folgezeit hindurchgehenden Richtungen genannt zu werden: der Engländer Francis Bacon und der Franzose René Descartes. Dieser ist der Begründer der rationalistisch-metaphysischen, jener der Vorläufer der empiristisch-positivistischen Entwickelungsreihe. In beiden Reihen bleibt die Auffassung von dem Verhältnis der Philosophie zu den Wissenschaften dieselbe.

Bacon unterscheidet historische und philosophische oder wissenschaftliche Erkenntnis; jene geht auf das Konkrete und Einzelne, Philosophie oder Wissenschaft dagegen hat es mit allgemeinen Begriffen zu thun; jene entspringt aus dem Gedächtnis, diese ist die Funktion der Vernunft. Die Philosophie oder Wissenschaft teilt er dann, nachdem er noch die inspirierte Theologie als eine besondere Erkenntnisart abgesondert hat, entsprechend den drei Objekten des Verstandes, Gott, Natur, Mensch, in drei Zweige: natürliche Theologie, Anthro-

pologie (physische mit Medizin, und psychische, worunter die Geisteswissenschaften überhaupt begriffen sind) und Naturphilosophie.*) Die Einteilung, so unzulänglich sie sonst sein mag, zeigt auf jeden Fall, daß Bacon alle wissenschaftliche Erkenntnis unter den Begriff der Philosophie zu bringen vorhat. Außerhalb bleibt nur die Geschichte (und die Dichtung), eben darum, weil sie nicht Wissenschaft ist.

Ganz ebenso umfaßt bei Descartes der Begriff der Philosophie alle wissenschaftliche Erkenntnis. Sein systematisches Hauptwerk führt den Titel: Principia philosophiae; es enthält im ersten Buch eine kurze Abhandlung der erkenntnistheoretischen und metaphysischen Fragen, im zweiten die Prinzipien der mechanischen Physik, im dritten die Kosmologie, im vierten eine Reihe von physikalischen, chemischen, physiologischen Erklärungen. Wir würden ein derartiges Werk vielleicht am ersten eine Encyklopädie der Naturwissenschaften nennen. In der Vorrede erklärt er selbst die Philosophie als den Inbegriff der menschlichen Wissenschaft. Als ihre Hauptteile nennt er 1) die Metaphysik, 2) die Physik, 3) die technischen Wissenschaften, darunter im besonderen die Medizin, die Mechanik, die Ethik.**)

Diese Auffassung der Philosophie bleibt in der Folgezeit in den beiden Entwickelungsreihen unverändert. Ich greife ein paar Beispiele heraus. Thomas Hobbes erklärt am Eingang seiner Logik die

*) De dignitate et augmentis scientiarum II, 1: historiam et experientiam pro eadem re habemus, quemadmodum etiam philosophiam et scientias. — — Historia proprie individuorum est — philosophia individua dimittit, sed notiones ab illis abstractas complectitur. — III, 1: philosophiae objectum triplex: Deus, Natura, Homo. Convenit igitur partiri philosophiam in doctrinas tres: doctrinam de numine, d. de natura, d. de homine.

**) Philosophiae voce sapientiae studium denotamus, et per sapientiam non solum prudentiam in rebus agendis intelligimus, verum etiam perfectam omnium earum rerum, quas homo novisse potest scientiam. Philosophiae prima pars Metaphysica est, ubi continentur principia cognitionis; altera pars est Physica, in qua inventis veris rerum materialium principiis, generatim examinatur, quomodo totum universum sit compositum, deinde speciatim, quaenam sit natura hujus terrae, aëris, aquae, ignis, magnetis et aliorum mineralium. Deinceps quoque singulatim naturam plantarum, animalium et praecipue hominis examinare debet, ut ad alias scientias inveniendas, quae utiles sibi sunt, idoneus reddatur, — — quae ad tres praecipuas revocantur, Medicinam, Mechanicam atque Ethicam.

Philosophie als die durch richtiges Denken abgeleitete Erkenntnis der Wirkungen oder Erscheinungen aus ihren Ursachen. Ihr Ziel ist, wie bei Bacon und Descartes, die Herrschaft über die Dinge zu unseren Zwecken: scientiam propter potentiam. Ihre Hauptteile sind: die Mathematik, die Naturwissenschaft, die eigentlich erst mit Copernicus, Galilei und Harvey beginnt, und die philosophia civilis, die nicht älter sei, als das Buch de cive. Nicht zur Philosophie gehört die Theologie, natürliche und geoffenbarte, und die Geschichte, Naturgeschichte wie politische Geschichte, als welche alle nicht Wissenschaften sind.

Ebenso braucht John Locke das Wort Philosophie als gleichbedeutend mit Wissenschaft. Als ihre Hauptzweige bezeichnet er: Physica oder natural philosophy, Practica, deren Hauptteil die Ethik, Semiotica, deren wichtigstes Stück die Logik.*) Daß auch er die Naturphilosophie für das eigentliche Hauptstück der Philosophie hält, geht aus dem Vorwort zu dem „Versuch über den menschlichen Verstand" deutlich genug hervor: sein Ehrgeiz gehe nur darauf, als ein Handlanger allerlei Schutt von dem Boden zu entfernen, auf dem Meister wie Bayle, Sydenham, Huyghens, Newton ihre dauernden Bauwerke aufführten.

Derselbe Sprachgebrauch ist in den Kreisen der exakten Forschung heimisch. Newton nennt sein Werk: Naturalis philosophiae principia mathematica. Der Mathematiker Wallis spricht in einer Schrift vom Jahre 1696 über die Gründung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften: „Unser Geschäft war, mit Ausschluß der theologischen und politischen Angelegenheiten, philosophische Forschungen und was dahin gehört, zu besprechen, nämlich Physik, Anatomie, Geometrie, Astronomie, Nautik, Statik, Magnetismus, Chemie, Mechanik und naturwissenschaftliche Experimente. Wir besprachen den Kreislauf des Bluts, die Venenklappen, die kopernikanische Hypothese, die Natur der Kometen und neuer Sterne, die Trabanten des Jupiter, Verbesserung der Fernröhre und Schleifung der Gläser zu diesem Zweck, das Gewicht der Luft, die Möglichkeit oder Unmöglichkeit des vacuum und des horror vacui und andere Sachen, die in den Bereich der, wie man damals sagte, „neuen Philosophie"

*) Essay on human understanding, IV, 21. Im Vorwort heißt es: philosophy, which is nothing but the troe knowledge of things.

gehörten, die seit den Zeiten des Florentiners Galilei und des Engländers Baco von Verulam in Italien, Frankreich, Deutschland und anderen Teilen des Auslands vielfältig angebaut worden ist, ebenso wie auch bei uns in England.*)

In gleicher Weise ist der alte Begriff in der kontinentalen Philosophie, die dem Descartes als Führer folgt, geblieben. Spinoza versteht unter einem System der Philosophie das einheitliche System aller wissenschaftlichen Erkenntnis, das der einheitlichen Wirklichkeit, Natura sive Deus, entspricht. Sein Hauptwerk nennt er nicht System der Philosophie, sondern Ethica, weil der eine Hauptzweig der Philosophie, die philosophia naturalis, darin fehlt oder nur mit einigen Lehnsätzen im 2. Buch angedeutet ist. Leibniz, der auf allen Gebieten der wissenschaftlichen Forschung, der geschichtlichen Quellenforschung, wie der Mathematik und Physik heimisch ist, hat von der absoluten Gestalt der Wissenschaft oder der Philosophie ganz dieselbe Vorstellung wie Spinoza; er denkt sie sich als ein demonstratives System, in dem mit Begriffen vermittelst eines Zeichensystems, ähnlich wie in der Arithmetik, gerechnet wird. In diesem Sinne redet er einmal von einer Encyclopédie demonstrative.**)

Chr. Wolff, der die moderne Philosophie zuerst in ein schulmäßiges System gebracht hat, beginnt seine Abhandlung über das Wesen der Philosophie am Eingang der Logik mit der Unterscheidung der historischen und philosophischen Erkenntnis: jene giebt das Was, diese das Warum: cognitio eorum, quae sunt vel fiunt, historica, cognitio rationis eorum, quae sunt vel fiunt, philosophica dicitur. Wer die bloße Thatsache (nudam facti notitiam) weiß, daß das Wasser im Flußbett abwärts fließt, hat eine historische Erkenntnis; eine philosophische dagegen, wer da weiß, daß dies durch die Neigung des Bodens und den Druck der oberen Wasserteile auf die unteren bewirkt wird. Als dritte Erkenntnisart fügt er die mathematische hinzu, die die Größenverhältnisse bestimmt. Die Philosophie verwertet übrigens auch die historische und mathematische Erkenntnis. — Im dritten Kapitel wird von den Hauptteilen der Philosophie gehandelt;

*) Citiert bei Hurley, Reden und Aufsätze, deutsch v. Fr. Schulze, S. 3.

**) Opera philos. Herausg. von J. E. Erdmann, S. 169.

ihrer sind drei: die natürliche Theologie, die Psychologie, die Physik; wozu drei Normwissenschaften kommen: die Logik, die praktische Philosophie in Anlehnung an die Psychologie, die Technologie in Anlehnung an die Physik. Hierzu kommt noch die Ontologie als die Wissenschaft von den allem Seienden gemeinsamen Bestimmungen.

Man sieht, überall bildet die Naturwissenschaft den einen großen Hauptteil, ja bei manchen ist sie die eigentliche Substanz der Philosophie; und überall ist ihre Erkenntnisart die eigentliche Form der wissenschaftlich-philosophischen Erkenntnis überhaupt. Die Geisteswissenschaften sucht man nach ihrem Vorbild zur Wissenschaft zu erheben, wie es z. B. David Hume in seiner „Abhandlung über die menschliche Natur" sich schon auf dem Titel ausdrücklich als Ziel setzt.

Auch dem 19. Jahrhundert ist diese Betrachtungsweise nicht fremd geworden, in England und Frankreich ist sie gewöhnlich geblieben. Ich erinnere an die philosophie positive A. Comte's und an das System der synthetischen Philosophie Herbert Spencer's. Für Comte ist die Philosophie der Substanz nach nicht verschieden von den Wissenschaften, sie ist das universelle Bewußtsein über Zustand, Entwickelung, Ziel und Methode der wissenschaftlichen Forschung in ihren verschiedenen Zweigen. Als seine besondere Aufgabe betrachtet Comte, die Wissenschaft von den sozialen Phänomenen zur Stufe der positiven Wissenschaft überzuführen, welche für das Gebiet der astronomischen, physikalischen, chemischen, physiologischen Phänomene von den Naturwissenschaften schon früher erreicht ist; es ist dasselbe Ziel, das sich schon Hume für die Geisteswissenschaften gesteckt hatte. — Und offenbar ist Spencer's synthetische Philosophie im ganzen und großen nach demselben Schema angelegt. Er erklärt Philosophie als die letzte und höchste Einheit wissenschaftlicher Erkenntnis: „Wissen der niedrigsten Art ist noch nicht vereinheitlichte Erkenntnis, Wissenschaft ist teilweise vereinheitlichte Erkenntnis, Philosophie ist vollkommen vereinheitlichte Erkenntnis."*) Wenn unter den Teilen des Systems neben der Psychologie und Biologie nicht auch die Physik vorkommt, so erklärt der Verfasser dies selbst für zufällig.

Erst das neunzehnte Jahrhundert hat in die sichere Überlieferung

*) System der synthet. Philos. (deutsch von Vetter) Bd. 1, § 37.

Verwirrung gebracht; in Deutschland ist es zeitweilig zu einer Auffassung der Philosophie gekommen, die sie von der Wissenschaft völlig trennte, ja ihr entgegensetzte.

Die Verwirrung beginnt mit Kant; seine Unterscheidung von Erkenntnis a priori und a posteriori ist der Ausgangspunkt. Unter jener versteht er Erkenntnis, welche die Vernunft rein aus sich selber zu schöpfen vermag, während zur letzteren Erfahrung hinzukommen muß. Daß es solche a priori gewisse Sätze, die dennoch objektive Gültigkeit haben, giebt, ist der eigentliche Gegenstand der Beweisführung in den ersten beiden großen Abschnitten der Kritik der reinen Vernunft, der Ästhetik und Analytik. Am Eingang der Physik begegne man, so meint Kant, derartigen Sätzen, z. B. die Quantität der Materie verändert sich nicht, die Wirkung ist bei der Bewegungsübertragung der Ursache gleich u. s. f. Eine systematische Darstellung aller Erkenntnisse a priori wäre nun das, was man Metaphysik oder Philosophie im echten und eigentlichen Sinne nennen sollte. Der Umstand, „daß diese Unterscheidung der zwei Elemente unserer Erkenntnis, deren die einen völlig a priori in unserer Gewalt sind, die anderen nur a posteriori aus der Erfahrung genommen werden können, selbst den Denkern von Gewerbe bisher sehr undeutlich blieb," habe so lange die richtige Abgrenzung der Philosophie gegen die empirischen Wissenschaften verhindert.*)

Damit ist denn die Philosophie zum ersten Mal ihrem Begriff nach von den Wissenschaften losgelöst und auf sich gestellt. Freilich war es nun gar nicht Kants Meinung, daß diese aprioriſche Philosophie die eigentliche Summe unserer Erkenntnis enthalte und gegen die empirischen Wissenschaften hochmütig zu sein Ursache habe. Im Gegenteil, eigentlich enthalten die Sätze der „reinen Naturwissenschaft" für sich noch gar keine Erkenntnis der Wirklichkeit; es sind axiomatische Sätze, die erst dadurch, daß sie zur Begreifung des gegebenen Mannigfaltigen der Empfindung dienen, Bedeutung und Erkenntniswert erhalten; ohne dieses blieben sie leere Schemata einer möglichen Erfahrung. Es ist gerade Kants Absicht, die reale oder transcendente Metaphysik, die rationale Theologie, Kosmologie und Psychologie Wolffs, durch seine

*) Kritik der reinen Vernunft, Methodenlehre, 3. Hauptst.

Kritik zu vernichten und eine bloß formale Metaphysik an ihre Stelle zu setzen.

Aber was die Geschichte so oft zeigt, trat auch hier ein: ausgesprochene Gedanken haben Wirkungen und Schicksale, die von der Absicht des Urhebers nicht abhängig sind. Kant wurde wider seinen Willen der Vater der spekulativen Philosophie. Aus dem Kantischen Grundsatz, daß die Formen des Denkens zugleich Gesetze der Natur überhaupt als des Inbegriffs der Erscheinungen sind, entwickelte sich jene Philosophie, die aus der Natur des Vorstellens die ganze Welt, Natur und Geschichte, durch immanente, dialektische Begriffsentwickelung abzuleiten unternahm. Es ist der gemeinsame Grundcharakter der Philosophien Fichtes, Schellings, Hegels, daß sie durch ein neues Verfahren rein begrifflichen Denkens, unabhängig von der Erfahrung und den empirischen Wissenschaften, ein System absoluter Erkenntnis der Wirklichkeit hervorbringen zu können überzeugt sind. „Die Wissenschaftslehre" sagt Fichte,*) „fragt schlechterdings nicht nach der Erfahrung und nimmt auf sie schlechterdings keine Rücksicht. Sie müßte wahr sein, wenn es auch gar keine Erfahrung geben könnte und sie wäre a priori sicher, daß alle mögliche künftige Erfahrung sich nach den durch sie aufgestellten Gesetzen würde richten müssen." Ebenso erklärt er am Eingang der „Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters", „daß der Philosoph ohne Rücksicht auf irgend eine Erfahrung und schlechthin a priori sein Geschäft (hier die Konstruktion der Geschichte) treibe und die gesamte Zeit und alle möglichen Epochen derselben a priori müsse beschreiben können."

In gleicher Weise, wie Fichte die Geschichte a priori deduziert, konstruiert Schelling die Natur a priori, indem er gelegentlich gegen die „blinde und ideenlose Art der Naturforschung, die seit dem Verderben der Philosophie durch Bacon, der Physik durch Boyle und Newton allgemein sich festgesetzt hat" seinen Zorn ausläßt.**) In Hegel erreicht die spekulative Philosophie ihre Vollendung; die ganze Wirklichkeit wird von ihm aus Begriffen konstruiert; Wirklichkeit und Wahrheit fallen in seinem System zusammen. Daneben stehen die empirischen Wissenschaften; nicht ex principiis, aus dem Begriff, sonderen ex datis,

*) Grundriß des Eigentümlichen der Wissenschaftslehre § 1.

**) Ideen zu einer Philos. der Natur (1797), Werke, I. Abt., II, 70.

durch äußerliche Kunde, sammeln sie allerlei Kenntnis des Einzelnen. Die eigentliche Erkenntnis der Wirklichkeit ist die philosophische; ihre Form, die dialektische Begriffsentwickelung, ist nichts anderes als die subjektive Wiederholung des objektiven Entwickelungsprozesses der Idee, das ist der Wirklichkeit selbst.

Noch nie hatte die Philosophie eine so stolze Sprache geführt. Völlig auf sich selbst ruhend, hatte sie die Wissenschaften, deren sie früher als ihrer Organe sich bedient hatte, nunmehr aus dem Dienst entlassen; sie bedurfte ihrer nicht mehr, sie hatte jenen „königlichen Weg" zur Erkenntnis entdeckt, und brachte nun selbst aus sich selber die absolute Erkenntnis der Dinge zustande. Der alte Begriff ist also, wenn man will, auch hier erhalten: Philosophie der Inbegriff aller eigentlich wissenschaftlichen Erkenntnis; aber mit einem Unterschied: früher gehörte die wissenschaftliche Forschung, besonders die naturwissenschaftliche, dazu, jetzt war sie als ein vorwissenschaftliches Verfahren ausgeschieden.

Indessen die Blüte der spekulativen Philosophie war nicht von langer Dauer. Seit den dreißiger Jahren nahm ihr Ansehen rasch ab und zuletzt fiel sie und mit ihr alle Philosophie in tiefste Verachtung. Es wirkten manche Ursachen zusammen, ihren Sturz so plötzlich und so vernichtend zu machen. Entscheidend war doch die gegensätzliche Stellung, welche sie selber zu der wissenschaftlichen Forschung eingenommen hatte. Natur- und Geschichtsforschung, beide seit den zwanziger Jahren in kräftigstem Wachstum begriffen, entzogen der spekulativen Philosophie mehr und mehr Licht und Luft, das heißt Vertrauen und Theilnahme des heranwachsenden Geschlechts. Und dieses vergalt nun der Philosophie alle die Geringschätzung, mit der von der Spekulation die wissenschaftliche Forschung gelegentlich war bedacht worden: Philosophie sei gar nicht Wissenschaft, sei überhaupt keine ernsthaft zu nehmende Sache, sondern eine sophistische Fertigkeit, von den Dingen im allgemeinen mit einem gewissen Schein von Sinn und Vernunft zu reden, eine Gauklerkunst, durch Mischung von allgemeinen Begriffen allerlei dunkle und tiefsinnige Orakelsprüche zustande zu bringen, zum Erstaunen für müßige Leute.

So war die Philosophie in einer betrübten Lage. Ihren alten Besitz, den Inbegriff wissenschaftlicher Erkenntnis, hatte sie beiseite

gelegt, um einem Höheren nachzujagen, der reinen Erkenntnis a priori. Jetzt war ihr diese mitsamt der dialektischen Methode zwischen den Fingern zerronnen. Wie der Hund in der Fabel, der nach dem Schatten schnappend, das Fleisch, das er zwischen den Zähnen hatte, verlor, stand sie nun da und hatte nichts. Was that sie in dieser Lage? Das Gebotene wäre gewesen, die spekulative Philosophie als eine episodische Irrfahrt zu bezeichnen und auf ihren alten Begriff zurückzugehen. Mußte der Anspruch aufgegeben werden, daß sie ein besonderes Verfahren, die Erkenntnis der Wirklichkeit zu gewinnen, besitze, so war damit die Rückkehr zu der alten Auffassung von ihrem Verhältnis zu den Wissenschaften gefordert.

Sie that es nicht. Und die Ursache liegt nicht fern: ihre Vertreter fanden nicht den Mut, zu dem alten Begriff zurückzukehren, er schien allzuschwere, ja unerträgliche Verpflichtungen aufzuladen. Schienen sie doch, wenn sie Philosophie als Inbegriff der wissenschaftlichen Erkenntnis erklärten, damit sagen zu müssen, daß sie in ihrer Person so etwas besäßen. Und wer hätte sich dem Hohngelächter aussetzen mögen, das solche Behauptung hervorgerufen hätte?

Früher war das anders gewesen. Die griechischen Philosophen hätten sich ohne weiteres zu solcher Deutung ihres Namens bekannt; in der That, so hätten Demokrit oder Aristoteles gesagt, etwas derartiges wie eine universelle Wissenschaft der Dinge besäßen oder suchten sie. Und die mittelalterlichen Philosophen wären ebenso wenig vor dieser Forderung des Begriffs zurückgewichen; auch Albertus und Thomas, ja schließlich jeder jüngste magister artium, der eben sein biennium erfüllte — auf den mittelalterlichen Universitäten Deutschlands mußte jeder Magister nach der Promotion zwei Jahre über Philosophie lesen — würde sich zu dem Begriff bekannt und gesagt haben: allerdings, er glaube, soweit es denn dem Menschen überhaupt möglich sei, mit den Wissenschaften sich so vertraut gemacht zu haben, daß er sich auf gewisse Weise als ihren Inhaber bezeichnen dürfe. Hatte er doch, um „Meister" zu werden, alle Werke „des Philosophen", durchaus studiert, und jetzt war er fähig und bereit, jede zu erklären, wenn sie durch Wahl, Turnus oder Los (die Auslosung der Bücher unter den lesenden Magistern war an den mittelalterlichen Universitäten nicht ungewöhnlich) an

ihn gelangte. Darum hieß er ja Meister der Künste, daß er sie alle lehren konnte, Mathematik und Astronomie so gut als Physik und Metaphysik, Logik und Rhetorik, Ethik und Politik, er selbst eine kleine Nachbildung und Kopie des ersten großen Meisters, des Aristoteles. Und dasselbe hätte auch der Doktor der Philosophie des 16. und noch des 18. Jahrhunderts gesagt. Auch Melanchthon las über alle Wissenschaften, die den Umkreis der philosophischen Fakultät erfüllen. und beschrieb sie mehrenteils in lange gangbaren Lehrbüchern. Und noch im vorigen Jahrhundert lehrte Chr. Wolff sowohl Mathematik und Physik, als Logik und Psychologie, praktische Philosophie und Staatswissenschaften. Auch Kant hätte einen Lehrstuhl der Physik oder der Mathematik, der Astronomie oder der Geographie kaum abgelehnt, wenn er ihm angeboten wäre; nur die Professur der Poesie mit der Pflicht, zu lateinischem und deutschem Versbau anzuleiten, schlug er aus, als sie an ihn kam.

Uns kommen diese Dinge seltsam und unmöglich vor. Und freilich sind sie jetzt unmöglich. Die wissenschaftliche Forschung hat sich im Lauf des letzten Jahrhunderts ins unermeßliche verzweigt und spezialisiert. Die alte professio historiarum, meist mit der professio poesëos oder eloquentiae, der Philologie nach unserem Sprachgebrauch, oder auch der professio moralium vereinigte, hat sich in ein Dutzend von Lehrfächern und mehr gespalten. In gleicher Weise oder noch stärker hat sich die professio des alten physicus durch Teilung vermehrt. Von diesem erwartete man nicht viel weniger, als daß er über alle Dinge am Himmel und auf Erden Auskunft erteilen könne. Jetzt ist das Gebiet in eine von Jahr zu Jahr steigende Zahl von Fächern zerlegt und jedes der Fächer nimmt die Arbeitskraft eines Mannes ganz in Anspruch, kaum daß er auf den nächst angrenzenden Gebieten noch einigermaßen die Fortschritte der Forschung zu verfolgen imstande ist. Ein Wechsel der Lehrfächer, wie er noch im vorigen Jahrhundert durch Aufsteigen in die besser besoldeten Stellen häufig war, findet wohl nirgends mehr statt.

Durch diese Lage der Dinge hat sich nun die Philosophie ihren Begriff bestimmen lassen. Da es nicht mehr möglich ist, Philosoph in dem Sinn eines Inhabers aller wissenschaftlichen Erkenntnis zu

sein — rettungslos würde ja, wer so etwas versuchte, dem Urteil jenes alten Verses verfallen:

Viele Dinge wußt' er freilich,
Aber alle wußt' er schlecht —

so sucht man nach einer Erklärung der Philosophie, bei der man Philosoph bleiben kann. Erste Bedingung ist, daß sie nicht alle Wissenschaften einschließt, vor allem nicht die sogenannten exakten Wissenschaften. Und dieser Neigung der Philosophen zur Ausschließung kommt die Neigung der Wissenschaften, sich von der Philosophie loszulösen, entgegen; es gilt nicht eben als Vorzug einer Wissenschaft, zu den philosophischen gezählt zu werden. Physik, Chemie, Astronomie, Physiologie, Zoologie fühlen sich als selbständige Wissenschaften, sie wollen nicht zum Gebiet der Philosophie gehören, ebenso wenig als Philologie und Geschichte, die auch schon außerhalb des alten Begriffs der Philosophie lagen. Aber auch Politik und Ökonomik oder Nationalökonomie zählen nicht mehr zu den „philosophischen" Wissenschaften; kurz, alle Wissenschaften, die als selbständige Fächer sich durchgesetzt haben, sind aus dem alten Verband ausgeschieden und gehören nicht mehr zur Philosophie. Geblieben sind ihr die Disziplinen, die sich bisher nicht als selbständige Forschungsgebiete abzuschließen vermochten, meist solche, die überhaupt verdächtig sind, keine eigentlichen Wissenschaften werden zu können, also etwa: die Metaphysik, die Ethik, die Ästhetik, die Logik und Erkenntnistheorie, die Psychologie (die freilich jetzt gern „exakte" Wissenschaft werden möchte und dann vermutlich auch nicht mehr eine philosophische Wissenschaft bleiben will), die Pädagogik, die Geschichtsphilosophie und worüber sonst an deutschen Universitäten „philosophische" Vorlesungen gehalten werden.

Für diesen Inbegriff von Wissenschaften, die eigentlich noch keine sind, hat man nun einen einigenden Begriff gesucht und so jene oben erwähnten Erklärungen zustande gebracht: Philosophie ist die Lehre von der Form des Erkennens — um den Inhalt auszuschließen; oder Geisteswissenschaft — um wenigstens die Naturwissenschaften fern zu halten; oder Wissenschaft von den Prinzipien — um sich wegen des Einzelnen zu entschuldigen, und wie jene brüchigen Erklärungen sonst heißen mögen, die offenbar lauter Verlegenheitsauskünfte sind.

Mir also scheint nun, daß die Philosophie wieder Mut fassen und ihren alten Begriff herstellen muß: Philosophie der Inbegriff aller wissenschaftlichen Erkenntnis. So fordert es die Geschichte; durch Jahrtausende altes Herkommen ist dieser Begriff so befestigt, daß jede andere Erklärung mit der Geschichte und dem Sprachgebrauch in Widerstreit kommt. So fordert es aber auch die Natur der Sache selbst, und hierauf gehe ich nun noch mit einem Wort ein.

Die Wissenschaften sind nicht ein zufällig zusammengewürfeltes Aggregat, sondern ein einheitliches Ganzes. Wie die Wirklichkeit selbst nicht ein Aggregat, sondern ein einheitliches Ganzes ist, dessen Glieder durch beständige und allgemeine Wechselwirkung verbunden sind, so bildet auch die Erkenntnis der Wirklichkeit ein einheitliches System. Das schließt Gliederung nicht aus, nur ist Gliederung nicht Trennung und Isolierung, sondern eben lebendige Beziehung aller Teile auf das Ganze. Dies Verhältnis kommt praktisch zur Erscheinung in der Thatsache, daß jede Wissenschaft der anderen als Hülfswissenschaften bedarf; sie kann ihre Aufgabe nicht in der Isolierung lösen. Jeder Zweig der Naturwissenschaft setzt die übrigen voraus: die Biologie Chemie und Physik; aber auch umgekehrt bedarf die Physik der Physiologie, in der Optik und Akustik z. B. laufen ihre Grenzen in einander. Ebenso setzt jeder Zweig geschichtlicher Forschung die übrigen voraus. Aber auch Natur- und Geschichtswissenschaft können einander nicht entbehren. Die Geschichte setzt die Geographie, für die Zeitrechnung auch die Astronomie voraus; die Sprachwissenschaft berührt sich mit der Physiologie, die Archäologie bedarf gelegentlich der Hülfe der Geologie und Geognosie. Umgekehrt können die Naturwissenschaften, wenn sie auch unabhängiger sind, nicht der historisch-philologischen Forschung entbehren. Man pflegt jetzt die Geographie zu den Naturwissenschaften zu rechnen. Mit Recht; aber ohne die Geschichtskunde, die über die Veränderungen der Erdoberfläche in historischer Zeit berichtet, würde ihr eine wesentliche Hülfe fehlen. So bedarf auch jede Wissenschaft, da sie selbst nur in einem historischen Entwickelungsprozeß besteht, der Erinnerung an ihre eigene Geschichte, wenn denn nicht für die systematische Darstellung, so doch für die allgemeine Orientierung über ihre Stellung und Bedeutung im Ganzen des geistig-geschichtlichen Lebens; man achte nur darauf, einen wie breiten Raum

in Humboldts Kosmos die geschichtliche Seite einnimmt. Auch für den Unterricht hat die Geschichte der Wissenschaft eine große Bedeutung, die freilich jetzt nicht überall, auch nicht auf unseren Universitäten, die ihr gebührende Beachtung findet. Endlich sei daran erinnert, daß alle Wissenschaften mit der Psychologie und der Erkenntnistheorie in Beziehung stehen und sich auf diesen Gebieten berühren. Der Begriff einer Einheit der Wissenschaften ist demnach nicht eine willkürliche Erfindung, sondern ein notwendiger Gedanke; der Einheit des Kosmos entspricht die ideelle Einheit eines allumfassenden Erkenntnissystems. Und hierfür ist nun Philosophie der geschichtlich gegebene Name; es ist Willkür, diesem Begriff seinen Namen oder diesem Namen seine alte Bedeutung zu nehmen. —

Aber, so erhebt sich nun der schon erwähnte Einwand, kann es dann Philosophie geben? Wird nicht die Sache durch die Erklärung unmöglich gemacht? Wer hätte nun den Mut, zum Namen eines Philosophen sich zu bekennen? Und ist nicht auch an sich eine Theorie des Universums eine unmögliche Sache, für den Menschengeist wenigstens? So etwas mochte Thales noch unternehmen, der Mut pflegt am Anfang des Weges am größten zu sein. Aber jetzt, nachdem zweitausendjährige Arbeit die Größe des Unternehmens gezeigt hat, sind wir bescheidener geworden und froh, wenn nur hie und da ein Stück der Wirklichkeit unserer Erkenntnis sich ergiebt. — Hierauf ist zu antworten: ohne Zweifel ist Philosophie als eine fertige und abgeschlossene Theorie des Universums weder zur Zeit vorhanden, noch wird sie jemals erreicht werden. Aber das hindert nicht die Gültigkeit des Begriffs; derselbe Einwand läßt sich gegen jede Wissenschaft richten. Es giebt auch nicht Astronomie oder Physik oder Physiologie als fertiges und abgeschlossenes, nur noch zu überlieferndes und zu lernendes System. Die Begriffe der Wissenschaften sind Begriffe nicht von empirisch gegebenen Dingen, sondern *Begriffe von Aufgaben*. Und die Gültigkeit dieser Begriffe beruht darauf, daß die Aufgabe richtig bezeichnet ist, ihre Lösung mag nun so weit fortgeschritten sein, als sie will; ja, wenn sie noch gar nicht begonnen wäre, behielte der Begriff seine Gültigkeit. Er ist, so könnte man mit Anlehnung an Kants Sprachgebrauch sagen, eine Idee, d. h. ein Begriff, dem in der empirischen Wirklichkeit niemals ein kongruierender Gegenstand gegeben

werden kann. Dasselbe gilt von dem Begriff der Philosophie: er ist ein richtiger und gültiger, sofern die Aufgabe einer Einheit aller Erkenntnis gegeben ist.

Und ebenso wenig werden wir nun dadurch uns irre machen lassen, daß doch niemand alle Wissenschaft in sich fassen und besitzen könne. Gewiß nicht, werden wir sagen; aber giebt es denn heutzutage einen Kopf, der alle naturwissenschaftliche oder alle philologisch-geschichtliche Erkenntnis aufzunehmen imstande ist? Und doch reden wir von Philologen und Historikern und Physikern, nicht Inhaber der Wissenschaft, sondern Forscher auf ihrem Gebiet mit dem Namen bezeichnend. Ebenso brauchen wir nun auch den Namen des Philosophen, er bezeichnet einen Mann, der nach einer einheitlichen und universellen Erkenntnis der Wirklichkeit strebt. So sagt es ja hier ausdrücklich der sinnreiche Name: φιλόσοφος, ein Liebhaber, nicht ein Besitzer der Erkenntnis. Nach einer bekannten Anekdote soll Pythagoras, eben um das Anmaßende, das in dem Namen des Weisen (σοφός) liegt, abzuwehren, sich einen Philosophen (φιλόσοφος) haben genannt wissen wollen.

Ein Philosoph ist also hiernach jeder wissenschaftliche Forscher, in dem die Idee der Einheit aller Erkenntnis lebendig ist, sein engeres Forschungsgebiet mag gelegen sein, wo es will, in der Physik oder der Psychologie, in der Astronomie oder der Geschichte. Den allein, der sich grundsätzlich und thatsächlich auf ein enges Gebiet einschließt, der von nichts weiß und wissen will, als von seinen Codices und Lesarten, seinen Säuren und Basen, den werden wir nicht einen Philosophen nennen, nicht weil sein Forschungsgebiet nicht zum Gebiet der Philosophie gehörte (insofern könnte er der Sache nimmermehr entrinnen), sondern weil er selbst nicht den inneren Habitus hat, der den Forscher zum Philosophen macht. Nicht der Stoff, sondern die Form, die Geistesrichtung macht den Philosophen.

Damit, scheint mir, wäre dem Namen seine alte Bedeutung und seine alte Ehre zurückgegeben. Rein theoretische Absicht und universelle Richtung der Forschung, das war es, was bei den Griechen den Philosophen von einem bloßen Mathematiker oder Arzt unterschied. Eben das ist auch heute, so sehr der Anblick der wissenschaftlichen Welt seitdem sich verändert hat, das Kennzeichen der Philosophen: die Hingabe an die reine Betrachtung und die Richtung auf das Allgemeine.

Das klingt doch auch in unserem Sprachgebräuch überall durch; einen Mann, wie Darwin, der mit emsigster Bemühung den Thatsachen nachgeht, dem nichts zu gering für seine Aufmerksamkeit ist, der aber andererseits für die weitesten Beziehungen Sinn hat und alles ins Große und Ganze wendet, nennen wir einen philosophischen Naturforscher. Und in demselben Sinne werden wir W. v. Humboldt einen philosophischen Sprach- und Geschichtsforscher nennen. Wer dagegen eng im engen Kreis sich einschließt, wer nur von seinem speziellen Fach weiß und wissen will, den nennen wir einen unphilosophischen Kopf, vielleicht auch einen banausischen Empiriker oder Spezialisten. Versteht er sein Fach, weiß er mit seinem Handwerkszeug für die Wissenschaft brauchbares Material zu Tage zu fördern, so werden wir ihn als einen nützlichen Arbeiter hoch schätzen, doch aber meinen, etwas fehle ihm, nämlich der höhere, freiere Sinn für die Dinge. Und hierbei wird es gar keinen Unterschied machen, auf welchem Gebiet er arbeitet, ob er mit mathematischen Formeln oder mit syllogistischen Figuren, mit Arbeiten über die Fische Japans oder mit psychophysischen Versuchen über die Zeit der Apperzeption sich beschäftigt. Es kann auch Einer Geschichte der Philosophie schreiben ohne ein Philosoph zu sein. Nicht der Stoff, sondern die Form macht den Philosophen.

Auch die andere Seite der Wortbedeutung ist unserem Sprachgebrauch nicht ganz fremd geworden. Wenn wir bei einem Mann eine große Vertiefung in seine Gedanken, und damit zusammenhängend eine gewisse Entfernung von der Welt und ihren Bestrebungen, einen gewissen Mangel an praktischem Geschick, eine gewisse Gleichgültigkeit gegen das Haben und Gelten wahrnehmen, dann sagen wir, vielleicht mit einem leisen Anflug von Lächeln, das sei ein rechter Philosoph. Und andererseits ist uns die Entrüstung verständlich, mit der Schopenhauer von der Erniedrigung der Philosophie zu einem Gewerbebetrieb spricht; eher, so empfinden wir, mag es einem Chemiker oder einem Arzt nachgesehen werden, wenn er aus seiner Wissenschaft Gold macht.

In jüngster Zeit kehrt auch in Deutschland die Philosophie zu ihrem alten Begriff zurück. So erklärt W. Wundt Philosophie als „die allgemeine Wissenschaft, welche die durch die Einzelwissenschaften vermittelten allgemeinen Erkenntnisse zu einem widerspruchslosen System

zu vereinigen hat.“*) Die Erklärung hat offenbar die Idee der Einheit aller wissenschaftlichen Erkenntnis zur Voraussetzung, und Wundt würde nicht dagegen sein, das vollendete System mit dem Namen der Philosophie zu benennen, ebenso wenig auch gegen die Forderung, daß der „Philosoph“ mit den Einzelwissenschaften nicht bloß als Kostgänger, sondern auf irgend einem Gebiete als Mitarbeiter verkehre. Und Fechner, Lotze, F. A. Lange bekennen sich zu derselben Anschauung: Zusammenbiegung der physikalischen und der geistig-geschichtlichen Thatsachen zu einem einheitlichen Weltsystem ist das letzte Ziel, gründliches Studium der Wissenschaften der Weg dazu.

Mit der Rückkehr zu dem alten Begriff der Philosophie sind zwei Irrtümer abgelehnt, die sich an die falsche Auffassung ihres Wesens anschließen: der Irrtum, daß es Philosophie ohne Wissenschaft, und der andere, daß es Wissenschaft ohne Philosophie geben könne.

Der erste Irrtum verwirrte zur Zeit der spekulativen Philosophie die Köpfe. Mit unfruchtbarer Mühsal unternahm man aus einigen allgemeinsten Begriffen, Subjekt und Objekt, Natur und Geist, Sein und Werden, philosophische Systeme herauszuspinnen. Dieser Irrtum ist gegenwärtig so gut wie ausgestorben; vielleicht kommt ein Rest von ihm hin und wieder einmal in Gestalt der Meinung vor, als ob ein besonderes Studium der Philosophie möglich sei, ohne ein Studium der Wissenschaften, etwa durch Beschäftigung mit der Geschichte der Philosophie. Ein solches Studium, so lehrreich es an sich sein kann, wird notwendig unfruchtbar und leer bleiben, wenn es nicht durch wissenschaftliche Studien auf anderen Gebieten ergänzt wird. Ein rechtschaffener Philosoph macht sich an die Dinge selbst. Ist es auch unmöglich, überall selbständiger Forscher zu sein, so muß er doch irgendwo mit den Füßen auf eigenem Boden stehen. Erst damit gewinnt er ein gutes Gewissen; erst damit gewinnt er in wissenschaftlichen

*) System der Philosophie (1889) S. 21. In diesem gedankenreichen und bedeutenden Werk hat Wundt die Summe unserer wissenschaftlichen Erkenntnis zu ziehen, sowie ihre notwendigen Voraussetzungen und ihre letzten Konsequenzen zu entwickeln unternommen. Die centrale Stellung darin nimmt die Metaphysik ein, deren Aufgabe dahin bestimmt wird, daß sie die Verbindung der Thatsachen nach dem Prinzip von Grund und Folge nicht, wie die Einzelwissenschaften, „auf bestimmte Erfahrungsgebiete einschränkt, sondern auf die Gesamtheit aller gegebenen Erfahrung auszudehnen strebt“ (Vorwort).

Dingen überhaupt ein Urteil, erst dadurch wird er auch fähig, die Gedanken anderer selbständig aufzufassen und ihre Forschungen für sich zu gebrauchen. Die Wahl des Gebiets steht frei, es mag innerhalb der Geisteswissenschaften oder der Naturwissenschaften oder an den Grenzen beider in der Physiologie und Psychologie liegen; wie nach einem alten Wort alle Wege nach Rom führen, so führen in den Wissenschaften alle Wege zur Philosophie, nur keiner durch die Luft.*)

Gefährlicher als dieser Irrtum ist unserer Zeit der andere, daß es Wissenschaft ohne Philosophie geben könne. Er hängt mit der Ansicht zusammen, daß Philosophie eine besondere Wissenschaft sei, wie jede andere, nur etwa eine weniger gut gegründete, eine luftige Wissenschaft von den Dingen, die der exakten Forschung nicht zugänglich sind. Es fehlt nicht an Leuten, die die Berührung mit ihr fliehen, als ob davon eine Schwächung des Wirklichkeitssinnes zu befürchten wäre: Physik, hüte dich vor der Metaphysik! — So berechtigt der Rat ist, sofern er vor übereiltem Systematisieren, unfruchtbarem Schematisieren oder Einmischung metaphysischer Interpretation in die physische Erklärung der Erscheinungen warnt, so unberechtigt wird er, wenn er die Wissenschaften abhalten will, sich letzte und allgemeinste Gedanken über ihr Gebiet zu bilden und diese mit den letzten Ergebnissen anderer Wissenschaften in Beziehung zu setzen. Das hieße nichts anderes als der Vulgärmetaphysik die Aufgabe der allgemeinen Konstruktion der Dinge überlassen und zugleich den Wissenschaften die innerste Triebkraft ausbrechen. Schließlich haben doch alle Wissenschaften in der Philosophie ihre einheitliche Wurzel, und wenn sie sich von dieser Wurzel überhaupt loslösen, so sterben sie ab. Was wir zuletzt mit aller Wissenschaft wollen, das ist nicht die Erklärung dieser oder jener vereinzelten Erscheinung, nicht

*) E. Renan, Fragments philosophiques p. 292: philosopher c'est connaître l'univers. L'univers se compose de deux mondes, le monde physique et le monde moral, la nature et l'humanité. L'étude de la nature et de l'humanité est donc toute la philosophie. — — Le penseur suppose l'érudit et, ne fût-ce qu'en vue de la sevère discipline de l'esprit, il faudrait faire peu de cas du philosophe, qui n'aurait pas travaillé une fois dans sa vie à éclaircir quelque point special de la science.

die Erkenntnis dieses oder jenes besonderen Gebiets, sondern die Erkenntnis der Wirklichkeit überhaupt. Der Trieb auf die Frage nach der Natur und der Bedeutung der Dinge überhaupt Antwort zu finden, hat die wissenschaftliche Forschung oder die Philosophie ursprünglich ins Dasein gerufen; die Notwendigkeit der Arbeitsteilung hat sie dann in einzelne Forschungsgebiete zu zerlegen gezwungen; die Meinung ist nicht, sie dadurch zur Isolierung aufzufordern, sondern sie geschickter zu machen, an ihrem Teil an der Lösung der Gesamtaufgabe zu arbeiten. Das theoretische Interesse, das die Lebenskraft jeder Wissenschaft ausmacht, ist ihr Anteil an der Philosophie, das was sie zur Lösung der Frage nach der Natur der Dinge überhaupt beizutragen vermag.

Das ist ganz deutlich, wenn man nicht so sehr auf die persönliche Empfindung der einzelnen Forscher, als auf die gesamte geschichtliche Entwickelung einer Disziplin Acht giebt. Was ist es, das gegenwärtig die Biologie in den Mittelpunkt der naturwissenschaftlichen Forschung stellt, das sie antreibt, gerade den niedersten Formen des Lebens mit mikroskopischer und oft mikrologisch scheinender Forschung nachzugehen? Offenbar die Hoffnung, auf diesem Wege dem großen Geheimnis des Lebens und seiner Entwickelung auf Erden auf die Spur zu kommen. An den tausend Formen der Flechten und Pilze, der Moneren und Infusorien an sich würde uns schwerlich so gar viel gelegen sein. Es kann sich im engeren Kreis ein sportsmäßiges Interesse an dem unendlich Kleinen ausbilden; aber davon kann eine Wissenschaft nicht auf die Dauer leben. — Oder man nehme die Astronomie; mit unermüdlichem Fleiß sammelt sie Beobachtungen, trägt die Örter von Hunderttausenden von Sternen in ihre Tafeln ein, berechnet die Bahnen von Kometen und Sternschnuppenschwärmen, entdeckt neue Planetoiden und kosmische Nebel, prüft Lichtstärke und Spektrum: wozu? Um des Einzelnen willen? Offenbar nicht, sondern weil wir hoffen, unsere Einsicht in die Konstitution und die Entwickelung des Universums überhaupt auf diesem Wege zu vertiefen. Fiele dieser Antrieb fort, hörte diese Frage auf uns zu beschäftigen, so würde das Beobachten und Rechnen auf unseren Sternwarten bald auch zum Stillstand kommen. Das Einzelne kann praktisch-technisches Interesse haben, wie in der Chemie die Auffindung neuer Zusammensetzungen;

aber das theoretische Interesse, worin die Wissenschaft als solche lebt, geht auf das Allgemeine, ist die Seite, womit sie der Philosophie zugewendet ist.

Das ist selbst in den geschichtlichen Wissenschaften nicht anders. Obwohl hier das Einzelne, wenigstens das uns Nächste und Verwandte, unmittelbarere Bedeutung für uns hat, so ist doch auch hier das letzte, alle Forschung belebende Interesse die Frage nach dem Woher und Wohin des geschichtlichen Lebens überhaupt. Würde uns diese Frage gleichgültig, so würde auch die Geschichtsforschung erlahmen. Und dieselbe Wirkung würde eintreten, wenn wir auf jene Frage eine uns völlig befriedigende Antwort hätten; dann hörte die Forschung ebenfalls auf. Das Mittelalter zeigt es. Es war im Besitz einer alle seine Ansprüche befriedigenden Geschichtsphilosophie: zwischen Schöpfung und Gericht lag das Leben der Menschheit, durch die großen Ereignisse der heiligen Geschichte wie ein gewaltiges Drama in Akte gegliedert, klar und übersehbar vor seinen Augen. Eben darum hatte das Mittelalter keine Geschichtsforschung, es wußte alles Wesentliche und Wissenswerte; wozu dem Unerheblichen und Gleichgültigen nachgehen? Wir sind nicht in so glücklich-unglücklicher Lage und darum sind wir Geschichtsforscher geworden; wir verachten auch das Kleine und Unscheinbare nicht, wir heben jedes Bruchstück einer alten Papierrolle oder eines mit Zeichen bedeckten Ziegelsteines auf, es mag, am rechten Orte eingefügt, ein Stück alten Lebens und Denkens, ein Stück einer untergegangenen Sprache aufhellen und damit auf den Weg, den unser Geschlecht bisher auf Erden zurückgelegt hat, einen neuen Schimmer von Licht werfen.

In diesem Sinne kann man sagen: Philosophie ist das centrale Feuer, die Sonne, von der die belebende Wärme auf alle Wissenschaften ausstrahlt. Der Boden der Forschung wird überall nur dadurch anbaufähig, daß er von diesen Strahlen durchdrungen wird. Und die einzelne Arbeit wird um so größere und reifere Frucht tragen, je mehr des lebendigen Sonnenscheins sie ihrem Boden zuzuleiten weiß. Hingegen, wer unbekümmert um Licht und Wärme auf Geratewohl den Boden hackt und gräbt, wo er gerade einen Platz findet, der wird dürftige und harte Früchte ernten. Eine Wissenschaft aber, der die Beziehung zur Philosophie oder der Einheit des Wissens überhaupt

verloren ginge, die müßte, wie ein Garten, dem das Sonnenlicht abgeschnitten ist, ins Kraut schießen, ohne es zum Blühen und Fruchttragen zu bringen; oder, ohne Bild, sie müßte an fruchtloser Spitzfindigkeit oder sinnloser Stoffanhäufung untergehen. Kant nennt einmal solche Gelehrsamkeit eine cyklopische, ihr fehle ein Auge: „das Auge nämlich der wahren Philosophie, um die Menge des historischen Wissens, die Fracht von hundert Kameelen, zweckmäßig zu benützen." (Anthropologie, § 58.)

Aber wo bleiben denn bei dieser Auffassung die „Fachphilosophen"? Nun, mir kommt vor, als hätte schon das Wort einen etwas wunderlichen Klang, nicht viel anders, als wenn man andererseits auch von Dummköpfen von Fach reden wollte. Es giebt, so werden wir sagen, wissenschaftliche Forscher mit philosophischem Geist und ohne solchen; Physiker, Astronomen, Psychologen, Biologen, Historiker, Metaphysiker, Soziologen, Moralisten, sie alle können diesen Geist haben oder nicht haben. Philosophie als Spezialfach giebt es nicht. Wollte man aber durchaus die Philosophie als besonderes Fach bestimmen und abgrenzen, dann müßte man zu der Aristotelischen Unterscheidung einer „ersten Philosophie" oder Philosophie im engeren Sinn zurückkehren. Ihre Aufgabe wäre die Erörterung gewisser allgemeinster Fragen hinsichtlich der Wirklichkeit, das, was wir jetzt Metaphysik zu nennen pflegen. Und dieser wären die erkenntnistheoretischen Untersuchungen anzuschließen, die mit den ontologischen und kosmologischen unzertrennlich verknüpft sind. Will man so Metaphysik und Erkenntnistheorie als Philosophie im engeren Sinne ausscheiden, dann muß man aber sogleich hinzufügen: auf keine Weise können sie von den übrigen Wissenschaften abgetrennt und isoliert behandelt werden. Ein purus putus metaphysicus — und von dem Erkenntnistheoretiker gilt ganz dasselbe — ist ein Unding, oder ein leerer Wortmacher. Nur die Wissenschaften, Natur- und Geisteswissenschaften, geben das Material, über das Seiende überhaupt und die Welt im ganzen zu urteilen; nur die Wissenschaften geben Veranlassung und Stoff zu erkenntnistheoretischen Untersuchungen. Und so bliebe es auch hiernach dabei, daß jemand um so mehr Beruf zum „Fachphilosophen" hätte, je mehr er auf den beiden großen Gebieten der wissenschaftlichen Forschung, der mathematisch-naturwissenschaftlichen uud der philologisch-historischen, heimisch wäre.

Wollte aber nun jemand sagen: es bleibe hiernach die „Fachphilosophie" ein anmaßliches Unternehmen, denn niemand vermöge dieser Forderung gerecht zu werden, so wäre das letztere ja ohne weiteres zuzugeben. Was aber das Urteil anlangt, so ließe sich doch auch für eine mildere Auffassung einiges geltend machen. Es ist schon oben bemerkt worden, daß die Bildung letzter Ansichten über die Fragen, welche wir als metaphysische und erkenntnistheoretische bezeichnen, nicht etwas ist, was man nach Willkür thun oder lassen kann. Irgend eine Metaphysik, irgend eine Ansicht über das Wesen der Dinge, über Gott und Welt, über das Verhältnis unserer Erkenntnis zur Wirklichkeit, macht sich jeder Mensch, der nicht bloß als animalisch-bedürftiges Wesen lebt. Wenn dem so ist, so wird man auch anerkennen müssen, daß es besser ist, einmal gesammelte Aufmerksamkeit auf diese Fragen zu richten, als sie der Gelegenheit und dem Zufall zu überlassen. Bietet sich nun jemand an, die Ergebnisse dieses seines Nachdenkens mitzuteilen, so kann man hierin zwar Anmaßung finden, dieselbe Anmaßung, die auch in der Veröffentlichung von Versen liegt, in denen der Dichter seine innersten Erlebnisse und Gefühle ausspricht. Man könnte darin aber auch eine Art von Aufopferung erblicken, daß jemand, statt sich auf die Mitteilung von Ergebnissen spezieller Forschung einzuschränken, bereit ist, allgemeine Gedanken, die der Natur der Sache nach mehr subjektiv und nicht in demselben Sinne beweisbar sind, der öffentlichen Beurteilung preiszugeben und zugleich sich mitleidigen Spottreden auszusetzen: er scheine eine Neigung zu haben, über Dinge zu reden, von denen er nichts wisse, mindestens nicht als Fachmann, sondern nur als Dilettant wisse. In einer Zeit wenigstens, die den Namen eines Dilettanten oder bloßen Liebhabers als schwere Beschimpfung eines wissenschaftlichen Schriftstellers braucht und die andererseits über den Mangel an zusammenhängenden allgemeinen Gedanken so leicht sich tröstet, wie die unsrige, sollte man glauben, daß es für einen Mann, der auf seinen guten Namen etwas hält, nicht viel verlockendes haben könnte, als „Fachphilosoph" sich vernehmen zu lassen.

Doch finden sich immer wieder solche Leute. Wie es immer wieder Dichter giebt, die, ungewarnt durch das Schicksal so vieler Vorgänger, ihre Geisteskinder der stumpfen Neugier und dem Hohngelächter der Vorübergehenden aussetzen, so wird es auch immer wieder

Leute geben, die mit dem alten Chr. Wolff bereit sind, ihre „Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt" der Schadenfreude der Vorsichtigen, der Zurechtweisung der Besserwissenden, dem Achselzucken der Kenner, dem Gelächter der Menge preiszugeben. Vielleicht dürfen sie sich darüber trösten mit dem Gedanken, daß sie doch nicht ohne einigen Nutzen für das gemeine Wesen sind. Leisten sie sonst nichts, so leisten sie doch dies, daß sie an den letzten Zweck aller Forschung erinnern, nämlich den Menschengeist in der Wirklichkeit, als deren Glied er sich findet, überhaupt zu orientieren. Die Wissenschaften kommen leicht in Gefahr, dies Ziel aus den Augen zu verlieren; von jedem Einzelnen auf neues und immer neues Einzelne gewiesen, vergessen sie am Ende ganz, worauf sie ursprünglich ausgingen. Es ergeht ihnen umgekehrt wie dem Sohne des Kis, der ausging seines Vaters Eselinnen zu suchen und ein Königreich fand; die wissenschaftliche Forschung, die auszog eine Theorie des Universums zu suchen, ist zuletzt zufrieden und froh, wenn sie Regenwürmer findet und in Ruhe zergliedern kann. Und wird ihr einmal selber über ihrem kritischen Bestreben oder ihrer encheiresis naturae bang, so beschwichtigt sie sich alsbald mit allgemeinen Reden: für den wahren Forscher sei nichts zu klein, oder: zu allgemeinen Gedanken sei es noch zu früh, erst müsse die Einzelforschung zu Ende gebracht sein.*)

Der Metaphysiker wäre dann die Unruhe, die dem Versinken der wissenschaftlichen Forschung in quietistischen Spezialismus entgegenwirkte. Seine Aufgabe im Gesamtbetrieb der Wissenschaft wäre, die

*) Der Sprachforscher Schleicher, der übrigens selber nicht zu den Quietisten gehört, charakterisiert in seiner kleinen Abhandlung über die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft (1863) diese Neigung unserer Zeit: „Man erträgt mit größter Gemütsruhe den Mangel eines dem Stande unserer scharfen und genauen Einzelforschung entsprechenden philosophischen Systems in der Überzeugung, daß vor der Hand ein solches noch nicht geschaffen werden könne, vielmehr mit dem Versuche seiner Herstellung gewartet werden müsse, bis dermaleinst eine genügende Fülle zuverlässiger Beobachtungen und sicherer Erkenntnisse aus allen Sphären des menschlichen Wissens vorliegt." Wem fällt dabei nicht der horazische Bauersmann ein, der am Ufer des Flusses steht und warten will, bis er abgelaufen ist?

At ille
Labitur et labetur in omne volubilis aevum.

Idee des letzten Ziels aller Forschung lebendig zu erhalten, vielleicht auch in seiner Person die Unzulänglichkeit der menschlichen Kraft zur Erreichung des Ziels darzustellen, oder zu zeigen, daß der Menschengeist auf dem Wege der Forschung nicht ans Ende der Dinge gelangt und daß auch Glaube und Dichtung ihr Recht haben. Andererseits hätte er die Aufgabe, den Einfluß der wissenschaftlichen Forschung auf die Weltanschauung zu vermitteln. Unterbleibt dies, bleibt die wissenschaftliche Forschung in ihrer Vereinzelung, fehlt es an einer ernsthaften Philosophie, so wird bald mit dem Spezialismus der Obskurantismus das Feld beherrschen. Und damit wären wir bei dem, was Kant einmal im Unterschied vom Schulbegriff den Weltbegriff der Philosophie nennt: „Philosophie die Wissenschaft von der Beziehung aller Erkenntnis auf die wesentlichen Zwecke der menschlichen Vernunft".

Das Wesen aber, die eigentliche Gabe des Philosophen hat Goethe, der Dichter-Philosoph von Gottes Gnaden, im Tasso gezeichnet:

Sein Ohr vernimmt den Einklang der Natur;
Was die Geschichte reicht, das Leben giebt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf;
Das weit Zerstreute sammelt sein Gemüt
Und sein Gefühl belebt das Unbelebte.

3. Einteilung und Grundprobleme der Philosophie.

Man kann alle möglichen wissenschaftlichen Untersuchungen unter drei Gesichtspunkte bringen: sie betreffen entweder die Natur des Wirklichen, oder die Form des Erkennens, oder die dem Handeln gestellten Aufgaben.

So kommt man auf die alte, in der späteren griechischen Philosophie übliche Einteilung der Wissenschaften in Physik, Logik und Ethik: Physik die Wissenschaft von der Natur der Dinge, Logik die Wissenschaft, die das Erkennen selbst nach Seiten der Form zum Gegenstand hat, Ethik die Wissenschaft von den Gütern und Werten, von den Aufgaben des Handelns und den Prinzipien des Urteilens.

In der That sind hiermit die letzten Orte wissenschaftlicher Überlegungen überhaupt bezeichnet. Die Namen freilich haben zum Teil eine Verschiebung ihrer Bedeutung erlitten. Nur das Wort

Ethik brauchen wir auch heute noch in seinem alten Sinn. Dagegen haben die beiden andern eine engere Bedeutung angenommen. Mit dem Namen Logik bezeichnen wir jetzt gewöhnlich nur die Untersuchung gewisser formaler Verhältnisse des begrifflichen Denkens. Die allgemeinsten Erwägungen über Natur, Bedeutung und Ursprung des Erkennens pflegen wir unter dem Titel der Erkenntnistheorie zu behandeln.

Noch mehr ist die Bedeutung des Namens Physik ins Enge gezogen. Bei den Griechen ist Physik die Wissenschaft von der Natur der Dinge überhaupt, zu ihr gehört auch die Erkenntnis der organischen Welt und des Seelenlebens. Wir haben zunächst aus dem Begriff der Natur die geistige Welt ausgeschlossen; die Physik oder Naturlehre hat es lediglich mit der körperlichen Natur zu thun. Neben ihr steht die Psychologie als die Wissenschaft von der Natur des seelischen Lebens. Dann aber hat sich der Begriff noch weiter verengt, Physik bedeutet nur noch einen Ausschnitt aus der Lehre von den Körpern, die Untersuchung der allgemeinsten Verhaltungsweisen aller materiellen Elemente ist ihr Gebiet; neben ihr beschäftigen sich die Chemie, die Mineralogie, die Biologie u. s. f. mit besonderen Verhaltungsweisen der Körper. Der griechischen Bedeutung der Physik entspricht in unserem Sprachgebrauch einigermaßen der Name Metaphysik. Wir pflegen damit letzte und allgemeinste Untersuchungen über die Natur der Dinge überhaupt, der körperlichen sowohl als der seelischen, zu bezeichnen, Untersuchungen, die auf Grund aller Einzelforschung, wie sie durch Physik und Psychologie getrieben wird, eine Gesamtansicht von der Natur der Wirklichkeit zu gewinnen suchen. — So klingt es uns jetzt auch aus der Etymologie des Namens entgegen, Meta-physik eine Wissenschaft, die über die Physik und ihre Naturbetrachtung hinausgeht. Ursprünglich liegt das allerdings nicht in dem Wort; es ist aufgekommen als Titel einer Schrift des Aristoteles, die bei ihrem Verfasser selbst als „erste Philosophie" bezeichnet wird; sie wurde Metaphysik genannt nach dem Ort, der ihr später in der Sammlung der aristotelischen Schriften hinter der Physik angewiesen war. — Wir werden also im folgenden das Wort in der Bedeutung brauchen, daß es die Versuche bezeichnet, die Summe unserer Erkenntnis der Dinge in allgemeinste Ansichten von der Natur der Wirklichkeit zu fassen. Als ihre eigentliche innerste Aufgabe kann man be-

zeichnen, die physische und die geistige Welt, oder was auf dasselbe hinauskommt, die kausale und die finale Betrachtung der Wirklichkeit in Eins zusammen zu biegen.

Auf die Frage, ob eine solche Wissenschaft überhaupt möglich sei, gehe ich nach dem, was vorher über die Möglichkeit der Philosophie ausgeführt worden ist, nicht weiter ein. Von der erkenntnistheoretisch-positivistischen Richtung wird die Möglichkeit der Metaphysik verneint, sie müsse als eine große geschichtliche Verirrung des Menschengeistes angesehen werden; die positiven Wissenschaften und die Erkenntnistheorie erschöpften den Umkreis des Wißbaren. In der That, versteht man unter Metaphysik die Wissenschaft von den Dingen, die außerhalb aller möglichen Erfahrung liegen, oder die Konstruktion der Wirklichkeit a priori in einem Begriffssystem, dann wird ihre Zeit vorüber sein. Dagegen wird Metaphysik in dem oben bezeichneten Sinne nie aussterben; der Versuch, auf die letzten Fragen, die dem Geist durch die Wirklichkeit aufgegeben sind, eine Antwort zu geben, wird so lange wiederholt werden, als theoretisches Interesse zum Nachdenken über die Dinge antreibt. Ob man diese Versuche Wissenschaft nennen will oder nicht, scheint ziemlich gleichgültig; daß die Subjektivität des Denkers hier eine größere Rolle spielt, als in der Mathematik oder Physik, ist ohne weiteres zuzugeben; ebenso, daß nicht ein ebenso kontinuierliches Fortschreiten in der Geschichte der Metaphysik zu finden ist, wie in der Geschichte der exakten Wissenschaften. Das kann aber nicht hindern anzuerkennen, daß die Fragen, die man metaphysisch zu nennen pflegt, aufgegeben und damit also der Ort einer solchen Untersuchung gegeben ist. Man kann freilich diese Fragen auch in der Erkenntnistheorie abhandeln, man könnte ihnen, wenn man wollte, auch in der Psychologie oder in der Physik einen Ort verschaffen; alle Einteilung der Wissenschaften ist zuletzt zufällig. Mir will es aber auf keine Weise zweckmäßig erscheinen, diesen Untersuchungen ihre relative Selbständigkeit zu nehmen und sie gelegentlich in einem andern Zusammenhang abzuhandeln. Behandelt man z. B. diese Fragen in der Erkenntnistheorie, so hat das lediglich die Folge, daß sie unter einem unbequemen und schiefen Gesichtspunkt vorkommen.*)

*) Einsichtige Bemerkungen über Notwendigkeit und Aufgabe der Metaphysik findet der Leser bei J. Volkelt, Einführung in die Philosophie der Gegenwart (1891), mit welcher Schrift die hier vorliegende überhaupt manche Berührungspunkte hat.

In jedem der drei großen Zweige der Philosophie führt die Untersuchung auf wenige letzte Grundprobleme. Ich will sie hier kurz im Zusammenhang entwickeln, sie bezeichnen zugleich den Gegenstand der folgenden Betrachtungen.

Auf zwei letzte Fragen wird die Betrachtung des Wirklichen oder die Metaphysik geführt, ich nenne sie das ontologische und das kosmologische oder theologische Problem.

Das ontologische Problem wird durch die Frage ausgedrückt: worin besteht die Natur des Wirklichen als solchen? Auf diese Frage scheint zunächst eine einfache Antwort nicht möglich; das Wirkliche tritt uns nicht als ein Gleichartiges entgegen. Verschiedene Wissenschaften zeigen ein völlig ungleichartiges Wirkliche. Der Physik stellt es sich dar als Körper, der den Raum erfüllt und im Raum sich bewegt; alle ihre Bemühungen sind darauf gerichtet, die Naturerscheinungen auf gesetzmäßige Bewegungen raumerfüllender Teilchen zurückzuführen. Als ein völlig anderes tritt uns das Wirkliche in den Geisteswissenschaften entgegen; es erscheint hier als empfindend, vorstellend, denkend, fühlend, strebend, wollend; von Bewußtseinsvorgängen handelt die Psychologie, Erscheinungen, die man nicht sehen, greifen, messen, noch überhaupt als im Raum sich begebende Vorgänge konstruieren kann.

Wie verhalten sich diese beiden Formen des Wirklichen zu einander? Besteht die Wirklichkeit aus zwei völlig verschiedenen Arten des Wirklichen? Oder lassen sich jene beiden Formen, die physische und die psychische, auf eine zurückführen.

Die Verschiedenheit der Antworten auf diese Frage ergiebt die verschiedenen metaphysischen Standpunkte, welche man mit den Namen des Dualismus, des Materialismus, des Spiritualismus oder Idealismus bezeichnet.

Dualismus heißt die Ansicht, welche dabei stehen bleibt: es giebt zwei heterogene Arten des Wirklichen, zwei Arten von Substanzen, körperliche und geistige, ausgedehnte und denkende. Der gemeine Menschenverstand findet bis auf diesen Tag in dieser Lösung des ontologischen Problems am leichtesten Befriedigung.

Die Philosophie zeigt jederzeit eine Neigung über den Dualismus hinaus zu einem Monismus zu kommen. Die Antriebe dazu liegen auf der Hand; die Einheit der Wirklichkeit ist so groß und

durchgreifend, daß sie die Zusammensetzung aus zwei völlig verschiedenartigen Elementen selbst abzulehnen scheint. Dazu kommt die Neigung des Denkens zur Vereinfachung der Wirklichkeit; die Dinge erklären, heißt die mannigfachen Erscheinungen auf einfache Prinzipien zurückführen.

Auf doppelte Weise kann der Einheitsdrang sein Ziel erreichen; man führt entweder die geistigen Vorgänge auf die körperlichen zurück und sagt: Körper und Bewegung ist das an sich Wirkliche, die Bewußtseinsvorgänge sind bloß eine Erscheinungsform von Vorgängen, die an sich physikalischer Natur sind; dann haben wir den Materialismus. Oder man führt die physikalischen Erscheinungen auf Bewußtseinsvorgänge zurück und sagt: geistige Vorgänge sind das an sich Wirkliche, die physische Welt ist eine bloße Erscheinungsform jenes wirklich Wirklichen; dann haben wir den Spiritualismus oder Idealismus.

Daneben bleibt eine vierte Möglichkeit; man kann sagen: die Natur des Wirklichen an sich vermögen wir überhaupt nicht zu erkennen. Gegeben sind uns zunächst die beiden Formen, das Körperliche und das Geistige; wir mögen aber annehmen, daß sie nur verschiedene Erscheinungsformen eines uns unerreichbaren Wirklichen sind. Agnostischen Monismus könnte man diese Ansicht nennen.

Das zweite große Problem der Metaphysik ist das kosmologische oder theologische. Es wird ausgedrückt durch die Frage: welche Vorstellung sollen wir uns von dem Zusammenhang aller Dinge machen? welche Gestalt hat die Wirklichkeit als Ganzes? Atomismus, Theismus, Pantheismus sind verschiedene Beantwortungen dieser Frage.

Auf den ersten Blick stellt sich die Wirklichkeit als eine Vielheit selbständiger Dinge dar, deren jedes zwar in Beziehung zu andern steht, aber seinem Dasein nach unabhängig für sich besteht. Diese Ansicht ist zu Ende gedacht im Atomismus: die Wirklichkeit ist ein Aggregat vieler, selbständiger, unentstandener und unvergänglicher Urelemente; durch mannigfache Verbindung entstehen aus ihnen, gleichsam als Dinge zweiter Ordnung, die Dinge der gemeinen Meinung. — Der Atomismus oder Pluralismus ist nicht notwendig materialistisch, in der Monadologie Leibnizens haben wir eine spiritualistische Form.

Auch an diesem Punkt hat die Philosophie von jeher eine Neigung gezeigt, über die Vielheit zu einer Einheit hinauszugehen. Die Einheitlichkeit und Zusammenstimmung der Welt erscheint so groß, daß sie nicht als das Ergebnis des zufälligen Zusammenkommens einander absolut fremder Elemente begriffen werden kann. In doppelter Gestalt tritt die monistische Weltanschauung auf; entweder leitet sie die Einheit und Zusammenstimmung der Dinge aus der Einwirkung einer nach einheitlichem Plan thätigen, baumeisterlichen Intelligenz ab, dann haben wir den Theismus. Oder sie trägt die Einheit noch tiefer in die Dinge hinein und behauptet: die Wirklichkeit ist überhaupt ein einziges, einheitliches Wesen, eine Substanz, die Vielheit ist nur als Gliederung in der Einheit des Wesens; dann haben wir den Pantheismus. Von zwei Punkten aus wird die Philosophie auf diese Anschauung geführt. Vom Gottesbegriff aus kommt die theologische Spekulation dahin; ist Gott, wie es die monotheistische Gotteslehre sagt, Schöpfer aller Dinge aus nichts, dann ist er in Wahrheit allein seiend, die Dinge sind dann durch ihn und in ihm; sie können nicht aus ihm heraus und gegen ihn selbständiges Dasein gewinnen. Andererseits kommt vom Naturbegriff aus die physikalische Betrachtung auf denselben Gedanken der Wesenseinheit. Stehen alle Dinge in allgemeiner und beständiger Wechselwirkung, so schließen sich alle Vorgänge zu einem einzigen, allumfassenden Vorgang, dem einheitlichen Weltlauf, zusammen, und damit ist der Begriff der Einheit dessen, das sich verändert, der Begriff der Einheit der Substanz gegeben.

Auch die Erkenntnistheorie wird auf zwei letzte Probleme geführt, wir können sie nennen das Problem des Wesens und das Problem des Ursprungs der Erkenntnis.

Das erste wird ausgedrückt durch die Frage: was ist das Erkennen? Hierauf geben Realismus und Idealismus oder Phänomenalismus verschiedene Antworten. Der Realismus sieht in ihr eine adäquate Abbildung der Wirklichkeit; im wahren Erkennen kommen die Dinge ebenso vor, wie sie in der Wirklichkeit sind, nur natürlich ohne die Wirklichkeit selbst. Der Idealismus hält diese Auffassung für eine ganz unmögliche; wie kann Erkennen Abbildung und gleichsam Wiederholung der Dinge sein? Erkennen ist ein innerer, psychischer Vorgang, wie sollte zwischen ihm und den Dingen draußen

Ähnlichkeit stattfinden? Und wenn sie stattfände, könnten wir es nicht wissen; wir können nicht aus uns heraustreten und unsere Vorstellungen mit den Dingen vergleichen.

Die zweite Frage ist: wie kommt Erkennen überhaupt zustande? Auch sie giebt zur Entstehung eines durch die ganze Geschichte der Philosophie hindurchgehenden Gegensatzes der Ansichten Veranlassung, des Gegensatzes von Empirismus und Rationalismus. Der Empirismus leitet alle Erkenntnis aus der Wahrnehmung ab; Erfahrung ist die einzige Quelle der Erkenntnis, Erfahrung aber besteht in Kombination von Wahrnehmungen. Der Rationalismus behauptet dagegen: alle eigentlich wissenschaftliche Erkenntnis setzt ein anderes Prinzip voraus, das nicht aus der Wahrnehmung stammen kann. Allgemeinheit und Notwendigkeit, wie sie am strengsten die Mathematik bietet, wie sie aber von jeder Wissenschaft erstrebt wird, kann nie aus der Erfahrung kommen, die immer nur zeigt, was in diesem Fall, nicht was in jedem Fall geschieht. Eigentliche Wissenschaft entspringt aus dem Verstande, der Begriffe bildet und ihre Beziehungen verfolgt nach der ihm ursprünglich eigenen inneren Gesetzmäßigkeit.

Die Untersuchungen der Ethik kommen auf eine letzte prinzipielle Frage zurück: worauf beruhen zuletzt alle Wertunterschiede, im besonderen die Wertunterschiede zwischen menschlichen Handlungen und Gesinnungen? Zwei Ansichten stehen sich gegenüber; die eine behauptet: auf Wirkungen für die Lebensgestaltung; gut ist, was günstige, schlecht ist, was ungünstige Folgen für die Lebensgestaltung des Einzelnen und der Gesamtheit hat, deren Glied er ist. Das ist die teleologische Ansicht. Die andere Ansicht, man kann sie die formalistische nennen (sie wird auch die intuitionistische genannt, im Gegensatz zur utilitarischen, wie man in England die teleologische Ethik nennt), behauptet: gut und böse sind absolute Qualitäten von Handlungsweisen und Willensrichtungen, die nur wahrgenommen und anerkannt, aber nicht eigentlich abgeleitet und begründet werden können. Hat die erste Ansicht recht, so erhebt sich eine neue Frage: welcher Lebensinhalt ist es, durch dessen Herbeiführung oder Förderung günstige von ungünstigen Wirkungen unterschieden werden? was ist das höchste und letzte Ziel menschlichen Strebens? Wird hierauf geantwortet: Gefühlserregungen der Lust oder des Glücks, so haben

wir den Hedonismus. Wird dagegen das Ziel in eine objektive Lebensgestaltung und Lebensbethätigung gesetzt, so haben wir eine Anschauung, für die es an einem herkömmlichen Ausdruck fehlt; man könnte sie, mit Erinnerung an den Ursprung dieser Anschauung in der aristotelischen Philosophie, Energismus nennen: Bethätigung aller Tugenden und Tüchtigkeiten, am meisten der höchsten, das ist nach ihr das höchste Gut.

Erſtes Buch.

Die Probleme der Metaphyſik.

Ich gebe aber etwas auf den urſprünglichen Naturinſtinkt der Menſchen und glaube, daß nichts wahr ſein kann, was nicht auch gut iſt zu glauben, am wahrſten aber das, was am beſten. Freilich auch in dem, was man für gut hält, kann man irren, aber einmal muß doch ein Punkt kommen, wo der Menſch ſich ſelbſt glaubt.

Fechner, Zendaveſta.
Vorwort XIV.

Erſtes Kapitel.

Das ontologiſche Problem.

1. Zur geſchichtlichen Orientierung.

Der Ausgangspunkt alles Philoſophierens iſt die gemeine Meinung; das gilt von der Entwickelung des Denkens in der Geſamtheit, wie im einzelnen Individuum. In einer zur Einführung in die Philoſophie beſtimmten Schrift wird es daher zweckmäßig ſein, von ihr auszugehen.

Auf die Frage nach der Natur des Wirklichen als ſolchen wird die gemeine Vorſtellung zunächſt mit der Hinweiſung auf die ſichtbaren und greifbaren Dinge antworten: die Körperwelt iſt das Wirkliche. Dennoch iſt ſie nicht eigentlich materialiſtiſch; der Materialismus iſt erſt ein Erzeugnis des wiſſenſchaftlichen Nachdenkens. Jene kennt neben den Körpern noch ein Wirkliches von anderer Art, die Seele. In den lebenden Körpern iſt etwas, das nicht Körper, wenigſtens nicht eigentlich Körper iſt. Es giebt wohl keine Sprache, die nicht ein Wort hat für das, was wir Seele nennen, und damit dieſem Etwas Wirklichkeit und Weſenheit zuerkennt. Den Urſprung der Vorſtellung von der Seele als einem beſonderen Weſen wird man etwa in folgenden Thatſachen zu ſuchen haben. Unter den Körpern tritt ein wichtiger und in die Augen fallender Unterſchied hervor, der Unterſchied von lebenden und lebloſen Körpern. Jene bewegen ſich durch den eigenen Willen, dieſe dagegen können ſich nicht von ſelbſt bewegen, ſondern bedürfen des Anſtoßes von außen. Die Urſache dieſes Unterſchiedes, ſo folgert die Meinung, muß darin liegen, daß in den lebendigen Körpern ein Etwas iſt, das will und bewegt, empfindet und fühlt; das iſt die Seele.

Daß aber dieſe ein beſonderes, ſelbſtändiges Weſen, und nicht eine bloße Kraft oder Eigenſchaft iſt, darauf führt eine andere That-

sache, die auf die primitive Gedankenbildung überhaupt einen tiefgehenden Einfluß übt: die Erscheinung des Todes. Mit dem Tode verliert der lebende Körper jenen Vorzug vor den leblosen Körpern, er wird fühllos und bewegungslos. Wie kommt das? was hat sich im Tode zugetragen? Der Körper ist noch derselbe, wie im Augenblick vorher; er ist äußerlich unvermindert und unverändert, nur die eigene Bewegung fehlt. Es muß also, das ist die nahe liegende Folgerung, das Bewegende, die Seele, ihn verlassen haben. Sie ist also unkörperlich, sonst müßte ihr Verlust sichtbar sein, und sie ist ein selbständiges Wesen; sie beweist es eben dadurch, daß sie von dem Leibe sich trennt und zu existieren fortfährt. Denn hierin stimmt die Erfahrung aller Völker überein, daß die Seele nicht im Tode untergeht; sie kann noch erscheinen und wirken. Wohin die Anthropologie blickt, tritt ihr der Totenkult entgegen, ein sicherer Beweis des Glaubens an Dasein und Fortleben der abgeschiedenen Seele. Um das Nichtseiende giebt sich niemand Mühe. — Übrigens ist auch während des Lebens zeitweilige Trennung der Seele vom Leibe eine auf primitiver Kulturstufe gewöhnliche Vorstellung. Im Schlaf liegt der Leib auch bewegungslos da; aber die Seele ist nicht unthätig, sie sieht, hört, fühlt und erlebt manchmal erstaunliche Dinge. Sie träumt, sagen wir; die primitive Vorstellung aber deutet diese Thatsache anders: die Seele verläßt im Schlaf den Leib und wandelt eigene Wege, wobei ihr denn eben das zustößt, was sie nach unserer Ausdrucksweise träumt.

Was nun das Wesen der Seele nach der primitiven Vorstellung anlangt, so läßt es sich etwa so bestimmen: sie ist ein hauchartiges Wesen, sichtbar, aber nicht greifbar, von der Gestalt des Leibes, wie sein bleibender substantieller Schatten. Der Zusammenhang des Lebens mit dem Atem ist offenbar der Anlaß, daß in so vielen Sprachen die Seele als Hauchwesen (ψυχή, animus) bezeichnet wird. Seiendes Bildnis, oder seiende Sichtbarkeit des Leibes, ohne Körperlichkeit, ohne Undurchdringlichkeit und Schwere, so könnte man sie definieren. So beschreibt Homer die abgeschiedenen Seelen oder Geister, so malt sie der mittelalterliche Maler, so stellt sie auch heute noch die Gespensterfurcht vor. Dabei fehlt ihnen nicht die Fähigkeit zu spukhafter Wirksamkeit und vor allem ein, wenn auch verändertes und herabgesetztes, Innenleben mit Erinnerung und Gefühl.

Wollte man die ontologische Auffassung der gemeinen Meinung klassifizieren, so müßte man sie als einen vagen Dualismus bezeichnen. Die Körper sind das eigentlich Wirkliche, daneben giebt es aber jenes Wirkliche zweiter Ordnung, körperartige Wesen ohne eigentliche Körperlichkeit, die sowohl in den Körpern als wirksame Kraft sich bethätigen, als auch für sich als abgeschiedene Geister existieren.

Die philosophische Auffassung der Wirklichkeit ist, wie schon bemerkt, überall durch das Streben zum Monismus gekennzeichnet; die Wirklichkeit aus einem Prinzip abzuleiten, die mannigfachen Formen des Seienden auf eine Urform zurückzuführen, das ist ein Grundtrieb des philosophischen Denkens. Zwei Formen des ontologischen Monismus ergeben sich, jenachdem man von den Thatsachen der äußeren, sichtbaren Welt oder der inneren Welt ausgeht: Materialismus und Spiritualismus. Jener behauptet: Körper und Bewegungen sind die Urform des Wirklichen, aus ihnen sind auch die Thatsachen des Wahrnehmens, Denkens und Wollens zu erklären. Der Spiritualismus oder Idealismus dagegen behauptet: die Thatsachen des Innenlebens, wie sie im Selbstbewußtsein sich darstellen, sind das erste und eigentliche Wirkliche; Gedanken kann man nicht als Produkt der Materie, wohl aber umgekehrt die Materie als Produkt des Denkenden konstruieren; die Körperwelt ist Erscheinung.

Am Eingang der griechischen Philosophie treten uns die beiden ontologischen Theorien in einem Paar kraftvoller und kühner Denker entgegen, in Demokrit und Plato. Jener führt alles Wirkliche auf die Atome und das Leere zurück. Kleinste, unteilbare, aber ausgedehnte Körper sind die Urbestandteile der Wirklichkeit, aus ihrer Bewegung lassen sich alle Naturvorgänge erklären, die himmlischen wie die irdischen, und unter diesen auch die Lebenserscheinungen mit Einschluß des Wahrnehmens und Denkens. Plato dagegen hat den Mut, als der erste im Abendlande den Gedanken zu Ende zu denken: die Körper sind nicht nur nicht das eigentlich Wirkliche, sondern sie sind eigentlich überhaupt nicht wirklich, nicht an sich wirklich, sie sind Erscheinungen eines andern. Das an sich Wirkliche ist geistiger Natur, die Welt ist an sich selbst ein System seiender Gedanken (Ideen). Im begrifflichen Denken erfaßt der Geist dieses wahrhaft Wirkliche, während die sinnliche Vorstellung an den nicht

seienden, sondern werdenden und vergehenden, durch den Raum verstreuten Nachbildern der Ideenwelt, den körperlichen Dingen oder Erscheinungen klebt.

Aristoteles nähert sich wieder mehr der gemeinen Vorstellung. Wie er in der Erörterung philosophischer Probleme oft von ihrer Darstellung im Sprachgebrauch ausgeht, so kehrt er auch mit seiner Entscheidung gern zu ihr zurück; er liebt nicht die schroffen und einseitigen Gedanken, wie sie den großen einsamen Denkern zusagen. Seine Philosophie hat die starken und schwachen Seiten einer Vermittlungsphilosophie. Seine Ontologie ist ein zum Idealismus neigender Dualismus. Am Anfang des zweiten Buchs seines Werks über die Seele erklärt er ihr Wesen: sie ist die Form eines organischen Körpers. Die Erklärung erinnert an die Vorstellung der gemeinen Meinung. Ihr Sinn ist allerdings ein tieferer; die Seele ist nicht der Schattenriß des Leibes, nicht die äußere, stereometrische, sondern die innere, funktionelle Form ist gemeint: das wirkende und gestaltende Lebensprinzip. Alles das, wodurch sich ein lebender Organismus von einem leblosen Körper unterscheidet, ist Thätigkeit der Seele: Entwickelung, Stoffwechsel, spontane Bewegung, Empfindung, Begehren, Denken und vernünftiges Wollen. Aus den Stoffteilen, aus denen ein organischer Körper besteht, lassen sich seine Funktionen nicht ableiten, sie sind die Bethätigung eines besonderen Lebensprinzips, das ist die Seele; sie macht den Körper erst zu dem, was er ist. Die Materie bietet bloß die Möglichkeit des Lebens, wie das Holz die Möglichkeit eines Bogens, der Marmor die Möglichkeit eines Bildwerks bietet; aber erst die Form macht aus dem möglichen Bildwerk das wirkliche. So macht die Seele aus organischer Materie den lebenden Leib. — Man sieht, von den beiden Prinzipien ist die Form das wesentliche, der Stoff das zufällige und sekundäre; jene ist das eigentliche Was des Dinges, diese das Woraus. An sich ist die Materie überhaupt unbestimmte und unfaßbare Möglichkeit; erst durch die Form wird sie zu einem bestimmten, gestalteten, faßbaren Wirklichen. Und im Gedanken Gottes, der keine Möglichkeit, sondern reine Form, nämlich reines Denken ist, wird zuletzt die Materie überhaupt aufgehoben, ohne daß aber doch mit diesem Gedanken nun so bitterer Ernst gemacht würde, wie es Plato that. Es

giebt keine Philosophie, die der gemeinen Vorstellung mehr entgegen käme, als diese Erklärung aller Dinge aus Form und Stoff, aus Kraft und Möglichkeit. Die Schroffheit des platonischen Idealismus ist darin so weit abgeschwächt, daß der gesunde Menschenverstand ihn erträgt. Man wird annehmen dürfen, daß ihre Tauglichkeit zur Schulphilosophie, die sie durch lange Jahrhunderte bewährt hat, hiermit zusammenhängt.

Die moderne Philosophie wandelt auf den Pfaden, welche die großen griechischen Denker gebahnt haben: Dualismus, Materialismus, Spiritualismus sind die wiederkehrenden Grundformen.

Sie beginnt bei Cartesius mit der schärfsten Zuspitzung des Dualismus: Körper und Seele zwei völlig unvergleichliche Formen des Wirklichen, Körper, ein Wesen, dessen einzige Bestimmtheit die Ausdehnung, Seele ein Wesen, dessen einzige Bestimmtheit das Denken oder die Bewußtheit ist. Corpus=res extensa, mens=res cogitans, das sind die beiden der ganzen Cartesianischen Philosophie zu Grunde liegenden Definitionen.

Der neue Begriff des Körpers ist der frühere. Durch Galilei war der Naturwissenschaft eine neue Grundanschauung zugeführt worden: Bewegung entsteht und vergeht nicht; wie ein ruhender Körper ohne Einwirkung von außen in Ruhe bleibt, so behält ein bewegter Körper seine Bewegung mit gleicher Richtung und Geschwindigkeit ins Unendliche bei. Die aristotelische Schulphilosophie des Mittelalters hatte zwar die Körper selbst im natürlichen Lauf der Dinge nicht entstehen und vergehen lassen, an dem Verschwinden von Bewegung dagegen keinen Anstoß genommen, so wenig es der gesunde Menschenverstand thut, zeigt es doch die alltäglichste Erfahrung; und so mag denn wohl auch Bewegung, die vorher nicht vorhanden war, etwa durch Thätigkeit der Seele, ursprünglich entstehen. Descartes eignet sich die neue, Galileische Anschauung an; das Quantum der Bewegung, so formuliert er sie, ist im Universum konstant, es findet weder Vermehrung noch Verminderung, sondern lediglich Übertragung statt, und zwar nur bei Berührung, d. h. durch Druck oder Stoß. Damit ist das Axiom gegeben: alle Naturvorgänge sind ohne Ausnahme durch Druck und Stoß zu erklären, auch die Lebensprozesse im organischen Körper; die Physiologie ist Mechanik der Lebensvorgänge. Die zugehörige negative Formel ist: die Seele ist kein natur-

wissenschaftliches Erklärungsprinzip; der Physiker als solcher weiß nichts von ihrem Dasein, er fällt von seiner Wissenschaft ab wenn er, wie es die Schulphilosophie that, Ernährung, Wachsthum, Bewegung des Leibes von ihr herleitet.

Die Kehrseite der mechanistischen Physik und Physiologie ist eine rein spiritualistische Psychologie: können Vorgänge des leiblichen Lebens nicht aus der Thätigkeit der Seele erklärt werden, so ist die Erklärung des Denkens aus physischen Vorgängen natürlich ebenso unmöglich; Bewegung bewirkt Bewegung, aber sie kann niemals einen Bewußtseinsvorgang zur Wirkung haben; sie müßte sonst in ihm verschwinden, das heißt aufhören, physisch da zu sein. Das ist gegen das erste Axiom der Physik. Da aber andererseits die Wirklichkeit des Denkens nicht bezweifelt werden kann, vielmehr das gewisseste ist, das es überhaupt giebt, so ist es notwendig, hierfür ein eigenes, vom Körper völlig verschiedenes Prinzip anzunehmen, das ist der Geist (mens). So beginnt die moderne Philosophie, ausgehend von der mechanistischen Physik, mit der schroffsten Formulierung des Dualismus, worin ihr denn übrigens, freilich von ganz anderen Voraussetzungen ausgehend, auch die scholastische Philosophie mit der Lehre von rein spirituellen Substanzen vorangegangen war.

Aber der Dualismus ist nicht das letzte Wort der modernen Philosophie. Ja, der auf die Spitze getriebene Dualismus schlägt gleichsam von selbst in Monismus um. Man kann den Punkt genau bezeichnen, von wo der Druck, der zum Monismus führt, ausgeht; es ist die Frage nach dem Verhältnis dieser beiden Arten des Wirklichen zu einander. Es bleibt eine Thatsache, daß zwischen Vorgängen im Körper und in der Seele regelmäßige Beziehungen stattfinden; den willkürlichen Bewegungen entsprechen Gefühls- und Willenserregungen, den Erregungen der Sinneswerkzeuge entsprechen Empfindungen und Wahrnehmungen. Wie ist das Verhältnis zu konstruieren, wenn es, nach den Prinzipien der neuen mechanistischen Physik, nicht mehr als Wechselwirkung gedacht werden kann? Hierauf giebt Spinoza die Antwort: dann muß man es als Identität bestimmen. Körper und Seele sind nicht absolut verschieden, sie sind vielmehr eben dasselbe Ding, von zwei Seiten gesehen; ein Bewegungsvorgang und ein Bewußtseinsvorgang sind im Grunde derselbe Vorgang, das eine mal

von außen, das andere mal von innen gesehen. Und dies Verhältnis geht durch die ganze Wirklichkeit hindurch. Die Wirklichkeit, die ein einziges einheitliches Wesen, eine Substanz bildet, nennen wir sie Natur oder Gott, entfaltet ihren Wesensinhalt unter zwei Gestalten, in der Gestalt einer Körperwelt (sub attributo extensionis), und der Gestalt einer Bewußtseinswelt (sub attributo cogitationis). Von hieraus wird nun jene Thatsache der regelmäßigen Beziehung ohne Wechselwirkung begreiflich; zwischen der physischen und psychischen Welt findet ein Parallelismus statt in der Art, daß jeder Zustand oder Vorgang (modus) in beiden vorkommt: was in der Körperwelt als Bewegung (modus extensionis) vorkommt, das erscheint andererseits in der Bewußtseinswelt als Empfindung oder Vorstellung (idea, modus cogitationis). Von Wechselwirkung ist dabei natürlich nicht die Rede: neben einander, nicht durch einander sind die beiden Arten von Vorgängen. Jede der beiden Welten, die physische und die psychische, bildet einen in sich geschlossenen Kausalzusammenhang. Und zwar ist der Parallelismus ein universeller: es giebt schlechterdings keinen Bewußtseinsvorgang, dem nicht ein Bewegungsvorgang entspräche, aber auch umgekehrt: es giebt schlechterdings keinen Bewegungsvorgang in der Natur, dem nicht ein Bewußtseinsvorgang entspräche. Alle Dinge, so drückt Spinoza diese Konsequenz einmal aus, sind beseelt, omnia quamvis diversus gradibus animata. Die zugehörige Umkehrung lautet: alle Seelen sind inkorporiert.

Die Metaphysik, die Spinoza in den wenigen kurzen Sätzen der Ethik umrissen hat, kann dem, der die Entwickelung des modernen Denkens im Ganzen überschaut, als die vorweggenommene Lösung der Aufgabe erscheinen. Mehr und mehr gravitieren die Gedanken gegen diese Anschauungsweise, am sichtbarsten in der Philosophie, neuerdings nähern sich ihr aber auch die Physiologen und Biologen, freilich nicht selten, ohne die Konsequenzen deutlich zu sehen.

Es wird dies in der Folge weiter auszuführen sein. Hier möchte ich nur auf eines noch aufmerksam machen: es kann ein solcher parallelistischer Monismus nach zwei Seiten umgebogen werden, nach der Seite des Materialismus und des Idealismus. Den Naturforschern, deren Aufmerksamkeit der Körperwelt zugewendet ist, liegt die erste Umbiegung nahe. Man kann Hobbes als ihren philo-

sophischen Führer ansehen. Bei den Philosophen ist die Umbiegung im Sinne des Idealismus gewöhnlich. Leibniz geht diesen Weg: gewiß sind Ausdehnung und Bewußtsein die beiden großen Formen des Daseins; aber nicht in gleicher Weise sind sie Ausdruck des Wesens der Wirklichkeit, die geistige Welt ist der eigentlichen Natur des Wirklichen näher. Die letzten Elemente der Wirklichkeit, die Monaden, sind an und für sich Wesen von seelischer Natur; Begehren und Empfindung sind ihre ursprünglichen Bestimmungen, Ausdehnung ist eine sekundäre und zufällige Bestimmung, eine Erscheinungs-, aber nicht eigentlich eine Seinsweise des Wirklichen.

Auf dieselbe Umbiegung wird gleichzeitig Berkeley durch die erkenntnistheoretische Betrachtung geführt: das Wesen des Körpers läßt sich in Wahrnehmungsinhalte auflösen. Diese Betrachtung dringt, mit dem zunehmenden Gewicht der Erkenntnistheorie, immer mehr durch; sie liegt der deutschen Philosophie, seitdem ihr Kant die kritische Reflexion auf die Natur der Erkenntnis aufgezwungen, durchweg zu Grunde: die Körperwelt ist Erscheinungsform desselben Wirklichen, das in der geistigen Welt sein eigentliches Wesen offenbart. Hierin kommen einander so fremde, ja feindselige Denker, wie Hegel, Schopenhauer, Beneke zusammen. Einen panlelistischen Monismus mit idealistischem Vorzeichen, so etwa könnte man die in der Philosophie seitdem herrschende Metaphysik bezeichnen. Daneben giebt es freilich, besonders in den Kreisen der Naturforschung, auch den Monismus mit materialistischem Vorzeichen. Und der reine Erkenntnistheoretiker bleibt am liebsten auf dem Standpunkte stehen, über den auch Kant nicht hinaus will: Körperwelt und Bewußtseinswelt verschiedene Erscheinungsformen des an sich Wirklichen, das wir nicht erkennen, aber als einheitliches und Gleichartiges voraussetzen können. Das wäre der Standpunkt des agnostischen Monismus, auf den sich auch Herbert Spencer stellt.

Nach dieser historischen Orientierung treten wir in die sachliche Erörterung des Problems ein. Ich will dabei von einer Darstellung und Kritik der materialistischen Auffassung, die sich selber gern als die eigentlich wissenschaftliche, als das Ergebnis der naturwissenschaftlichen Forschung der Neuzeit darstellt, ausgehen.

2. Der Materialismus und seine Begründung.*)

Mit dem Namen des Materialismus wird hier also diejenige ontologische Theorie bezeichnet, die auf die Frage nach der Natur des Wirklichen antwortet: das Seiende als solches ist Körper, seine Bestimmungen sind Ausdehnung und Undurchdringlichkeit; seine erste und eigentliche Bethätigungsform ist Bewegung. Aus diesen Prinzipien können und müssen alle Vorgänge in der Wirklichkeit erklärt werden, im besonderen auch die sogenannten Bewußtseinsvorgänge.

Der letztere Punkt, die Zurückführung der psychischen Vorgänge auf physische, ist die eigentliche These des Materialismus. Sie wird von ihm etwa in folgender Weise begründet.

Es ist eine durch die Erfahrung gegebene Thatsache, daß psychische Vorgänge nur in engster Verbindung mit gewissen physischen Vorgängen überhaupt vorkommen. So viel wir wissen können, sind nur organische oder vielmehr nur tierische Körper Träger der Bewußtseinsvorgänge, im besonderen erscheinen diese an die Thätigkeit des Nervensystems geknüpft. Hieraus folgt, daß die Wissenschaft in der Besonderheit dieser Körper die Ursache jener Vorgänge suchen muß: seelische Vorgänge sind als eine Funktion des Nervensystems aufzufassen.

Der gewöhnliche Menschenverstand zog aus derselben Thatsache eine andere Folgerung; er folgerte, wie im vorigen Kapitel ausgeführt ist: also ist in den Tieren ein besonderes Etwas, eine Kraft oder ein Wesen, das diese Vorgänge bewirkt. — Das ist die Auskunft, so sagt der materialistische Philosoph, auf die das vorwissenschaftliche Denken überall fällt; wo ihm eine Gruppe von eigentümlichen Erscheinungen entgegentritt, da nimmt es zu ihrer Erklärung eine besondere Kraft oder ein Wesen an. So führt das primitive Denken die Erscheinungen des Gewitters auf einen Donnergott, der im Himmel seinen Sitz hat,

*) Eine geschichtliche Darstellung der materialistischen Philosophie giebt das vortreffliche Werk von F. A. Lange, Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart, 2 Bde., 3. Aufl. 1877. Der Leser findet hier die umsichtigste geschichtliche Aufklärung über Wesen und kulturhistorische Entwickelungsbedingungen des Materialismus. Seine Beziehungen zu den Naturwissenschaften, zu Theologie und Kirche, sowie zur Gesellschaft und ihren Bestrebungen werden allseitig dargelegt. Eine Biographie des trefflichen Mannes ist kürzlich von O. A. Ellissen (1891) veröffentlicht worden.

die Erſcheinungen der Krankheit auf einen Krankheitsſtoff zurück. Ihm folgend, erklärte eine lange herrſchende Naturphiloſophie das Steigen des Waſſers in der Brunnenröhre aus einem horror vacui, die Vorgänge des organiſchen Lebens aus einer beſonderen Lebenskraft. Und nach demſelben Schema werden nun auch die Bewußtſeinsvorgänge als Äußerungen eines beſonderen Prinzips, der Seele, erklärt. Natürlich iſt damit auch hier nichts gewonnen; Seele iſt nichts als eine vis occulta, eine ad hoc angenommene, im übrigen unbekannte Kraft oder Weſenheit, ebenſo wie der horror vacui. Das Denken aus einer Seele erklären, iſt ganz dasſelbe, wie mit den gelehrten Doktoren der Schule beim Molière die Thatſache, daß Opium einſchläfert, daraus erklären, daß eine Schlaf machende Kraft darin ſitzt.

Die wiſſenſchaftliche Forſchung, ſo fährt der Materialismus fort, unterſcheidet ſich von der vorwiſſenſchaftlichen Denkart dadurch, daß ſie die Erſcheinungen nicht aus Weſen und Kräften, ſondern aus anderen vorangehenden und gleichzeitigen Erſcheinungen erklärt. Erklären heißt in der Naturwiſſenſchaft: das Geſetz angeben, nach dem dieſe Erſcheinung mit anderen Erſcheinungen verknüpft iſt, ſo daß ihr Eintreten aus dem Eintreten der andern vorhergeſehen werden kann. So erklärt die wiſſenſchaftliche Meteorologie das Gewitter, indem ſie dieſe Erſcheinung einer größeren Gruppe gleichartiger Erſcheinungen einfügt, d. h. den Blitz als elektriſchen Funken erkennt, und nun die Bedingungen ſeiner Entſtehung, d. h. die Vorgänge, welche der elektriſchen Spannung und Entladung in der Atmoſphäre vorangehen und ſie begleiten, aufſucht.

Dieſelbe Aufgabe hat die Wiſſenſchaft mit Bezug auf die Bewußtſeinsvorgänge: ſie hat die regelmäßig vorangehenden und begleitenden Erſcheinungen zu ſuchen, um ſo den naturgeſetzmäßigen Zuſammenhang dieſer Erſcheinung zu beſtimmen. Die begleitenden und vorangehenden Erſcheinungen ſind nun eben, wie die Erfahrung zeigt, phyſiologiſche Vorgänge im Gehirn und Nervenſyſtem. Demnach iſt die Aufgabe der Wiſſenſchaft, an Stelle der Pſeudowiſſenſchaft „Pſychologie“ mit ihren vorwiſſenſchaftlichen Prinzipien „Seele“ und „Seelenkräften“, auch hier die naturwiſſenſchaftliche Erklärung durchzuführen: wiſſenſchaftliche Pſychologie iſt Phyſiologie.

Das wäre das formelle Prinzip. Was nun die Sache anlangt,

so kann man weiter gehen und sagen: die sogenannten Bewußtseinsvorgänge, die sich zunächst als so eigenartige und unvergleichliche ankündigen, sind in Wirklichkeit keineswegs etwas so besonderes; vielmehr kann die Wissenschaft in ihnen nur gewisse eigentümlich modifizierte Bewegungsvorgänge erblicken; die psychischen Vorgänge sind an sich, objektiv betrachtet, nichts anderes als physiologische Vorgänge.

Das kann in folgender Weise streng bewiesen werden. Das oberste Prinzip der ganzen neueren Naturwissenschaft ist das Prinzip der Erhaltung der Energie: die Summe der wirklichen Bewegung und der Bewegungskraft ist konstant. Es findet statt Übertragung und Umformung von Bewegung, Massenbewegung wird in Molekularbewegung, lebendige Kraft in Spannkraft umgesetzt, aber sie ist darin ohne Verlust erhalten und läßt sich daraus wieder herstellen. Nun liegen folgende beiden Fälle vor: es tritt von außen Bewegung in das Nervensystem ein; Luftschwingungen, die von einer angeschlagenen Glocke ausgehen, treffen den Gehörsnerven und erregen hier einen physiologischen Prozeß, der nachweislich durch die Nervenfasern bis zum Centralorgan fortgepflanzt wird. Wir sind bisher nicht im Stande, ihn hier bis in seine letzten Wandlungen zu verfolgen, zweifellos verschwindet er nicht überhaupt. Gleichzeitig, so wissen wir auf anderem Wege, tritt eine Empfindung ein, es wird ein Ton gehört. Wir schließen: die Empfindung ist nichts anderes, als der im Centralorgan durch den peripherischen Reiz ausgelöste nervöse Vorgang.

Ebenso liegt der umgekehrte Prozeß vor. Ich strecke die Hand aus und ergreife einen Gegenstand; die Physiologie erklärt den Vorgang: eine Verkürzung der Muskelfasern ist die nächste Ursache der Drehung der Glieder in den Gelenken; sie selbst tritt wieder als Wirkung eines durch die Fasern der motorischen Nerven zugeleiteten Impulses ein, den wir bis in das Centralorgan zurückverfolgen können. Hier entzieht er sich einstweilen genauer physiologischer Ableitung. Dagegen tritt auch hier wieder jene Erscheinung auf, daß gleichzeitig auf anderem Wege das Stattfinden eines psychischen Vorgangs, einer von Gefühlen und Vorstellungen begleiteten Willenserregung beobachtet wird. Wir schließen: der psychische Vorgang ist an sich ein physischer Vorgang, nämlich eben derselbe, der als Ursache der Innervation der motorischen Nervenfasern vorausgesetzt werden muß. Denn darauf

muß die naturwissenschaftliche Betrachtung durchaus bestehen, daß eine physische Wirkung eine physische Ursache haben muß. Wollte man zulassen, daß eine bloße Absicht als solche, als bloßer Bewußtseinsvorgang, eine Bewegung verursachen kann, so wäre damit das Grundprinzip der Naturwissenschaft aufgegeben und dann wäre ein Ende nicht abzusehen. Kann ein bloßer Gedanke ein Gehirnmolekül bewegen, dann kann er ebenso gut Berge versetzen oder den Mond aus seiner Bahn lenken; das eine ist genau so verständlich oder unverständlich wie das andere.

Diese Beweisführung, die also auf der Voraussetzung beruht, daß die sogenannten Bewußtseinsvorgänge als Glieder dem physischen Kreislauf des organischen Lebens eingefügt sind, kann durch biologische und kosmologische Betrachtungen verstärkt und überredender gemacht werden.

Man weist auf die Thatsachen der vergleichenden Anatomie hin; sie zeigen einen durchgängigen Parallelismus zwischen der Entwickelung des Nervensystems und des Seelenlebens: Gehirn und Intelligenz wachsen durch die ganze aufsteigende Reihe des tierischen Lebens gleichmäßig mit einander. Der Mensch steht, wie durch Intelligenz, so durch Größe und durch innere Entwickelung des Gehirns, besonders des Großhirns, an der Spitze des Tierreichs. Ist sein Gehirngewicht auch nicht das absolut größte, das Gehirn z. B. des Elefanten übertrifft das seine etwa um das Dreifache, so ist doch das Verhältnis zur Gesamtmasse des Körpers viel günstiger, sein Gewicht beträgt ungefähr den vierzigsten Teil des Gesamtgewichts, während es beim Elefanten kaum ein fünfhundertstel erreicht. Allerdings giebt es, namentlich unter den Vögeln, Fälle, in denen auch das relative Gehirngewicht des Menschen übertroffen wird, doch sind das offenbar Ausnahmefälle, die durch die abnorme Leichtigkeit des Vogelkörpers erklärlich sind. Und ohne Zweifel ist das menschliche Gehirn dadurch allen Tierhirnen überlegen, daß das Großhirn, das eigentliche Organ der Intelligenz, an Größe und an innerer Entwickelung ihnen weit voransteht.

Derselbe Parallelismus wiederholt sich innerhalb der Menschenwelt: Gehirn- und Kulturentwickelung der Rassen stehen in gleichem Verhältnis. Und auch innerhalb der Rasse, so lassen die Ergebnisse zahlreicher Messungen der Schädelkapazität bedeutender Männer schließen,

entspricht hoher geistiger Begabung eine den Durchschnitt übertreffende Gehirnentwickelung; wie denn andererseits Blödsinn und Mikrocephalie oder Gehirnverkümmerung zusammen auftreten. Also, so scheinen alle diese Thatsachen zu sagen, die Seele ist das Gehirn.*)

Nicht minder zeigen physiologische und pathologische Versuche und Beobachtungen diesen engsten Zusammenhang von Gehirn und Seele. Jede Störung oder Verletzung des Gehirns hat Störungen des seelischen Lebens zur Folge. Man trägt Tieren das Gehirn schichtweise ab oder zerstört gewisse Teile; die Folge ist das gleichzeitige Ausfallen gewisser psychischer Funktionen. Zufällige Verwundungen beim Menschen haben eben solche Wirkungen. In allen psychiatrischen Werken findet man zahlreiche Beobachtungen über psychische Störungen, die infolge von äußeren Verletzungen des Gehirns eintraten. Ein Knochensplitter bringt ins Gehirn, als psychische Wirkung tritt nicht nur eine Störung der intellektuellen Thätigkeit, sondern auch eine vollständige Veränderung des Charakters ein, der Kranke ist mißtrauisch, verschlossen, eigensinnig. Mit der Entfernung des Knochensplitters verschwindet auch die psychische Veränderung. Ebenso findet im Greisenalter regelmäßig Herabsetzung der geistigen Thätigkeit, oft bis zu vollem Verlust des Urteils statt (dementia senilis); die anatomische Untersuchung ergiebt, daß Schrumpfung und Entartung des Gehirns Ursache ist. Jede Geisteskrankheit, das ist die Überzeugung der heutigen naturwissenschaftlich geschulten Psychiatrie, ist Gehirnkrankheit, ob diese nun durch die anatomische Untersuchung nachgewiesen werden kann oder nicht. Also das Gehirn ist die Seele.

Hierauf führt auch die kosmologische Betrachtung. Es gab eine Zeit, so lehrt die neuere Kosmologie, wo es kein organisches Leben auf der Erde, also auch kein Seelenleben, keine sogenannten Bewußtseinsvorgänge gab. Ja, es gab eine Zeit, wo es auch keine Erde gab. Was wir jetzt unser Planetensystem nennen, das hatte in ferner Urzeit die Gestalt einer ungeheueren Gas- oder Nebelmasse. Indem diese Masse um ihre Achse rotierte, bildete sich eine Anschwellung am Äquator; bei fortschreitender Schrumpfung löste sich diese vom

*) Eine knappe Zusammenstellung der wichtigsten Daten aus der physischen Anthropologie giebt O. Peschels treffliche Völkerkunde im zweiten Kapitel.

Zentralkörper als freischwebender Ring und aus dem Ring wurde durch Zerreißung ein selbständiger Körper. Dieser Prozeß wiederholte sich und so entstand das System der um die Sonne als Zentralkörper rotierenden Planeten. Einer dieser Planeten ist unsere Erde. Ursprünglich ein glutflüssiger Tropfen kosmischer Materie, kühlte sie sich allmählich so weit ab, daß sich eine feste Rinde bildete und der Wasserdampf sich zu Wasser verdichtete. Jetzt erst konnte organisches Leben entstehen; in primitivster Gestalt, in winzigen Protoplasmaklümpchen, trat es zuerst auf; allmählich gewannen diese Körperchen innere Struktur, es entstanden Zellen mit Hülle und Kern und der Fähigkeit, sich durch Teilung zu vermehren und zu einem komplizierten System zusammenzuordnen. Mit der fortschreitenden Differenzierung der Teile, ihrer Umbildung zu ungleichartigen Organen, schritt zugleich die äußere Differenzierung fort, die Entwickelung mannigfaltiger Formen der Lebewesen. Endlich erhob sich aus einem Zweig des vielgestaltigen Tierreichs der Mensch und erlangte ein erst langsam, dann immer rascher wachsendes Übergewicht über die anderen Glieder, so daß ihm als er anfing, über seine Herkunft sich zu besinnen, eine Verwandtschaft mit der niederen Welt völlig unglaublich vorkam und er sich eine vornehmere Abkunft aussann. Die Naturwissenschaft hat diesen Traum zerstört; sie zeigt, daß er nicht als Göttersohn in vollendeter Gestalt in die fertige und seiner wartende Schöpfung eingetreten ist, sondern als ein armer Staubgeborener, mühsam mit Gleichgeborenen um die Existenz kämpfend, sich emporgerungen hat. Unzählige Generationen, von denen keine Geschichte berichtet, sind dahingesunken, bis endlich im Kampf ums Dasein die ganze Organisation und besonders sein Gehirn soweit sich entwickelte, daß es zum Träger eines geistig-geschichtlichen Lebens werden konnte.

Das ist die Vergangenheit des Geistes auf Erden, des einzigen, von dem wir wissen. Und die Zukunft?

Die kosmische Physik, so sagt man, läßt uns nicht im Zweifel, daß das Leben und mit ihm der Geist, wie sie einen Anfang gehabt haben, so auch ein Ende nehmen werden. Es wird die Zeit kommen, wo es keine Sonne am Himmel mehr geben wird. Ihre Wärmemenge ist nicht unendlich groß; da sie beständig ausgiebt ohne entsprechenden Ersatz, so muß sie sich erschöpfen. Längst ehe es geschehen

sein wird, ist die Erde erstarrt. Die Quelle aller Bewegung und alles Lebens auf ihrer Oberfläche ist die Sonnenwärme; eine verhältnismäßig geringe Verminderung der Wärmezufuhr ist ausreichend, zunächst das organische Leben verschwinden zu machen; zuletzt wird der ganze Erdkörper regungsloser, eisiger Erstarrung anheimfallen.

Solche Ausführungen sind wohl geeignet, einen überwältigenden Eindruck von der Kleinheit und Geringfügigkeit des Lebens zu geben. Wie ein Laib Brot sich mit einem Schimmelüberzug, einer Welt lebender Pflanzen, bedeckt, so bedeckt sich die Erde in einem Moment ihrer langen Entwickelung mit einer Welt lebender Organismen, darunter auch, als eine Spielart dieser Bildungen, der Mensch. Nach kurzem Aufblühen sinkt diese Welt wieder in Nichts zurück, aus dem sie kam; Eines allein bleibt: die ewige Materie und die Gesetze ihrer Bewegung. Zwischen der unendlichen Vergangenheit, in der es kein Leben gab, und der unendlichen Zukunft, in der es kein Leben geben wird, taucht der Augenblick der Gegenwart und des Lebens auf, ein Augenblick, wenn wir ihn auch mit Jahrmillionen messen und nicht ausmessen; und in diesem Augenblick zeigt ein kleiner Teil der unendlichen Materie jenes wunderliche Phänomen des Phosphoreszierens gleichsam, das wir Selbstbewußtsein oder geistiges Leben nennen — ein kurzes Zwischenspiel, das, so groß und wichtig es uns vorkommen mag, für das große Universum ein schlechthin unerhebliches Accidenz ist. Die Materie und die Bewegung ist das Wirkliche, und jene seltsame Verkleidung, in der die Bewegung einen Augenblick auftritt, bedeutet für das Universum so viel wie nichts — „das kurze Spiel einer Eintagsfliege, schwebend über dem Meer der Ewigkeit und Unendlichkeit.“*)

*) Ludwig Büchner, Kraft und Stoff; 16. Aufl. (1888) S. 239. Dieses Werk kann man immer noch als typische Darstellung der materialistischen Weltanschauung in unserer Popularphilosophie ansehen, obwohl der Verfasser selbst die Bezeichnung des Materialismus für seinen Standpunkt ablehnt; nicht mit Unrecht, denn die Grundbegriffe sind so unbestimmt und vielfältig, daß man sie beinahe unter jede metaphysische Kategorie bringen kann. Als feste Punkte treten allein hervor: es giebt keinen Gott und keine Zwecke in der Natur, und es giebt keine besondere Seelensubstanz mit Unsterblichkeit und Freiheit. — Man mag das Buch in philosophischer Hinsicht geringwertig, man mag seine Behandlungsweise und seinen Stil unerfreulich, sein Ungeschick im begrifflichen Denken unerträglich finden, so bleibt doch die Thatsache, daß es seit 1855 in 16 Auflagen von dem deutschen

3. Über die praktischen Konsequenzen des Materialismus.

Einer Prüfung des theoretischen Werts der soeben dargelegten Ansicht schicke ich ein paar allgemeine Bemerkungen voraus.

Zuerst ein Wort über die Neigung des Materialismus, das Geistige herabzusetzen und mit einer gewissen Geringschätzung als einen unerheblichen und unwesentlichen Nebenerfolg des Naturlaufs anzusehen.

Ich meine, wie groß oder wie klein die Rolle sein mag, die das, was wir Geist nennen, im Weltall spielt, so bleibt es für uns Menschen unter allen Umständen das Einzige, das für uns unmittelbar Wert und Bedeutung hat; fehlte es, so würde die ganze Welt uns bedeutungslos und gleichgültig. Denken wir uns eine Welt, ohne Leben und Seele, ohne Empfindung und Denken, ohne Geist und Geschichte, es sei von ihr nichts zu sagen, als das, was Astronomie und Physik von ihr zu sagen wissen. Und nun trete ein Mensch hinein, von nichts wissend, aber mit einem vollkommenen Verstande ausgerüstet,

---

Publikum gekauft und gelesen, auch in 13 fremde Sprachen übersetzt und hier wiederum in zahlreichen Auflagen gekauft und gelesen worden ist. Es kann hiernach jedenfalls den Anspruch erheben, zu den für die zweite Hälfte unseres Jahrhunderts charakteristischen Erscheinungen gerechnet zu werden; denn eine Zeit wird mehr durch die Bücher gekennzeichnet, die sie liest, als die sie schreibt. In seiner Jugend hatte das Buch seinen eigentlichen Verbreitungsbezirk in dem gebildeten, mit der Kirche und ihrem Bekenntnis zerfallenen Mittelstande; jetzt ist es längst in die niederen Gesellschaftsschichten gedrungen, es gehört jetzt zum Handwerkszeug sozialdemokratischer Wanderprediger. Fragt man sich, welchen Vorzügen das Buch seine große Verbreitung und Wirksamkeit verdankt, so wird man auf zwei Stücke kommen: es bietet erstens eine Menge in populärer Form mitgeteilter naturwissenschaftlicher Kenntnisse, zweitens Verachtung der Kirche, der Theologie und des Bekenntnisses. Für jene ist der Leser, wie billig, dankbar, und diese erwirbt dem Verfasser Vertrauen und Sympathie: er erscheint als Vorkämpfer der ehrlichen Leute in dem guten Kampf gegen Lüge, Verdummung, Unfreiheit und Unrecht. Eine höchst nachdenkliche Thatsache für jedermann, er mag nun selbst zur Kirche und Religion stehen wie er will. In derselben Absicht ist ein jüngeres, nicht minder erfolgreiches Werk geeignet, das Nachdenken zu erregen: Max Norbau, Die konventionellen Lügen der Kulturmenschheit (13. Aufl. 1889). Auch dies Buch ist weder nach Inhalt noch Form irgendwie hervorragend; sein Inhalt ist nichts als die hundertmal wiederholte Versicherung, daß unser ganzes Leben und Denken Lüge ist. Aber gerade dieser Umstand wird es einmal einer hoffentlich glücklicheren Zukunft so rätselhaft machen; woher denn seine Anziehungskraft? Drückte es wirklich das Selbstbewußtsein dieser Zeit aus?

und zu ihm gesellte sich ein höchst vollkommener Astronom und finge an, ihm die ganze Welt zu demonstrieren, die einzelnen Weltkörper, ihre Masse und ihre Bewegungen, auch die physikalischen und meteorologischen Vorgänge auf allen bis ins einzelste darlegend, so möchte er vielleicht eine Weile mit Interesse zuhören und zusehen. Wenn aber jener immer neue Weltsysteme vornähme und sie auf die gleiche Weise durchginge, dann würde der Zuhörer endlich ungeduldig werden und fragen: Und wozu nun dies alles? Was bedeutet es? Und wenn ihm dann geantwortet würde: zu nichts, das ist die Wirklichkeit selbst und weiter ist von ihr nichts zu sagen; so würde er sich verwirrt und getäuscht abwenden und sagen: nun, wenn das wirklich alles ist, was von der Welt zu berichten ist, so habe ich genug und danke für weitere Bemühung. Auch ein materialistischer Philosoph würde sich nicht anders verhalten. Auch sein Interesse an der Welt hängt schließlich daran, daß in ihr jene Gehirnphänomene mit ihrem subjektiven Reflex sich finden und zu dem erstaunlichen Vorgang zusammenschließen, den wir geschichtliches Leben nennen. In praxi natürlich durchaus, auch er betrachtet praktisch alle Dinge als Werkzeuge und Darstellungsmittel des Geistes; auch ihm ist der Leib Organ und Symbol der Seele; auch ihm liegen alle Zwecke im geistig-geschichtlichen Leben. Aber auch rein theoretisch ist ihm der Geist der Mittelpunkt der Dinge; er mag demonstrieren, daß das Auftauchen des Geistes ein verschwindendes Moment in der kosmischen Entwickelung ist; fehlte dieses Moment, so wären auch ihm die Weltkörper nicht wichtiger, als die Sandkörner, mit denen am Strande des Meeres Wind und Wellen ihr Spiel treiben.

Wie sehr der Geist dem Geist das Interessante an der Welt ist, das tritt in der Verteilung der wissenschaftlichen Arbeit an die beiden Seiten der Wirklichkeit, die Natur und die Geschichte, greifbar zu Tage. Wenn man aus unsern großen Bibliotheken alles aussonderte, was sich auf das geistig-geschichtliche Leben des Menschen bezieht, alles was zur Geschichte und Philologie, zur Politik und Moral, zur Theologie und Philosophie, zur Gesellschafts- und Rechtswissenschaft, zur Medizin und Technik gehört, es würde ein sehr bescheidener Rest bleiben. Oder man streiche aus unsern großen vielbändigen Encyklopädien und Konversationslexicis dieselben Artikel und behalte nur, was sich auf Astronomie und Physik, Chemie und Mineralogie bezieht:

der Rest wird in ein dünnes Bändchen gehen. Und schwerlich wird hierin jemals eine Änderung eintreten. Dem Menschengeist wird immer der Menschengeist das unmittelbar Bedeutende an der Wirklichkeit bleiben.

Eine zweite Bemerkung widme ich der Frage nach den Folgen des Materialismus für Moral und Lebensführung. Es ist eine weit verbreitete Ansicht, daß der Materialismus moralisch gefährliche Folgen habe. Mit der Religion zerstöre er auch die Sittlichkeit und den Glauben an Ideale. Seine praktische Konsequenz sei: die Tugend ist ein leerer Wahn, das Gewissen eine Grille, und das Sittengesetz eine Erfindung der Pfaffen; die wahre Lebensweisheit ist: das Leben genießen und an sich bringen, was man kriegen kann.

Ich glaube nicht, daß man dieser Ansicht beitreten kann, wenigstens nicht in dieser Form. Die Lebensführung eines Mannes wird nicht durch metaphysische Vorstellungen über die Natur des Wirklichen, sondern wesentlich durch Naturtriebe und Temperament, Erziehung und Lebenslage bestimmt. Besteht dennoch ein Zusammenhang zwischen dem theoretischen und dem, was man praktischen Materialismus nennt, so wird er nicht dadurch zustande kommen, daß die Metaphysik das Leben, sondern dadurch, daß das Leben die Metaphysik bestimmt. Ein leeres und gemeines Leben hat die Tendenz, zunächst eine nihilistische Lebensanschauung hervorzubringen; ihre Züge sind: niedrige Schätzung des Lebens und seiner Bestimmung, Verkennung und Verspottung der edleren Seiten der Menschennatur, Verlust der Ehrfurcht vor sittlicher und geistiger Größe, Unglaube und Hohn für alle idealen Bestrebungen. Und eine solche nihilistische Auffassung des Lebens hat dann allerdings eine natürliche Hinneigung zu einer materialistischen Weltanschauung; sie wird sich gern an das „Ergebnis der Wissenschaft" anlehnen, daß die Welt, wie die Geschichte, ein Spiel sinnloſen Zufalls sei; blinde Kräfte führten die Atome zusammen, um sie im nächsten Augenblick ebenso gleichgültig wieder zu zerstreuen. Umgekehrt hat ein tüchtiges und rechtschaffenes, ein gutes und großes Leben eine natürliche Hinneigung zu einer idealistischen Metaphysik; es findet Erhebung und Ruhe in einer Weltanschauung, welche seine höchsten Ziele und Ideale als die Kräfte darstellt, in denen die Wirklichkeit selbst gegründet ist. Die Vermittelung geht auch hier durch das geistig-geschichtliche Leben:

aus dem Streben nach großen Zielen erwächst der Glaube an die Herrschaft der Ideen, an das Walten der Vorsehung im geschichtlichen Leben der Menschheit, und dieser Glaube gewinnt sich in der Vorstellung, daß die Wirklichkeit überhaupt in Ideen gegründet, daß die Welt Gottes Werk sei, einen theoretischen Unterbau.

Nicht überall setzen sich diese Tendenzen durch; es giebt rechtschaffene Leute genug, die bei einer materialistischen Metaphysik stehen bleiben, und es giebt umgekehrt Leute, die bei einem idealistisch-philosophischen oder kirchlichen Glaubensbekenntnis, nicht bloß der Lippen, sondern auch des Verstandes, in ihrem Leben niedrigen, sinnlich-egoistischen Motiven folgen. Aber doch ist es so: die großen Formen der Lebensrichtung haben eine Neigung, sich in der angedeuteten Weise mit den großen Formen der Vorstellungswelt zu umgeben. Aus den tiefsten Erfahrungen seines Eigenlebens versucht ein jeder, so gut er vermag, Sinn und Bedeutung des Lebens und der Wirklichkeit überhaupt zu deuten.

Freilich, es findet dann auch eine Rückwirkung der Weltvorstellung auf die Lebensanschauung statt. Der Wille wird dadurch seiner selbst sicherer, daß er mit einer zusammenstimmenden Vorstellungswelt sich umgiebt. Und vor allem kann eine große und plötzliche Wandlung in der Vorstellungswelt einen erheblichen Einfluß auf die Lebensgestaltung üben. Ein junger Mann, dem Schule und Elternhaus die Vorstellungen der Kirchenlehre eingeprägt haben, tritt in eine neue Umgebung. In der Fabrik, in der Handlung, auf der Schule oder Universität kommt er mit aufgeklärten Kameraden in Berührung, er lernt die populär-wissenschaftliche Litteratur kennen, in denen Natur und Geschichte vom Standpunkt der Feindschaft gegen Aberglauben und Pfaffentum behandelt wird. Und nun fällt es ihm wie Schuppen von den Augen: das ist ja alles Schwindel, was man mir als Kind ins Hirn gepflanzt hat; die Welt ist von Ewigkeit her, der Mensch ist nichts anderes, als eine besonders entwickelte Tierart, die Sittengesetze und das Jenseits sind eine Erfindung der Pfaffen, die Dummen zu schrecken. — Ein solcher Umsturz in der Vorstellungswelt wird denn freilich nicht ohne Rückwirkung auf das Leben bleiben. Der neue Aufgeklärte wird nun weiter philosophieren: da es keinen Gott und kein Jenseits giebt, so kann ich also thun und lassen, was mich ge-

lüstet; erlaubt ist, was gefällt. Jene Leute, die so sehr dafür sind, daß dem „Volk“ die Religion erhalten werde, halten es für ihre Person ja auch nicht anders. — Und nun beginnt er, anfangs vielleicht nicht ohne inneres Widerstreben, zu thun, was durch Religion und Moral verboten war; die Niedertretung ererbter Sitte und die Verachtung des Gewissens wird ihm zum stolzen Zeichen der Freiheit und Aufklärung.

Daß dieser Vorgang wirklich stattfindet, ist gar nicht zweifelhaft, er trägt sich alle Tage um uns her in tausendfältiger Wiederholung zu. Vielleicht giebt es in unserer Zeit selten ein Leben, dem ein derartiges Räsonnement ganz fremd bliebe. Aber, und das ist nun weiter hinzuzufügen, damit wird es nicht wahr. Die Verwerfung des Sittengesetzes ist nicht die logische Konsequenz einer materialistischen Wirklichkeitstheorie, sondern vielmehr die Folge einer falschen Vorstellung von der Natur des Sittengesetzes, der Vorstellung nämlich, an der unser Unterricht nicht unschuldig ist, daß das Sittengesetz nichts sei als eine Summe von willkürlichen Geboten und Verboten, mit denen ein überirdischer Willkürherrscher uns beschwert habe. Bei dieser Vorstellung fällt dann freilich mit dem Glauben an das Dasein eines solchen Willkürherrschers auch die Bedeutung seiner angeblichen Gebote. Aber diese Vorstellung ist falsch; das Sittengesetz ist nicht unserer Natur fremd; es ist uns nicht, wie am Anfang des Jahrhunderts den Völkern Europas die Kontinentalsperre, von einem Gewaltherrscher auferlegt, zu tausend Gütern und Freuden den Zugang wehrend; es ist vielmehr das Gesetz unseres Wesens selbst. Die Gesetze der Moral sind Naturgesetze. Man mag ihnen eine transcendente Bedeutung beilegen oder nicht, zunächst sind sie auf jeden Fall Naturgesetze des menschlichen Lebens in dem Sinne, daß sie die Bedingungen seiner Gesundheit und Wohlfahrt darstellen. Nach dem natürlichen Laufe der Dinge bringt ihre Übertretung über Völker und Einzelne Unheil und Verderben, während ihre Befolgung Wohlfahrt und Frieden mit sich führt.

Dies zu leugnen liegt in den metaphysischen Begriffen des Materialismus gar kein Anlaß vor. Die Erfahrung, die uns andere Naturgesetze kennen lehrt, belehrt auch hierüber. Wer die Gesetze der Statik nicht beachtet, dessen Bau stürzt ein, er mag über jene Gesetze

denken wie er will. Wer die Gesetze der medizinischen Diätetik übertritt, der büßt mit Übelbefinden und Krankheit, er mag an die Gültigkeit jener Gesetze glauben oder nicht. Ebenso, wer die Gesetze der Moral übertritt, der zahlt dafür mit eigenem Lebensglück, daran wird durch seine Meinungen nichts geändert. Wer die Pflichten gegen das Eigenleben verachtet, wer der Unmäßigkeit und Ausschweifung sich überläßt, der zerstört die Grundbedingungen der eigenen Wohlfahrt. Wer dem Müßiggang und der Genußsucht sich ergiebt, meinend, sein Glück auf diesem Wege zu finden, der wird am Ende in Überdruß und Lebensekel untergehen; das ist ein biologisches Gesetz der Menschennatur, so gut als das andere, daß gelingender Thätigkeit die Lust folgt und daß durch Übung die Kräfte wachsen. Endlich, wer die Gebote der sozialen Moral übertritt, der stört zunächst das Leben anderer, er büßt aber auch selber dafür als soziales Wesen. Wer gegen seine Umgebung rücksichtslos, hochmütig, niederträchtig, boshaft ist, der ruft Abneigung und Haß und das diesen Gefühlen entsprechende Verhalten hervor; daran ändern seine Meinungen über die Natur der Moralgesetze gar nichts. Es giebt aber niemanden, dem dies völlig gleichgültig wäre; es giebt keinen Menschen auf der Welt, der nicht der Liebe und des Vertrauens seiner Umgebung bedürfte, dem nicht Mißtrauen und Haß an sich peinlich und in ihren Folgen verderblich wären. Und selbst dann, wenn es jemanden gelänge, Unrecht und Niedertracht unbemerkt und unvergolten zu verüben, würde nicht alle Rückwirkung ausbleiben; es bliebe die Angst vor der Aufdeckung; denn es ist eine wunderliche Thatsache, daß, wer etwas zu verbergen hat, immer glaubt, von den anderen beobachtet und gesehen zu werden. Schuldbewußtsein macht einsam. Und setzte es jemand durch, alle Beziehung zu anderen abzuschütteln, so wäre er noch vor einem nicht sicher, vor dem Richter in ihm. Er mag, von der Begierde geblendet, sich selber einen Augenblick darüber täuschen, daß er bei sich das Gewissen mit den letzten Wurzeln ausgerissen habe, es wird eines Tages wieder da sein und vernehmlich zu ihm reden. Wenn die leidenschaftliche Begierde gesättigt ist, wenn dann Erinnerung und Besinnung hervortreten, oder wenn mit zunehmendem Alter Kraft und Mut nachlassen, dann tritt das Bild vergangener Dinge beängstigend vor die Seele. Es dürfte schließlich doch keinen Menschen geben, der mit Ge-

fühlen der Befriedigung auf ein Leben voll Nichtigkeit und Gemeinheit, voll Lüge und Feigheit, voll Bosheit und Niedertracht zurückzublicken vermöchte; wenigſtens dürfte es für niemanden ratſam ſein, es darauf ankommen zu laſſen. Das Leben von ſogenannten Lebemännern und ihren weiblichen Partnern, oder von Gaunern und Schurken, großen und kleinen, wird nicht leicht breit und offen beſchrieben, weder von ihnen ſelbſt noch von anderen. Wenn es geſchähe, und es wäre vielleicht keine unnütze Arbeit, es würde doch nicht leicht jemand das Buch mit der Empfindung aus der Hand legen: das war ein glückliches und begehrenswertes Leben. Und wenn es alle äußeren Erfolge erreicht, wenn es ſtraflos alles verübt und alles genoſſen hätte, ſo würde es dennoch nicht leicht einem Betrachter als ein ſchönes und wünſchenswertes Lebenslos erſcheinen.

Alſo, ſo lange die Welt iſt, wie ſie iſt und die menſchliche Natur bleibt, wie ſie bisher war, werden auch die Sittengeſetze in Geltung bleiben, man mag nun die Wirklichkeit aus Atomen oder aus immateriellen Subſtanzen oder wie immer konſtruieren. Die Aufgabe, die der Materialismus ſich hier allein ſtellen kann, iſt die: zweifellos gegebene Thatſachen mit ſeinen Mitteln zu erklären. Hat er Recht, iſt das Seelenleben eine Funktion des Gehirns, ſo wird es für ihn ſich darum handeln, auch die Geſetze der Moral, ebenſo wie die der Logik, als eine eigentümliche Einrichtung des menſchlichen Gehirns darzuſtellen; er wird verſuchen müſſen zu zeigen, wie dieſe Struktur der Rindenſubſtanz, dieſe Konſtitution gewiſſer Ganglienzellen Urſache ſolcher Beſtrebungen und Gefühle, ſolcher Urteile über fremdes und eigenes Verhalten ſei. Als Biolog mag er hinzufügen, wie dieſe Einrichtung, nicht minder als die übrigen Einrichtungen des organiſchen Syſtems, im Sinne der Erhaltung des Individuums und der Gattung wirke. Und die Sache ins Praktiſche wendend, mag er ſich Mühe geben, auf ſeine phyſiologiſche Erkenntnis des Gehirns eine Gymnaſtik und Diätetik der „Moralganglien“ oder der „Gewiſſensregion“ zu begründen, um ſo endlich einmal die Erziehungslehre auf eine „wiſſenſchaftliche“ Grundlage zu ſtellen.

Bis das gelungen iſt, wird ſich auch der Materialiſt mit jenen „proviſoriſchen“ Geſetzen behelfen müſſen; er hat gar keinen Grund, das nicht zu thun; die Ungültigkeit der Moralgeſetze iſt ſchlechterdings

keine logische Konsequenz der Ansicht, daß alles Wirkliche Körper oder Funktion eines Körpers ist. Es mag sein, daß hin und wieder bei materialistischen Schriftstellern eine Neigung sich findet, von Moral und Gewissen mit einer gewissen Mißachtung zu reden, als von Dingen, von denen die „Wissenschaft" zu handeln keine Veranlassung habe; der Neigung, Dinge, die der Konstruktion durch die eigene Theorie Schwierigkeiten machen, geringschätzig zu behandeln oder sie überhaupt zu übersehen, begegnet man überall. Das ist zufällig. Der antike Materialismus, der überhaupt philosophischer, d. h. universeller in seiner Betrachtung ist, als der Materialismus moderner Ärzte und Physiologen, hat gerade in der Moral sein Ziel; und nur Unkunde kann meinen, daß die Moral Demokrits oder Epikurs mit einer Moral der Zügellosigkeit etwas gemein habe; Disziplin des Gemüts ist es, wozu sie anleitet.

Übrigens zum Schluß noch die Bemerkung, daß die Bekämpfung einer gegnerischen Theorie aus ihren gefährlichen Folgen allemal einen üblen Eindruck macht; sie erweckt den Argwohn, daß man vor einer theoretischen Prüfung sich scheue; man preist eine Ansicht nicht als die gute an, so lange man glaubt, ihre Wahrheit beweisen zu können. Und zuletzt liegt doch die Sache überhaupt so, daß nur der Irrtum gefährlich ist: die Dinge sind, wie sie sind; wie sollten uns wahre Vorstellungen von ihnen schaden oder falsche nützen?

4. Kritik des Materialismus. Parallelistische Theorie von dem Verhältnis des Physischen und Psychischen.

Wir wenden uns nun zur Prüfung des theoretischen Wertes der materialistischen Theorie. Ist die Behauptung wahr, daß alles Wirkliche Körper oder Bethätigung eines Körpers ist?

Ich will gleich bekennen, daß ich mich davon nicht überzeugen kann. Es mag diese Ansicht für die Zwecke der Naturforschung ausreichen; die Wirklichkeit überhaupt zu konstruieren, ist sie nicht zulänglich.

In philosophischen Kreisen pflegt man heutzutage ihre Unzulänglichkeit zunächst durch erkenntnistheoretische Erwägungen darzuthun. Kant gilt als der definitive Überwinder des Materialismus. So er-

scheint er z. B. in der Geschichte des Materialismus von F. A. Lange. So preist ihn Schopenhauer; er habe die große Wahrheit zur Geltung gebracht: kein Objekt ohne Subjekt; das absurde Beginnen des Materialismus bestehe aber eben in dem Versuch, das Subjekt erst aus dem Objekt abzuleiten.

Ich will hierauf an dieser Stelle nicht näher eingehen; bei der Behandlung der erkenntnistheoretischen Probleme komme ich darauf zurück. Ich bemerke nur, ich teile durchaus die Ansicht, daß dem dogmatischen Materialismus durch die erkenntnistheoretische Betrachtung ein Ende gemacht wird. Sie zeigt, daß die Körper, weit entfernt, das einzige absolut Wirkliche zu sein, überhaupt keine absolute Wirklichkeit haben; Körpern kommt nur eine relative Existenz zu, nämlich die Existenz von Erscheinungen für ein so organisiertes Subjekt. Ihr ganzes Wesen ist Wahrnehmungsinhalt; ein Körper ist weiß oder schwarz, weich oder hart, hat Gestalt und Ausdehnung, nimmt einen Raum ein und leistet dem Eindringen in diesen Raum Widerstand, alle diese Bestimmungen kommen ihm zu mit Beziehung auf ein Subjekt mit solcher Sinnlichkeit und Intelligenz: ohne Zunge kein Geschmack, ohne Auge kein Licht und keine Farbe, ohne Sinnlichkeit und Verstand kein Raum und kein Körper, ohne Subjekt kein Objekt. Das ist ein Gedanke, von dessen Wahrheit jeder, der diesen Dingen nachdenkt, sich überzeugen muß. Schopenhauer spitzt ihn einmal in Form eines Gesprächs zwischen dem Subjekt und der Materie in folgender Weise zu. Die Materie argumentiert: „ich bin und außer mir ist nichts. Die Welt ist meine vorübergehende Form. Du bist ein bloßes Resultat eines Teils dieser Form und durchaus zufällig. — Noch wenige Augenblicke und du bist nicht mehr. Ich aber bleibe von Jahrtausend zu Jahrtausend." Worauf das Subjekt: „Diese unendliche Zeit, welche zu dauern du dich rühmst, ist, wie der unendliche Raum, den du füllst, bloß in meiner Vorstellung, in der du dich darstellst, die dich aufnimmt, wodurch du allererst bist."*)

Solche Betrachtung ist wohl geeignet zu überraschen und vielleicht zu erschüttern, aber nicht so leicht wird es ihr gelingen, eine dauernde Überzeugung zu begründen. Wem sie zum erstenmal begegnet,

*) Welt als Wille und Vorstellung, Bd. II, 1. Kap.

der wird leicht die Empfindung haben, als sei er nur überrumpelt worden; sagen freilich lasse sich das und vielleicht sei es schwer oder unmöglich, die Rede zu widerlegen; aber wahr sei sie darum doch nicht. Sondern wahr bleibe es doch, daß die Welt vor mir und meiner Vorstellung war, daß Sonne, Mond und Sterne nebst der Erde vorhanden waren, ehe ein Auge da war, sie zu sehen. Sobald der Blick der Anschauungswelt sich wieder zuwendet, kehrt mit überwältigender Macht der Glaube zurück, daß sie, die solide Körperwelt, doch eben die Wirklichkeit und ihrem Dasein nach von dem vorstellenden Subjekt unabhängig sei. Wie Antäus bei der Berührung mit der Erde, so gewinnt der Materialismus bei der Berührung mit der Anschauung seine Kraft wieder. Es mag das immerhin eine Schwäche des gesunden Menschenverstandes sein, dem beim abstrakten Denken der Atem ausgeht, und Meynert mag Recht haben, wenn er findet, es sei „eines der unbedingtesten Reaktionsmittel auf die Denkfähigkeit eines Menschen, ob er die Unwirklichkeit der Welt in den Formen, wie sie durch unsere Gehirnthätigkeit geschaffen werde, begreifen könne oder nicht.“*) Dennoch wird, wer eine wirkliche Überzeugung von der Unzulänglichkeit der materialistischen Wirklichkeitstheorie hervorbringen will, nicht gut thun, bei erkenntnistheoretischen Erwägungen stehen zu bleiben. Auf dem Boden der Metaphysik oder der Naturphilosophie ist der Materialismus entstanden und einheimisch; hier muß ihn aufsuchen, wer ihn besiegen will. Auf diesen Boden wollen wir im folgenden uns stellen.

Die These des Materialismus ist also der Satz: auch die Bewußtseinsvorgänge sind Funktionen der Materie; sie lassen sich als Funktionen des Nervensystems, als Resultate der Nervenprozesse physiologisch erklären. Ist diese Behauptung begründet?

Hiergegen ist neuerdings von physiologischer Seite vielfach Widerspruch erhoben worden: es sei durchaus nicht möglich, Bewußtseinsvorgänge aus Bewegungsvorgängen zu erklären, und darauf komme doch eine physiologische Erklärung zuletzt hinaus. Du Bois-Reymond hat sich zum weithin vernehmbaren Wortführer dieses Widerspruchs gemacht. In der vielgenannten Abhandlung „über die Grenzen des Naturerkennens“ führt er aus: physische Vorgänge sind

*) Psychiatrie (1884) S. 170.

ohne Ausnahme physisch zu erklären und hier giebt es keine Grenze der Erklärbarkeit; es giebt viele zur Zeit unerklärte, aber keine an sich unerklärlichen Dinge. Der Erklärung der Lebensvorgänge, der Entstehung der ersten Organismen mit den Mitteln der Naturwissenschaften steht prinzipiell nichts im Wege. Aber mit dem ersten Bewußtseinselement, mit der primitivsten Empfindung tritt etwas auf, das der naturwissenschaftlichen Erklärung sich schlechthin entzieht. „Das Bewußtsein ist aus seinen materiellen Bedingungen nicht erklärlich." „Die astronomische Kenntnis des Gehirns, die höchste, die wir davon erlangen können, enthüllt uns darin nichts als bewegte Materie. Durch keine zu ersinnende Anordnung oder Bewegung materieller Teilchen aber läßt sich eine Brücke ins Reich des Bewußtseins schlagen." Er schließt mit der emphatisch abgegebenen Erklärung: „In Bezug auf die Rätsel der Körperwelt ist der Naturforscher längst gewöhnt mit männlicher Entsagung sein ignoramus auszusprechen. In Rücksicht auf die durchlaufene siegreiche Bahn, trägt ihn dabei das stille Bewußtsein, daß, wo er jetzt nicht weiß, er wenigstens unter Umständen wissen könnte und dereinst vielleicht wissen wird. In Bezug auf das Rätsel aber, was Materie und Kraft seien und *wie sie zu denken vermögen*, muß er ein für alle mal zu dem viel schwerer abzugebenden Wahrspruch sich entschließen: ignorabimus.*)

*) Über die Grenzen des Naturerkennens (7. A. 1891) S. 40 ff. Die Geschichte dieses Vortrages vom J. 1872 und eine Fortsetzung der Diskussion giebt ein zweiter Vortrag vom J. 1880: „Die sieben Welträtsel." Ich gehe auf diese Darlegungen etwas näher ein, weil sie in den Kreisen der Naturforscher Aufsehen gemacht haben und viel erörtert worden sind; man wird sie als ein typisches Beispiel für eine hier weit verbreitete Denkweise ansehen dürfen. — Ganz ähnlich hatte sich kurz zuvor der englische Physiker *Tyndall* in einem 1868 auf einer Naturforscherversammlung gehaltenen Vortrag ausgesprochen. Ich teile die drastischen Wendungen mit, in die er den Gedanken faßt: „Der Übergang von der Mechanik des Gehirns zu der entsprechenden Thätigkeit des Bewußtseins ist undenkbar. Zugegeben, daß ein bestimmter molekularer Vorgang gleichzeitig im Gehirn stattfindet, so besitzen wir doch nicht das geistige Organ, welches uns befähigt, durch irgend einen Denkprozeß vom einen zum andern überzugehen. Sie treten zusammen auf, allein wir wissen nicht *warum*? Wären unsere Seele und Sinne so entwickelt und erleuchtet, daß wir die Moleküle des Gehirns selbst sehen und fühlen könnten, wären wir fähig, allen ihren Bewegungen, ihrer Gruppierung und ihren elektrischen Entladungen, wenn es deren giebt, zu folgen, und wären wir aufs genaueste bekannt mit den

Man hat in dieser Betrachtung eine Widerlegung des Materialismus erblickt und vielleicht ist sie auch so gemeint. Sie scheint mir aber hierzu nicht ausreichend; sie trifft nicht eigentlich den Punkt, wo der Materialismus verwundbar ist, wenigstens nur unsicher und nebenher. Ein materialistischer Philosoph könnte auf diese Einrede in folgender Weise erwidern: Nach jenen Darlegungen ist der zwischen uns und dem Verfasser der Grenzen des Naturerkennens streitige Punkt allein der, ob Bewußtseinsvorgänge aus den materiellen Bedingungen *erklärlich* sind oder nicht; wir bejahen, er verneint die Frage. Dagegen besteht zwischen uns volles Einverständnis darüber, daß das Bewußtsein von materiellen Bedingungen *abhängig* ist; auch er fühlt sich weit erhaben über „Dogmen und altersstolze Philosopheme" mit ihrem Glauben an eine besondere Seelensubstanz; auch er sieht „in tausend Fällen materielle Bedingungen das Geistesleben beeinflussen". Seinem unbefangenen Blick zeigt sich kein Grund zu bezweifeln, daß wirklich die Sinneseindrücke „sich der sogenannten Seele mitteilen" (S. 45); es drängt sich ihm die Vermutung auf, „daß die Seele als allmähliches Ergebnis gewisser materieller Kombinationen entstanden ist" (S. 47); er findet an Vogts „Sekretionsgleichnis" nicht zu tadeln, „daß die Seelenthätigkeit als *Erzeugnis* der materiellen Bedingungen im Gehirn hingestellt wird. Fehlerhaft erscheint nur, daß es die Vorstellung erweckt, als sei die Seelenthätigkeit aus dem Bau des Gehirns ihrer Natur nach so *begreiflich*, wie bei hinreichend fortgeschrittener Kenntnis die Absonderung aus dem Bau der Drüse sein würde" (S. 50). Also, nicht die Thatsache der Bedingtheit, sondern allein ihre Begreiflichkeit wird beanstandet; wir wissen, daß Bewegungen Bewußtseinsvorgänge verursachen, nur das wie bleibt ewig rätselhaft.

Vielleicht, so könnte der materialistische Metaphysiker nun fortfahren, ist dem so; *wie* es die Moleküle anfangen, zu denken, das wissen wir nicht und werden es vielleicht nie wissen. Aber wider-

entsprechenden Zuständen von Gedanken und Gefühlen, so wären wir doch so weit als je entfernt von der Lösung des Rätsels: *wie* sind diese physikalischen Thatsachen mit den Thatsachen des Bewußtseins verknüpft?" (Fragmente aus den Naturwissenschaften S. 143.)

fährt uns hierin etwas sonderliches? Besteht naturwissenschaftliche Erklärung irgendwo in der Darlegung des Hergangs, *wie es* die Ursache anfängt, die Wirkung hervorzubringen? Die Physik erklärt zahlreiche Erscheinungen aus dem Gravitationsgesetz, das Fallen des Steines, das Fließen des Baches, das Steigen des Luftballons, das Fluten und Ebben des Meeres, die Bewegung der Planeten; sie thut es, indem sie zeigt, daß alle diese Bewegungen unter der allgemeinen Formel des Gravitationsgesetzes begriffen sind. Aber zeigt sie, *wie* Körper sich überhaupt anziehen, oder *warum* sie nach jener Formel sich gegeneinander zu bewegen tendieren? Ganz und gar nicht. Und ebenso wenig erklärt die Chemie, *warum* diese Elemente sich in diesem Verhältnis, oder warum sie überhaupt sich verbinden: auch sie sagt nur das *Daß*, nicht das *Wie* oder *Warum*. Und nicht anders steht es schließlich auch mit der Mechanik: *wie* ein Körper beim Zusammenstoß mit einem andern es anfängt, seine Bewegung auf diesen zu übertragen, das erklärt sie nicht, sie bringt lediglich das thatsächliche Verhalten auf eine Formel. Also, eine Erscheinung *erklären* heißt in den Naturwissenschaften überall nichts anderes, als eine Formel finden, unter der sie als Fall begriffen ist, mit deren Hülfe sie vorhergesehen, berechnet, unter Umständen auch herbeigeführt werden kann. — Hierin ist übrigens auch Du Bois-Reymond derselben Ansicht: was Kraft ist oder woher die Bewegung ursprünglich kommt, das ist ebenso wie das Wesen der Materie auch ihm ein transcendentes Problem.

Also, so schließt nun der materialistische Philosoph, etwas anderes darf man natürlich auch nicht erwarten oder fordern, wenn es sich um die Erklärung der Bewußtseinsvorgänge handelt. Im Sinne der Naturwissenschaft sind sie erklärt, wenn es gelingt, Formeln zu bilden, nach denen ihr Eintreten infolge anderer Vorgänge, etwa bestimmter physiologischer Vorgänge im Gehirn, vorausgesehen werden kann. Wenn wir wüßten: auf diese bestimmten Vorgänge in den Zellen und Leitungsfasern des Gehirns erfolgt jedesmal diese Vorstellung oder ein Gefühl von dieser Art und Stärke, dann wüßten wir alles, was wir als wissenschaftliche Forscher überhaupt wissen wollen. *Wie* es dem physiologischen Vorgang gelingt, eine Empfindung hervorzubringen, das nicht zu wissen kann uns nicht beschweren, so

lange wir auch nicht wissen, wie eine Bewegung eine andere hervorbringt. Nun steht aber prinzipiell dem nichts im Wege, daß es einmal der Gehirnphysiologie gelingt, derartige Formeln zu erreichen. Ob es thatsächlich dahin kommen wird, ob sie einmal imstande sein wird, die Bewegungen der Gehirnmoleküle darzustellen, als deren Wirkung diese bestimmte Empfindung oder gar ein bestimmter Gedankenvorgang eintritt, das mag sehr fraglich sein. Aber wird auch nur die Möglichkeit zugegeben, so ist damit die Möglichkeit einer physischen Erklärung der Bewußtseinsvorgänge zugegeben, in demselben Sinn, in dem das Wort Erklärung in den Naturwissenschaften überhaupt gebraucht wird.

So scheint mir, könnte der Materialismus jener Einrede sich erwehren.*) Will man sie wirklich treffend machen, so muß man sie anders fassen; man muß sagen, und darauf zielt sie offenbar eigentlich ab: es kann keine Formeln geben, welche physische und psychische Vorgänge so zusammenfassen, wie in den Gesetzen der Mechanik Bewegungsvorgänge zusammengefaßt sind; oder mit anderen Worten: zwischen *physischen und psychischen Vorgängen findet kein Kausalverhältnis statt; Bewußtseinsvorgänge sind weder Wirkungen noch Ursachen physischer Vorgänge.***)

Und hier liegt nun allerdings der Anfang vom Ende des Materialismus. Freilich erst der Anfang.

Um dies zu zeigen, ist es aber zunächst geboten, auch die

*) Büchner deutet eine derartige Betrachtung an, Kraft und Stoff S. 316.

**) Du Bois-Reymond hat selbst gelegentlich auch diese Formel; mitten unter den oben angeführten Stellen, die das Denken als *Erzeugnis* materieller „Bedingungen" darstellen, finden sich auch Äußerungen, in denen die Unmöglichkeit, es als *Erzeugnis* physischer Ursachen anzusehen, ausgesprochen wird: „Bewegung kann nur Bewegung erzeugen oder in potentielle Energie zurück sich verwandeln. Die mechanische Ursache geht rein auf in der mechanischen Wirkung. Die neben den materiellen Vorgängen im Gehirn einhergehenden geistigen Vorgänge entbehren also für unsern Verstand des zureichenden Grundes. Sie stehen außerhalb des Kausalgesetzes" (S. 45); was offenbar besagen will: außerhalb des mechanischen Kausalzusammenhanges, als auf welchen allein der „Laplacesche Geist" eingeübt ist. Im vorigen Jahrhundert wäre noch jedem Physiker der Unterschied dieser Formeln geläufig gewesen; die Versäumung der Philosophie rächt sich.

materialistischen Philosophen zu einer genaueren Feststellung ihrer eigentlichen Behauptung anzuhalten. Auch bei ihnen begegnet man regelmäßig verschiedenen Formeln, die als gleichbedeutende gebraucht werden. Man kann sie auf zwei Grundformen zurückführen. 1) Bewußtseinsvorgänge sind *Wirkungen* physischer Vorgänge; 2) Bewußtseinsvorgänge *sind an sich*, oder objektiv betrachtet, nichts anderes als physische Vorgänge im Gehirn. Beide Formeln gehen bei unseren materialistischen Schriftstellern beständig durcheinander. So erklärt *Büchner* einmal die seelischen Erscheinungen für *Wirkungen* der Gehirnthätigkeit: *wie* sie aus materiellen Kombinationen hervorgehen, mag immerhin fraglich sein, es genügt zu wissen, „daß materielle Bewegungen durch Vermittelung der Sinnesorgane auf den Geist wirken und Bewegungen in demselben veranlassen, und daß diese letzteren hinwieder materielle Bewegungen in Nerven und Muskeln erzeugen." Gleich daneben findet sich aber auch die zweite Formel: „Das Denken kann und muß als eine besondere *Form der allgemeinen Naturbewegung* angesehen werden, welche der Substanz der centralen Nervenelemente ebenso charakteristisch ist, wie die Bewegung der Zusammenziehung der Muskelsubstanz oder die Bewegung des Lichts dem Weltäther". Und dies sei, fährt er fort, nicht bloß eine Forderung der Logik, sondern neuerdings auch experimentell bewiesen, nämlich durch die Versuche, welche darthun, daß die psychischen Prozesse oder Denkbewegungen Zeit zu ihrem Ablauf brauchen. „Daraus folgt der notwendige Schluß, daß der psychische oder Denkakt in einem ausgedehnten, Widerstand leistenden und zusammengesetzten Substrat stattfindet, und daß daher ein solcher Akt *nichts anderes* ist, *als eine Form der Bewegung*." Dasselbe wird auch durch die Thatsache bewiesen, daß die Ankunft eines Empfindungseindrucks im Gehirn „daselbst eine sofortige Wärmesteigerung hervorruft und zwar augenblicklich!! Damit ist also bewiesen, daß psychische Thätigkeit nichts anderes ist oder sein kann, als die zwischen den Zellen der grauen Hirnrinde geschehende Ausstrahlung einer von äußeren Eindrücken eingeleiteten Bewegung." Über die Natur dieser Bewegung sind andere Versuche nahe daran, uns aufzuklären, jene Versuche, die zeigen, „daß die im Nerven erzeugte Elektrizität abnimmt oder ganz verschwindet, sobald der Nerv eine physiologische Funktion ausübt: dieses beweist

unwiderleglich, daß Nervenkraft oder Nerventhätigkeit gleich bedeutend ist mit umgewandelter Elektrizität.“*)

Mit derselben Doppelformel hat jüngst ein dänischer Physiolog eine materialistische Theorie der Affekte gegeben.**) Nach der gewöhnlichen Vorstellung trete zuerst der Affekt, z. B. Furcht, als ein reiner Bewußtseinsvorgang ein; dieser bewirke dann eine Reihe physiologischer Vorgänge, die Bläße, das Zittern u. s. f. Der Physiolog kehrt die Sache um: die Gemütsbewegung ist nicht die Ursache, sondern vielmehr die Wirkung des körperlichen Vorgangs, nämlich eines physiologischen Vorgangs im vasomotorischen System. Oder mit der anderen Formel: die Gemütsbewegung besteht eigentlich aus den funktionellen Störungen im Körper. Die gangbare Anschauung, „daß die Modifikation des seelischen Zustandes der eigentliche Affekt sei, die wahre Freude, Trauer, während die körperlichen Erscheinungen nur Nebenphänomene sind, die zwar nie fehlen, aber doch an und für sich unwesentlich sind,“ wird verworfen und gezeigt, daß der rein seelische Affekt eine überflüssige Hypothese ist; „was die Mutter, die über ihr totes Kind trauert, fühlt, ist in Wirklichkeit die Müdigkeit und Schlaffheit ihrer Muskeln, die

*) Kraft und Stoff, S. 295, 297, 300 ff. Man muß die Abschnitte Gehirn und Seele, Gedanke, Bewußtsein, ganz lesen, um die heillose Verwirrung zu empfinden, worin die letzten Begriffe hier verschwimmen. Es sind drei Arten von Vorstellungen über das Verhältnis von Denken und Bewegung, die zu einem unauflöslichen Gewirr verschlungen sind: 1) Gedanke ist Bewegung; 2) Gedanke ist Wirkung von Bewegungen; 3) Gedanke ist unlösbar verknüpft mit Bewegung, „Denken und Ausdehnung können nur als zwei Seiten oder Erscheinungsweisen eines und desselben einheitlichen Wesens betrachtet werden“ (S. 300), welches Wesen denn seiner eigentlichen Natur nach uns unbekannt bleibt (S. 3, 316). Influxus physicus, Parallelismus, Identität, oder: gemeine Vorstellung, Spinoza, Kant, das taumelt alles wie betrunken durcheinander. Daß dieser Mann auf jedem Blatt die „Philosophen“ beschimpft, als Leute, die die Gabe hätten, die einfachsten und klarsten Dinge durch einen Wust hochtrabender, inhaltleerer Worte in Verwirrung zu bringen, wird man hiernach gewiß in Ordnung finden.

Vogt nennt unter den Mitteln, die zum Einschläfern geeignet seien, auch „spekulativ-philosophische Bücher“. Vielleicht wäre es doch auch für ihn ratsam gewesen, einmal dieses Einflusses sich zu erwehren und den Verhandlungen Spinozas oder Kants über diese Dinge mit Aufmerksamkeit zu folgen. Es hätte ihn möglicher Weise vor der gleichen Verwirrung bewahrt, die sich auch bei ihm findet; siehe die physiologischen Briefe 4. A. 1876 S. 354.

**) C. Lange, über Gemütsbewegungen, deutsch von Kurella (1887).

Kälte ihrer blutleeren Haut, der Mangel ihres Gehirns an Kraft zu klarem und schnellem Denken, dies alles erhellt von der Vorstellung der Ursache dieser Phänomene. Man nehme bei dem Erschrockenen die körperlichen Symptome fort, lasse seinen Puls ruhig schlagen, seinen Blick fest sein, seine Farbe gesund, seine Bewegungen schnell und sicher, seine Gedanken klar, was bleibt dann noch von seinem Schreck übrig?"

Wenn der Materialismus an der zweiten Formulierung seiner These entschlossen festhält, dann ist er durchaus unwiderleglich. Der Satz: Gedanken sind eigentlich nichts anderes als Bewegungen im Gehirn, Gefühle sind nichts anderes, als körperliche Vorgänge im vasomotorischen System, ist völlig unwiderleglich, freilich, nicht weil er wahr, sondern weil er absolut sinnlos ist. Das Sinnlose teilt mit der Wahrheit den Vorzug, daß es nicht widerlegt werden kann. Ein Gedanke, der im Grunde nichts anderes, als eine Bewegung ist, ist ein Eisen, das eigentlich von Holz ist. Dagegen ist nicht zu disputieren; man kann nur sagen: ich verstehe unter einem Gedanken einen Gedanken und nicht eine Bewegung von Gehirnmolekülen, und ebenso bezeichne ich mit den Worten Zorn und Angst eben den Zorn und die Angst selbst, und nicht eine Verengung oder Erweiterung der Blutgefäße. Diese letzteren Vorgänge mögen auch stattfinden und immer stattfinden, wann jene stattfinden, aber sie *sind* nicht Gedanken oder Gefühle; man mag sie hin und her wenden, wie man will, in der Bewegung steckt gar nichts von dem Gedanken. Der gemeine Mann weiß ja gar nichts von der Gehirnbewegung oder dem vasomotorischen Vorgang, aber er weiß von dem Zorn und von den Gedanken, und eben diese meint er, wenn er davon spricht, und nicht etwas anderes, wovon nur der Physiolog weiß, und der nicht recht. Oder wird etwa der Physiolog, nachdem seine Wissenschaft etwas genaueres von jenen körperlichen Vorgängen ermittelt haben wird, überhaupt nicht mehr von Gedanken und Gefühlen reden, sondern nur noch von dem, was sie im Grunde und eigentlich oder objektiv betrachtet sind, nämlich Bewegungen? wird er, wenn es ihm widerfahren sollte, sich zu verlieben, nicht mehr seine Liebe bekennen, sondern den entsprechenden vasomotorischen Prozeß, oder, mit Tyndall zu reden, die rechts gewundene Spiralbewegung in seinem Hirn, meinend, daß er damit

alles gesagt und die Sache nach ihrer eigentlichen Wirklichkeit bezeichnet habe? Das ist ja offenbarer Unsinn.

Also, soll überhaupt eine Diskussion möglich sein, so muß der Materialismus zuerst die Formel fallen lassen: Gedanke *ist* Bewegung. Gedanke *ist nicht* Bewegung, sondern Gedanke. Möglich dagegen ist, daß er zu einer Bewegung in irgend einem regelmäßigen und angebbaren Verhältnis steht. Zeigt dies die Erfahrung, so ist die Aufgabe, die Natur dieser Beziehung festzustellen.

Zwei Formen des Verhältnisses zwischen physischen und psychischen Ereignissen sind denkbar, nachdem wir das Verhältnis der Identität ausgeschieden haben: es kann entweder ein Ursachverhältnis stattfinden, oder ein Verhältnis des bloßen zeitlichen Nebeneinander. So haben die beiden konkurrierenden philosophischen Theorien über das Verhältnis von Leib und Seele seit dem siebzehnten Jahrhundert die Sache gefaßt, die Theorie der *Wechselwirkung* (influxus physicus) und die Theorie des *Okkasionalismus* oder des *Parallelismus*. Allein zwischen diesen beiden Vorstellungsweisen ist die Wahl. Wenn ich mich nicht irre, wird sich der Materialismus nun für die erstere Auffassung entscheiden: Bewußtseinsvorgänge sind *Wirkungen* der körperlichen Vorgänge, während seine oben erwähnten physiologischen Kritiker sich der Theorie des Parallelismus zuneigen, freilich ohne den Gedanken wirklich durchzuführen.

Machen wir uns zunächst die beiden Auffassungen völlig klar. Denken wir uns, mit Leibniz, den Schädel eines Tieres oder eines Menschen so groß wie eine Mühle; man kann darin herumgehen und die Vorgänge im Gehirn beobachten, wie man die Bewegungen des Gangwerks, das Ineinandergreifen der Räder in der Mühle beobachten kann. Wie müßte bei jeder der beiden Vorstellungsweisen dem Beobachter der Gehirnprozeß sich darstellen?

Der Anhänger der *parallelistischen* Theorie muß offenbar Folgendes zu sehen erwarten: die physischen Vorgänge im Gehirn bilden einen in sich geschlossenen Kausalzusammenhang; nirgends tritt ein Glied ein, das nicht in gleicher Weise wie jedes andere physischer Natur wäre. Von psychischen Vorgängen, von Vorstellungen und Gedanken, wäre so wenig zu sehen, wie bei den Bewegungen der Mühle. Ein Mann geht über die Straße. Plötzlich wird er mit

seinem Namen angerufen, er dreht sich um und geht auf den Anrufer zu. Der vollkommene Physiolog würde den ganzen Vorgang rein mechanisch konstruieren. Er würde zeigen, wie die physische Wirkung der Schallwellen auf das Gehörsorgan einen bestimmten Nervenvorgang im Gehörsnerven erregte, wie dieser zum Centralorgan fortgepflanzt wurde, wie er hier bestimmte physische Vorgänge auslöste, die schließlich zur Innervation gewisser Gruppen motorischer Nerven führten, als deren Enderfolg die Wendung und Bewegung des Körpers in der Richtung eintrat, von wo die Schallwellen kamen. Alle diese Vorgänge schließen sich zu einem lückenlosen physischen Prozeß zusammen. Daneben ging ein anderer Prozeß her, von dem der Physiolog als solcher nichts sieht und nichts zu wissen braucht, von dem er aber als denkender, seine Wahrnehmungen interpretierender Mensch weiß: Gehörsempfindungen, die Vorstellungen und Gefühle hervorriefen; der Angerufene hörte seinen Namen, er wendete sich um, Urheber und Absicht des Rufs zu erfahren, er erblickte einen alten Bekannten und ging auf ihn zu, ihn zu begrüßen. Diese Vorgänge gehen neben dem physischen Ablauf her, ohne in ihn einzugreifen; Wahrnehmung und Vorstellung bilden nicht Glieder der physischen Kausalreihe.

Anders dagegen müßte die Sache sich darstellen, wenn die Theorie der Wechselwirkung Recht hätte. Ein Anhänger dieser Theorie muß erwarten, daß der physische Verlauf an gewissen Punkten eine Unterbrechung zeigt, da nämlich, wo als Glieder des Kausalzusammenhangs die psychischen Ereignisse eintreten. Ist die Nervenbewegung Ursache der Empfindung, so muß sie als solche verschwinden und statt ihrer die Empfindung eintreten. Die Bewegung der Kugel A hat die Bewegung der Kugel B zur Wirkung, das heißt, die erste Bewegung verschwindet, statt ihrer tritt eine bestimmte gleich große Bewegung der zweiten Kugel ein. Eine Bewegung bringt eine Erwärmung hervor, das heißt die Bewegung verschwindet, statt ihrer tritt ein bestimmtes Quantum Wärme auf. Eben dasselbe müßte also in unserem Fall eintreten: anstatt der verschwundenen Bewegung eine Empfindung oder Vorstellung von bestimmter Intensität und Qualität als ihr Äquivalent. Die Vorstellung aber ist nicht Gegenstand der Beobachtung von außen; Vorstellungen oder Gefühle können als solche nicht gesehen oder überhaupt mit den Beobachtungsmitteln

der Naturforschung nachgewiesen werden. Für den Physiker als solchen wäre demnach im Kausalzusammenhang hier eine Lücke, es fehlte ein Glied in dem physischen Ablauf. — Wollte unser materialistischer Philosoph dies nicht zugeben, wollte er behaupten, daß die Vorstellung andererseits auch ein Physisches sei, eine irgend welche Form der Bewegung, so fiele er damit natürlich von seiner Voraussetzung ab und träte auf die Seite der paralleliſtischen Theorie über. Denn wäre es so, so hätte nun der Naturforscher als solcher selbstverständlich bloß mit dem Physischen zu thun und könnte es völlig vernachlässigen, daß der Vorgang zur Begleiterscheinung einen Bewußtseinsvorgang hätte. Es wäre dann eben Äquivalent und Wirkung der physischen Ursache die physische Wirkung und keineswegs die Empfindung als solche.

Das sind die beiden möglichen Vorstellungsweisen; welcher entspricht die Wirklichkeit?

Hierüber kann, als über eine Frage, die Thatsachen betrifft, allein durch Erfahrung entschieden werden. An sich sind sie beide denkbar. — Hat die Erfahrung entschieden? — Ich denke nicht, daß jemand wird behaupten wollen, es seien entscheidende Beobachtungen angestellt, wodurch die eine Vorstellung ausgeschlossen, die andere notwendig gemacht werde; vielleicht werden sie auch nicht gemacht werden. Beobachtung und Experiment sind diesen unzugänglichsten und verwickeltsten Vorgängen des organischen Lebens gegenüber ziemlich ohnmächtig.

Dennoch wird ein Naturforscher nicht lange im Zweifel sein, welcher Vorstellung er den Vorzug geben soll. Er wird sagen, die Analogie der ganzen Erfahrung weise ihn auf die Annahme der Kontinuität der physischen Prozesse auch an diesem Punkt; die Annahme einer Umsetzung von Bewegung nicht in eine andere Form der Bewegung, nicht in potentielle physische Energie, sondern in etwas, was physisch überhaupt nicht ist, sei eine Zumutung, der er nicht folgen könne. Umsetzung von Bewegung oder Kraft in Denken, in reine Bewußtseinsvorgänge, das wäre für die naturwissenschaftliche Betrachtung eigentlich nichts anderes als Vernichtung von Energie; und ebenso wäre Ursprung von Bewegung aus einem rein Geistigen, etwa der Vorstellung eines Erwünschten, für die Physik so gut wie

Entstehung aus nichts. Demnach sei sein Entschluß gefaßt, er könne nicht umhin, der parallelistischen Theorie vor der andern, die ein Kausalverhältnis annehme, den Vorzug zu geben. — Vielleicht entschließt sich in der Not dieses Dilemmas auch der materialistische Metaphysiker, zu der parallelistischen Hypothese überzugehen; lieber als auf das Gesetz der Erhaltung der physischen Energie, wird am Ende auch er auf die Formel verzichten: die Bewußtseinsvorgänge sind eine Wirkung der physischen Organisation. Was hindert denn auch, wird er etwa sagen, sie als eine Begleiterscheinung der Gehirnvorgänge zu fassen? Das Verhältnis bleibt dabei doch im wesentlichen dasselbe: geistige Vorgänge ein gelegentlicher, nun nicht Erfolg, aber Reflex physischer Vorgänge. Ja, vielleicht wird er sagen, das sei im Grunde gerade seine Ansicht. Der Gehirnvorgang das Objektive, Empfindung, Vorstellung, Gefühl der subjektive Reflex. So liest man bei Büchner: „Denken und Ausdehnung zwei Seiten oder Erscheinungsweisen eines und desselben einheitlichen Wesens" (S. 300), „Geist und Natur ist in letzter Linie dasselbe", „Logik und Mechanismus sind dasselbe, und die Vernunft in der Natur ist auch die Vernunft des Denkens" (S. 127). Wir nehmen also im Folgenden die Theorie des Parallelismus als zugestanden an und wollen nun, indem wir bitten sich hieran zu erinnern, die Konsequenzen dieser Ansicht uns deutlich zu machen suchen.*)

*) Daß dies Spinozas Lösung des Problems ist, wurde schon oben (S. 60) bemerkt. Doch ist hinzuzufügen, daß er selber den Gedanken mit einem andern verwirrt hat: für den metaphysischen Parallelismus schiebt er alsbald einen erkenntnistheoretisch-logischen Parallelismus unter, oder benutzt wenigstens den Parallelismus zwischen der physischen und der psychischen Welt lediglich dazu, um in ganz unhaltbarer Weise das erkenntnistheoretische Problem aufzulösen: wie Übereinstimmung zwischen Denken und Sein zustande komme? Er meint dies dadurch zu erreichen, daß er auf Grund jenes Parallelismus logische Folgerung und mechanische Verursachung gleichsetzt. Leibniz hat den Gedanken ohne diese Verkehrung aufgenommen, auch seine Konsequenzen sowohl nach der psychologischen als nach der biologischen Seite reiner entwickelt: Ausdehnung des Seelenlebens über die Grenze des Bewußtseins und andererseits über die Grenzen der Tierwelt. In unserer Zeit hat der Begründer der Psychophysik, G. Th. Fechner, dieselbe Anschauung erneuert (eine kurze Darlegung der Grundbegriffe in Zend-Aveſta II, 312 ff.). Auch W. Wundt folgt ihr (System der Philosophie S. 582 ff., s. auch das Schlußkapitel der physiologischen Psychologie). Eine einsichtige Erörterung dieser Frage

5. Die Konſequenzen der paralleliſtiſchen Theorie. Allbeſeelung.

Zwei Sätze ſind mit der Theorie des Parallelismus gegeben: 1) Phyſiſche Vorgänge ſind niemals Wirkung pſychiſcher; und 2) pſychiſche Vorgänge ſind niemals Wirkung phyſiſcher Vorgänge.

Mit dem erſten Satz iſt geſagt: der lebende Körper iſt ein Automat. Er unterſcheidet ſich von einer Maſchine durch die unendliche Komplikation ſeiner Zuſammenſetzung; aber alle ſeine Leiſtungen ſind zuletzt aus denſelben Grundkräften zu erklären, mit denen der Naturforſcher überhaupt arbeitet. Es giebt hier keine Ausnahmen; auch die kompliziertеſten Bewegungen lebender Körper, auch die ſinnreichſten Arbeiten und Handlungen des Menſchen ſind ohne alle Rückſicht auf ſeeliſche Vorgänge lediglich als mechaniſch erklärbare Reaktionen eines ſolchen und ſo disponierten körperlichen Syſtems auf ſolche phyſiſchen Reize anzuſehen. Ein Hund verfolgt einen Haſen, er wird durch die Witterung und das Geſicht gleichſam angezogen. Die Bewegung iſt rein phyſiſch zu erklären, nicht anders wie die Bewegung der Sonnenblume, die dem Licht ſich zuwendet oder des Planeten, der

von demſelben Standpunkt findet der Leſer auch in H. Höffdings Umriſſen der Pſychologie, 2. A. 1893, S. 71 ff. Daneben fehlt es freilich auch nicht an Philoſophen, die an der Wechſelwirkung zwiſchen Phyſiſchem und Pſychiſchem feſthalten. So läßt z. B. H. Spencer die Bewußtſeinsvorgänge entwickelungsgeſchichtlich aus Bewegungen hervorgehen (Grundlagen der Philoſophie, deutſch von Vetter, § 71). Eine eigentümliche Stellung nimmt Lotze ein. Grundſätzlich hält er an der Möglichkeit der Wechſelwirkung feſt. Andererſeits macht er zuletzt durch den univerſellen Spiritualismus und Pantheismus den Scharfſinn, den er auf die Verteidigung der Wechſelwirkung verwendet hat, ſelber überflüſſig.

Die Phyſiologen und Pſychiatriker bringen es nicht leicht zu einer reinlich durchgeführten Anſicht. Stellen ſie die Möglichkeit der Wirkung eines Geiſtigen auf das Körperliche in Abrede und kommen alſo von dieſer Seite auf die paralleliſtiſche Auffaſſung, ſo bleiben ſie dagegen von der anderen Seite her meiſt in der Anſicht des influxus physicus ſtecken, indem ſie Wirkungen des Körperlichen auf die Seele nach jener Theorie zu konſtruieren nicht den Mut finden; das heißt, ſie bleiben in der materialiſtiſchen Auffaſſung ſtecken: ſeeliſche Vorgänge Reflexe und Wirkungen körperlicher. Die oben genannten Vorträge Du Bois-Reymonds zeigen dies Verhalten in typiſcher Weiſe. Oder man nehme H. Maudsley (Phyſiologie und Pathologie der Seele, deutſch von K. Böhm, 1870); man wird ſehr häufig Spinoza citiert finden; aber der Verfaſſer iſt in einer Selbſttäuſchung befangen, wenn er glaubt, daß ſeine Vorſtellungen mit dem Gedanken jenes ſcharfen und ſchroffen Denkers ſich decken.

um die Sonne pendelt; die Wirkung und Gegenwirkung ist komplizierter, aber sie liegt dort wie hier rein in der physischen Welt und ist mit den Mitteln der physischen Wissenschaften zu konstruieren. Ein Schriftsteller schreibt ein Buch, ein Baumeister baut mit hundert Arbeitern ein Haus, ein Feldherr schlägt mit hunderttausend Soldaten eine Schlacht: der vollkommene Physiolog würde alle diese Vorgänge als physisch bedingte aus der Konstitution dieser Körper, dieser Nerven- und Muskelsysteme, und andererseits der Natur der einfallenden Reize konstruieren. Er würde uns den Verfasser der Kritik der reinen Vernunft als eine Art Uhrwerk demonstrieren; bei dieser Disposition der Gehirnzellen, ihrer Verbindungen unter einander und mit motorischen Nerven; mußten solche auf die Netzhaut, auf die Tastnerven der Finger wirkende Reize solche Bewegungen veranlassen, prinzipiell nicht anders wie bei einem Schreibautomaten oder einer Spieldose. Von Gedanken und dergleichen wäre bei jener Demonstration gar nicht die Rede; der Physiolog könnte darum wissen, daß auch so etwas stattfindet, aber für seine Demonstration würde er davon keinen Gebrauch machen wollen und dürfen, Gedanken können so wenig die Finger bewegen, als sie den Mond aus seiner Bahn zu lenken vermögen. Es ist nicht zu erwarten, daß jener Physiolog einmal kommt; das Spiel der Gehirnmoleküle, welches die Gedankenarbeit der Kritik der reinen Vernunft begleitete, wird nie seinen Newton finden; aber allerdings wäre zu behaupten: lediglich dieses Spiel, und nicht die Gedanken, sind Ursache der Bewegungen, durch welche die Schriftzeichen auf das Papier gebracht werden.

Aber das ist ja Unsinn, wird der gesunde Menschenverstand sagen, und vielleicht wird nun auch der eine oder andere Physiolog mit ihm irre: das kann ja kein Automat leisten; das kann nicht ohne Denken und Absicht erklärt werden. — Nun, dann muß man sich deutlich machen, daß man damit zu der Theorie der Wechselwirkung zurückkehrt und dann also auch jene Schwierigkeiten in den Kauf nehmen muß: die Entstehung von Bewegung aus etwas, was physisch überhaupt nicht da ist, und ebenso die Umwandlung von Bewegung in rein Geistiges. Entweder — oder; es giebt hier kein Mittleres.

Was aber die Unfähigkeit des Körpers zu solchen „automatischen" Leistungen anlangt, so kann man darauf mit Spinoza antworten:

bisher hat noch niemand die Grenze dessen gefunden, was der Körper als solcher leisten könne. Er weist auf die Nachtwandler hin, die ohne Bewußtsein und Gedanken die kompliziertesten Bewegungen ausführen. Heute hätte er vielleicht auf die hypnotischen Vorgänge hingewiesen, etwa auf die posthypnotische Wirkung der Suggestion. Einer Person wird im hypnotischen Schlaf der Auftrag gegeben, morgen Mittag um zwölf Uhr in ein bestimmtes Haus zu gehen und mit dem Taschentuch zum Fenster hinaus zu winken. Sie weiß nichts von dem Auftrag, sie hat keine Erinnerung an das, was im hypnotischen Zustand mit ihr vorging, aber wenn die Stunde da ist, macht sie sich auf den Weg und vollzieht den Auftrag. Wie anders läßt sich der Vorgang konstruieren, als daß man annimmt, die Worte des Hypnotiseurs haben dem Gehirn eine bestimmte Disposition gegeben, und nun wird durch den Glockenschlag die Reihe von Bewegungen ausgelöst, nicht anders wie die Bewegungen der Weckeruhr, wenn der Zeiger die eingestellte Stunde überschreitet. Daß unendlich viel kompliziertere Auslösungen stattfinden können, als wir mit unseren Maschinen erreichen, ist nicht überraschend. Mit den fünfhundert oder tausend Millionen Zellen der Hirnrinde, die alle wieder aus ungezählten, überaus kompli=zierten und verschiedenartigen chemischen Molekülen zusammengesetzt und durch zahllose Leitungsbahnen mit einander verbunden sind, wird sich ja etwas ganz anderes machen lassen, als mit den paar Rädern und Hebeln unserer Maschinen, und wenn in Wirklichkeit unsere Physiologen damit noch so gut wie gar nichts machen können, so ist doch der Phantasie damit ein grenzenloser Spielraum eröffnet. — Das muß man übrigens auf alle Fälle sich deutlich machen: wenn die Seele bei jenen Vorgängen als Ursache beteiligt ist, so ist sie es doch nicht durch ihre Erkenntnis; sie bewirkt die Bewegungen, z. B. der Finger des Schreibenden, sicherlich nicht durch eine Einsicht in die Natur und Lage der Nerven und Muskeln, sondern auf eine absolut geheimnisvolle Weise. Die Seele bewegt die Glieder, das heißt dem=nach im Grunde nur mit anderen Worten sagen: ich weiß nicht, wie der Körper bewegt wird. Auf keine Weise kann die Zweckmäßigkeit der Bewegungen durch bewußte, von Erkenntnis der Mittel geleitete Zweckthätigkeit der Seele erklärt werden.

Damit wäre also der Naturforschung die ganze Körperwelt ohne

Einschränkung zur unbedingten Verfügung gestellt. Sie mag nun sagen: für mich ist das Wirkliche nichts als Körper, alle Vorgänge in der Natur sind mit meinen Mitteln, sind ausschließlich aus Bewegungen und Bewegkräften der materiellen Elemente zu erklären; die Hypothese einer Seele, eines Geistes, eines Gottes, mit denen früher die Physik operierte, habe ich nicht nötig; nirgends führt mich die Kausalreihe auf etwas, was nicht der physischen Welt angehörte; ja, würden mir solche Dinge von anderswoher zur Verfügung gestellt, so würde ich doch gar keinen Gebrauch von ihnen machen wollen und können.

Das wäre die eine Seite der Sache. Ich denke, auch der Materialismus hat Ursache, damit zufrieden zu sein.

Wir wenden uns nun zu der anderen Seite, zu dem zweiten Satz, der oben als Konsequenz der parallelistischen Theorie bezeichnet wurde: psychische Vorgänge sind nicht Wirkungen physischer Vorgänge. Er ist nur die Kehrseite des ersten Satzes, genau so begründet, so einleuchtend als jener: könnte ein Gedanke Wirkung von Bewegungen sein, so ist schlechterdings nicht abzusehen, warum eine Bewegung nicht Wirkung eines Gedankens sein sollte. Sehen wir zu, was für Folgerungen aus ihm sich ergeben. Ich fürchte, sie werden nicht bloß den Metaphysikern des Materialismus, sondern auch den Physiologen etwas schwer eingehen. Ich sehe aber nicht wie darum herumzukommen ist.

Ich höre die Schläge einer Glocke. Das ist die Wirkung, sagt die gewöhnliche Betrachtung, der Erzitterung der Luft; die Erregung des Gehörsnerven ist Ursache der Empfindung. Das ist unmöglich, sagt unsere Theorie; eine Empfindung ist ein psychischer Vorgang, kann also nicht Wirkung einer Bewegung sein. Aber wovon ist sie denn die Wirkung? Denn daß sie eine Wirkung, nicht ein isolierter dem Gesetz der Kausalität nicht unterliegender Vorgang ist, nehmen doch alle an; auch diejenigen, die an Willensfreiheit glauben, betrachten Empfindungen als verursacht. Wodurch also ist die Empfindung verursacht? Von einem in der Seele des Hörers vorhergehenden Bewußtseinsvorgang? Aber offenbar nicht, denn sie tritt in zeitlicher Folge auf jeden beliebigen Bewußtseinsvorgang ein. Es muß also die Ursache außerhalb der eigenen Bewußtseinszustände gesucht werden.

Also doch die Schallwellen, welche von der angeschlagenen Glocke ausgehen? Oder giebt es noch eine andere Möglichkeit?

In der That, es giebt noch eine andere Möglichkeit; es ist die Hypothese Spinozas und Fechners, die Hypothese des universellen Parallelismus: kein psychischer Vorgang ohne begleitende Bewegung, kein Bewegungsvorgang ohne begleitenden psychischen Vorgang. Wenn wir diese Hypothese annehmen, dann ist einleuchtend, daß wir um jene Schwierigkeit herumkommen; dann werden wir sagen: die Bewegungen, die von der Glocke ausgehen, haben lediglich Nervenerregungen und Gehirnvorgänge zur Wirkung; die Empfindung dagegen ist die Wirkung der jene Erzitterungen der Moleküle begleitenden inneren Vorgänge.

Ich beeile mich hinzuzufügen: wir kennen diese inneren Vorgänge nicht, gegeben sind uns die Bewegungen, nicht ihre psychischen Begleiterscheinungen. Die sind uns bloß an einem Punkt gegeben, im Selbstbewußtsein, dessen Vorgänge wir als Begleiterscheinungen der Vorgänge im Nervensystem unseres Leibes konstruieren. Dagegen ist uns die Außenwelt nur von der physischen Seite, als bewegte Körperwelt gegeben; die Innenseite denken wir hinzu. Praktisch wird daher an unserer Konstruktion der Vorgänge durch jene Hypothese nichts geändert; wir werden nach wie vor sagen: die Schallwellen verursachen Tonempfindungen, der Nadelstich verursacht Schmerz. Nur in einer letzten Überlegung werden wir uns ein für alle Mal sagen: jene Formeln sind im Grunde ungenaue Ausdrücke; eigentlich müßte es heißen: die uns nicht gegebenen Vorgänge, deren physisches Äquivalent jene physikalischen oder chemischen Vorgänge sind, sind die Ursachen dieser psychischen Vorgänge. Es steht damit, um einen oft gebrauchten Vergleich zu wiederholen, wie mit der Kopernikanischen Theorie; wir machen uns ein für alle Mal das Verhältnis klar, und fahren dann ruhig fort, in der alten Weise von Sonnenaufgang und Untergang zu reden. So hier: zwei Seiten der Wirklichkeit sind gleich ausgedehnt, jedem Moment der einen entspricht ein Moment der andern Seite, den physischen Vorgängen a, b, c entsprechen die psychischen Vorgänge α, β, γ. Ein kausales Verhältnis findet an sich nur zwischen Gliedern derselben Reihe statt; da uns aber nicht die Glieder beider Reihen lückenlos gegeben sind, sondern bald auf der

einen, bald auf der andern Seite Glieder ausfallen, so substituieren wir dafür Glieder der anderen Reihe.

Also praktisch wird unsere Auffassung der Vorgänge durch jene Hypothese eigentlich nicht verändert. Dagegen ist leicht zu sehen, daß sie für unsere Weltanschauung allerdings sehr bedeutsame Folgen hätte. Wir wären damit auf den Boden einer idealistischen Weltanschauung übergetreten. Denn das liegt auf der Hand, sind die physische und die psychische Seite der Wirklichkeit gleich ausgedehnt, dann werden wir sagen: die psychische Seite ist die Darstellung der Wirklichkeit, wie sie selbst für sich selber ist, die physische Seite sinkt dagegen zur äußeren Erscheinung herab. Der Fortschritt von Spinoza zu Leibniz ist in dieser Absicht unvermeidlich.

Wie steht es nun aber mit dieser Vorstellung? Ist sie mehr als ein bloßes Auskunftsmittel, um jener Schwierigkeit der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele zu entgehen? Ist sie wirklich eine glaubliche Ansicht von der Natur der Dinge? kann man mit der Vorstellung Ernst machen, daß nicht bloß einigen vereinzelten, sondern allen körperlichen Vorgängen irgend welche inneren Vorgänge parallel gehen? Offenbar ist das die Kardinalfrage der Ontologie. Die Antwort auf die Frage nach der Ausdehnung der Beseelung ist der Punkt, an dem die metaphysischen Weltansichten eigentlich auseinander gehen.

Die gemeine Vorstellung und ihr folgend die in den Kreisen der Physiker herrschende Anschauung ist mit der Frage nach der Ausdehnung des Seelenlebens schnell fertig: Bewußtseinsvorgänge sind Begleiterscheinungen von Gehirnvorgängen; Tierkörper sind die einzigen Träger seelischen Lebens; alle übrigen Körper sind bloß Körper.

Es liegt auf der Hand, daß wir mit dieser Antwort auf dem Boden einer materialistischen Weltanschauung stehen bleiben. Die Bewußtseinsvorgänge bleiben dann vereinzelte Nebenvorgänge des Naturlaufs; sie sind für den Naturforscher wunderliche Anomalien, mit denen er nichts Rechtes zu beginnen weiß. Er kann sie nicht los werden, ihre Wirklichkeit ist ja unbestreitbar; aber sie verursachen ihm Unbehagen; ohne sie wäre das System bewegter Körper, das er Welt oder Natur nennt, ganz durchsichtig und rational; sie nötigen ihn zu jenem fatalen ignorabimus. Das einzig Tröstliche dabei ist, daß es mit ihnen doch

nicht viel auf sich hat; sie stören den Naturlauf wenigstens nicht und große Bedeutung ist diesen vereinzelten, in der Masse verschwindenden Vorgängen vom kosmischen Standpunkt aus offenbar nicht beizulegen.

Ist damit die Sache erledigt, dann behält der Materialismus auch bei der parallelistischen Ansicht im wesentlichen Recht.

Die Philosophen haben nun bei dieser Erledigung der Sache sich niemals beruhigen wollen. Bei ihnen ist von jeher eine Neigung bemerklich, jenen Vorgängen eine größere Bedeutung beizulegen. Von den Anfängen der griechischen Philosophie bis auf unsere Tage hat die philosophische, das heißt die universelle Betrachtung der Wirklichkeit über die physikalisch-astronomische Ansicht hinausgeführt und dem Wirklichen im Ganzen wie im Einzelnen ein inneres, ideelles, geistiges Prinzip zuzugesellen für notwendig erachtet. Plato und Aristoteles, Spinoza und Leibniz, Schelling und Schopenhauer, Lotze und Fechner, soweit ihre Gedanken im übrigen auseinander gehen, darin kommen sie alle überein, daß das Geistige nicht jene Rolle eines vereinzelten Nebenvorgangs in der Welt spielt, daß vielmehr alles Körperliche Hinweisung ist auf ein Anderes, ein Inneres, Intelligibles, für sich Seiendes, das dem verwandt ist, was wir im eigenen Innern erleben. Wer diese Auffassung teilt, daß dem Geistigen die Bedeutung eines universellen und kosmischen Wirklichkeitsprinzips zukommt, der steht, wie er im übrigen die Sache sich zurechtlegen mag, auf Seiten des Idealismus.

Ich will im folgenden nicht einen Beweis für die Wahrheit dieser Anschauung versuchen, es ist mit dem Beweisen auf dem Boden der Metaphysik eine mißliche Sache, aber ein paar Betrachtungen vorlegen, die auf einen solchen Abschluß unsrer Weltanschauung hinzudrängen scheinen. Sie mögen, wenn sie weiter nichts bedeuten, als rationes dubitandi gegenüber dem harten Dogmatismus der gemeinen Meinung und der physikalischen Weltansicht gelten.*)

*) Ich möchte den Leser hier auf eine kleine Schrift Fechners aufmerksam machen: „Über die Seelenfrage“ (1861). Fechner nennt das Schriftchen auf dem Titel: einen Gang durch die sichtbare Welt, die unsichtbare zu finden. Dieser oft angetretene Gang ist nie mit größerer Sicherheit vollendet worden. In erstaunlicher Weise vereinigt Fechner die Besonnenheit des Naturforschers mit der allseitigen Umsicht des Philosophen und der beweglichen Phantasie des Dichters. Die Ausdehnung

Wir besinnen uns zunächst auf das leitende Prinzip. Auf welchem Wege wird über das Vorkommen seelischer Vorgänge überhaupt entschieden? Es ist leicht zu sehen: unmittelbar wird ihrer Wirklichkeit ein jeder nur an einem Punkt inne, nämlich im eigenen Selbstbewußtsein. Daß außer den Empfindungen, Vorstellungen, Willenserregungen, die ich in mir erlebe, ähnliche Vorgänge in der Welt vorkommen, kann ich nie durch unmittelbare Beobachtung wissen. Daß mein Nachbar fühlt und denkt, weiß ich nicht durch Beobachtung, sondern durch einen Schluß; alles was ich sehe, ist physische Erscheinung. Ich sehe Bewegungen, Gebärden, höre Laute, die von einem dem meinigen ähnlichen Körper ausgehen, aber ich sehe keine Gefühle und Vorstellungen, und kein Mikroskop oder Teleskop kann mir dazu helfen. Die Gefühle und Gedanken denke ich hinzu, indem ich aus der Ähnlichkeit der leiblichen Vorgänge, die ich sehe, das Dasein ähnlicher geistiger Vorgänge, die ich nicht sehe, folgere.

Wie weit reicht diese Folgerung? Die gewöhnliche Meinung antwortet, wie gesagt: so weit tierisches Leben reicht; Tiere sind beseelte Wesen, alle übrigen Dinge, Metalle, Steine, Pflanzen sind

---

der Beseelung ist das zentrale Problem seiner Philosophie. Er behandelt es besonders in Nanna, oder über das Seelenleben der Pflanze (1848), in Zend-Avesta, über die Dinge des Himmels und des Jenseits (3 Bde. 1851); er berührt es in den Elementen der Psychophysik (2 Bde. 1860) und giebt eine zusammenfassende, sehr faßliche und bündige Darlegung seiner Ansicht in dem genannten Büchlein über die Seelenfrage. Eine letzte, abschließende Darstellung seiner Philosophie in ihrem Gegensatz gegen Materialismus und Dualismus giebt er in der „Tagesansicht gegenüber der Nachtansicht" (1879). — Nahe verwandt ist Fechners Anschauung mit Schopenhauer, dessen Philosophie zu ihrem Zentraldogma die These hat: was in der Vorstellung als Körperwelt uns entgegentritt, dasselbe ist an sich ein Seelenartiges, nämlich Wille. In Schopenhauers Werken, besonders in der kleinen Schrift „Über den Willen in der Natur," findet man zahlreiche Stellen aus naturwissenschaftlichen Schriftstellern, die gleichsam ohne Wissen und wider Willen für diese Anschauung Zeugnis ablegen. Was Fechner vor Schopenhauer voraus hat, das ist vor allem die klare Einsicht, daß die vorausgesetzte Innenwelt nicht zur Erklärung der physischen Welt dienen kann, in der Körperwelt gelten nur physische Erklärungsprinzipien. Bei Schopenhauer begegnet man überall der Neigung, das metaphysische Prinzip, den Willen, zur Naturerklärung zu mißbrauchen. Dagegen hat Schopenhauer auf seiner Seite den Vorteil einer voluntaristischen Psychologie; worauf später zurückzukommen ist.

nicht beſeelt, ſie ſind bloße Körper. Höchſtens könnten noch die Pflanzen in Frage kommen, doch iſt das eigentlich auch ſchon keine ernſthafte Frage; die Pflanzenſeele iſt ein Traum der kindlichen Phantaſie.

Mir will vorkommen, daß der Zuverſicht, mit der dieſe Anſicht ſich als die ſelbſtverſtändliche und allein mögliche giebt, die Stärke ihrer Gründe nicht entſpricht; ja, ſie beruht im Grunde auf reiner Willkür.

Zuerſt, wie weit reicht die Tierwelt? Iſt ſie durch eine feſte Grenze von der übrigen Körperwelt, beſonders von der Pflanzenwelt geſchieden? Die gemeine Meinung ſetzt es voraus; in drei reinlich geſchiedene Reiche teilt ſie mit alten Schulbegriffen die Körperwelt: Tierreich, Pflanzenreich und Mineralreich. Aber die neuere Biologie hat jene feſten Grenzen verwiſcht, ſie ſieht ſich auch hier auf den alten Satz geführt, daß die Natur keine Sprünge macht. Tier- und Pflanzenwelt, ſo deutlich ſie auf höherer Entwickelungsſtufe unterſchieden ſind, berühren ſich an der Grundlage. Es giebt zahlreiche niedere Lebensformen, die weder als eigentliche Tiere, noch als eigentliche Pflanzen charakteriſiert ſind; man hat für ſie eine eigene Gruppe, die Gruppe der Protiſten gebildet, ein Zwiſchenreich, das ſich gegen den Unterſchied von Pflanze und Tier neutral verhält. Giebt es zwiſchen Tier- und Pflanzenwelt keine feſte Grenze, muß man ſie als zwei Äſte, die auf einem Stamm gewachſen ſind, anſehen, ſo iſt die Frage nicht abzulehnen: ſind auch die Pflanzenkörper Träger ſeeliſchen Lebens? Den Tieren geſtehen alle ein Innenleben zu, ſelbſt den niederſten Formen, ſo weit ſie ſich auch von den höheren entfernen; kann man ſie auch den Protiſten, den Pflanzentieren oder Tierpflanzen, in welche ſich die Tierwelt allmählich verliert, nicht ohne Willkür abſprechen, ſo liegt die Folgerung auf der Hand: es giebt, wie keine feſte Grenze der Tierwelt gegen die Pflanzenwelt, ſo auch für die Beſeelung keine feſte Grenze; die Beſeelung mag ſich über die ganze organiſche Welt ausdehnen.*)

*) E. Haeckel, Natürliche Schöpfungsgeſchichte 8. Aufl. (1889), S. 414 ff., neigt dazu, in pflanzenartigen Organismen die Urform alles Lebens zu ſehen; „das Zooplasma iſt aus Phytoplasma durch Arbeitswechſel entſtanden, da nur dieſes letztere imſtande iſt, unmittelbar aus anorganiſchen Bedingungen durch Einwirkung des Sonnenlichts zu entſtehen.“ Tieriſche Organismen entſtanden ſo, daß unter

Man wird sagen: die Möglichkeit läßt sich vielleicht nicht bestreiten. Der Wissenschaft ziemt es aber nicht, mit Möglichkeiten zu spielen; sie verlangt Thatsachen. Liegen solche hier vor?

Ich meine, allerdings liegen sie vor; nur muß man natürlich nicht die Vorzeigung des Seelenlebens einer Pflanze verlangen. Wie man bei Menschen und Tieren zufrieden ist, aus der Ähnlichkeit physischer Lebensvorgänge auf ähnliche innere Vorgänge zu schließen, so muß man es auch hier sein. Ein zwingender Beweis ist ja auch dort nicht möglich; findet jemand den Analogieschluß allzu unsicher, logisch genötigt werden kann er nicht, das Dasein eines Seelenlebens bei Infusorien, Würmern, Fröschen, Kaninchen zuzugeben. Läßt er aber die Schlußart hier ohne weiteres zu, und das thun ja alle, so ist nicht abzusehen, weshalb sie bei Pflanzen ohne weiteres ausgeschlossen sein soll. Denn offenbar zeigen die Pflanzen mit den Tieren eine weitgehende Ähnlichkeit in den sichtbaren Lebensvorgängen: Ernährung, Wachstum, Aufbau aus Zellen als Elementargebilden, Fortpflanzung durch Keime, die von elterlichen Organismen sich loslösen, Entwickelung und Tod sind den Pflanzen mit den Tieren gemein; wie denn auch die Sprache überall den Pflanzen so gut wie den Tieren leben und sterben zuschreibt. Warum sollten den gleichartigen sichtbaren Vorgängen nicht ähnliche unsichtbare entsprechen? Die Verneinung ist doch mindestens nicht selbstverständlich. Im Gegenteil, könnte man mit Fechner sagen, wie ein Haus für einen Bewohner ist, so ist ein lebender Körper für eine Seele. Die Zumutung, einen Tierkörper, ein Pferd oder einen Hund, für einen seelenlosen Automaten anzusehen, welche Ansicht man

jenen ersten Lebewesen einige dazu übergingen, organische Materie zu assimilieren und dann die Fähigkeit einbüßten, durch unorganische Materie sich zu ernähren (425, 431). Nach Wundt (System der Philosophie S. 503 f., 334 f.) sind dagegen die einfachsten Lebewesen in ihrer Funktionsform wie in der Richtung des Stoffwechsels als einfachste Tiere anzusehen, von ihnen sind die Pflanzen als Chlorophyll erzeugende Organismen abgezweigt. Für unsern Zweck ist dieser Unterschied gleichgültig. Nicht uninteressante Beobachtungen über das „Seelenleben" der Protisten bieten die psychophysiologischen Studien von M. Verworn (1889). Auf Grund der Bewegungsvorgänge wird hier den Protisten die Grundform psychischen Lebens, Empfindung und Wille, wenngleich ohne eigentliches Bewußtsein, zugeschrieben: Reaktionsbewegungen auf Reize sind das Anzeichen derselben psychischen Begleiterscheinungen, die in entwickeltster Form von uns selbst erlebt werden.

den Carteſianern nachſagt, hat etwas überaus befremdliches; ja ſpukhaft und grauenvoll würde uns ein ſolcher Körper ohne Seele vorkommen. Daß aber die Pflanzen bloße leere Gehäuſe ſind, ſollten wir für ſelbſtverſtändlich halten?

Es wird erwidert: das ſei bloß eine vage und ſpielende Analogie. — Nun, ſo bezeichne man genau, was denn der Analogie fehlt, um den Schluß auf ein Innenleben ſtatthaft zu machen. An welche Funktionen, welche Kennzeichen, die den Pflanzen abgehen, iſt das Innenleben geknüpft? — Man weiſt auf den Mangel eines Nervenſyſtems und Gehirns hin. Fechner antwortet: aber auch die niederſten Tiere haben kein Nervenſyſtem. Und überhaupt taugt der Schluß nichts; er iſt nach dem Schema gemacht: Pferde, Hunde, Katzen haben Beine und können ohne dieſe ſich nicht bewegen, alſo können Geſchöpfe ohne Beine ſich nicht bewegen. Schlangen und Würmer widerlegen den Schluß. Können dieſe ohne Beine ſich bewegen, ſo mögen auch Pflanzen ohne Nerven ein Seelenleben haben.

Aber, ſagt der Ungläubige, den Pflanzen fehlt die ſpontane Bewegung, die wir an allen Tieren beobachten. — Wirklich? Wendet nicht die Pflanze Blüten und Blätter nach dem Licht, ſchickt ſie nicht die Wurzeln dahin, wo ſie Nahrung, die Ranken dahin, wo ſie Unterſtützung findet? Faltet ſie nicht bei Nacht oder bei Regen die Blüten und öffnet ſie dem Sonnenſchein? Bewegen ſich nicht manche Pflanzenkeime frei im Waſſer umher, wogegen die Tiere im erſten Stadium embryoniſcher Entwickelung noch nichts von der freien Beweglichkeit des ausgebildeten Tieres zeigen? — Aber, erwidert jener, das ſind nicht ſpontane Bewegungen, ſondern mechaniſch bedingte Reaktionen auf phyſikaliſche Einwirkungen. — Ja, ſind wir nicht in dem vorigen Abſchnitt übereingekommen, auch alle Vorgänge im Tierkörper als rein phyſikaliſch bedingt anzuſehen? Beſtehen nicht eben Phyſiologen und materialiſtiſche Philoſophen hierauf, daß auch die ſpontanen Bewegungen der Tiere nicht aus Empfindungen und Gefühlen erklärt, ſondern als phyſikaliſch bedingte Reaktionen eines ſolchen Körpers auf ſolche Reize aufgefaßt werden?

Natürlich, Unterſchiede zwiſchen Tieren und Pflanzen ſind da und ſollen nicht geleugnet werden; auf den höheren Entwickelungs-

stufen treten sie sichtbar genug hervor. Außer der Verschiedenheit in der Richtung des Stoffwechsels tritt besonders ein Unterschied hervor, den Wundt betont: in dem Aufbau der Pflanze herrscht das Prinzip der Gleichartigkeit und der Nebenordnung der Elementarorganismen, während in der tierischen Welt das Prinzip der Differenzierung und Unterordnung herrscht (System der Philosophie, S. 588). Offenbar hängt damit zusammen, was Fechner hervorhebt: die Pflanze entfaltet sich nach außen, drängt zur Oberfläche, sucht mit tausend Blättern und Blüten den Zugang zu Licht und Luft, während der Stamm oder Stengel innen verholzt oder ganz hohl wird und nur so weit erhalten bleibt, als zur Stütze notwendig ist. Das Tier dagegen schließt sich nach außen durch Haut und Haar, Schuppen und Panzer ab, und entwickelt sich nach innen, wo sich die vitalen Organe und Funktionen entfalten; die Berührungen mit der Außenwelt werden auf ein paar Punkte beschränkt und im Nervensystem der ganze Leib zentralisiert und ins engste zusammengezogen.

Aber Verschiedenheit ist kein Beweis gegen die Beseeltheit überhaupt, sie mag als Hindeutung auf eine Verschiedenheit auch des Innenlebens gefaßt werden, auf eine den Pflanzen eigentümliche Hinneigung zur Rezeptivität und dezentralisierten Extensität, während das tierische Seelenleben mehr Spontaneität und zentralisierte Intensität zeigt. Fechner findet den Unterschied zwischen dem Seelenleben des Mannes und der Frau hier wieder, nur ist er auf der höheren Stufe unendlich gesteigert und vertieft. Man mag hierüber denken, wie man will; schließlich bleiben ja alle Unternehmungen, das Innenleben der Pflanze aus ihrer äußeren Erscheinung zu deuten, tastende Versuche; wobei denn zu bemerken, daß es uns mit der Deutung des tierischen Seelenlebens, besonders des niederen nicht eben viel anders geht; was eine Qualle innerlich erlebt, oder wie einer Raupe oder einem Schmetterling zu Mute ist, davon wissen wir im Grunde auch nicht viel. Darin aber hat Fechner, wie mir scheint, durchaus Recht: derselbe Grund, der uns hier bestimmt, zum körperlichen Leben, das wir sehen, ein Innenleben, das wir nicht sehen, hinzuzudenken, der gilt für die ganze Welt organischen Lebens, auch für die Pflanzen. Heißt es sonst: probatio incumbit affirmanti, so möchte man hier sagen: der Beweis liegt dem ob, der die Berechtigung des Analogie-

schlußes leugnet. Er muß zeigen, warum er nicht hier gilt, sonst ist seine Verneinung Willkür.*) —

Am Schluß dieser Betrachtung erhebt sich die weitere Frage: sind wir am Ende, ist der Parallelismus zwischen physischen und psychischen Vorgängen eingeschränkt auf die organische Welt? Oder hat es einen Sinn, mit den genannten Philosophen zu sagen: er gilt uneingeschränkt; soweit physische Vorgänge gegeben sind, so weit sind sie Hinweisungen auf ein inneres Sein?

Ich deute ein paar Thatsachen an, die wenigstens das zeigen mögen, daß die Frage nicht so absurd ist, als sie der gemeinen Vorstellung zunächst vorkommt. Die organischen und die unorganischen Körper bilden nicht zwei getrennte Welten, sondern ein einheitliches, durch beständige Wechselwirkung verknüpftes Ganze. Der Substanz nach ist überhaupt kein Unterschied; die organischen Körper sind aus denselben Bestandteilen aufgebaut, aus denen die unorganischen bestehen. Der Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff, Sauerstoff, aus dem ein Pflanzen- oder Tierkörper besteht, ist ganz derselbe, den wir in unorganischen Verbindungen antreffen. Organisation ist also ein Zustand, in den die Materie eintreten kann, der Zustand eines labilen Gleichgewichts, in dem die Stoffteile, bei gleichbleibender Form, beständig wechseln. Beständig geben die organischen Körper Stoffe an die Außenwelt ab und nehmen neue auf. In längerer Zeit findet ein vollständiger Wechsel des Stoffes statt, neue Elemente erscheinen jetzt als Träger des organischen wie des seelischen Lebens. — Ferner, es entstehen beständig neue Tier- und Pflanzenkörper. Ein paar Handvoll Körner in die Erde gelegt, geben einen Scheffel Weizen; ein Mäusepaar mit dem Weizen allein gelassen, verwandelt ihn in kurzem in Hunderte von lebenden, empfindenden

*) Die Willkür in der Behandlung dieser Frage tritt z. B. bei W. Volkmann (Lehrbuch der Psychologie I, 99) sehr deutlich zu Tage. Er findet die Ausdehnung der Beseelung in das Gebiet der Pflanzen „unzweckmäßig". Wenn den Pflanzen auch gewisse entferntere Analogien zu den tierischen Instinktbewegungen nicht abgesprochen werden könnten, so mahne doch die Unsicherheit dazu, „lieber die entfernten Analogien abzubrechen, als die Bestimmtheit des Seelenbegriffs aufzugeben." Als ob es darauf ankäme, den „Seelenbegriff", bei dessen Bildung die Herbartische Psychologie allerdings „nur den Menschen und die höchst organisierten Tiere im Auge hatte", auf jeden Fall zu retten, statt ihn nach den Thatsachen zu strecken. Die Menschen- und Tierseele würde ja nicht Schaden leiden durch die Beseelung der Pflanzen, sondern nur ein schadhafter Begriff.

beseelten Tierkörpern. Woher kommen die Seelen? Waren sie irgendwo präexistent und fuhren nun in die bereiten Körper? oder sind sie, wenn jene Vorstellung dem Naturforscher allzu abstoßend ist, durch Teilung der Elternseele entstanden? Freilich auch eine seltsame und schwer zu realisierende Vorstellung.

Und woher kam das erste Seelenleben überhaupt? Die neue Biologie sieht sich auf die Annahme geführt, daß das organische Leben auf der Erde einen ersten Anfang gehabt, und daß die ersten Bildungen aus unorganischer Materie spontan, durch elternlose Zeugung hervorgegangen seien. Woher nun das seelische Leben? Ist die erste Gefühlsregung im ersten Protoplasmaklümpchen ein absolut Neues, das bisher auf keine Weise in der Wirklichkeit sich fand, auf das nichts von ferne hindeutete? Das wäre denn freilich ein absolutes „Welträtsel"; es wäre eine Entstehung aus nichts, die in der That geeignet ist, den Naturforscher aufs höchste zu überraschen, kaum minder, als wenn er genötigt würde zu denken, auch das Protoplasmaklümpchen selbst sei aus nichts entstanden. — Aber warum will er sich nicht auf dieselbe Weise wie hier, so auch dort des Undenkbaren erwehren? Die organischen Körper läßt er aus vorher vorhandenen Elementen entstehen: in neue, kompliziertere Verbindungen eintretend, werden sie zu neuen, überraschenden Leistungen befähigt. Warum macht er nicht dieselbe naheliegende Voraussetzung auch für die andere Seite: in den Elementen war keimhaft auch das Innenleben vorhanden, das nur mit den neuen Bildungen in höherer Entfaltung uns entgegentritt? — In der That, der Hylozoismus ist eine der neuen Biologie fast unwiderstehlich sich aufdrängende Vorstellung. Haeckel verdient nicht Tadel, daß er den Mut hat, sie als notwendige Voraussetzung anzuerkennen. Auch Büchner hat sie aufgenommen: er nimmt an, „daß der Materie nicht bloß physikalische, sondern auch geistige Kräfte innewohnen und daß diese überall in die Erscheinung treten, wo sich die notwendigen Bedingungen zusammenfinden." (S. 66.)

Aber, sagt man, bleibt es nicht undenkbar: die tote und starre Materie Träger eines seelischen Lebens? Und fehlt hier nicht eben das, was uns nach dem vorhin Ausgeführten allein berechtigt, auf ein Innenleben zu schließen, die Ähnlichkeit der physischen Vorgänge mit denen des eigenen Leibes? Fehlt hier nicht jede spontane, von innen hervorbrechende Regsamkeit?

Mir scheint, daß man sich diese Undenkbarkeit erst selbst geschaffen hat, nämlich durch den willkürlich gebildeten Begriff der Materie. Nachdem man die Materie als ein Aggregat von Atomen, absolut harten und starren Klötzchen, die ohne alle innere Bestimmung und nur durch Stoß und Druck beweglich sind, konstruiert hat, findet man es dann hinterher undenkbar, daß sie innere Bestimmungen habe und sich von innen heraus bewege. Aber was nötigt denn zu jener Fassung des Begriffs? Nicht die Thatsachen. Die zeigen nichts von jenen absolut starren, inerten, passiven Atomen, die den Stoß von außen abwarten; sie zeigen uns nur Teile der Materie mit spontaner, von innen hervorbrechender, wenn auch nicht isolierter, sondern auf die Umgebung bezogener Regsamkeit. Ein Wassertropfen fällt zur Erde; was stößt oder zieht ihn? Die Schwere oder das Gesetz der Gravitation? Aber das ist ja nichts als die hinterher kommende Formulierung seines Verhaltens. Im Fallen nimmt er die Form einer Kugel an; was nötigt die Teile zu solcher Anordnung? Er fällt auf einen Stein und zerfließt auf der Oberfläche oder bringt in die kleinsten Risse seiner Struktur ein; muß er erst dazu von außen gezwungen werden? Die Temperatur sinkt unter Null, die Teile unseres Tropfens ordnen sich zu einer zierlichen Eisblume; werden sie von einer äußeren Gewalt in diese Form hineingestoßen? Wir sehen wenigstens nichts davon, sondern ganz spontan ordnen sie sich selbst nach jenem Schema und ebenso spontan kehren sie, wenn die Temperatur steigt, in die flüssige Form zurück. Oder sie kommen mit einem Stück Eisen in Berührung; dieses bedeckt sich in kurzem mit einem gelben Rost; seine Elemente haben sich aus ihrer bisherigen Verbindung gelöst und mit dem Sauerstoff und Wasserstoff des Wassers zu einem neuen Körper, dem Hydroxyd, vereinigt. Auch hier ist von einer äußeren nötigenden Gewalt gar nichts zu sehen. Von einer Anziehung reden die Chemiker, mit einem Wort, das auch den Physikern seit Newton geläufig ist. So nötigen gleichsam die Thatsachen ihre Anerkennung wenigstens im Wort auch Widerwilligen und Andersdenkenden ab.

Also überall spontane Regsamkeit; jene träge, starre, nur durch Stoß bewegliche Materie ist ein Phantom, das nicht der Beobachtung, sondern der begrifflichen Spekulation sein Dasein verdankt. Es stammt aus der aristotelisch-scholastischen Philosophie, welche die Materie, nach-

dem sie alle Kraft oder Form reinlich abgesondert hatte, als das schlechthin Passive übrig ließ. Von hier hat es Descartes, dem es für seine rein mathematische Konstruktion der Physik bequem kam: die Materie ohne alle innere Bestimmung, die reine res extensa, deren einzige Bestimmung in der Ausdehnung besteht. — Die moderne Naturwissenschaft weiß von jenem absolut toten und starren Wesen gar nichts mehr. Ihre Moleküle und Atome sind Gebilde von größter innerer Komplikation und Beweglichkeit. Hunderte und tausende von Atomen sind im Molekül zu einem System verbunden, das in der Bewegung seiner Teile gegen einander ein mehr oder minder dauerndes Gleichgewicht erhält, das gleichzeitig von anderen Bewegungen durchzittert wird, von solchen, die uns als Licht und Wärme zur Empfindung kommen, von anderen, die in den elektrischen Vorgängen erscheinen, das endlich mit der näheren Umgebung und der fernsten Fixsternwelt in beständiger Wechselwirkung steht. Ist da die Frage sinnlos: ob diesem wunderbaren Spiel physischer Kräfte und Bewegungen ein Spiel innerer Vorgänge entspricht, das dem verwandt ist, welches das Spiel der Teile im organischen Körper begleitet? Ist nicht am Ende jene Anziehung und Abstoßung, von der Physik und Chemie reden, mehr als ein Wort, ist ein Element von Wahrheit in der Betrachtung des alten Empedokles, daß Liebe und Haß die bewegenden Kräfte in allen Dingen sind? Natürlich nicht Liebe und Haß, wie Menschen sie empfinden und Tiere, aber doch ein im letzten Grunde Verwandtes, eine irgend welche triebartige Regung?

Es ist bemerkenswert, daß dieser Gedanke, zu dem die Philosophen immer eine Hinneigung gezeigt haben, und zwar nicht nur phantastische Träumer, sondern so bedächtige Köpfe, wie Spinoza und Leibniz, wie Fechner und Lotze und unter den Lebenden Wundt, lauter Männer, denen man eine Abneigung gegen naturwissenschaftlich-mechanistische Auffassung der Dinge nicht zum Vorwurf machen kann, daß dieser Gedanke neuerdings auch in den Kreisen der Naturforscher Raum zu gewinnen beginnt. Es sei gestattet, hierfür ein paar Zeugnisse mitzuteilen.

In seiner gedankenreichen Abhandlung über die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis (abgedruckt im Anhang der mechanisch-physiologischen Theorie der Abstammungslehre, 1884) bekennt sich der

Botaniker C. v. Nägeli entſchieden zu dem Gedanken der Allbeſeelung. Er führt aus, daß, wie es keine abſolute Kluft zwiſchen organiſcher und unorganiſcher Materie giebt, ſo auch keine Kluft zwiſchen beſeelten und unbeſeelten Körpern; der Naturforſcher könne nicht umhin vorauszuſetzen, daß das, was in den verwickelteren Bildungen erſcheint, in den Elementen angelegt ſei. Die Analogie in der Reihe der phyſiſchen Erſcheinungen mache gleiche Interpretation auf innere Vorgänge notwendig. „Mit den Reizbewegungen in der höheren Tierwelt iſt deutlich Empfindung verbunden. Wir müſſen dieſelbe auch der anderen Tierwelt zugeſtehen, und wir haben keinen Grund, ſie den Pflanzen und den unorganiſchen Körpern abzuſprechen. Die Empfindung verſetzt uns in Zuſtände des Behagens und Mißbehagens. Im allgemeinen entſteht das Gefühl der Luſt, wenn den natürlichen Trieben Befriedigung gewährt, das Gefühl des Schmerzes, wenn die Befriedigung verſagt wird. Da alle materiellen Vorgänge aus Bewegungen der Moleküle und Elementatome zuſammengeſetzt ſind, ſo müſſen Luſt und Schmerz in dieſen kleinſten Teilen ihren Sitz haben. Die Empfindung iſt eine Eigenſchaft der Eiweißmoleküle, und wenn ſie dieſen zukommt, müſſen wir ſie auch denen der übrigen Stoffe zugeſtehen. — Wenn die Moleküle etwas beſitzen, was der Empfindung, wenn auch noch ſo fern, verwandt iſt, ſo muß es Wohlbehagen ſein, wenn ſie der Anziehung oder Abſtoßung, ihrer Zuneigung oder Abneigung folgen können, Mißbehagen, wenn ſie zu einer gegenteiligen Bewegung gezwungen werden. So ſchlingt ſich das nämliche geiſtige Band durch alle materiellen Erſcheinungen. Der menſchliche Geiſt iſt nichts anderes als die höchſte Entwickelung der geiſtigen Vorgänge, welche die Natur überall beleben und bewegen, auf unſerer Erde.“

Denſelben Gedanken ſpricht Fr. Zöllner aus. In einer Abhandlung über die allgemeinen Eigenſchaften der Materie (in dem Werk über die Kometen, 3 Aufl. S. 105 ff.) erörtert er die zur Begreiflichkeit der Natur notwendigen Vorausſetzungen. Er findet, die Empfindungen ſtellen uns vor die Alternative, „entweder auf ihre Begreiflichkeit für immer zu verzichten oder die allgemeinen Eigenſchaften der Materie hypothetiſch um eine ſolche zu vermehren, welche die einfachſten und elementarſten Vorgänge der Natur unter einen geſetzmäßig damit verbundenen Empfindungsprozeß ſtellt.“ Er findet, daß wir die Fähigkeit

der Empfindung auf die höher organiſierte Materie einſchränken, ſei lediglich eine Folge davon, daß das Material unſerer Induktion allzu mangelhaft ſei: „Wären wir imſtande vermöge ſeiner ausgebildeter Sinnesorgane die gruppenweiſe geordneten Molekularbewegungen eines Kryſtalls zu beobachten, wenn er an irgend einer Stelle gewaltſam verletzt wird, wir würden wahrſcheinlich unſer Urteil, daß ſeine Bewegungen abſolut ohne gleichzeitige Erregung von Empfindungen ſtattfinden, als ein unentſchiedenes oder jedenfalls ſehr hypothetiſches zurückweiſen.“ Er führt weiterhin dieſen Gedanken ſo aus: „Alle Arbeitsleiſtungen der Naturweſen werden durch die Empfindung der Luſt und Unluſt beſtimmt, und zwar ſo, daß die Bewegungen innerhalb eines abgeſchloſſenen Gebiets von Erſcheinungen ſich ſo verhalten, als ob ſie den unbewußten Zweck verfolgten, die Summe der Unluſtempfindungen auf ein Minimum zu reduzieren.“ In allen materiellen Vorgängen findet entweder Verwandlung von Spannkraft in lebendige Kraft oder das umgekehrte ſtatt; nimmt man die erſte Leiſtung mit Luſt, die andere mit Unluſt verknüpft an, ſo würde Verminderung von Unluſt alsdann ſtattfinden, wenn innerhalb eines bewegten Syſtems die Anzahl der Zuſammenſtöße auf ein Minimum reduziert würde; und dahin mußte alſo die Tendenz gerichtet ſein, wenn die Empfindungen praktiſche Bedeutung haben ſollten.

Was von naturwiſſenſchaftlicher Seite auf dieſe Anſicht hindrängt, das iſt, daß man die organiſche und die unorganiſche Welt nicht aus einander reißen kann, ſie bilden die einheitliche Natur. Seitdem die Biologie die Lebenskraft als beſonderes Prinzip, das in den organiſchen Körpern zu den phyſiſchen Kräften hinzukäme, verworfen hat, iſt das Leben in die elementaren Gebilde, aus denen der Organismus beſteht, hinabgedrungen. Es beſteht nun zwiſchen den Bethätigungen der beiden Formen der Körperwelt kein prinzipieller Unterſchied mehr. Es ſind zuletzt dieſelben Kräfte, die in den unorganiſchen wie in den organiſchen Körpern wirkſam ſind, nur daß ſie hier in höchſt eigentümlicher und verwickelter Kombination auftreten. Auch iſt in der Form der Wirkſamkeit kein Unterſchied: alle Körper werden durch innere Kräfte, aber auf äußeren Anlaß bewegt. Bei den organiſchen pflegen wir, wegen der Verſchiedenheit des Anſtoßes und der Wirkung, mehr die innere Kraft in den Vordergrund zu ſtellen, bei den unorganiſchen

dagegen den äußeren Anlaß. Aber an sich ist kein Unterschied: wenn ein Reiz des Gehörsnerven ein Tier zum Aufspringen bringt, so ist das so gut eine mechanische Wirkung rein physischer Ursachen, als wenn eine bewegte Billardkugel eine andere durch Stoß in Bewegung setzt. Sind nun die Bewegungen in dem einen Fall mit Empfindungsvorgängen begleitet, so ist nicht abzusehen, warum sie es nicht auch in dem andern Fall sein können.

In der That, es ist nur ein altes Vorurteil, das viele Physiker noch hindert dies zu sehen. Mit der größten Entschiedenheit verwirft Du Bois-Reymond die Lebenskraft: es kommen in den Organismen den Stoffteilchen keine neuen Kräfte zu; es sind die alten Kräfte, die auch hier allein wirksam sind. Daher ist „die Scheidung zwischen der sogenannten organischen und der unorganischen Welt ganz willkürlich. Diejenigen, welche sie aufrecht zu erhalten streben, welche die Irrlehre von der Lebenskraft predigen, unter welcher Form, welcher täuschenden Verkleidung es auch sei, solche Köpfe sind, mögen sie sich dessen versichert halten, nie bis an die Grenzen unseres Denkens vorgedrungen."*) Mir scheint, man thut dem berühmten Physiologen kein Unrecht, wenn man behauptet, daß die Grenzen unserer Naturerkenntnis da, wo er sie mit seinem Ignorabimus aufrichtet, auch noch nicht liegen. Hat er Recht mit der Behauptung, daß im lebenden Körper keine neuen Kräfte hinzukommen, so hat er nicht Recht mit der andern, daß in der ersten Empfindung eines tierischen Körpers ein absolut neues, bisher unerhörtes Element in die Wirklichkeit eingetreten sei.

Zu der naturphilosophischen Betrachtung kommt als zweites Motiv, das in unserer Zeit dem Gedanken der Allbeseelung zutreibt, die erkenntnistheoretische Erwägung, die allmählich auch in den Kreisen der Physiker den alten naiven Realismus zu untergraben angefangen hat. Sind Körper Erscheinungen, Darstellungen der Wirklichkeit in unserer Sinnlichkeit, die als solche nicht absolute, sondern relative Existenz haben, so erhebt sich die Frage: was ist das, was erscheint, an sich? Oder kommt ihm nur relative Existenz zu? Ist die Körperwelt reine Phantasmagorie in meinem Bewußtsein? Das hat nie

*) Du Bois-Reymond, Reden II, 17.

jemand gedacht und wird nie jemand denken. Also muß das, was uns als Körper erscheint, auch etwas an und für sich sein. Was ist es an sich? — Das können wir nicht wissen, sagt Kant. — Aber, an einem Punkt wenigstens wissen wir es: jeder weiß um sich, was er ist, außerdem, daß er anderen und auch sich selbst als ein organischer Körper erscheint; er weiß um sich als ein fühlendes, wollendes, empfindendes, denkendes Wesen. Und dies ist es, was er sein eigentliches Selbst nennt. Und von diesem Punkt aus deutet er nun die Welt außer sich: gleiche Erscheinungen deuten auf gleiches inneres Sein. Jedem Körper, der in ähnlicher Weise als ein relativ in sich geschlossenes System von Erscheinungen und Bethätigungen sich darstellt, legt er ein ähnliches relativ in sich geschlossenes Innenleben bei; dem Menschen, dem Tier geben Alle eine Seele. Der Philosoph sieht, es giebt keinen Grund hier stehen zu bleiben, ja keine Möglichkeit; denn die Behauptung: gewisse Dinge sind bloß Körper, führt eben auf jenen unerträglichen Standpunkt des Illusionismus. Er hat zugleich den Mut, das Paradoxe zu sagen: alle Körper sind beseelt, omnia, quamvis diversis gradibus, animata. Eine Pflanze ist ein Lebewesen, also ein psychophysisches System; eine Zelle ist in gewissem Sinn ein selbständiges Lebewesen, also wird von ihr dasselbe gelten; ein Molekül ist ein relativ in sich geschlossenes System von körperlichen Erscheinungen, eine Vielheit von Teilen in engster Beziehung, in mannigfacher Bewegung gegen einander und zugleich als Gesamtheit in Beziehung zur Umgebung: auch dieses Spiel körperlicher Vorgänge wird noch als Andeutung eines Spiels innerer Vorgänge zu fassen sein. Wir können diese innere Welt nicht in concreto vorstellen, aber wir konstruieren sie in schematischem Entwurf als gleich ausgedehnt mit der physischen Welt. —

Ich berühre hier noch eine Frage, auf die wir später von anderer Seite zurückkommen werden: giebt es, wie niederes, umfaßtes, so auch höheres, umfassenderes Seelenleben, als das, was wir erleben? Wie unser Leib die Zellen als Elementarorganismen umfaßt, so nehmen wir an, umfaßt unser Seelenleben das innere Leben der Elementargebilde, es einschließend in den Zusammenhang seines bewußten und unbewußten Bestandes. Unser Leib ist selbst wieder Teil einer höheren Einheit, ist Glied des Gesamtlebens unseres Planeten, und mit ihm

eingegliedert in ein umfassenderes kosmisches System, zuletzt eingegliedert in das All. Ist auch unser Seelenleben einer höheren Einheit, einem umfassenderen Bewußtseinssystem eingegliedert? Sind die einzelnen Himmelskörper, um hierbei zunächst stehen zu bleiben, Träger eines einheitlichen Innenlebens? Sind die Gestirne, ist die Erde ein beseeltes Wesen? Die Dichter sprechen vom Erdgeist; ist das mehr als eine poetische Metapher? Die griechischen Philosophen, auch Plato und Aristoteles, wissen von Gestirnseelen; ist das mehr als der letzte Widerschein eines Traumes kindlicher Phantasie?*)

Es wäre vermessene Thorheit, von diesen Dingen in dogmatischen Formeln und Beweisführungen zu handeln. Doch scheint mir, ist ein negativer Dogmatismus nicht mehr am Platz. Wer die Erde bloß vom Globus her als eine Kugel aus Pappe, oder aus dem Buch als einen großen Klumpen mit glühend-flüssigem Innern und einer dünnen starren Rinde kennt, dem wird freilich schon die Frage lächerlich und absurd vorkommen. Wer dagegen in der Wirklichkeit selbst lebt, dem wird es, wenn er mit ein wenig Phantasie ausgestattet ist, nicht so gar wunderlich vorkommen, die Erde als ein großes belebtes Wesen vorzustellen. Fechner lebt in dem Gedanken. In immer neuen Wendungen fordert er seine Zeitgenossen auf, doch einmal aus dem Schlaf aufzustehen und hellen Auges die Dinge zu betrachten: lebt denn die Erde nicht wirklich ein Gesamtleben? Sind nicht alle ihre Teile, das flüssige Innere und die feste Rinde, der Ozean und das Luftmeer zu einem großen Ganzen zusammengeschlossen, das in allen seinen Teilen mannigfaltig und doch zusammenstimmend sich regt? Ebbe und Flut, Tag und Nacht, Sommer und Winter, sind es nicht Lebensrhythmen, ähnlich denen, die das Einzelleben erlebt, oder vielmehr, nehmen nicht die Tiere und Pflanzen mit ihren kleinen rhythmischen Lebensvorgängen an dem großen Leben der Erde Teil; spiegelt

*) Es scheint übrigens, daß zwischen dem Erdgeist in Goethes gewaltiger, Himmel, Erde und Unterwelt umschließender Dichtung und den Gestirngeistern der griechischen Philosophie auch ein historischer Zusammenhang stattfindet; er wird durch die phantastischen kosmologischen Spekulationen der Naturphilosophen des sechzehnten Jahrhunderts, wie des Paracelsus, des Agrippa von Nettesheim vermittelt, von denen Goethe-Faust die Astralgeister und die ganze magisch-spiritualistische Naturauffassung hat, oder als ihr Zeitgenosse mit ihnen teilt.

sich nicht in ihrem Schlaf und Wachen, Blühen und Welken, Entstehen und Vergehen das Leben der Erde? Die Erde ist ja nicht bloß der Stützpunkt, auf dem die lebenden Wesen, wie Körner auf der Tenne, sich zufällig finden, sondern der Mutterschoß, aus dem sie hervorgehen. Tier- und Pflanzenwelt sind Erzeugnisse der Erde, sie bleiben Glieder und Organe ihres Lebens, so gut, als die Zellen Glieder und Organe des Leibes. Der Geolog konstruiert die Geschichte der Erde an der Hand der Spuren der organischen Wesen, die sie in jeder Epoche hervorbrachte, der Geograph beschreibt die Erde durch die charakteristischen Lebensformen jeder Zone; sie sind bestimmend für den Eindruck, den sie auf das Gemüt macht und in nicht unerheblichem Maß auch für ihre Gestalt; ihr Leben ist ein Teilprozeß des Gesamtlebens, die Materie rinnt in beständigem Strom durch die organischen Körper. Wie sollte nicht das Wesen, das alle lebenden und beseelten Wesen hervorbringt und als Teile seines Lebens in sich hegt, selber lebendig und beseelt sein?

Freilich auf einen Sinn, der dem Leben und Weben der Dinge nicht aufgethan ist, machen derartige Betrachtungen wenig Eindruck. Er wird sagen: zeige mir das Gehirn und die Nerven der Erde, so will ich auch an ihre Seele glauben. — Also wirklich, wenn der Erdkörper außer den Gehirnen aller Tiere noch ein besonderes Gehirn für sich hätte, und Augen und Ohren, und Herz und Magen, und Arme und Beine, und Haut und Haar, dann würdest auch du ihn für ein beseeltes Wesen halten? Aber sieh zu, ein wie unsinniges Ding eine Erde in dieser Gestalt wäre: ein Tier braucht einen Mund und einen Magen, aber die Erde als Ganzes braucht ihn nicht, denn sie hat nicht nötig, Stoffe von außen aufzunehmen; ein Tier braucht Augen und Ohren, um die Beute zu jagen und dem Nachsteller zu entgehen, aber die Erde verfolgt nicht, noch wird sie verfolgt; das Tier braucht Gehirn und Nerven, um seine Bewegungen der Umgebung anzupassen, die Erde findet ihren Weg durch das Weltall ohne solche Hülfe.

Aber, sagst du, ihre Bewegung ist ja augenscheinlich rein physisch bedingt, sie folgt in einförmigem Kreislauf dem Gesetz der Schwere. — Und was könnte sie besseres thun, welche Bewegung wäre angemessener ihr zu verschaffen, was sie braucht, Licht und Wärme in ver-

schiedenem Maß und rhythmischem Wechsel, um das ihr eigentümliche Leben zu entwickeln und zu reifen? Sollte sie wie ein Tier bald hierhin bald dorthin fahren und dazwischen träge liegen? Also wolle ihr doch nicht vorschreiben, was wider ihre Natur und ihre kosmische Stellung ist. Hat sie doch an mannigfach gebrochener Bewegung genug auf ihrer Oberfläche: die Bewegung in Luft und Wasser, in Tier- und Pflanzenkörpern. Ihre Beziehungen aber zur Außenwelt hat sie auf jene Weise aufs schönste und angemessenste geregelt. — Oder schließt Gesetzmäßigkeit der Bewegung als solche die Annahme aus, daß das also Bewegte Träger von Bewußtseinsvorgängen sei? Nun, dann giebt es ja für unsere Physiologen und besonders für die materialistischen Philosophen unter ihnen überhaupt keine beseelten Körper; bestehen sie eben doch so dringend darauf, daß alle Lebensvorgänge auf die naturgesetzmäßige Bewegung der kleinsten Teile zurückgeführt werden müssen.

Doch ich verzichte darauf, diese Dinge weiter auszuführen. Wer ihnen nachhangen mag, findet in Fechners Zend-Aveſta sinnreichste Anleitung. In immer neuen Wendungen wird dem Leſer die Erde als ein einheitliches Wesen vor Augen gestellt, in dem sich, wie in jedem organischen Körper, Vielheit und Einheit durchdringen und bedingen. „Die Erde ist ein in Form und Stoffen, in Zweck- und Wirkungsbezügen zum Ganzen einheitlich gebundenes, in individueller Eigentümlichkeit sich in sich abschließendes, in sich kreisendes, andern ähnlichen, doch nicht gleichen Geschöpfen relativ selbständig gegenübertretendes, unter Anregung und Mitbestimmtheit durch eine Außenwelt sich aus sich selbst entfaltendes, in unerschöpfliche Mannigfaltigkeit teils gesetzlich wiederkehrender, teils unberechenbar neuer Wirkungen aus eigener Fülle und Schöpferkraft gebärendes, durch äußere Nötigung hindurch ein Spiel innerer Freiheit entwickelndes, im Einzelnen wechselndes, im Ganzen bleibendes Geschöpf, wie unser Leib. Oder vielmehr, sie ist es nicht nur ebenso, sondern unsäglich mehr, ist alles das ganz, wovon unser Leib nur ein Glied, alles das dauernd, was unser Leib nur im Vorbeigehen, verhält sich dazu wie ein ganzer Baum zum einzelnen Schaft, ein dauernder Leib zu einem vergänglichen kleinen Organ.“ (Zend-Aveſta I, 179.)

Daß diese Gedanken nicht zum Bestand unserer wissenschaftlichen Erkenntnis gehören, ist natürlich auch Fechner nicht verborgen. Wir

können das organische Leben eines Planeten nicht darstellen, wie das einer Pflanze, oder sein Innenleben beschreiben, wie das eines Menschen. Es bleiben für uns unbestimmte Vorstellungsschemata, die wir keine Hoffnung haben, jemals mit festen Begriffen zu fassen, oder mit konkreten Anschauungen zu erfüllen. Für eigentlich wissenschaftliche Arbeit ist hier kein Boden. Doch leisten sie eines: sie erinnern uns daran, daß die astronomisch-physikalische Betrachtung nicht die letzte und höchste Betrachtung der Dinge überhaupt ist, wenn sie auch die letzte ist, die wir in wissenschaftlicher Arbeit durchführen können. Und in gewisser Weise sind sie geeignet, zwischen der wissenschaftlichen und der religiösen Anschauung eine Brücke zu schlagen. Denn natürlich, sind die himmlischen Körper als solche Träger eines einheitlichen Seelenlebens, in dem das Seelenleben aller Teilwesen als Moment aufgehoben ist, so werden wir hier nicht stehen bleiben, sondern sie selbst wieder als Glieder eines größeren Ganzen, eines kosmischen Alllebens auffassen. Der alte Gedanke der Weltseele ist der natürliche Schlußstein dieser ganzen Weltbetrachtung: jedes körperliche System Träger oder Leib eines Innenlebens, das Weltsystem Leib oder Erscheinung Gottes. Ihn erreicht nicht das Wissen; der Glaube bestimmt sein Wesen mit anschaulichen Symbolen; doch beseitigt diese Betrachtung den negativen Dogmatismus einer rein physikalischen Weltansicht.

Das war auch Kants Absicht. Indem er die Natur für Erscheinung erklärte, wollte er dem Glauben an das Überwesen, das in der Natur sich offenbart, die Bahn frei machen. Aber er verschmähte die Mittelstufen, er verschmähte die Anknüpfung an das Gegebene; seine schroffe Gegenüberstellung von Erscheinung und Ding an sich bricht die Brücke zwischen Wissen und Glauben völlig ab. Fechner baut sie wieder auf; er geht vom Nächsten und Bekanntesten, dem Ich und seiner Doppelgestalt als Seele und Leib aus, um in beständiger Steigerung zum Höchsten und Fernsten fortzugehen.

Das wären die Konsequenzen, auf welche die parallelistische Theorie von dem Verhältnis des Physischen und Psychischen geführt wird. Und hiermit wäre denn die materialistische Weltansicht überwunden; überwunden freilich nicht in dem Sinn, daß sie überhaupt falsch und grundlos wäre; das ist sie gewiß nicht, ihre Forderung, daß alles Wirkliche physisch dargestellt sei, ist völlig begründet und es

wird ihr von der dargelegten Anschauung durchaus entsprochen; für den Physiker ist das Universum als ein alle Wirklichkeit umschließender physischer Zusammenhang vorauszusetzen. Überwunden aber ist der Materialismus in dem Sinn, daß er sich uns jetzt als eine einseitige, der Ergänzung fähige und bedürftige Betrachtung der Wirklichkeit darstellt: alle körperliche Wirklichkeit ist durchaus und überall Hinweisung auf eine Innenwelt, die der verwandt ist, die wir in uns selber erleben. Und allerdings werden wir nun sagen: in der Innenwelt, die uns freilich nur an einem Punkt unmittelbar gegeben ist, im Selbstbewußtsein, darüber hinaus erreichen wir sie nur durch stets unsichere Interpretation und jenseits der Tierwelt nur durch schematisierende Konstruktion und durch idealisirende Symbolik, in der Innenwelt offenbart sich die Natur des Wirklichen, wie es an und für sich ist; die Körperwelt ist im Grunde nur eine zufällige Ansicht, eine unadäquate Darstellung der Wirklichkeit in unserer Sinnlichkeit.

Das ist die Grundanschauung des Idealismus. Sie ist, von den Tagen Platos an bis auf die Gegenwart, allgemein charakterisiert durch die zwei Stücke: die Körperwelt ist Erscheinung; das, was in ihr erscheint, ist ein unserem Innenleben Verwandtes.

Worin liegt der Grund, daß diese Anschauung, die den Philosophen so geläufig ist, der gemeinen Vorstellung so befremdlich und unglaublich vorkommt?

Der nächste Grund ist ohne Zweifel der, daß die gemeine Vorstellung von der sinnlichen Anschauung beherrscht wird. Wirklich ist nur, was man sieht; was man nicht sieht, ist nicht. Das ist das Schema, wonach überall gefolgert wird. So hier: wir sehen die Außenseite, die Innenseite sehen wir nicht, wir müssen sie hinzudenken. Soweit die Folgerung durch die Thatsachen uns aufgezwungen wird, ziehen wir sie; wo nur noch abstrakte Erwägungen zur Fortführung der Folgerung anhalten, da läßt das gemeine Denken den Faden alsbald fallen. Die Zumutung, über das Gegebene hinaus in der Richtung, die ihm durch das Gegebene selbst angedeutet wird, weiter zu denken, lehnt es als phantastische, seine Ruhe störende Ungehörigkeit instinktiv ab.

Zu dieser Trägheit des Denkens kommen dann aber positive Hindernisse, die der idealistischen Ansicht den Weg verlegen. Es sin-

vor allem falſche Vorſtellungen von dem Weſen und der metaphyſiſchen Konſtitution des ſeeliſchen Lebens. Die beiden folgenden Abſchnitte wollen ſie zu beſeitigen verſuchen.

6. Von dem Weſen der Seele. Intellektualiſtiſche und voluntariſtiſche Pſychologie. Das Unbewußte.

Die Auffaſſung der gewöhnlichen Vorſtellung von dem Weſen der Seele leidet an einem doppelten Mangel; ſie hat eine falſche Vorſtellung 1) von der *metaphyſiſchen Konſtitution* des Seelenweſens, 2) von dem *phänomenologiſchen Inhalt* des Seelenlebens. Ich handle zuerſt von dem zweiten Punkt.

Zwei Arten ſeeliſcher Vorgänge treten uns im Selbſtbewußtſein entgegen: *Vorſtellungen* und *Willenserregungen*; demnach legen wir der Seele zwei Seiten bei, *Intelligenz* und *Willen*. Als Bethätigungen der Intelligenz ſehen wir an das Empfinden, Wahrnehmen, Vorſtellen, Denken, als Bethätigungen der Willensſphäre Streben, Triebempfindung, Begierde, Wollen, Handeln mit den begleitenden Gefühlserregungen.

In der deutſchen Pſychologie iſt ſtatt der alten Zweiteilung die Dreiteilung üblich geworden in Denken, Fühlen und Wollen. Mir ſcheint, nicht zum Vorteil des Verſtändniſſes ſeeliſcher Dinge. Es iſt hier nicht der Ort auf die Sache näher einzugehen, ich bemerke nur, daß die Loslöſung des Fühlens und Wollens von einander eine unmögliche Sache iſt. Auf primitiver Entwickelungsſtufe ſind ſie eins: kein Gefühl, das nicht zugleich Willensantrieb wäre und keine Willenserregung, die nicht im Gefühl zum Bewußtſein käme. Nur auf der höchſten Entwickelungsſtufe des ſeeliſchen Lebens, im Menſchen, findet in gewiſſem Maße eine Loslöſung des Gefühls vom Willen ſtatt; die äſthetiſchen Gefühle ſind beinahe ohne das Moment des Willensantriebes, reine Stimmungsgefühle ohne Impuls. Und bis zu einem gewiſſen Grade findet hier auch ſtatt Willensbeſtimmtheit ohne Gefühlserregung; der vernünftige Wille kann ohne und gegen ſinnliche Triebe die Bethätigung durch Zweckgedanken beſtimmen.

Halten wir prinzipiell an der Zweiteilung feſt, ſo erhebt ſich die weitere Frage: wie verhalten ſich die beiden Seiten des Seelenlebens

zu einander? Sind sie gleich ursprünglich, oder ist eine von ihnen als die primäre und wurzelhafte Bethätigung anzusehen, an welche die andere sich als sekundäre Entwickelung anschließt? Der gemeinen Vorstellung liegt am nächsten die Auffassung, daß das Vorstellen die erste und eigentlich charakteristische Funktion der Seele sei, wogegen Gefühl und Begehren als ein Gelegentliches und Sekundäres erscheint, das hin und wieder als Nebenwirkung des Vorstellungslaufs vorkommt: was die Vorstellung als gut oder schlecht bezeichnet, das macht sich dann der Wille auf zu begehren oder zu fliehen. Auch die Psychologie geht vielfach von dieser Anschauung aus; ich will sie die intellektualistische nennen. Herbart hat sie systematisch durchgeführt. Seine Psychologie ist ein Versuch, alle Bewußtseinsvorgänge aus Vorstellungen und ihren Verhältnissen abzuleiten. Vorstellungen sind ihm die Urelemente des Seelenlebens; sie beharren, ziehen sich an und stoßen sich ab, hemmen und verbinden sich, wie die Elemente der Körperwelt. Die Aufgabe der Psychologie ist ihm, die Gesetze der Vorstellungsbewegungen zu formulieren und aus ihnen die übrigen Vorgänge zu erklären.

In jüngster Zeit neigt die Psychologie mehr und mehr dazu, den Willen als die primäre und konstitutive Seite des Seelenlebens, die Intelligenz dagegen als eine sekundäre Entwickelung zu betrachten. Es ist Schopenhauer, der hierin vorangeht. Er sieht im Willen die Grundfunktion der Seele, die von der Vorstellung nicht abgeleitet werden kann, vielmehr ursprünglich ohne Vorstellung oder Intelligenz überhaupt als blinder Drang oder Trieb auftritt und erst mit aufsteigender Entwickelung die Intelligenz sich als Werkzeug anbildet.*)

*) Schopenhauer behandelt dies Grundbogma seiner Philosophie im zweiten Buch seines Hauptwerks; es ist die geniale Intuition seiner Jugend, die durch alle Gebiete der Wirklichkeit durchzuführen eigentlich den Inhalt aller seiner Schriften ausmacht. Eine sehr klare Beleuchtung des Gedankens giebt die kleine Schrift über den Willen in der Natur. Die neuere Psychologie, die mehr als die frühere von biologischen Gesichtspunkten sich leiten läßt, hat sich der Anschauung Schopenhauers immer mehr angenähert. Hier ist namentlich Wundt zu nennen; wie Schopenhauer, setzt er die ursprüngliche Bethätigung des Seelischen in den Trieb, und betont überall die enge Beziehung der psychischen Vorgänge, auch derer,

Mir ist nicht zweifelhaft, daß Schopenhauer mit seiner erstaunlichen Kraft klarer und tiefdringender Anschauung hier ein besserer Führer ist, als Herbarts bohrender, auf begriffliche Analyse und Synthese gerichteter Scharfsinn. Nur so lange man ausschließlich die Vorgänge im entwickelten menschlichen Bewußtsein im Auge hat, kann es scheinen, als sei das Vorstellen der eigentliche, nur gelegentlich durch Gefühls- und Willenserregungen unterbrochene Inhalt des Seelenlebens. Richtet man den Blick auf die ganze große lebende und beseelte Welt, so leuchtet alsbald ein, wie sekundär die Rolle der Intelligenz neben dem Willen ist.

Innerhalb der niederen Tierwelt wird schwerlich jemand darauf fallen, den Inhalt des Seelenlebens wesentlich in die Funktionen der Vorstellungsseite zu setzen. In den niedersten Formen tierischen Lebens wird von Intelligenz überhaupt kaum die Rede sein; eine Qualle, ein Polyp, ein Infusorium wird wohl nichts vorstellen und denken; sie wissen weder von sich noch von der Außenwelt; blinder Drang bestimmt die Lebensbethätigung, kaum viel anders als in der unorganischen Welt blinde Kräfte die Bewegung bestimmen. Wie der Wassertropfen fällt, d. h. mit bestimmter Beschleunigung auf kürzestem Wege gegen sein Ziel, den Schwerpunkt der Erde, sich bewegt, ohne

die der Vorstellungsseite angehören, zum Willen. — Eine einsichtige Erörterung des Seelenlebens der Tiere aus diesem Gesichtspunkt findet man in der Schrift von G. H. Schneider: Der tierische Wille (1880). — Noch mag darauf hingewiesen sein, daß auf gewisse Weise Schopenhauers Theorem von dem Primat des Willens durch Kants Lehre vom Primat der praktischen Vernunft vorausgenommen ist. Die Sache hängt hier zusammen mit der Reaktion gegen die Überschätzung des Verstandes, der Wissenschaft und der theoretischen Bildung, wie sie die Neuzeit seit der Epoche der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften beherrschte. Dieser großen Reaktion, welche mit Rousseau beginnt und als Reaktion gegen die Aufklärung in der Romantik kulminiert, gehören sowohl Kant als Schopenhauer an. Der letztere hat mit seiner Lehre von der absoluten Irrationalität des Weltprinzips die Metaphysik der Romantik geschrieben. — Auch dies mag angedeutet sein, daß die großen Wandlungen in der Theologie oder der Auffassung vom Wesen der Religion hiermit aufs engste zusammenhängen. Vernunfttheologie oder spekulative Religionsphilosophie und intellektualistische Psychologie gehören zusammen, ebenso wie positivistische Theologie und voluntaristische Psychologie. Die jüngst hervortretende Wendung der Theologie zum Positivismus steht mit der voluntaristischen Psychologie der Zeit in Zusammenhang.

von der Erde und dem Gravitationsgesetz zu wissen, oder wie seine Teilchen ohne Vorstellung von dem geometrischen Gesetz sich in der Kryſtallisation nach dem bestimmten Schema ordnen, so regt und bewegt sich das lebende Wesen beinahe mit derselben Sicherheit gegen sein Ziel, Erhaltung des Eigenlebens und Erhaltung der Gattung. Hier so wenig wie dort ist das objektive Ziel auch subjektive Absicht, das Tier weiß nicht um sich und seine Lebensbedingungen, und ebensowenig um Nachkommen und Gattung. Triebempfindungen und Gefühlserregungen sind die inneren Begleiterscheinungen der Lebensvorgänge, nicht Voraussicht der Ziele und Einsicht in die Mittel.

Allmählich wächst in der aufsteigenden Reihe des tierischen Lebens dem Willen die Intelligenz an. Mit der zunehmenden Komplikation des Organismus und seiner Funktionen, mit der Erweiterung seiner Beziehungen zur Umgebung treten Sinnesorgane und Nervensystem auf; mit ihnen, so nehmen wir an, als die Innenseite, Empfindung und Wahrnehmung. Die Instinktbewegungen treten nun unter den leitenden Einfluß der Wahrnehmung; nicht zwar wird das Ziel vorausgesehen, noch die Thätigkeit als Mittel erkannt und gewählt, die Biene weiß nichts von der Brut und vom Winter und hat keine Einsicht in die Vorgänge der Ernährung, aber sie wird bei aller Thätigkeit, bei der Aufsuchung der Blüten, dem Bau der Zellen, der Fütterung der Brut durch Wahrnehmungen und Spuren von Erinnerung, die sich physiologisch als Nervenprozesse und Dispositionen darstellen, geleitet. In den höheren Tieren entwickelt sich mit dem Gehirn das Gedächtnis, damit ist erst die Möglichkeit eines primitiven Vorstellungslebens gegeben. Nicht bloß die Wahrnehmung des Gegenwärtigen, sondern auch die Vorstellung des Vergangenen und Zukünftigen übt nun auf die Willensbethätigung Einfluß; und damit findet zugleich ein Anfang von Überlegung und Willkür statt.

Im Menschen endlich kommt es zum Denken, zum Operieren mit abstrakten Vorstellungen. Während das Tierbewußtsein, so viel wir vermuten können, sich über Associationen konkreter Anschauungskomplexe nicht erhebt, erreicht der Mensch, mit Hilfe der Sprache, in der die Gesamtheit ihr Denken objektiviert und mitteilbar macht, so weit die Herrschaft über die Anschauung, daß er als Selbst von ihr sich loslöst und sie als Objekt sich gegenüber stellt. Selbstbewußtsein und

objektives Weltbewußtsein sind Korrelate. Zugleich überschaut er mit erweitertem Bewußtsein sein Leben als Ganzes und bestimmt in einigem Maße seinen Inhalt durch Gedanken, durch leitende Zwecke und Grundsätze. Der Wille erscheint hier als durchdrungen mit Intelligenz, aus animalischen Trieben ist ein vernünftiger Wille geworden.

Überblicken wir die Entwickelung im Ganzen, so können wir also sagen: der Wille ist der ursprüngliche und in gewissem Sinne konstante Faktor des Seelenlebens; wir finden ihn am Ende der Reihe auf dieselben großen Ziele gerichtet, wie am Anfang: Erhaltung und Entfaltung des Eigenlebens und der Gattung. Die Intelligenz ist der sekundäre und variable Faktor, der als Organ dem Willen angebildet wird.

Dasselbe Verhältnis zwischen Wille und Intelligenz tritt auch in der Entwickelung des Einzelwesens uns entgegen, entsprechend jener Formel der neuen Biologie, daß die ontogenetische Entwickelung die phylogenetische wiederholt. Jeder Mensch tritt als blinder, intellektloser Wille in die Welt. Der Säugling ist ganz Wille, kräftige Triebe äußern sich in heftigen Bewegungen, die Verrichtungen sind mit lebhaften organischen Gefühlen begleitet; aber die Vorstellungsseite fehlt noch ganz, die Bewegungen sind blinde Reflex- und Instinktbewegungen. Aber alsbald beginnt auch die Intelligenz sich zu entwickeln, anfangend mit der Bethätigung der Sinne. Der Tastsinn tritt in Thätigkeit, er übernimmt zuerst die Leitung der Bewegungen; Berührungsempfindungen lösen bestimmte Bewegungen des Kopfes, dann auch der Hand aus und bald folgen die übrigen Sinne. Mit dem Gedächtnis und der Erinnerung in Form des Wiedererkennens beginnt das Vorstellungsleben sich zu entfalten; zuletzt kommt mit dem Sprechen das Denken und wird allmählich zum obersten regulierenden Prinzip des Handelns. Also auch hier: Wille die primitive, wurzelhafte Funktion, Intelligenz das im Verlauf des Lebens angebildete Werkzeug.

Eben dieses Verhältnis findet nun Schopenhauer auch durch die psychologische Beobachtung des entwickelten menschlichen Seelenlebens bestätigt. Das tritt zunächst entscheidend darin hervor, daß der Wille es ist, der dem Leben überhaupt das Ziel setzt, nicht der Verstand; die Aufgabe des Verstandes ist, die Mittel und Wege zu dem Ziel zu

finden, wohin der Wille will. Jedes lebende Wesen stellt sich als ein so oder so bestimmter, auf ein solches Leben, eine solche Reihe von Entwickelungen und Bethätigungen gerichteter konkreter Wille dar: ein Adler, ein Löwe ist ein auf dieses bestimmte Leben gerichteter Wille, er will es absolut, nicht auf Grund einer Erkenntnis seines Wertes. Ganz ebenso der Mensch: auch er will ein so bestimmtes Leben leben, absolut, nicht auf Grund einer voraufgehenden Erkenntnis seines Wertes. Als konkreter, durch die Abstammung aus diesem Volke, dieser Familie bestimmter Wille tritt er ins Dasein; nichts wissend vom Leben und seinem Inhalt, treibt dieser keimhafte Wille immer neue Triebe, sie kommen nach einander, wie die Triebe einer Pflanze: der Trieb zu gehen, zu klettern, zu sprechen, zu spielen, mit Pferden und Soldaten, oder mit Puppen und Kleidern, zu bauen oder zu kochen, Geschichten zu hören und zu erzählen, die Dinge zu sehen und zu begreifen; dann bricht endlich am Ende des Knabenalters plötzlich als ein neuer unerhörter Trieb die Neigung zum andern Geschlecht hervor und bildet eine Weile das Grundthema des Innenlebens. Allmählich drängen sich dann die Triebe des Mannesalters in den Vordergrund; Arbeit und Erwerb, Stellung und Ansehen für sich und die Nachkommen werden die großen Angelegenheiten des Lebens, bis endlich die Involution beginnt und der Tod den Abschluß macht. Diese ganze Entwickelung vollzieht sich nicht durch die Thätigkeit des vorausblickenden Verstandes, es denkt sich niemand seinen Lebenslauf, seine Entwickelung aus, um sie dann, nachdem der Verstand die Vortrefflichkeit erkannt, auszuführen, sondern er erlebt sie und wundert sich selbst, wie ihm geschieht. Allerdings findet beim Menschen in gewissem Sinne Vorausnahme des Lebens und der Vorstellung statt; dem Knaben, dem Jüngling schwebt eine Aufgabe, schwebt ein Ideal vor, das seine Entwickelung und Bethätigung mitbestimmt; aber das Ideal ist nicht ein Produkt des Verstandes, sondern des Willens, der in ihm sich selber anschaut. Der Verstand macht keine Ideale, er hat auch keine Empfindung für Ideale, er kennt nur die Kategorien wirklich und unwirklich; wert und unwert sind Kategorien des Willens. Wessen Wille für das Ideal nicht empfänglich ist, der wird durch seine deutlichste Vorstellung nicht bewegt; nur auf den wirkt die Vorstellung, dessen Wille in seiner Grundrichtung mit dem Ideal zusammenstimmt.

Derselbe Primat des Willens, der in der Bestimmung des ganzen Lebensinhalts hervortritt, zeigt sich nun auch an jedem Punkt des intellektuellen Lebens. Auf jeder Stufe stellt sich der Verstand als das Werkzeug dar, das im Dienst des Willens stehend in der Umgebung Umschau hält, wie der Wille sein Ziel am besten und leichtesten erreiche. Überall zeigt sich als das Herrschende in der Vorstellungswelt und ihren Bewegungen das Interesse, das heißt der Wille. Es ist das ein Lieblingsort der Schopenhauerschen Reflexion. Was beschäftigt den Verstand der Vielen beständig? Das große Geschäft, Vorteile zu erspähen und Nachteile abzuwenden. Rein theoretisches Interesse ist ihnen fremd und unbekannt; wo ihr Wille nicht beteiligt wird, da weiß auch ihr Verstand nichts zu machen, sie langweilen sich. Die Langeweile fliehend, suchen sie in der Gesellschaft Erregungen für den Willen, Klatsch und Lästerung dient dem Zweck, und wenn alles erschöpft ist, muß das Spiel aushelfen, die müßigen Stunden mit kleinen Willenserregungen, wie sie die wechselnden Gewinn- und Verlustchancen bieten, zu erfüllen. Nur bei Wenigen bringt es der Intellekt zu Zeiten zur Freiheit vom Dienst des Willens, und bei Einzelnen trägt sich das Erstaunliche zu, daß die theoretische Teilnahme an den Dingen das praktische Interesse ganz in den Hintergrund drängt; das sind die Genies. Sie erscheinen eben darum der Masse als exzentrisch oder verrückt, denn was heißt Verrücktheit anders als die Dinge nicht sehen oder vernachlässigen, die alle Welt sieht und sucht, und dafür andere Dinge sehen, die alle Welt nicht sieht?

Wenn auch Schopenhauers Beredsamkeit hier übertreibt — ein andermal sieht er das auch selbst, theoretisches Interesse ist keinem Menschen ganz fremd, das Interesse für Metaphysik, religiöse oder philosophische, ist sogar dem Menschen wesentlich — so ist doch daran nicht zu zweifeln, daß er mit der Ansicht im Recht bleibt, daß auch die Vorstellungswelt durchgehends vom Willen Antrieb und Richtung empfängt. So zeigt es sich überall; der Wille beherrscht die Wahrnehmung, indem er die Aufmerksamkeit bestimmt; unter den Reizen, die unterschiedslos die Sinne treffen und Empfindungen erregen, trifft er die Auswahl, ins Bewußtsein bringt nur oder doch vorzugsweise das, was zu unseren Zwecken und Aufgaben in freundlicher oder feindlicher Beziehung steht. Der Wille beherrscht das Gedächtnis, wir ver-

gessen, was uns nichts angeht, wir behalten, was für den Willen dauernd von Wichtigkeit ist. Der Wille beherrscht den Vorstellungslauf, unsere Gedanken gravitieren beständig gegen den augenblicklichen Schwerpunkt unserer Interessen, wir denken an das, was uns lieb und wert, oder verhaßt und bedrohlich ist. Der Wille übt beständig Einfluß auf das Urteil, er bestimmt Dingen und Vorgängen, Gründen und Beweisen ihr Gewicht und ihre Bedeutung; in praktischen Dingen liegt die Sache auf der Hand, hat das Interesse oder die Neigung entschieden, so finden sich alsbald Gründe, die die Entscheidung rechtfertigen. Aber auch in die theoretischen Urteile wirkt der Wille beständig hinein. Man denke an die Auffassung der Geschichte; es giebt kein erhebliches Ereignis, von dem nicht so viele Auffassungen und Darstellungen vorhanden sind, als Parteien, die sich mit ihm noch beschäftigen. Man nehme die Geschichte der Reformation oder der französischen Revolution; ja selbst Cäsar und Perikles unterliegen noch diesem Gesetz. Von hieraus leuchtet ein, wie entscheidend der Wille zum Aufbau der ganzen Weltanschauung mitwirkt; man kann sagen: er ist der Bauherr, der Gestalt und Stil angiebt, die Intelligenz hat die Rolle des ausführenden Baumeisters. Ganz deutlich ist das in den Religionen; sie sind überall ein Spiegel des Willens, der sie schafft; die tiefste Willensrichtung eines Volkes objektiviert sich in dem Wesen und Willen seiner Götter oder seines Gottes. Auch in der Philosophie scheint dies Verhältnis noch überall durch; ich komme hierauf in der Folge zurück.

Das wäre demnach die Vorstellung von dem seelischen Leben, auf die wir durch biologische und psychologisch-historische Betrachtung geführt werden. Die Urthatsache jedes Seelenlebens ist ein konkreter, bestimmt gerichteter Wille. Die Urform des Willens ist der Trieb, dessen körperliche Darstellung ein Organsystem mit seiner Bethätigungstendenz ist. Im Bewußtsein erscheint der Trieb als gefühlter Drang, auf höherer Stufe als Begierde zu bestimmter Lebensbethätigung. Wenn Drang oder Begierde Erfüllung findet, tritt ein Gefühl der Befriedigung, im anderen Fall ein Gefühl des Unbehagens ein; in Lust- und Schmerzgefühlen wird der Wille seiner selbst, seiner Richtung und seines augenblicklichen Zustandes, sowie seines Verhältnisses zu seiner Umgebung inne. Aus dem Gefühl erhebt sich in allmählicher

Entwickelung die Erkenntnis. Die Sinnesempfindung ist antizipiertes organisches Gefühl; die Geschmacksempfindung nimmt die Gefühle voraus, welche die Aufnahme einer Nahrung in die körperliche Substanz begleiten und wird so zur Beraterin des Nahrungstriebes; der Geruch, der die Beute von ferne wittert, läßt sich als fernwirkender Geschmack bezeichnen. In ähnlichem Verhältnis stehen zum Tastsinn der Gehörs- und Gesichtssinn, sie sind gleichsam Formen des Tastens in die Ferne; stellt der Tastsinn dem Willen die nächste Umgebung dar, so setzen ihn Gehör und Gesicht zu der ferneren Umgebung in Beziehung und dirigieren die Bewegung im Sinne der Anpassung, das Günstige zu erreichen, dem Feindlichen sich zu entziehen, wobei denn der Unterschied hervortritt, daß das Auge der spähende Verfolger, das Ohr der horchende Wächter ist. Man pflegt Empfindung und Gefühl so zu unterscheiden, daß dieses sich als rein subjektive Modifikation des Befindens, die Empfindung aber als Symbol eines Objektiven darstelle. Mit Recht, doch fehlt schon im Gefühl das objektive Moment nicht ganz, jedes Lust- oder Schmerzgefühl ist nicht bloß Lust oder Schmerz überhaupt, sondern ein bestimmtes, inhaltlich differenziertes Gefühl; und andererseits fehlt der Empfindung nirgends das subjektive Moment ganz, es ist als Gefühlsbetonung darin, eine Hindeutung auf ihren Ursprung aus dem Gefühl.

Vorstellung und Denken endlich ist eine weitere Entwickelung in derselben Richtung. Sie dehnen die Beziehungen des Willens zu seiner Umgebung noch weiter aus, indem sie vor allem auch das zeitlich Ferne hineinbeziehen. Man könnte den Verstand geradezu als die Fähigkeit erklären, im Gegebenen das noch nicht Gegebene zu sehen, aus gegenwärtigen Erscheinungen auf Grund beobachteter Zusammenhänge künftige Erscheinungen vorauszunehmen, um sie zu Motiven gegenwärtiger Entschließungen zu machen.

So etwa stellt sich einer voluntaristischen Psychologie Entwickelung und Bestand des Seelenlebens dar. Schopenhauer macht nun diese Psychologie zum Unterbau seiner idealistischen Metaphysik. In der That, es scheint mir nicht zweifelhaft, daß sie besser als eine intellektualistische Psychologie sich hierzu schickt. Wer im Vorstellen und Denken die Grundfunktionen der Seele sieht, dem wird es immer unmöglich vorkommen, in den Pflanzen beseelte Wesen anzuerkennen,

oder gar in den Bewegungen unorganischer Körper Anzeichen seelischer Vorgänge zu sehen. Sind aber Willensvorgänge die Urform seelischer Vorgänge, Willensvorgänge ohne Vorstellung und ohne Selbstbewußtsein, dann besteht jene große Kluft nicht mehr, die das denkende Wesen von den Naturkräften trennt, dann mag, wie den Lebensvorgängen in tierischen Leibern ein System von Trieben mit entsprechenden Gefühlserregungen parallel geht, so auch dem Pflanzenleben ein ähnliches, nur weiter herabgesetztes Innenleben entsprechen, ja sogar ein Verwandtes in den spontanen Regungen der unorganischen Körper, in chemischen und krystallinischen Prozessen, in Attraktions- und Repulsionsvorgängen erscheinen. Und vielleicht findet nun die gemeine Meinung, daß sie selbst gar nicht so weit davon entfernt gewesen sei, so etwas zu denken, indem sie ja allen Körpern als ihr inneres Wesen Kräfte beilegte; eine Kraft aber sei ja nichts anderes, als eine Tendenz zu bestimmter Bethätigung, und komme demnach ihrem allgemeinen Wesen nach mit einem unbewußten Willen überein.

Ich schließe hier eine Bemerkung über das Verhältnis der psychischen Vorgänge zum Bewußtsein an: kommt seelischen Vorgängen stets Bewußtheit zu oder giebt es auch unbewußte Elemente des seelischen Lebens?*)

So viel ich sehe, kommt keine Psychologie um die Bejahung der letzteren Frage herum, die bewußten Elemente bilden nur einen kleinen Teil des Seelenlebens. Man kann die Vorgänge im Bewußtsein den Wellen vergleichen, die die Oberfläche eines Teiches kräuseln. Von der gesamten Wassermasse ist jederzeit nur ein kleiner Teil am Wellenspiel unmittelbar beteiligt, dennoch ist sie die Voraussetzung dafür und wirkt auf Größe und Geschwindigkeit der Bewegung bestimmend ein. Ebenso beruhen die Vorgänge im Bewußtsein auf einem Untergrund unbewußten, oder wenn man lieber will, unterbewußten Seelenlebens, das sie trägt, aus dem sie sich erheben, durch das ihre Bewegung bestimmt wird. Der gewöhnliche Sprachgebrauch setzt dies überall unbefangen voraus, er rechnet beständig mit diesem unbewußten Bestand.

*) Vgl. hierzu Wundt, System der Philos. 551 ff. Eine Fülle von Thatsachen aus dem Gebiet des unbewußten Seelenlebens giebt E. v. Hartmann im ersten Band der Philosophie des Unbewußten, wo man auch die Umrisse einer Geschichte der Lehre vom Unbewußten findet.

Man sagt von jemandem, er besitze eine gründliche Kenntnis der alten Sprachen, damit meinend, daß er Wortschatz und Grammatik freilich nicht beständig im Bewußtsein habe, eine unmögliche Sache, wohl aber als unbewußten und doch jederzeit wirksamen und, wenn nötig, auch ins Bewußtsein zu rufenden Besitz, nicht anders als er Muskeln und Nerven hat, auch wenn er sie eben nicht braucht. Und ebenso redet man von Hoffnungen und Befürchtungen, Neigungen und Abneigungen als einem beständigen, wenn auch nicht beständig im Bewußtsein vorhandenen Bestand seelischen Lebens, der sein Dasein in jedem Augenblick durch die Natur und Richtung der bewußten Gefühle und Bestrebungen beweist.

Wie ist dieser Bestand unbewußten seelischen Lebens zu konstruieren? Wie besteht ein Wissen, ein Wollen, wenn es nicht im Bewußtsein ist?

Die Physiologen suchen uns die Sache in der Weise vorstellbar zu machen, daß sie sagen: unbewußte Vorstellungen sind vorhanden nicht als Vorstellungen; eine unbewußte Vorstellung wäre eine Vorstellung, die nicht vorgestellt wird, ein hölzernes Eisen; aber sie sind vorhanden als Dispositionen der Ganglienzellen der Hirnrinde. Wenn eine Erregung, die von einem Sinnesorgan ausgeht, zum Gehirn fortgepflanzt wird, so wird sie von einem bewußten Vorgang, einer Wahrnehmung etwa, begleitet. Ist die Erregung vorüber, so verschwindet der Bewußtseinsvorgang als solcher vollständig; es bleibt aber eine Spur des physiologischen Vorgangs zurück, eine dauernde Veränderung der erregten Zellen. Das ist eigentlich die unbewußte Vorstellung. Wird nun dieses so disponierte Gebiet der nervösen Substanz durch irgend eine Reizung von innen oder von außen aufs neue erregt, so wird auch jene Vorstellung wieder bewußt. Auf diese Weise meinen die Physiologen um den ihnen widerwärtigen Begriff einer unbewußten Vorstellung herumzukommen, und doch zu haben, was unerläßliche Voraussetzung der Konstruktion der Bewußtseinsvorgänge ist.*)

*) Unter den Physiologen betont besonders der Engländer Maudsley in seiner Physiologie und Pathologie der Seele die Unentbehrlichkeit der Annahme unbewußten Seelenlebens, um dann zu sagen: das Unbewußte sind die Gehirndispositionen und hieraus dann weiter zu folgern, daß alle Psychologie, die nicht mit Gehirndispositionen operiere, nichts tauge. So läßt er J. St. Mill hart an, daß er noch mit der alten abgelebten introspektiven Methode, statt mit der objektiven,

Gegen die physiologische Konstruktion als solche ist nichts einzuwenden; es wird als gewiß angenommen werden dürfen, daß eine dauernde Veränderung der nervösen Gebilde durch Erregungen stattfindet. Andererseits aber ist, wenigstens bei der von uns zu Grunde gelegten parallelistischen Theorie von dem Verhältnis des Psychischen zum Physischen, die Sache damit nicht abgethan; wir werden nicht umhin können, den unbewußten Elementen des Seelenlebens auch psychische Existenz beizulegen. So wenig wir anerkennen konnten, daß der Erregungsvorgang im Nervensystem der Bewußtseinsvorgang selbst sei, so wenig werden wir jetzt zugeben können, daß eine bestimmte Disposition einer Ganglienzelle eine unbewußte Vorstellung sei oder für eine solche eintreten könne. Wollen wir nicht unsere allgemeine Anschauung jetzt fahren lassen, so müssen wir sagen: nervöse Dispositionen haben physische Wirkungen, aber nicht psychische; sie können den Ablauf erneuter Nervenerregungen bestimmen, aber nicht die Natur und den Verlauf von Vorstellungen. Psychische Wirkungen setzen psychische Ursachen voraus; sind diese Ursachen nicht im Bewußtsein, so müssen wir sie als unbewußtes Psychisches konstruieren, und dieses muß also existieren, denn non entis nullus effectus. Wer dagegen mit Nervendispositionen die Vorgänge der Association und Reproduktion der Vorstellungen zu erklären unternimmt, der kann dann auch aus Bewegungsvorgängen psychische Prozesse überhaupt ableiten, und umgekehrt. Er kehrt zur Theorie des influxus physicus zurück.

Auf die Frage aber: wie denn eine „unbewußte" Vorstellung existiere? könnte man antworten: nicht anders, als ein Ton, der nicht gehört, eine Farbe, die nicht gesehen, ein Körper, der von niemandem wahrgenommen wird. Jedermann nimmt an, daß in seinem Schädel ein Gehirn mit Nervenzellen und ihren Dispositionen existiert, obwohl weder er selbst, noch ein Anderer es gesehen hat; er ist überzeugt, man würde es unter Umständen sehen, und darum sagt er: es existiert. Besteht das Dasein für die Ganglienzellen und ihre Dispositionen in

physiologischen Methode arbeite. — Ich möchte wohl wissen, wie viel von dem seelisch-geistigen Leben des Menschen Einer wüßte, der es nur aus den Traktaten der Gehirnphysiologen kännte. So viel ich sehe, enthält die Gehirnphysiologie bisher fast nur Probleme, aber keine Lösungen, nicht einmal physiologische, geschweige denn psychologische.

der Möglichkeit, wahrgenommen zu werden, so kann man sagen: eben hierin besteht das Dasein der unbewußten Vorstellungen, in der Möglichkeit bewußt zu werden. Es sind potentielle innere Wahrnehmungen, ganz ebenso wie jene physischen Momente potentielle äußere Wahrnehmungen sind.

Man kann aber auch sagen, und vielleicht ist das die angemessenste Form, sich die Dinge zurecht zu legen, das Unbewußte ist nicht ein absolut Nichtbewußtes, sondern nur ein minder Bewußtes, ein vielleicht bis zur völligen Unmerklichkeit herabgesetztes Bewußtes. Denn auf jede Weise wird man dahin geführt, quantitative Unterschiede in der Bewußtheit anzunehmen. Zwei Vorgänge werden gleichzeitig wahrgenommen; ich sehe mit gespannter Aufmerksamkeit einem Wettrennen zu und bemerke daneben gelegentlich das Spiel der Mücken in der Luft; ohne Zweifel kommt den Wahrnehmungen, die sich auf den ersten Vorgang beziehen, größere Intensität der Bewußtheit zu. Und ebenso giebt es graduelle Unterschiede der Unbewußtheit, wenn man so sagen darf. Ein Vorkommnis, das mich vor einer Viertelstunde lebhaft erregte, ist jetzt nicht mehr im Bewußtsein, ich denke an andere Dinge; doch wirkt es noch nach in der Stimmung, die es erregte, wird auch durch irgend eine associative Hülfe augenblicklich ins Bewußtsein zurückgerufen. Es ist nicht mehr bewußt, aber doch auch nicht so unbewußt, wie ein Vorkommnis, das mir vor einem Vierteljahr oder vor einem Jahrzehnt zustieß, dessen ich mich kaum mit Mühe und nur sehr unbestimmt oder auch gar nicht mehr erinnere. — Und dazu wäre denn noch zu bemerken, daß die Intensität des Bewußtseins nicht bloß für die einzelnen Elemente ungleich ist, sondern auch im Ganzen Schwankungen zeigt; es wechseln im Seelenleben Augenblicke eines hellen und umfassenden mit solchen eines engen und dumpfen Bewußtseins. Tägliche Schwankungen treten ein, korrespondierend mit den vegetativen Prozessen. Zu ihnen kommen die Schwankungen, welche die Gesamtentwickelung des Lebens begleiten; von einem Minimum am Anfang des Lebens erhebt sich das Bewußtsein zu einem Maximum, das etwa mit der vollen körperlichen Reife erreicht wird, um dann erst langsam, später rasch zu sinken. Hiernach können wir nun sagen: das Unbewußte ist nicht etwas, das für das Bewußtsein überhaupt gar nicht vorhanden ist, sondern es ist das minder Bewußte in seinen

verschiedenen Abstufungen, bis herab zur völligen Unmerklichkeit und Unnachweisbarkeit. Ein Seelenleben wird gebildet aus der Gesamtheit der bewußten und unterbewußten Elemente. Die Vorgänge im Bewußtsein werden jeden Augenblick bestimmt durch das Zusammenwirken aller Elemente, von den eben meist bewußten bis herab zu den völlig vergessenen, die doch, sofern sie den Habitus des Seelenlebens bestimmt haben, nicht ganz unwirksam und unwirklich geworden sind.

Fände aber ein Physiolog Schwierigkeiten in der physiologischen Konstruktion dieser Vorstellung, meinend, nur wenn Erregungen der Gehirnzellen stattfinden, könne Bewußtsein als Begleiterscheinung eintreten, ruhende Dispositionen seien nicht Träger von Bewußtseinsvorgängen, wie herabgesetzt immer man sich diese vorstellen möge, so würde ich sagen: es hindert ja gar nichts zu denken, daß alle Zellen der Hirnrinde beständig in Thätigkeit sind. Ja, auf solche Vorstellung wird man doch von allen Seiten geführt. Eine Ganglienzelle ist doch ohne Zweifel nicht als ein ruhendes Atom, sondern als Träger eines Systems mannigfachster, nie rastender innerer Bewegungen anzusehen; beständig findet Zersetzung und Neubau, beständig Wechselwirkung mit der näheren und entfernteren Umgebung statt, und in jeder Bethätigung kommt die innere Konstitution und Disposition der Zelle zur Darstellung. Es würde dann der herabgesetzten Thätigkeit ein herabgesetztes Maß von Bewußtheit entsprechen. Ich sollte denken, daß dem Physiologen diese Vorstellungsweise eigentlich ganz gelegen sein müßte. Eher müßte es ihm Schwierigkeiten machen, die umgekehrte Vorstellung, daß nur einige wenige Elemente psychisch wirklich sind, zu konstruieren. Sind die physiologischen Vorgänge in der Gehirnrinde überhaupt mit psychischen Prozessen begleitet, so müssen wir ja ein überaus kompliziertes Spiel solcher erwarten, und nicht bloß die wenigen Vorgänge, die den dünnen „Vorstellungsfaden" der Psychologen ausmachen. Oder sollten wirklich in jedem Augenblick nur einige wenige Zellen erregt und in Thätigkeit sein und die übrigen inzwischen wie Sandkörner am Strande ohne innere Thätigkeit müßig liegen? Und wenn das nicht denkbar ist, warum sollte denn ihre Erregung psychisch überhaupt unfruchtbar sein?

Daß aber in Wirklichkeit das Seelenleben in jedem Augenblick ein höchst mannigfaches und kompliziertes Spiel von mehr und minder

bewußten Vorgängen aufweist und nicht bloß jene dürftige eingliedrige Reihe, wie sie nach einigen Psychologen die „Enge des Bewußtseins" allein zulassen soll, darüber läßt unbefangene Besinnung doch nicht in Zweifel. Ich sitze im Theater und folge der Aufführung eines Stücks. Zahlreiche Reihen psychischer Prozesse spielen sich neben einander ab, mit mehr oder minder Stärke im Bewußtsein auftretend. Ich habe Gehörsempfindungen, sie folgen in langer Reihe, aus ihnen heben sich am meisten diejenigen hervor, die ich als die Reden der Schauspieler auffasse und in Vorstellungen und Gedanken umsetze, doch höre ich dazwischen auch die Schritte auf der Bühne, das Rauschen der Kleider, die Bewegungen meiner selbst und meiner Nachbarn. Nebenher geht eine ebenso komplizierte Reihe von Gesichtswahrnehmungen, ich übersehe die ganze Bühne mit ihren Dekorationen und ihrer Einfassung, ich sehe die Bewegungen, das Mienenspiel der Darsteller, den Vordergrund bilden die Köpfe und Hüte meiner Vordermänner, auch sie sehe ich so weit, daß mir jede stärkere Bewegung auffällt. Diese beiden Reihen gehen neben einander her, nicht so, daß ihre Glieder intermittierend sich ablösten, sondern jede ist für sich vollständig, wenn auch bald bestimmte Glieder der einen, bald der andern das Übergewicht im Bewußtsein haben. Auf Grund beider Reihen bildet sich nun die Hauptreihe, die am meisten Bewußtsein hat und am tiefsten sich einprägt: die Reihe der Vorstellungen, welche sich auf das Drama selbst mit seiner Handlung und seinen Charakteren bezieht. In jedem Augenblick steht im Mittelpunkt die Vorstellungsgruppe, die durch die eben jetzt gehörte Einzel- oder Wechselrede angeregt wird. Im Bewußtsein ist aber natürlich nicht bloß das Wort oder der Satz, der eben gesprochen wird, sondern in abgestufter Stärke auch alles Vorangegangene; das einzelne Wort, der einzelne Satz hat ja als solcher gar keinen bestimmten Sinn, er wird verstanden nur dadurch, daß er als Teil dieses Ganzen, als Äußerung dieser Person bei dieser Gelegenheit gegen diese bestimmte andere Person aufgefaßt wird; ein Bewußtsein, das gleichzeitig immer nur eine Vorstellung fassen könnte, wäre überhaupt nicht fähig, eine Rede oder gar ein Stück zu fassen. Gleichzeitig sind in meinem Bewußtsein Gefühle mannigfachster Art, Gefühle der Spannung oder Langeweile, der Erhebung oder Mißachtung, der ästhetischen Befriedigung oder des Unbehagens; auch sie sind nicht

zwischen die Glieder der Wahrnehmungs- und Vorstellungsreihe eingesprengt, sondern bilden einen eigenen Zusammenhang, der bald stärker bald schwächer im Bewußtsein sich zur Geltung bringt. Den ständigen Hindergrund endlich dieses Spiels von Bewußtseinsvorgängen bildet eine Fülle von Berührungs- und Bewegungsempfindungen, wodurch ich der Lage, Stellung und Bewegung meines Leibes und seiner Teile inne werde, Begleitet sind sie von der nicht minder großen Fülle der Gemeingefühle, die zwar als einzelne kaum ins Bewußtsein kommen, in ihrer Gesamtheit aber als Gemeingefühl oder Lebensstimmung den Untergrund bilden, auf dem die ganze Gefühlswelt aufgetragen erscheint: Müdigkeit und Schlaffheit oder Frische und Elastizität, befriedigtes Behagen des ganzen Systems oder störende Gefühle der Hitze oder Kälte, der Erschöpfung oder der Übersättigung und Indisposition u. s. f.

Alles das ist gleichzeitig im Bewußtsein und dazu ist es begleitet von dem Bewußtsein, zu diesem individuellen Seelenleben zu gehören: ich weiß jederzeit um mich selbst, wer ich bin und woher ich komme, in welcher Stellung und Umgebung ich lebe, welche Aufgaben und Pflichten ich habe; nicht im einzelnen ist es eben Gegenstand der Aufmerksamkeit oder des Nachdenkens, aber doch ist es als ein immer bereites da, in jedem Bewußtseinsvorgang als das Ich sich selber gegenwärtig.

So stellt sich der Inhalt des Bewußtseins in jedem Augenblick dar: eine große Fülle von Elementen sind gleichzeitig bewußt, freilich nicht gleich bewußt; jederzeit steht eine eng begrenzte Gruppe als stärkstbewußte im Mittelpunkt, um sie gruppieren sich, anfangs mit rasch abnehmender Bewußtseinsstärke, die übrigen. Aber nur einen Augenblick dauert die Konstellation; das Bewußtseinsmaximum ist gleichsam beweglich, wie eine Welle läuft es über die Vielheit der Elemente hin, bald dieses bald jenes zum Gipfel hebend.

Man kann mit Wundt den Inhalt des Bewußtseins mit dem Inhalt des Sehfeldes vergleichen. Eine große Menge von Objekten ist gleichzeitig im Sehfeld, davon steht ein geringer Teil im Blickpunkt und wird mit größter Deutlichkeit gesehen, die übrigen werden auch gesehen, aber mit einer Deutlichkeit, die mit der Entfernung vom Blickpunkt abnimmt. Wenn man den Blick auf ein aufgeschlagenes

Buch richtet, ſo überſieht man das ganze Blatt mit ſeinen Zeichen, man ſieht auch noch die Umgebung, den Tiſch und die Gegenſtände, die darauf liegen, bis ſchließlich am Rande des Sehfeldes die Bilder der Dinge ganz verſchwimmen. Aber auch das Blatt und ſeine Buchſtaben ſieht man nicht mit gleicher Deutlichkeit; fixiert man das Auge auf einen beſtimmten Buchſtaben und verſucht nun, ohne ihm Bewegung zu geſtatten, die angrenzenden Buchſtaben zu erkennen, ſo findet man, daß man kaum noch den dritten oder vierten nach beiden Seiten deutlich ſieht. Die übrigen werden nur noch als unbeſtimmte Maſſe geſehen, man unterſcheidet etwa noch einen großen Buchſtaben als ſolchen, oder ein fett gedrucktes Wort, oder eine Halbzeile, kann aber die einzelnen Zeichen nicht mehr erkennen. Sich ſelbſt überlaſſen, beharrt aber das Auge nicht auf einem Punkt; über die Zeilen hinfliegend, bringt es in ſchneller Folge die einzelnen Zeichen auf einen Augenblick auf den Punkt des deutlichſten Sehens und gewinnt ſo ein deutliches Bild des Ganzen.

Ähnlich iſt es mit dem Bewußtſein. Auch hier haben wir ein weites Sehfeld, mit zahlreichen Elementen erfüllt, darin einen Blickpunkt, den in jedem Augenblick ein engbegrenzter Inhalt einnimmt; um ihn gruppieren ſich die übrigen Inhalte, mit raſch abnehmender Deutlichkeit vorgeſtellt, bis ſich am Rande die Umriſſe verlieren; der Blickpunkt iſt auch hier beweglich, er eilt über die Objekte hin, hebt eines nach dem andern heraus und gewinnt ſo die Anſchauung des Ganzen. Auch das Mehr oder Minder von Helligkeit überhaupt, wie es für das Sehfeld bedingt iſt durch die äußere Lichtquelle, die die Objekte beleuchtet, kehrt hier in den verſchiedenen Intenſitätsgraden des Bewußtſeins überhaupt wieder.

7. Über das Weſen der Seele, ihre metaphyſiſche Konſtitution und ihren Sitz im Leibe.

In den Kreiſen, die dem Materialismus nicht anhangen, iſt etwa folgende Vorſtellung von dem metaphyſiſchen Weſen der Seele herrſchend: die Seele iſt eine einfache, unausgedehnte, immaterielle Subſtanz; als ſolche iſt ſie abſolut beharrlich und unvergänglich; ſie iſt Träger von Kräften, wodurch ſie die Bewußtſeinsvorgänge bewirkt; endlich, ſie hat an einem beſtimmten Punkt des Gehirns ihren Sitz, von dem ſie mit

dem Leibe in einem Austausch von Wirkungen steht. — Diese Ansicht geht, wie Wundt zeigt,*) durch Vermittelung der Wolffischen Philosophie, die [redacted] Zeitalter der Aufklärung die allgemeine Bildung beherrschte, auf Descartes zurück, dessen Philosophie hierin wie in anderen Punkten, trotz Spinoza und Kant, sich als eine sehr dauerhafte erwiesen hat. Ihr Vorteil ist, daß sie der gemeinen Vorstellung mit ihren handlichen Begriffen nahe bleibt.

Mit Fechner und Wundt bin ich der Überzeugung, daß dies keine haltbare oder auch nur mögliche Vorstellung ist. Es giebt keine für sich seiende, beharrliche, immaterielle Seelensubstanz; das Dasein der Seele geht in dem Seelenleben auf, hebt man die psychischen Vorgänge auf, so bleibt kein Substantiale als Rückstand. Das Seelenatom ist nichts als ein Rückstand überlebter Metaphysik.

Auf den Begriff der Substanz überhaupt wird uns die erkenntnistheoretische Betrachtung später zurückführen. Ich bemerke hier darüber nur folgendes. Die immaterielle und beharrliche Seelensubstanz ist nicht Gegenstand der unmittelbaren Wahrnehmung, der innern so wenig als der äußern. Gegeben sind im Selbstbewußtsein nur wechselnde Zustände und Vorgänge; die beharrliche Substanz wird hinzugedacht. Was nötigt hierzu? Ihre Anwälte sagen: hierzu nötigt unmittelbare Denknotwendigkeit; eine Empfindung, ein Gefühl, ein Gedanke kann nicht für sich bestehen, so wenig als eine Bewegung, sie setzen einen Träger voraus, das ist die Substanz. An einer körperlichen Substanz aber wollen die Bewußtseinsvorgänge nicht haften; man versuche, in der inneren Anschauung ein Gefühl, eine Vorstellung einem Atom oder einer Gruppe von Atomen anzuheften und man wird die Unvollziehbarkeit empfinden; das Einheitliche will an dem Ausgedehnten und Teilbaren nicht haften. Folglich muß man eine unausgedehnte oder einfache Substanz als Träger des Seelenlebens annehmen, dadurch wird allein seine innere Einheit faßlich und verständlich.

Daß die Anheftung eines Gefühls oder eines Gedankens an einen ausgedehnten Körper sich nicht vollziehen läßt, ist ohne Zweifel wahr. Aber nun mache man mit der unausgedehnten Substanz denselben Versuch; man versuche sich anschaulich zu machen: die Vor-

*) In einem Aufsatz: Gehirn und Seele, in den Essays (1885) S. 89 ff.

stellung z. B. von dem Turmbau zu Babel oder vom Darwinismus und seinem Verhältnis zur Religion und Moral an oder in einer unausgedehnten Substanz. Ich denke, man wird ganz dieselbe Unvollziehbarkeit empfinden. — Man wird vielleicht sagen, anschaulich sei das Verhältnis freilich nicht, sondern nur denkbar; eine unausgedehnte Substanz sei selbst nicht anschaulich. — Nun, so möchte ich wohl wissen, worin denn der gedachte Inhalt dieses Substantiale besteht. In der Immaterialität und Einfachheit? Aber das sind ja lauter Negationen, die etwas ablehnen, aber nichts beilegen; aus Negationen kann man doch nicht ein Wirkliches machen. — Oder besteht der Inhalt eben im Fühlen und Denken selbst? Aber das Fühlen und Denken sollte ja ein bloßes Accidens, eine vorübergehende Thätigkeit der Seelensubstanz sein; wir aber wollten wissen, was sie selber an und für sich ist. Oder besteht das Wesen der Substanz in ihren Accidenzen? Nun, dann wären wir einig, dann wären wir eben bei der Ansicht: das Wesen der Seele besteht in ihrem Leben, besteht in den Gefühlen und Gedanken selbst. — Oder ist das Substantiale ein unbekanntes, ewig hinter der Scene bleibendes, weder durch Anschauung noch durch Denken zu bestimmendes Irgendetwas, ein „Ding an sich"? — So möchte ich wohl wissen, was ein solches gänzlich unbekanntes Irgendetwas leisten kann, um Gefühlen und Gedanken, wenn sie nicht für sich wirklich sein können, zur Wirklichkeit zu verhelfen.

Wir bleiben also stehen bei dem, was wir wissen: die Seele ist die im Bewußtsein auf nicht weiter angebbare Weise zur Einheit zusammengefaßte Vielheit seelischer Erlebnisse; von einem Substantiale außer, hinter, unter den Vorstellungen und Gefühlen wissen wir auf keine Weise etwas zu sagen.*)

*) Vortrefflich zeigt Wundt (System der Philosophie S. 289 ff.), wie unmöglich die Anwendung des Substanzbegriffs auf die Seele ist. Der Begriff der Substanz ist auf dem Gebiet der Körperwelt entstanden; hier hat er einen bestimmten angebbaren Sinn: die Atome sind das absolut beharrliche und nach Quantität und Qualität unveränderliche Substrat der materiellen Welt; alle Veränderung ist auf den Wechsel in der Anordnung und Bewegung der Atome zurückzuführen; das ist die Maxime der Naturwissenschaft. Überträgt man diesen Begriff auf das Seelenleben, so vernichtet man entweder den Begriff oder zerstört das Leben. Die Seele ist nicht unveränderlich und beharrlich, wie das Atom, vielmehr ist beständige innere Wandlung für sie charakteristisch; sie kehrt niemals, wie das Atom,

Daß es solchen Überlegungen gelingen sollte, den gesunden Menschenverstand und seine Metaphysiker sogleich von der Entbehrlichkeit des Seelensubstantiale zu überzeugen, ist nicht anzunehmen. Er wird fortfahren zu sagen: aber ein Gefühl kann doch weder sein noch gedacht werden ohne einen, der es fühlt, und so setzt eine Vorstellung ein substantielles Subjekt voraus, das sie hat und vorstellt. Er hat hierin auch nicht Unrecht, nur mißversteht er seine eigene Forderung und sucht für sie in dem Substantiale eine unmögliche und vergebliche Befriedigung. Was jene Forderung eigentlich will, ist dies: eine Vorstellung oder ein Gefühl kommt nie vereinzelt vor, sondern immer nur im Zusammenhang eines ganzen Seelenlebens; hier hat sie ihren Ort in der Wirklichkeit, sie gehört dazu als ein in diesem Zusammenhang notwendiges Glied. Und es hindert nun gar nichts, im herkömmlichen Sprachgebrauch bleibend, zu sagen: die Seele hat Vorstellungen und Gedanken, in ihr regen sich Gefühle und Bestrebungen. Wir meinen damit dasselbe, was alle Welt thatsächlich damit sagt: daß diese Gedanken und Gefühle in diesem bestimmten Zusammenhang eines individuellen Seelenlebens auftreten und daß ihr Bewußtsein das Bewußtsein dieses Zusammenhangs einschließt. Es hindert auch gar nichts zu sagen: die Seele ist gegenüber den einzelnen Vorgängen die Substanz, die sie hervorbringt und trägt; gewiß, ohne dies ganze Seelenleben wäre diese einzelne Empfindung oder Vorstellung auch nicht in der Wirklichkeit; auch ist das Ganze ein relativ Beharrliches gegenüber dem Einzelnen. Meint man nun aber noch für das Ganze wieder eines Trägers zur Anheftung, einer immateriellen und punktuellen Seelensubstanz zu bedürfen, damit es nicht ins Leere falle, so erwidere ich mit der Frage:

---

das sich aus einer Verbindung löst, als dieselbe in den vorigen Zustand zurück. Also kann man die Seele nicht in demselben Sinn Substanz nennen, wie das Atom. Besteht man aber darauf, wie es Herbart thut, setzt man ihr Wesen in eine einfache und absolut unveränderliche Qualität, und sieht dann in den Vorstellungen, Gedanken, Bestrebungen bloß zufällige, durch die wandelnden äußeren Relationen bedingte Erscheinungen der Substanz, die ihr inneres Wesen nicht angehen, so zerstört man die Seele: es wird dann „alles was in unserem inneren Erleben Wirklichkeit und Wert besitzt, in einen leeren Schein verflüchtigt, um als Ersatz den wertlosen Schemen einer Substanz zurückzubehalten, die durch ihre absolute Beharrlichkeit für ihre völlige Leerheit entschädigen soll."

ob denn ein solches Substantiale nicht auch wieder eines Trägers bedürftig sei? Mir will vorkommen, gar sehr; wie ein Herbartisches „Reale" sich in der Wirklichkeit behaupten kann, ist mir immer das größte unter den Rätseln seiner Metaphysik geblieben. Soll ein „Träger" für das Seelenleben gefunden werden, so muß man ihn nicht in einem isolierten, starren Wirklichkeitsklötzchen suchen, das man „absolut setzt," sondern in dem umfassenden Ganzen, aus dem, an dem und in dem es ist: Gott ist die Substanz und außer ihm giebt es keine Substanz, im letzten und absoluten Sinne, giebt es nichts, das an sich sein und begriffen werden kann. Die aber von dem Seelensubstanziale sich nicht trennen können, sollten sich fragen: wie sie Gott denken wollen? ob auch als eine einfache Substanz, die dann wohl auch an einem Punkt des Universums ihren Sitz haben muß, wie die Seele an einem Punkt des Leibes? Oder ist für Gottes Wesen diese Anhaftung an ein „Reale" nicht notwendig? Nun, dann wird sie es für ein menschliches Seelenleben auch nicht sein. Doch darauf wird in der Folge zurückzukommen sein.

Hier bemerke ich noch dies. Das hölzerne Seelenatom der gemeinen Meinung entspricht ihrer ebenso hölzernen Vorstellung von der Konstitution der Materie: sie bestehe aus sehr kleinen, absolut harten, starren, trägen, qualitativ bestimmungslosen Körperchen; eine Vorstellung, bei der denn allerdings der Gedanke der Allbeseelung absurd genug erscheint: sollte wirklich in jedem dieser kleinen ausgedehnten Atome nun auch noch ein unausgedehntes Seelenatom sitzen? Freilich, absurder ist die Sache auch nicht, als für das Seelenatom in dem unendlichen Wirrsal der stets wechselnden Atome, die den Leib bilden, einen Sitz zu suchen. Ich meine aber, jener Atombegriff selbst ist gerade so viel oder so wenig wert als der Begriff des unausgedehnten Seelensubstantiale. Die Naturwissenschaft hat mit ihm so wenig zu thun, als die Psychologie mit dem Seelenatom. Was sie voraussetzt, sind letzte Elemente, von denen sie in ihrer Erklärung ausgehen kann; ob diese Elemente absolut letzte, unteilbare, innerlich starre, bestimmungslose Ausdehnungsquanta seien, daran hat sie gar kein Interesse, so wenig die Arithmetik ein Interesse daran hat, daß die in Rechnung gesetzten Einer absolut letzte und unteilbare Einheiten seien. Im Gegenteil, wird sie sagen, es hindert nichts, jede Einheit

in anderer Hinſicht wieder als Vielheit zu ſetzen, jeder Einer hat zehn Zehntel, und jedes Zehntel kann wieder in zehn Zehntel zerlegt werden, ohne Ende. So mögen auch die Atome, mit denen die Naturwiſſenſchaft als mit Einern rechnet, in einer anderen Betrachtung wieder als vielfach zuſammengeſetzte, gegliederte Syſteme mit inneren Bewegungen ſich darſtellen. Spekulationen moderner Chemiker veranſchlagen die Zahl der Moleküle in einem Kubikzentimeter auf zwanzig Trillionen, ihren Durchmeſſer auf weniger als ein Milliontel Millimeter, das Gewicht eines Waſſerſtoffmoleküls auf den vierten Teil eines Quadrilliontel von einem Gramm.*) Man ſieht, nachdem wir uns ſoweit von allem, was anſchaulich vorgeſtellt werden kann, entfernt haben, verſchlägt es nichts, nun auch wieder die Teile dieſer Teile in ähnlicher Weiſe zu zerlegen; es kommt bloß darauf an, ob das Bedürfnis einer begrifflichen Konſtruktion der Thatſachen dazu auffordert. Es giebt hier kein Hindernis für den Fortſchritt der Teilung und Gliederung, ſo wenig als ein ſolches dem Aſtronomen in der fortſchreitenden Erweiterung des Univerſums begegnet. Die Analyſis hat es ſo gut mit einem Unendlichen zu thun als die Syntheſis. Das Atom als abſolut hartes und ſtarres Körperchen, gehört nicht der wiſſenſchaftlichen Forſchung, ſondern der Metaphyſik an, und zwar derſelben trägen und denkfaulen Metaphyſik, der das Seelenſubſtantiale angehört.

Von hieraus verſuchen wir nun die alte Frage nach dem *Sitz der Seele* uns zu beantworten. Wir machen uns zuerſt den Sinn der Frage deutlich. Es liegt auf der Hand, daß bei der eben angedeuteten Auffaſſung von dem Weſen der Seele von einem Sitz in dem Sinne eines Raumes oder eines Ortes im Raum, in dem ſie iſt, überhaupt nicht die Rede ſein kann. Im Raum ſind Körper und geſchehen Bewegungen, nicht aber Bewußtſeinsvorgänge; es hat keinen Sinn zu ſagen: ein Gedanke oder ein Gefühl iſt hier oder dort, erſtreckt ſich durch dieſen oder jenen Teil des Raums. Gedanken ſind nicht im Gehirn; man kann eben ſo gut ſagen, ſie ſeien im Magen oder im Monde. Das eine iſt nicht ungereimter als das andere. Im Gehirn gehen phyſiologiſche Prozeſſe vor ſich und nichts anderes. Wenn nun

*) L. Meyer, Moderne Theorien der Chemie, 5 A. (1884) S. 131 ff.

die Seele nichts iſt, als die Einheit des Seelenlebens, ſo kann ſie natürlich ebenſo wenig im Raum lokaliſiert werden. Der Sinn der Frage nach dem Sitz der Seele kann alſo nur der ſein: welche leiblichen Vorgänge ſind es, mit denen ſeeliſche Vorgänge verknüpft ſind? Wir wurden oben (im vierten Abſchnitt) auf die Anſicht geführt, daß zwiſchen leiblichen und ſeeliſchen Vorgängen ein Verhältnis des Parallelismus ſtattfinde; dieſer Parallelismus hat ſchlechterdings nichts mit einem lokalen Zuſammenfallen zu thun; er bedeutet nur: wann ein beſtimmter pſychiſcher Prozeß ſtattfindet, dann läuft gleichzeitig ein phyſiſcher Prozeß ab, den man als Begleiterſcheinung oder als phyſiſches Äquivalent des pſychiſchen bezeichnen kann. Die Frage nach dem Sitz der Seele bedeutet alſo: welche Prozeſſe ſind dies und wo finden ſie ſtatt? Im ganzen Leibe, oder in einem Teil des Leibes, dem Gehirn, oder ſchließlich in einem einzigen Element des Gehirns?

Der gemeinen Vorſtellung liegt es am nächſten zu ſagen: der ganze Leib iſt Sitz der Seele, ſie iſt überall im Leibe, hat er doch überall Empfindung.

Vielleicht kommt dieſer Vorſtellung mehr Wahrheit zu, als ihr unſere Phyſiologen zuzugeſtehen geneigt ſind. In der That, ich glaube, daß wir ſchließlich zu ihr zurückgeführt werden. Zunächſt ſcheinen allerdings die Thatſachen zu einer andern Anſicht zu nötigen. Schon die alltägliche Erfahrung, die auch der gemeinen Vorſtellung nicht entgehen konnte, zeigt, daß verſchiedene Teile des Leibes, wie für das leibliche, ſo auch für das ſeeliſche Leben von verſchiedener Wichtigkeit ſind: der Verluſt eines Armes oder Beines koſtet nicht das Leben und mindert nicht das ſeeliſche Daſein; dagegen hat die Zerſtörung des Herzens oder des Gehirns das Abſterben des Leibes und das Aufhören des Seelenlebens zur Folge. Augenſcheinlich iſt das die Thatſache, die von jeher angetrieben hat, noch nach einem beſonderen Sitz der Seele im Leibe zu ſuchen und ihn eben in jenen ausgezeichneten Organen zu finden. Eine Teilung des Seelenweſens ſelbſt in verſchiedene Kräfte, Seiten oder Teile, entſprechend den verſchiedenen Funktionen, führt dann zur Verteilung auf die verſchiedenen leiblichen Organe; in der platoniſchen Pſychologie haben wir hierfür ein ſinnreiches Schema: im Kopf hat das Denkende ſeinen Sitz, im Herzen der höhere, geiſtige Wille, der in den ſpezifiſch menſchlichen Affekten ſich äußert, unter dem Zwerchfell endlich die ſinnlich-

animalischen Triebe. In der Neuzeit haben dann anatomische und physiologische Untersuchungen zu der uns jetzt so geläufigen Ansicht geführt, daß die seelischen Vorgänge in engster Beziehung zum Nervensystem, im besondern zum Gehirn stehen. Die Berührung der Oberfläche des Leibes, die Erregung der Sinnesorgane durch physische Reize bewirkt nicht unmittelbar, wie das gemeine Selbstbewußtsein aussagt, an Ort und Stelle eine Empfindung; vielmehr kommt diese nur dann zu Stande, wenn die Erregung durch unverletzte Nervenfasern zum Gehirn fortgepflanzt wird. Ist die Leitung unterbrochen, wird der Nerv, in dem sich die zentripetale Erregung fortpflanzt, durchschnitten, so bewirkt die peripherische Erregung keine Empfindung mehr. Ebenso hört die spontane Bewegung auf, wenn die nervöse Verbindung eines Gliedes mit dem Zentralorgan unterbrochen ist. Also schließt man, ist der Sitz der Seele im Gehirn.

Endlich führen jene metaphysischen Erwägungen, die der Seele die Gestalt einer einfachen, mit dem Leibe in Wechselwirkung stehenden Substanz geben, zu dem Bestreben, ihr einen Sitz in einem eng begrenzten Gebiet, am liebsten in einem einzigen Punkt des Gehirns zuzuschreiben, wo sie die Wirkungen des Leibes empfange und von wo aus sie auf ihn wirke. Descartes ist darin vorangegangen und das ganze achtzehnte Jahrhundert neigt, ihm folgend, zu dieser Auffassung. Nachdem sie im Zeitalter der kritischen und spekulativen Philosophie mitsamt der Seelensubstanz anders gerichteten Anschauungen zeitweilig hatte weichen müssen, tritt sie bei Herbart und seiner Schule, sowie bei Lotze, wieder in ihre alte Geltung.*)

*) Nach dem Vorgang Herbarts (Psychologie als Wissenschaft II, 461) ist auch Lotze (Medizinische Psychologie S. 115 ff.) geneigt, die Seele in der Varolsbrücke, als einem Durchgangspunkt zahlreicher Hirnnerven, anzusiedeln. Ein besonders gebildetes physiologisches Organ, in das alle zuleitenden Nerven mündeten, scheint ihm für diese Annahme nicht erforderlich; es reiche hin, wenn sie alle in ein nervöses Parenchym einstrahlten, das der allseitigen Verbreitung der Erregungen keinen Widerstand mehr entgegensetze und sie daher mit ihrer Wirkung sicher auch die Substanz der Seele erreichen lasse. Dieses Gebiet in der Rindensubstanz der Hemisphären zu suchen, welche den heutigen Physiologen am ehesten sich empfehlen würde, hält ihn schon die Ausdehnung und die Doppelheit dieses Organs ab, dem er nur die Aufgabe stellt, als ein krafterzeugender Apparat die Funktionsthätigkeit der Nerven zu unterhalten. — Eine Erörterung der Frage vom Standpunkt der Herbartischen Metaphysik und Psychologie bei Volkmann, Lehrbuch der Psychologie, I, 76 ff.

Was zunächst diese letzteren Bemühungen anlangt, einen einzigen Punkt im Gehirn aufzufinden, an dem allein die Seele unmittelbar gegenwärtig sei oder wirke, so beruhen sie, wie mir scheint, allein auf Gründen der Metaphysik, nicht auf Thatsachen der Psychologie oder Physiologie. Ihr Grund ist die metaphysische Voraussetzung, daß die Seele eine einfache ausdehnungslose Substanz sei. Bedeutet die Unausgedehntheit eigentlich auch Unräumlichkeit überhaupt, so strebt die Anschauung doch immer wieder sie als Punkt vorzustellen und verlangt nun für diesen die Lokalisierung im Raum. Fällt dagegen das Seelenatom, so fällt damit zugleich der Antrieb zur punktuellen Lokalisierung fort. Ist die Seele nichts anderes, als das Seelenleben selbst, so liegt gar kein Anlaß vor, die physische Begleiterscheinung lieber in einem Punkt oder einem engbegrenzten Bezirk, als in einem beliebig weiten Gebiet des leiblichen Lebens stattfinden zu lassen. Es ist schwer verständlich, warum Lotze an der Neigung zur punktuellen Lokalisierung der Seele im Gehirn festhält, nachdem er ihre Voraussetzung, das starre Seelenatom des alten Spiritualismus, eigentlich aufgegeben hat; auch ihm ist die Seele nichts anderes als die „lebendige Einheit des sich selbst fassenden Bewußtseins".*)

Scheidet so die Metaphysik für die Beantwortung der Frage aus, so bleiben Psychologie und Physiologie. Von ihnen ist die erstere als solche gegen jede Ausbildung der Vorstellung gleichgültig. Auf keine Weise hängt die Einheit des Bewußtseins und die Unräumlichkeit des Seelenlebens als solchen mit der Einfachheit und Ausdehnungslosigkeit des mathematischen Punktes zusammen. Das Selbstbewußtsein weiß unmittelbar überhaupt nichts von begleitenden Nervenvorgängen. Von ihnen weiß nur die Physiologie. Dieser aber liegt zweifellos die Vorstellung näher, daß die Begleiterscheinungen der seelischen Vorgänge sich über größere Gebiete ausbreiten. Es ist müh- und martervollen Nachforschungen allmählich gelungen, wenigstens in einigen Stücken regelmäßige Beziehungen zwischen psychischen Funktionen und bestimmten Gehirnpartien festzustellen. So vermag man begrenzte Gebiete der Hirnrinde zu bezeichnen, deren Funktion Bedingung für das Zustandekommen der verschiedenen Sinneswahrnehmungen und ihrer

*) Siehe seine letzte Auseinandersetzung mit Fechner, Metaphysik S. 480

Erinnerungen, des Sprechens und des Sprachverständnisses sind. Direkter Beobachtung bleiben diese Dinge freilich entzogen; aber das Experiment an Tieren und die pathologische Untersuchung an Menschen zeigen regelmäßige Zusammenstimmung der Zerstörung bestimmter Gebiete der Gehirnsubstanz mit Störung oder Aufhebung bestimmter psychischer Funktionen. Es ist die nächstliegende Deutung dieser Thatsachen, daß die physiologische Funktion dieser Teile das physische Äquivalent der entsprechenden psychischen Vorgänge ist. Es bleibt freilich eine mögliche Behauptung, daß wir darin nur mittelbare Erregungsbedingungen für einen irgendwelchen bisher nicht aufzeigbaren Punkt zu sehen hätten; was wäre auf diesem Gebiete zu behaupten nicht möglich? aber einstweilen spricht von physiologischer Seite nichts dafür. Dem Physiologen drängt sich vielmehr überall der Versuch auf, auch die einfachsten seelischen Vorgänge, einen Akt wiedererkennenden Wahrnehmens, eine dadurch ausgelöste Willensregung, die in einer spontanen Bewegung mündet, als einen ausgebreiteten Nervenprozeß zu konstruieren, an dem zahlreiche Elemente gleichmäßig beteiligt sind, ohne daß er Ursache hätte, den seelischen Vorgang näher an die Funktion eines unter diesen Elementen als an die aller übrigen zu knüpfen.*)

*) Einen Versuch anschaulicher Konstruktion solcher Nervenvorgänge, als sie etwa eine Gesichtswahrnehmung und daran sich anschließende Abwehrregung begleiten, findet man bei Meynert, Psychiatrie (1884) 145 ff. Ergebnisse experimenteller Beobachtungen an Hunden und Affen bei Munk, die Funktionen der Großhirnrinde (2 A. 1890). Soviel scheint durch diese Versuche festgestellt zu sein, daß die Zerstörung engbegrenzter Partien der Rindensubstanz die Aufhebung bestimmter engbegrenzter psychischer Funktionen zur Folge hat; so hat die Exstirpierung der hinteren Spitze des Hinterhauptlappens die Aufhebung der Fähigkeit, bekannte Gegenstände wieder zu erkennen zur Folge, und zwar hebt einseitige Zerstörung diese Fähigkeit nur für das eine, das gegenüberliegende Auge auf. Der Hund sieht, aber er erkennt nicht, was er sieht. Allmählich findet Neubildung dieser Fähigkeit statt, er lernt wieder „sehen", d. h. durch Gesichtsempfindung auf die Natur des Objekts folgern. Bleibt hierbei auch die Deutung vielfach dunkel, und ist auch die successive Besetzung der Zellen mit Erinnerungsbildern, das vorläufige Leerbleiben von Zellen, durch die dann die Neubildung des Gedächtnisses möglich werden soll, das Abrollen von Associationsreihen durch reflektorische Reizung einer Reihe von Zellen u. s. f. einstweilen nicht als spekulative Physiologie (die übrigens auffallend an Beneke's spekulative Psychologie erinnert), so ist doch begreiflich, daß solche

Übrigens liegt auf der Hand, daß ein Herbartiſches Seelenreale den Phyſiologen noch von anderer Seite her ein ſchwerer Stein des Anſtoßes wäre. Wie verhält es ſich zum Stoffwechſel? Soviel der Phyſiolog ſieht, iſt ſeeliſches Leben überall nicht an einen ſtarren Beſtand von Elementen, ſondern an ihren beſtändigen Wechſel geknüpft. Iſt das Seelenreale davon ausgenommen, ſo daß es allein den dauernden Beſtand bildet, während die übrigen Realen in beſtändigem Fluß ſind? Und wie verhält es ſich zu Geburt und Tod? Iſt es ein an ſich gleichgeltendes Element, das nur durch eine bevorzugte Stellung zu jener hervorragenden Entwickelung geführt wird? Und was wird aus ihm, wenn es durch den Tod des Leibes dieſer Umgebung beraubt wird? — Endlich iſt auch das bemerkenswert, daß jene älteren Verſuche, einen Punkt im Gehirn zu bezeichnen, deſſen Zerſtörung unmittelbar den Tod zur Folge hätte, alle fehlgeſchlagen ſind. Der Lebensknoten Flourens' exiſtiert nicht, die Zerſtörung jeder Partie des Gehirns wird überlebt, wenn ſie nur nicht allzu großen Umfang erreicht.*)

Nach allem iſt es begreiflich genug, daß in den Kreiſen der Phyſiologen die Neigung zur ausgebreiteten Lokaliſierung der Seelenvorgänge die herrſchende iſt: jedem pſychiſchen Vorgang entſpricht ein nervöſer Prozeß in mehr oder minder ausgedehnten Partien des Gehirns, vorzüglich der Rindenſubſtanz.

Kann oder muß man hier ſtehen bleiben? oder iſt es geboten, weiter zu gehen und mit Fechner und Wundt zu der alten Auffaſſung zurückzukehren, daß der Sitz der Seele der ganze lebende Körper, daß das ganze einheitliche leibliche Leben das phyſiſche Äquivalent des ganzen einheitlichen Seelenlebens ſei? Ich glaube, man muß ſich dazu entſchließen.

Zunächſt führt hierauf ſchon die durchgängige Einheit des leiblichen Lebens: wo iſt die Grenze der Beſeelung, wenn wir ſie denn nicht in einen einzigen Punkt verlegen dürfen? Es erſcheint kaum möglich, innerhab des Nervenſyſtems ein beſtimmt umgrenztes Gebiet auszuſondern, um allein an deſſen Erregungen pſychiſche Begleit-

Thatſachen auf Phyſiologen einen unwiderſtehlichen Antrieb zur ausgebreiteten Lokaliſierung der pſychiſchen Funktionen üben.

*) Fechner, Elemente der Pſychophyſik S. 399 ff.

erscheinungen zu knüpfen, während ähnliche Vorgänge jenseits dieser Grenze eine solche Bedeutung nicht haben sollten. Und das Nervensystem ist wieder in seinem physiologischen Leben, seiner Ernährung, so innig mit dem ganzen Lebensprozeß verwachsen, daß auch seine Isolierung in Hinsicht auf das psychische Leben willkürlich erscheinen muß. Überhaupt, fängt man einmal an, im Leibe Teile auszuscheiden, die nicht unmittelbar zum seelischen Leben in Beziehung stehen, sondern ihm nur als äußere Werkzeuge dienen, dann wird man allmählich auf die monadologische Ansicht zurückgedrängt. Also die Knochen und Bänder und Muskeln, so würde diese dann sagen, haltet auch ihr für nichts als einen äußerlichen Mechanismus, dessen die Seele sich bedient, im Grunde nicht anders, wie eines Hebels oder Flaschenzuges; das Nervensystem allein ist Träger des seelischen Lebens. Aber die peripherischen Nerven nicht; sie dienen offenbar bloß als Leitungsbahnen, also als äußere Werkzeuge. Es bleiben die Zentralorgane des Nervensystems als Träger des seelischen Lebens. Aber auch diese nicht ganz; die Fasern werden auch hier dieselbe Funktion haben, als Leitungsbahnen zu dienen, sie gehören also zum äußeren Mechanismus. So bleiben die Ganglienzellen, besonders die großen Massen der Hirnrinde. Aber was hindert, die Betrachtung fortzusetzen und zu sagen, daß auch die Ganglien wieder nur als Mittel dienen; Versuche und pathologische Befunde zeigen ja, daß kein einziger Teil des Gehirns für den Bestand des Seelenlebens unentbehrlich oder unersetzlich ist. Soll doch unter Umständen Degenerierung der ganzen einen Hemisphäre ohne beträchtliche Einbuße des Seelenlebens ertragen werden; also war auch sie nur ein äußeres und nicht unentbehrliches Mittel. Und wie soll man sich das Verhältnis der beiden Hemisphären zum Seelenleben vorstellen? Müßten wir nicht, wenn sie unmittelbar Träger des Seelenlebens wären, d. h. wenn den physischen Vorgängen in ihnen unmittelbar Bewußtseinsvorgänge entsprächen, eine regelmäßige Doppelheit auch der psychischen Vorgänge erwarten? Daher ist geraten, im leiblichen Leben mit Einschluß des Nervensystems überhaupt nichts als ein System äußerer Mittel, als einen Mechanismus zu sehen, dessen die an sich immaterielle Seele sich bedient, um mit der Umgebung in mannigfachste Beziehung zu treten.

Die Sache scheint demnach auf entweder — oder zu stehen: ent-

weder man betrachtet den ganzen Leib mitsamt dem Nervensystem als ein System von äußeren Mitteln der Seele, oder man sieht in dem ganzen leiblichen Leben die sichtbare Darstellung oder das physische Äquivalent des Seelenlebens. Eine Teilung des Leibes, so daß allein bestimmte Partien, etwa die Rindensubstanz des Gehirns, Träger seelischer Vorgänge wären, kann für eine erträgliche Auskunft schwerlich gelten. Können wir nun, aus den früher angedeuteten Gründen, zu der ersten Ansicht nicht zurückkehren, so müßten wir uns entschließen zu sagen: das physische Äquivalent des seelischen Lebens ist die Gesamtheit der physiologischen Lebensprozesse; jedem physischen Moment entspricht ein psychisches, der Parallelismus ist durchgängig. Natürlich, ich wiederhole es, nicht ein lokaler Parallelismus: überall da, wo sich ein physischer Vorgang zuträgt, findet auch ein psychischer statt, das ist eine sinnlose Formel, sondern ein ideeller: einem durchdringenden Verstande, dem in gleicher Weise der gesamte leibliche Verlauf und der gesamte innere Verlauf offen läge, wäre es möglich, zu jedem Vorgang im leiblichen Leben einen korrespondierenden Vorgang im seelischen Leben nachzuweisen, einen bewußten oder unterbewußten. Für jenen durchdringenden Verstand würde sich ein Seelenleben ja nicht in der Gestalt der dünnen Kette von bewußten Vorstellungen darstellen, sondern als eine unendlich komplizierte Mannigfaltigkeit gleichzeitiger bewußter und minder oder unterbewußter Vorgänge; dem einheitlichen Gesamtverlauf der leiblichen Lebensprozesse mit seinen zahllosen Teilvorgängen entspräche ein Gesamtverlauf seelischen Lebens von gleicher Kompliziertheit und gleicher Abstufung der Bedeutung, die in den Stufen der Bewußtheit erschiene.

Auf diese Ansicht scheint auch die biologische und die entwickelungsgeschichtliche Betrachtung zu führen. In den niedersten Formen tierischen Lebens finden wir kein Nervensystem, das seelische Leben daran zu heften. Der Körper der Protisten weist überhaupt nichts von einem Zentrum auf, in den man den Sitz des Seelenlebens lieber als an jeden andern Punkt des Systems verlegen sollte. Der ganze Körper erscheint als eine Anhäufung gleichförmiger und gleich funktionierender organischer Substanz. Wird sie geteilt, so ist jeder Teil lebensfähig und übt alle dieselben Funktionen wie das Ganze, reagiert auf Reize, nimmt Nahrung auf, baut ein Gehäuse u. s. f. „Im Protistenkörper

besteht kein einheitliches psychisches Zentrum, der Sitz der psychischen Vorgänge ist vielmehr jedes kleinste Stückchen Protoplasma.“*) Ist der organischen Materie ursprünglich an jedem Punkt Beseeltheit eigen, so ist nicht abzusehen, wie sie dieselbe später sollte völlig eingebüßt haben; Zentralisierung des physischen Lebensprozesses auf höheren Entwickelungsstufen ist mit Umbildung des Lebens der Teile begleitet, aber nicht mit Vernichtung. Sollte nicht auf psychischem Gebiet ein Ähnliches stattfinden? Auch beginnt das physische Leben jedes animalischen Wesens noch beständig in Gestalt einer Zelle, sollte nicht auch das psychische Leben aus der Urform sich immer wieder neu erheben?

Dem nahe liegenden Einwande, daß wir doch thatsächlich von solcher universellen Korrespondenz nichts wüßten, vielmehr tausend Vorgänge des leiblichen Lebens ohne begleitenden Bewußtseinsvorgang blieben, wäre durch die Hinweisung auf die frühere Betrachtung (S. 125 ff.) zu begegnen: nicht alles, was Element des Seelenlebens ist, braucht darum Gegenstand der Selbstwahrnehmung im Bewußtsein zu sein. Im Bewußtsein ist nur ein überaus geringer Teil des gesamten Seelenlebens, das wir doch voraussetzen müssen, um die Vorgänge im Bewußtsein zu konstruieren. Den leiblichen Vorgängen, die nicht in bewußten Seelenvorgängen ihre Begleiterscheinung haben, werden unbewußte oder unterbewußte entsprechen. Die vegetativen Prozesse, die innerorganischen Vorgänge des beständig ablaufenden Stoffwechsels in allen Teilen des Leibes, mit den entsprechenden Ganglienerregungen des sympathischen Nervensystems, haben an irgend welchen minimalen Gefühlserregungen und Strebungen ihre psychischen Äquivalente; aber diese bleiben unter der Schwelle des Bewußtseins; nur eine Summierung aller kommt etwa in Gestalt eines Gemeingefühls, einer organischen Lebensstimmung zum Bewußtsein oder bildet vielmehr den meist kaum merklichen Hintergrund aller Bewußtseinsvorgänge. Nur unter besonderen Umständen erheben sich einzelne Gefühle aus jener Gruppe zu einer Stärke, daß sie ins Bewußtsein kommen, es geschieht regelmäßig dann, wenn irgend welche Störungen zu bedrohlicher Höhe anwachsen und eine Abhülfe fordern, so in den Gefühlen des Hungers, des Durstes, der Müdigkeit, der Atemnot, oder in Gefühlen der Be-

*) M. Verworrn, Psycho-physiologische Protistenstudien S. 211.

friedigung, wenn dem Verlangen entsprochen wird. In diesem Falle, würden wir nun annehmen, findet auch ein entsprechender physiologischer Vorgang in dem zentralen Nervensystem statt, während in der Regel die Vorgänge des Stoffwechsels im engeren Kreis verlaufen und das Gehirn nicht in Mitleidenschaft ziehen.

Dagegen führen Zusammenstöße des leiblichen Lebens mit der äußeren Umgebung in der Regel zu Nervenerregungen, die bis zum Gehirn fortgepflanzt werden. Berührungen der Oberfläche des Körpers treffen überall auf Endigungen von sensiblen Nerven, die die Erregung dem Zentralorgan zuführen. Besonders ausgezeichnete Punkte der Oberfläche sind die Sinnesorgane; ein komplizierter Apparat pflanzt jede leiseste Erregung, z. B. durch Ätherwellen oder Erzitterungen der Luft, zum Gehirn fort. Auch diese Erregungen sind nicht alle mit bewußten psychischen Vorgängen begleitet, die tausend Berührungs- und Bewegungsempfindungen, die von der ganzen Körperoberfläche beständig erregt werden, bleiben meist unter der Schwelle des Bewußtseins; sie sind vorhanden, wie sich in der Direktion der Haltung und Bewegung des Körpers zeigt, ihr Wegfall hat Unsicherheit der Bewegungen zur Folge; sie können auch jederzeit ins Bewußtsein erhoben werden, sobald sich die Aufmerksamkeit darauf richtet; aber in der Regel bleiben sie unterbewußt. Ebenso bleiben auch tausend Sinnesempfindungen, die das Auge und Ohr uns in jedem Augenblick zuführt, unterbewußt, wir sehen und hören mit Bewußtsein in der Regel nur das, was zu unseren augenblicklichen Aufgaben in Beziehung steht. Hat die Aufgabe überhaupt keine Beziehung zur Außenwelt, denken wir etwa über ein abstraktes Problem nach, oder hangen wir der Vorstellung einer fernen Vergangenheit nach, dann sehen und hören wir zeitweilig überhaupt nichts; das heißt, die Nervenerregungen und die Gehirnvorgänge sind auch dann vorhanden und auch die psychischen Äquivalente fehlen nicht; wir werden uns dessen inne, wenn wir plötzlich aus unseren Träumen aufgestört werden, wir erinnern uns ganz deutlich, wirklich dies oder jenes eben vergangene, die Schläge der Glocke, gehört zu haben, es gelingt sogar, sie noch nachträglich zu zählen; aber sie vermochten sich unter diesen Umständen nicht ins Bewußtsein zu erheben.

Augenscheinlich ist dies eine für den Lebenshaushalt der höheren

Tiere wohlthätige oder vielmehr notwendige Einrichtung: die innerorganischen Verrichtungen erregen das Cerebrospinalsystem in der Regel nicht und ebenso bleiben ihre psychischen Äquivalente unter der Schwelle des Bewußtseins. Dagegen werden die Beziehungen zur Außenwelt durch Nervenerregungen, die sich regelmäßig zum Zentralorgan fortpflanzen, repräsentiert und ihre psychischen Äquivalente haben eine größere Bewußtseinsnähe: natürlich, die Erhaltung des Tieres hängt wesentlich von der richtigen Reaktion auf die äußere Umgebung ab; Anpassung seiner Bewegungen an die Vorgänge der Außenwelt ist für ein Tier die große Lebensaufgabe. Es steht hiermit ähnlich, wie mit einem Volkskörper. Die inneren Vorgänge, die sich auf den Stoffwechsel beziehen, die wirtschaftliche Thätigkeit der Einzelnen, ihr Familienleben, das verläuft im engsten Kreis, es kommt nicht zum Gesamtbewußtsein, es ist allerdings in seiner Summe als Untergrund des Gesamtbewußtseins ständig vorhanden, alle die kleinen Leiden und Freuden der Einzelnen bilden auch etwas wie eine Lebensstimmung des Volkes. Dagegen ist ein Volk für die Berührungen mit der Außenwelt ungemein sensibel, jeder Grenzvorfall geht durch alle Zeitungen und beständig horchen tausend Ohren nach dem Stande der internationalen Beziehungen in der Diplomatie.

Das Cerebrospinalsystem hat nun die Aufgabe, die äußeren Verhältnisse des Organismus zu regulieren. Seine peripherischen Endigungen sind für die leiseste Berührung durch Luft- und Ätherwellen empfindlich; Nervenfasern, die isolierende Leitungsbahnen darstellen, führen die Erregungen unvermischt zum Zentralorgan, dieses endlich stellt ein System von Organen dar, welche durch die Nervenerregungen dauernde Dispositionen annehmen. Durch diese Dispositionen, die von der psychischen Seite gesehen, das Gedächtnis bilden, wird dann bei folgender Reizung sowohl der nervöse Vorgang im Zentralorgan (psychisch: die Apperzeption) als die Reaktion (der Entschluß) bestimmt. Die Konzentrierung auf diese Berührungen und Reaktionen hat die Isolierung gegen die innerorganischen Erregungen zur Voraussetzung, oder psychisch, die Entstehung einer Vorstellungswelt, die Entwickelung eines geistigen Lebens setzt eine gewisse Abschließung des Bewußtseins gegen die organischen Gefühle voraus.

Die Entwickelung wäre dann so zu konstruieren: auf der

niedersten Stufe tierischen Lebens ist die Sensibilität für Reize über den ganzen Bestand des Leibes gleichmäßig verbreitet; die Berührung an jedem Punkt ruft eine lokale oder allgemeine Bewegungsreaktion hervor; jeder Vorgang ist begleitet mit irgend einem psychischen Äquivalent, das wir, aus unserem Seelenleben hinein interpretierend, als Gefühl und Strebung deuten. Ebenso sind die innerorganischen Vorgänge mit entsprechenden psychischen Vorgängen begleitet. Eine zusammenhangslose und indifferenzierte Vielheit solcher Augenblicksvorgänge, das ist die Form des niedrigsten Seelenlebens. Mit der aufsteigenden Entwickelung werden die Beziehungen zur Außenwelt immer mannigfaltiger und verwickelter, die Aufgabe der Lebenserhaltung fordert immer mannigfaltigere und feinere Anpassung des Verhaltens an die Zustände und Vorgänge der Außenwelt. Als Organ für diese Leistung wird das Nervensystem ausgebildet; in ihm wird die Sensibilität für Erregungen durch die Außenwelt immer mehr gesteigert und differenziert und in demselben Maße schrumpft sie in den übrigen Teilen der organischen Substanz. Mit der Zentralisation der Sensibilität geht die der Reaktionsbewegungen Hand in Hand; die Zentralorgane des Nervensystems sind regulierende Kontrollapparate, durch welche die ursprünglich allgemeine Reaktionsfähigkeit der organischen Substanz eingeschränkt wird. — Diesem Entwickelungsprozeß des organischen Lebens geht der des seelischen zur Seite; durch die Ausbildung der Empfindungen und des Gedächtnisses werden die organischen Gefühle immer mehr herabgedrückt, das Spiel der Vorstellungen beginnt und mit ihm das Bewußtsein im eigentlichen Sinne, das nicht ohne die Beziehung eines psychischen Elements auf ein Ganzes gedacht werden kann.

Ich komme zum Schluß dieser ganzen Betrachtung. Setzt man Seelenleben und bewußtes Denken gleich, dann kommt man dahin, wohin die Cartesianer durch ihre Erklärung der Seele als res cogitans geführt wurden: den Tieren, überhaupt den untermenschlichen Wesen die Seele abzusprechen. Ist dagegen auch im Menschenleben das bewußte Vorstellen und Denken nicht das Ganze, giebt es unter der Oberfläche ein unterbewußtes Seelenleben, so hindert nichts zu denken, daß es auch Seelenleben giebt, in dem es zu einem Bewußtsein in der Weise menschlichen Selbstbewußtseins überhaupt nicht kommt. Selbst-

bewußtsein setzt Weltbewußtsein mit ausgedehnter Erinnerung, ja Gattungserinnerung, d. h. geschichtliches Bewußtsein voraus: Selbstbewußtsein im eigentlichen Sinne hat das Ich nur als geschichtliches Wesen. So etwas werden wir den Tieren nicht zuschreiben; auch das klügste Tier könnte seine Lebensgeschichte nicht erzählen. Ihr Seelenleben wird dem ähnlich sein, das wir in uns unterhalb des selbstbewußten Denkens und Wollens antreffen. Es wird, in allmählicher Abstufung, die Vorstellungsseite mehr und mehr schwinden, die Erinnerung immer kürzer, die Wahrnehmung immer dürftiger werden, damit wird auch der Wille immer mehr die Form vorausschauender Zielsetzung, bewußten Verlangens oder Begehrens verlieren, bis schließlich als Inhalt des Seelenlebens nichts als ein momentanes Triebgefühl bleibt, das durch die Berührung mit der Umgebung ausgelöst wird. Innere Vorgänge von solcher Art wären als die Begleiterscheinungen zu den Bewegungsvorgängen auch jenseits der Grenze des organischen Lebens zu konstruieren.

Damit wäre denn gegenüber der materialistischen eine idealistische oder spiritualistische Ontologie begründet. Sie beruht wesentlich auf der parallelistischen Theorie von dem Verhältnis des Physischen und Psychischen, und auf der voluntaristischen Psychologie. Ihren Abschluß aber findet sie in der monistischen Lösung des kosmologischen Problems, zu dem wir uns nun wenden.

Zweites Kapitel.

Das kosmologisch-theologische Problem.

1. Thatsachen und Hypothesen.

Die Frage nach dem Wesen des Wirklichen macht das ontologische Problem aus. Das kosmologische Problem ist die Frage nach dem Zusammenhang des Wirklichen und seiner Gesamtgestaltung. Ich bezeichne zunächst die Thatsachen, die die Frage aufgeben.

Der gemeinen Vorstellung erscheint die Welt als eine Vielheit selbständiger Dinge, deren jedes sein Dasein unabhängig von allen übrigen hat. Allerdings bleiben sie nicht völlig gleichgültig neben einander, sie stehen in Beziehungen zu einander, sie wirken auf einander. Doch ist dieser Zusammenhang durch Wechselwirkung für das Dasein jedes Elements an sich entbehrlich.

Fassen wir die Sache etwas genauer ins Auge, so ergeben sich ein paar bemerkenswerte weitere Thatsachen. Zuerst, Wirken und Leiden findet nicht bloß gelegentlich und hin und wieder, sondern beständig und allgemein statt. Jeder Teil der Wirklichkeit steht mit jedem andern in unausgesetzter Wechselwirkung. So lehrt die Physik. Ein Ziegelstein fällt vom Dach. Wir sagen, die Erde zieht ihn mit einer der Masse entsprechenden Kraft an; das heißt: seine Bewegung wird in jedem Moment bestimmt durch die Beziehung aller seiner Teile zu allen Teilen, die den Körper der Erde ausmachen. Wäre die Masse der Erde kleiner, oder wäre ein Teil zeitweilig unthätig, so würde die Bewegung des Ziegelsteins eine andere sein; auf dem Monde fiele er mit geringerer, auf dem Jupiter mit größerer Geschwindigkeit. Ebenso wirken alle Teile des Steins auf die Erde, indem sie ihr einen Antrieb zur Bewegung in der Richtung auf den gemeinsamen Schwerpunkt erteilen. Es stellt sich uns also die Bewegung des Steines als ein Teil einer Gesamtbewegung dar, die er mit allen Teilen der Erde gegen einen gemeinsamen Zielpunkt aus-

führt, den Schwerpunkt des Systems. Gleichzeitig steht dies System zu einem größeren System in demselben Verhältnis; jede Veränderung, die in ihm sich zuträgt, die kleinste Verlegung des Schwerpunkts wirkt auf die Bewegung des gesamten Planetensystems zurück. Und dieses steht wieder in Wechselwirkung mit einem weiteren Kreis, einem Milchstraßensystem, zu dessen Konstruktion freilich uns die Daten noch fehlen. Also: alle Massenteilchen, die neben einander im Raum sind, bilden ein einheitliches System mit einer einheitlichen Bewegung, in der jede Bewegung eines Teils als Teilbewegung beschlossen und bestimmt ist.

Derselbe Zusammenhang, der alle Bewegungen im Raum, zu einer allumfassenden Einheit zusammenschließt, beschließt sie auch zur Einheit in der Zeit. Der Ziegelstein wurde durch einen Sturm vom Dach geworfen. Der Luftstrom ist die Wirkung der verschiedenen Erwärmung verschiedener Teile der Erdoberfläche; diese Ursache ist selbst wieder die Wirkung früherer Umstände, der Bewölkung, der Niederschläge, der Meeresströmungen, der Gestaltung der Erdoberfläche und ihrer Bewegung, und so fort ins Unendliche. Hätte ein vollkommener Rechner die Massen und ihre Lage und Bewegung gegen einander in irgend einem beliebig fernen Zeitpunkt der Vergangenheit genau in Anschlag zu bringen vermocht, so wäre er auch imstande gewesen das Eintreten dieses Ereignisses zu dieser Zeit an diesem Ort vorauszusehen, wie der Astronom das Eintreten des Mondes in den Erdschatten auf die Sekunde voraus berechnet.

Wir werden also auf die Formel geführt: alle Bewegungen in der unendlichen Zeit und dem unendlichen Raum bilden in Wahrheit eine einzige Bewegung; die Körperwelt ist ein einheitliches System mit einer einzigen großen Bewegung, zu der sich alle Einzelbewegungen als mit dem Ganzen gesetzte Teile verhalten. Oder mit Leibniz: „jeder Körper spürt alles, was sich in der ganzen Welt ereignet, so daß jemand, der alles sieht, in jedem einzelnen lesen könnte, was sich überall begiebt und dazu alles, was sich begeben hat und begeben wird, indem er in dem Gegenwärtigen das in Zeit und Raum Ferne wahrnimmt.“ (Monadologie, § 61.)

Eine zweite Thatsache, die in der Konstitution der Welt bedeutsam hervortritt, ist die Herrschaft allgemeiner Gesetze. So groß

ist die Gleichartigkeit der Elemente, daß das Verhalten aller, wenigstens nach gewissen Seiten, durch einfache Formeln ausgedrückt werden kann. Die Gesetze der Mechanik, oder das Gravitationsgesetz sind, so nehmen wenigstens Physik und Astronomie an, der genaue Ausdruck für das Verhalten jedes Massenteilchens, das irgendwo im unendlichen Raum sich findet, irgendwann in der unendlichen Zeit thätig ist; jedes könnte an die Stelle jedes der Masse nach gleichen substituiert werden, ohne daß eine Veränderung im Weltlauf einträte. Diese Homogeneität aller Teile der Wirklichkeit ist offenbar für unser Denken nicht eine notwendige; es wäre durchaus denkbar und bei der Voraussetzung, daß die Welt aus vielen absolut selbständigen Elementen besteht, eigentlich eine nahe liegende Erwartung, daß dieselben alle möglichen Verschiedenheiten des Verhaltens zeigen. Dann wäre Naturwissenschaft in dem jetzigen Sinne nicht möglich, vielleicht überhaupt nicht möglich. Daß es der Fall ist, ist für unser Denken ein glücklicher Zufall.

Hierzu kommt endlich eine dritte bedeutsame Thatsache: die kosmische Gliederung der Wirklichkeit. Das große einheitliche System, das wir die Welt nennen, zeigt eine Neigung zu einer eigentümlichen Anordnung seiner Teile, die Neigung nämlich, sich in kleinere, relativ in sich geschlossene Systeme, mit einer ebenso relativ geschlossenen Bewegungseinheit zu gliedern. Das umfassendste System, das uns übersehbar ist, ist unser Planetensystem; selbst ein relativ in sich geschlossenes Teilsystem eines Systems höherer Ordnung, gliedert es sich wieder in kleinere Einheiten, die Himmelskörper, die sich zum Teil selbst wieder als vielgliedrige kosmische Systeme, Planeten mit Trabanten und Ringen, darstellen. Jeder dieser Teile zeigt, wie das ganze Sonnensystem, zyklische Bewegung und einheitliche Entwickelung: jeder Himmelskörper bewegt sich in periodischen Umläufen um die eigene Achse und um den Zentralkörper; zugleich durchläuft er eine Reihe von Entwickelungsstufen, die sich zu einer einheitlichen Geschichte zusammenschließen. Für die Erde sind wir imstande, ihre Entwickelungsgeschichte wenigstens im Umriß zu skizzieren. Auf der Erde, dem einzigen uns näher bekannten Himmelskörper, treten uns wieder verkleinerte Abbildungen gleichsam jener kosmischen Einheiten entgegen, die Organismen. Wie Mikrokosmen wiederholen sie das Bildungsgesetz der Makrokosmen, sie stellen kleine einheitliche,

gegliederte Syſteme dar mit einer Reihe periodiſch wiederkehrender Veränderungen, Blutumlauf, Atmung, Stoffwechſel, Generationswechſel, die von einer einheitlichen Geſamtentwickelung (Geburt, Entwickelung, Alter, Tod) umſchloſſen werden. Überall laufen dieſe Veränderungen in relativ geſchloſſener Einheit ab, aber mit Beziehung auf die Bewegungen in dem größeren Syſtem: die Pflanzen und Tiere fügen ſich mit ihren zykliſchen Lebensprozeſſen den zykliſchen Bewegungen des Erdkörpers ein; der Generationswechſel folgt im Ganzen dem Wechſel der Jahreszeiten, alſo der Bewegung um den Zentralkörper, die Lebensbethätigung und der Stoffwechſel ſtehen zu dem Wechſel von Tag und Nacht, alſo der Achſendrehung, in engſter Beziehung. Endlich löſt die Phyſiologie die lebenden Körper wieder in kleinere Einheiten, die Zellen, auf, die nochmals in verkleinertem Maßſtab denſelben mikrokosmiſchen Charakter zeigen. Und zuletzt zeigt die Chemie, daß alle Körper, organiſche und unorganiſche, aus kleinen Syſtemen beſtehen, den Molekülen, die ſie wieder als ein Spiel vorausgeſetzter Teile konſtruiert, der Atome. Hier bleibt die Analyſe einſtweilen ſtehen, der Zukunft überlaſſend, auch die Atome wieder als zuſammengeſetze Syſteme zu konſtruieren. — So ſtellt uns die Naturwiſſenſchaft die Wirklichkeit als einen durchgängig einheitlichen und durchgängig gegliederten Kosmos dar.

Es iſt leicht zu ſehen, daß die geiſtige Welt, ſo viel wir von ihr erkennen, denſelben Charakter zeigt, Einheit und Gliederung ſind auch hier die hervortretenden Grundzüge. Es giebt in der geiſtig-geſchichtlichen Welt ſo wenig als in der phyſiſchen vereinzelte Elemente, vielmehr ſchließen ſich alle zu einer Einheit geiſtig-geſchichtlichen Lebens zuſammen. Man nehme ein beliebiges Einzelleben. Sein Inhalt kann nicht beſchrieben werden, als durch Einfügung in den geſchichtlichen Zuſammenhang; die ganze Zeitgeſchichte und die ganze Vergangenheit iſt darin und auf die ganze Zukunft gehen die Wirkungen. Eine Biographie Leſſings kann nicht geſchrieben werden, ohne daß Friedrich der Große und Voltaire, Göze und Gottſched, Leibniz und Spinoza darin vorkommen. Aber jeder dieſer Namen ſteht wieder in neuen Beziehungen zu Zeitgenoſſen und Vorfahren; die ganze geſchichtliche Welt des ſiebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts bringt hinein und nur durch Willkür kann das Einzelne herausgelöſt und für ſich dar-

geſtellt werden. Und die Entwickelung der Neuzeit hängt wieder aufs innigſte mit Renaiſſance und Reformation, mit Mittelalter und Altertum zuſammen; und im Griechentum berührt ſich das Altertum mit dem Orient; alle dieſe Dinge ſind die Vorausſetzung des geiſtigen Inhalts, welchen wir das Leben Leſſings nennen. Man ſieht, die geiſtig-geſchichtliche Welt iſt eine Einheit, wie die phyſiſche Welt: Alles in jedem und jedes in allem!

Und ebenſo zeigt ſich auch hier die Neigung zur Bildung kleinerer relativ geſchloſſener Kreiſe: die Menſchheit gliedert ſich in Völker, deren jedes eine Einheit geiſtigen Lebens bildet, in ſich zuſammengeſchloſſen durch die Einheit der Sprache, worin der geiſtige Inhalt ſich objektiviert; die Völker gliedern ſich wieder in Stämme, dieſe in Landſchaften, die Landſchaften in einzelne Orte, die Orte in Familien, jede dieſer Gruppen ein einheitlicher, relativ in ſich geſchloſſener Lebenskreis mit eigener Geſchichte und eigentümlichem geiſtigen Inhalt. Die letzten Einheiten bilden die Individuen, in deren jedem die größeren Kreiſe zu einer einzigen, ſo nur einmal vorkommenden Bildung inneren Lebens ſpezialiſiert ſind.

Alſo die Wirklichkeit ſtellt, ſo viel wir ſehen können, ein einheitliches, gegliedertes, von Geſetzen durchgängig beherrſchtes Syſtem dar, einen Kosmos. Das iſt die Thatſache. Und nun erhebt ſich die Frage: wie ſollen wir dieſe Thatſachen deuten oder konſtruieren? Woher kommt es, daß die Welt nicht eine chaotiſche Vielheit gegen einander abſolut gleichgiltiger Elemente iſt, denkbar wäre ja auch das; woher kommt die kosmiſche Natur des Wirklichen, die Gliederung und die Zuſammenſchließung aller Dinge zu einem einzigen großen Durcheinander und Füreinander?

Es giebt drei Verſuche, dieſes Problem zu löſen, drei kosmologiſche Hypotheſen: den Atomismus, den anthropomorphiſchen Theismus und den Pantheismus.

Der Atomismus (der nicht notwendig materialiſtiſch iſt, auch eine ſtreng durchgeführte Monadologie gehört hierher) nimmt an, daß durch das bloße zufällige Nebeneinander an ſich völlig ſelbſtändiger Urelemente der Schein der Einheit entſteht. Ein urſprünglicher innerer Zuſammenhang der Atome exiſtiert überhaupt nicht, aber indem ſie, an ſich gleichgültig gegeneinander, ſich im leeren Raum bewegen und

begegnen, entstehen jene vorübergehenden Verbindungen, die wir Dinge und Zusammenhänge von Dingen nennen; und indem unendlich viele Elemente im unendlichen Raum in der unendlichen Zeit sich durcheinander bewegen, müssen alle möglichen Kombinationen zeitweilig wirklich werden.

Der anthropomorphische Theismus behauptet dagegen: es ist nicht denkbar, daß die Einheit, Gliederung und Ordnung der Wirklichkeit ein Ergebnis des Zufalls oder blindgesetzmäßiger Bewegung ist; die Form der Welt ist nur durch die Wirksamkeit einer nach Zwecken thätigen, Gliederung und Verlauf in Gedanken vorausnehmenden baumeisterlichen Intelligenz zu erklären.

Der Pantheismus endlich setzt das Prinzip der Einheit als ein der Welt immanentes. Die Wirklichkeit ist ein einziges Wesen; nicht die Einheit, sondern die Vielheit ist Schein. Oder, die Elemente der Wirklichkeit sind nicht selbständige Dinge, deren Summe das Ganze ausmacht, sondern sie sind durch das Ganze gesetzte Momente, in ihm seiende Bestimmungen oder Modifikationen seines Wesens.

2. Atomistische und teleologisch-theistische Naturerklärung.

Die Erörterung der konkurrierenden Hypothesen beginne ich mit der Darstellung des Gegensatzes der atomistischen und der theistischen Hypothese, und zwar zunächst in der Gestalt, wie er Jahrtausende lang das Denken der Menschen beherrscht hat, das heißt ohne Rücksicht auf die Veränderung des Problems, welche in unserem Jahrhundert die entwickelungsgeschichtliche Biologie und Kosmologie mit sich geführt haben. Es sind die beiden Anschauungen, die dem gewöhnlichen Denken auch heute noch am nächsten liegen; der Atomismus ist vorherrschend in den Kreisen der naturwissenschaftlichen Bildung, der anthropomorphische Theismus in den Kreisen, die unter dem Einfluß der kirchlichen Philosophie stehen. Wozu ich denn gleich bemerke, daß die Kirchenlehre in einem wesentlichen Stück von der Ansicht, die ich mit dem Namen des anthropomorphischen Theismus bezeichne, sich unterscheidet, darin nämlich, daß sie keine selbständig seiende Materie annimmt, daß sie Gott nicht als Baumeister, sondern als Schöpfer der Welt aus nichts ansieht. Damit nähert sie sich der dritten Auf-

fassung, der pantheistischen, so sehr, daß sie begrifflich von ihr nicht getrennt werden kann: ein Wesen, das alle übrigen aus nichts erschafft, ist notwendig das einzig selbständige oder wahrhaft seiende Wesen. Dingen, die von ihm erschaffen und im Dasein erhalten werden, kommt ihm gegenüber keine Selbständigkeit zu; sie sind im Verhältnis zu Gott Bethätigungen oder Bestimmungen seines Wesens. Die Allmacht kann alles, nur nicht ihren Geschöpfen Selbständigkeit sich selber gegenüber geben, sie müßte ihnen denn die Unerschaffenheit geben können.

Der anthropomorphische Theismus, um mit seiner Darstellung zu beginnen, stützt sich etwa auf folgende Beweisführung; man nennt sie die teleologische.

Überall, wo wir eine Vielheit von Elementen, die ihrem Dasein nach von einander unabhängig sind, so angeordnet finden, daß sie durch ihr Zusammenwirken regelmäßig einen sinn- oder wertvollen Erfolg hervorbringen, da nehmen wir an, daß die Anordnung der Teile durch eine Intelligenz bewirkt sei, die den Erfolg als Zweck wollend, die Zusammenfügung der Teile als Mittel ins Werk setzte. In einer Uhr z. B. sind viele Teile: Räder, Zapfen, Steine, Zeiger, Zifferblatt, Feder, so zusammengefügt, daß ihr Zusammenwirken eine gleichförmige Bewegung der Zeiger zur Folge hat, wodurch die Uhr zu einem geeigneten Werkzeug der Zeitmessung wird. Jedermann, der den Zweck kennt und die Anordnung der Teile sieht, schließt sogleich mit Zuversicht auf einen Ursprung dieses Dinges aus Kunst und Absicht. Und wenn er auf einer unbewohnten Insel eine Uhr oder auch nur ein Bruchstück eines Zahnrades fände, so würde er alsbald sagen: hier waren Menschen; nicht der Zufall hat die Elemente so zusammengeführt, sondern menschliche Absicht.

Nun, eben dieser Fall liegt in der Natur im Großen vor. Wir sind nicht Augenzeugen der ersten Anordnung der Teile gewesen; aber überall begegnen uns Erzeugnisse des Naturlaufs, die Erzeugnissen menschlicher Kunst und Absicht so sehr gleichen, daß wir auf ähnlichen Ursprung, auf die Thätigkeit einer baumeisterlichen Intelligenz zu schließen genötigt werden. Vor allem gilt das von den Lebewesen. Sie gleichen in Bau und Verrichtung sehr komplizierten Maschinen. Die Teile: Knochen, Muskeln, Bänder, Nerven, Gefäße, Herz, Lunge, Blut, Magen, Haut, Haare u. s. w. sind so zusammengefügt, daß

ihre Wechselwirkung jenen Erfolg, den wir Leben nennen und als sinn- und wertvoll, ja als die Voraussetzung aller Werte erkennen, zur Folge hat. Und jeder dieser Teile ist wieder zusammengesetzt und zeigt dieselbe erstaunliche Anpassung vieler Teile zur Ermöglichung einer für das Ganze notwendigen Funktion. Man nehme das Auge. Da haben wir zuerst die Netzhaut mit den Endigungen der Fasern des optischen Nerven, erstaunlich komplizierte Gebilde, wie das Mikroskop zeigt, geeignet, von jenen leisesten Erschütterungen, den Lichtwellen, erregt zu werden und ihre Erregung durch die Nervenfasern dem Gehirn zuzuführen. Die allgemeine Lichtempfindlichkeit würde aber zur Orientierung in der Wirklichkeit wenig nützlich sein, wenn nicht scharf umrissene Bilder der Objekte auf die Retina geworfen würden. Dies bewirkt der vorgelagerte optische Apparat: durch Hornhaut, Linse, Glaskörper werden die einfallenden Lichtstrahlen so gebrochen, daß sie ein scharfes verkleinertes, umgekehrtes Bild des Gegenstandes auf die Netzhaut zeichnen. Der bewegliche Schirm der Iris mit der zentralen Öffnung der Pupille, der die trübenden Strahlen, die durch den Rand der Linse gehen würden, abhält, die Auskleidung der Augenhöhle mit schwarzem Pigment, ein kompliziertes Muskel- und Nervensystem, wodurch dem Auge die Accommodation an verschiedene Entfernung der Objekte, sowie allseitige Beweglichkeit in der Augenhöhle verliehen wird, vollenden seine Brauchbarkeit. Endlich ist das ganze so wichtige Organ aufs sorglichste verwahrt; eingebettet in eine Knochenhöhle des Schädels, wird es noch durch Lider, Wimpern, Brauen gegen allerlei zufällige Schädlichkeiten geschützt.

Was uns hier entgegentritt, wiederholt sich im Organismus tausendfach; jedes Organsystem zeigt dieselbe künstliche Zusammenfügung einer Vielheit von Teilen zu einem Werkzeug, dessen Thätigkeit die Erhaltung des Lebens, sei es des Individuums, sei es der Art, ermöglichen hilft. Je tiefer mit neuen Untersuchungsmitteln Anatomie und Biologie in den Bau und die Funktionen des Leibes eindringen, desto erstaunlicher wird die Sache; immer größer wird vor unseren Augen die Komplikation, immer tiefer bringt die Gliederung, immer mannigfacher wird die Bildung. Aber in demselben Maße wächst das Wunder der Zusammenstimmung der Teile zum Ganzen, der Anpassung des Ganzen an seine Umgebung; jede Erweiterung und

Vertiefung der Erkenntnis führt die Biologie zu tieferer Einsicht in die innere Einheit des Plans, der die Gestaltung beherrscht. Wie ein Architekt der Natur, so ruft Trendelenburg, der Erneuerer der aristotelischen Teleologie in diesem Jahrhundert, bewundernd aus, entwirft Cuvier aus dem Zweck die Mittel und das Gefüge des Baues einer Tierart.*) Ein paar Bruchstücke des Skeletts einer ausgestorbenen Tierart sind ausreichend, den Meister den Plan des Ganzen erkennen, das Tier nach Bau und Verrichtung vor unsern Augen wieder herstellen zu lassen. —

Wie sind die lebenden Wesen entstanden? Jetzt entstehen sie durch Zeugung und Wachstum; die Form wird durch Vererbung von elterlichen Individuen abgeleitet. Aber wie sind sie ursprünglich entstanden?

Auf diese Frage giebt der atomistische Materialismus die Antwort: durch ein spontanes Zusammentreffen von Atomen, die sich nach allgemeinen physikalischen Gesetzen bewegen. Im unendlichen Ablauf blind notwendiger Bewegungen müssen alle möglichen Anordnungen der Elemente sich verwirklichen, darunter gelegentlich auch diejenigen, die in den Tier- und Pflanzenformen vorliegen; tausend Kombinationen mochten wieder zerfallen, endlich mußten doch auch einmal solche zustande kommen, die sich zu erhalten und fortzupflanzen vermochten.

Ist das denkbar? fragt der Teleolog; oder wenn denkbar, ist es möglich zu glauben, daß so etwas sich wirklich zugetragen hat? In irgend einem Zeitpunkt kamen also an irgend einem Ort, hier auf dem nackten Erdboden, oder im Schlamm, oder im Wasser, oder in der Luft, alle die Elemente zusammen, die einen Adler oder einen Haifisch oder einen Löwen bilden: da stand er, plötzlich zusammengeweht, mit Haut und Haaren, mit Augen und Ohren, mit Zähnen und Krallen, mit Herz und Adern und kreisendem Blut darin? Die verwegenste Phantasie versuche sich daran, den Hergang auszumalen! Und man bedenke: in demselben glücklichen Augenblick muß derselbe Zufall auch noch eine Löwin zu Wege bringen und zwar an eben demselben Ort, denn sonst wäre der große Wurf ja noch vergeblich gewesen! Und natürlich auch ein Beutetier, eine Gazelle, oder also ein

*) Logische Untersuchungen, 2. A. 1862, II, 8.

Gazellenpaar, oder vielmehr eine ganze Anzahl von Paaren, ausreichend zur Fütterung, bis die Fortpflanzung für Ersatz gesorgt hätte.

Man wird gestehen müssen, wenn das nicht unglaublich ist, dann giebt's auf der Welt überhaupt nichts Unglaubliches. Und die Sache wird um nichts glaublicher, wenn man etwa, den Spuren des Empedokles folgend, erst die Teile einzeln für sich entstehen läßt, Arme und Beine ohne Rumpf, Augen und Ohren ohne Kopf, um diese dann sich finden und, wenn zu einander passend, sich dauernd verbinden zu lassen. Aristoteles hat völlig recht, wenn er dieser Vorstellung den Gedanken entgegenstellt: das Ganze ist früher als die Teile, an und aus dem Ganzen wachsen die Teile und es giebt für sie keine andere Art der Entstehung. Das kleinste Haar wird nicht entstehen, als auf dem Körper, zu dem es gehört, und wenn man noch so lange die Atome durcheinander schüttelt. Und nun sollen wir gar glauben, daß die Haare eines Löwenfelles, nachdem sie einzeln entstanden und zu Hunderttausenden einzeln durch die Welt geschwirrt waren, plötzlich eines Tages in einer Haut zusammen fuhren, jedes in das prästabilirte Loch sich fügend? Da wäre doch noch hundertmal glaublicher, daß eines Tages, etwa durch ein Erdbeben, tausende von Gesteinstrümmern gerade so abgerieben und zusammengerüttelt wurden, daß sie einen dorischen Tempel und ein andermal einen gotischen Dom darstellten, oder daß jemand, Millionen von Typen aus einem großen Sack ausschüttend, endlich einmal es erreichte, daß sie gerade recht zusammenfielen, um eine Ilias oder eine Äneis zu bilden.

In der That, jenen Vorstellungen geschieht kein Unrecht, wenn Aristoteles sie einmal dem Irrereden Trunkener vergleicht und den Anaxagoras preist, der mit dem Gedanken: Vernunft sei es, durch die Ordnung in das Chaos gebracht sei, wie ein Nüchterner dazwischen trete und uns auf den Boden vernünftiger und denkbarer Gedanken stelle.*)

Für uns hat dieser Gedanke des Anaxagoras nichts Neues und Überraschendes, er scheint uns nahe liegend und manchem kommt er heutzutage trivial vor. Aber damals war er eine Entdeckung. Die

*) Aristoteles Metaph. I, 4 (984 b 15): *νοῦν δή τις εἰπὼν ἐνεῖναι καθάπερ ἐν τοῖς ζῴοις καὶ ἐν τῇ φύσει τὸν αἴτιον τοῦ κόσμου καὶ τῆς τάξεως πάσης, οἷον νήφων ἐφάνη παρ' εἰκῆ λέγοντας τοὺς πρότερον.*

Götter des griechischen Volksglaubens waren nicht Schöpfer oder Bildner, sondern Geschöpfe der Welt; daß die Welt das Werk eines Geistes sein könne, war den Griechen ursprünglich eine ganz fremde Vorstellung. Was die griechische Philosophie dem, der sie mit geschichtlichem Sinn betrachtet, so anziehend macht, das ist eben dies, daß man in ihr sieht, wie dem Menschengeist allmählich das Staunen über die Welt kommt. Der gewöhnliche Mensch staunt nicht über die Dinge; sie sind ihm von klein auf vertraut, was wäre daran wunderbar? Daß Sonne, Mond und Sterne auf- und untergehen, daß Pflanzen und Tiere entstehen und wachsen, nun, das war immer so, was wäre daran auffallend? Erst dem Philosophen kommt die Sache wunderbar vor; oder vielmehr, daß Einer über das, was bisher aller Welt selbstverständlich vorkam, in Staunen und Nachdenken fiel, das ist, wie Plato und Aristoteles bemerken, der erste Anfang des Philosophierens. Wie ist das Himmelsgebäude entstanden? und wie sind ursprünglich Pflanzen und Tiere entstanden? Mit diesen Fragen nach dem Ursprung der großen und der kleinen Welt beginnt die griechische Philosophie. Und ihre ersten Antworten sind jene Versuche, die Natur aus irgend welchen Beschaffenheiten und Bewegungen von Urelementen zu erklären.

Anaxagoras nun war es, dem zuerst die Undenkbarkeit dieser Gedanken zum Bewußtsein kam. Je mehr sie klar und bestimmt formuliert wurden, wie es zuletzt durch die Philosophie der Atomisten geschehen war, desto deutlicher trat ihre Unmöglichkeit zu Tage. Und so sprach, angesichts der mathematischen Gesetzmäßigkeit des Weltbaues und der ewigen Ordnung der himmlischen Bewegungen, Anaxagoras zum erstenmal in der griechischen Welt den folgenreichen Gedanken aus: aus dem Geist allein kann diese Ordnung stammen. Plato und Aristoteles haben den Gedanken aufgenommen, er ist der Angelpunkt ihrer Weltanschauung: nicht blinde Bewegung, sondern die Kraft eines auf das Gute gerichteten Gedankens giebt den Dingen, sie allgegenwärtig durchdringend, ihre Gestalt und Wirklichkeit. Freilich muß dazu ein „Anderes" vorausgesetzt werden, das die „Gedanken" einerseits in sich aufnimmt, andererseits freilich auch ihre reine Ausführung hemmt, ein irrationaler Faktor neben dem rationalen, das ist die Materie. Und damit ist denn zugleich die Schwierigkeit, welche der neuen Theorie anhängt, gegeben: wie verhält sich der Gedanke zum

Stoff? woher die Macht, die er über ihn übt? Hat die kosmische Vernunft, wie der menschliche Werkmeister, Augen und Hände? Trendelenburg spricht (Log. Unt. S. 74) die Schwierigkeit so aus: „Wir beobachten nirgends in der Natur den Punkt, an welchem der Gedanke die Kraft fasse und ergreife und seinen Zwecken entgegenführe, und die Spekulation vermag ihn nirgends zu zeigen. Die Betrachtung, welche den inneren Zweck sucht, gründet das Ideale im Realen, aber ihr fehlt noch die Erkenntnis, wie das Ideale ins Reale komme, ins Reale hineintrete. Der menschliche Gedanke des Zweckes verfügt über die ausführende Hand und sie leitet den realen Vorgang ein: für den Vorgang in der Natur bricht an diesem Orte die Übereinstimmung ab, und vornehmlich in diese Lücke der Erkenntnis wirft sich der Zweifel, der den Zweck ungläubig betrachtet. Es ist nicht unmöglich," fügt er resigniert hinzu, „daß sich nicht unsere Erkenntnis ergänze; für jetzt genüge es, zu wissen, was wir erkennen und was wir nicht erkennen."

In der That, es ist diese „Lücke der Erkenntnis," durch die der Zweifel immer wieder eindrang und die teleologische Erklärung der Natur beunruhigte. Eine Erklärung aus einem Gedanken, dessen Dasein empirisch nicht nachgewiesen und dessen Wirksamkeit physikalisch oder physiologisch nicht konstruiert werden kann — es ist nicht befremdlich, wenn der Naturforscher damit nichts zu machen wußte und darum immer wieder auf den mechanistischen Erklärungsversuch sich zurückgewiesen sah. So unwahrscheinlich die empedokleische Erklärung der Entstehung organischer Wesen aussehen mag, es ist doch ein Versuch, den Vorgang anschaulich darzustellen; indem die teleologische Erklärung auf anschauliche Konstruktion verzichtet, verzichtet sie auf eine naturwissenschaftliche Erklärung überhaupt.

So ist das Dilemma der mechanischen und teleologischen Naturansicht gegeben; es geht durch die ganze Geschichte der Philosophie. In der antiken Philosophie nimmt die Schule Epikurs die atomistisch-mechanistische Naturphilosophie Demokrits gegenüber der von Sokrates ausgehenden idealistisch-teleologischen Spekulation wieder auf. In der Philosophie der Neuzeit fällt das vorherrschende Interesse an der Naturwissenschaft zu Gunsten jener Auffassung in die Wagschale. Mit dem Durchdringen der neuen kosmischen und physikalischen An-

schauungen im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert tritt eine starke Abneigung gegen die teleologische Naturerklärung hervor, welcher die vom Mittelalter ererbte Schulphilosophie im Anschluß an den kirchlichen Lehrbegriff und an die aristotelische Philosophie nur mühsam widerstand. Sie ist als Tendenz sichtbar bei Bacon und Descartes; sie setzt sich rein durch bei Spinoza, der die Naturerklärung aus Zwecken schlechthin verwirft. Dann tritt freilich wieder eine Rückströmung ein; im achtzehnten Jahrhundert hat die teleologische Naturauffassung wieder das Übergewicht. In der Popularphilosophie der deutschen wie der englischen Philosophie dieses Zeitalters ist die Naturerklärung aus den Absichten einer supranaturalen Vernunft vielleicht naiver durchgeführt, als je zuvor. Es hängt das einerseits zusammen mit dem allgemeinen konziliatorischen Charakter des Jahrhunderts, wie er in seinen beiden Führern auf philosophischem Gebiet, in Leibniz und Locke, hervortritt. Dann aber trug dazu wohl auch der Umstand bei, daß die kleine Welt, die Welt der lebenden Wesen, der mechanistischen Erklärung so sehr viel hartnäckigeren Widerstand leistete, als im ersten Siegesrausch die moderne Naturwissenschaft erwartet hatte. Man muß Descartes' physiologische Abhandlungen lesen, um zu empfinden, wie zuversichtlich die mit den neuen Prinzipien ausgerüstete Philosophie an die Erklärung der Lebensvorgänge ging, überzeugt, daß es ihr in kurzem gelingen müsse, jedes Geheimnis des Lebens durch die Aufzeigung seines Mechanismus aufzudecken. Statt dessen führten Anatomie und Physiologie, namentlich seitdem sie durch das Mikroskop unterstützt wurden, in immer neue und tiefere Geheimnisse. Wie ratlos stehen wir heute vor dem Mechanismus des Nervensystems, dessen Thätigkeit Descartes so einfach zu erklären weiß. So geschah es, daß auch die Naturforscher, wenn sie nicht geradezu zur teleologischen Ansicht sich bekannten, sie doch wegen Mangels einer besseren passieren ließen. Noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erscheint die atomistisch-mechanistische Naturauffassung fast ausgestorben. Vitalistisch-teleologische Vorstellungen, wie sie etwa, wenn wir von der spekulativen Philosophie absehen, Trendelenburg vertritt, waren auch in den Kreisen der Naturforschung vorherrschend.

In der That, bliebe uns nur die Wahl zwischen Empedokles

und Anaxagoras, dann könnte die Entscheidung kaum zweifelhaft sein. Daß Tiere und Pflanzen so ohne weiteres einmal durch ein Zusammenfallen der Teile sollten entstanden sein, ist und bleibt unglaublich. Das fühlten auch so kritische Köpfe wie Voltaire und Hume. So wenig sie im übrigen der theologischen Philosophie der Zeit einzuräumen geneigt waren, so schien ihnen doch die Leugnung der Zwecke in der organischen Welt und die rein mechanische Erklärung eine aussichtslose Sache. Freilich entging ihnen die Schwäche der teleologischen Ansicht ebenso wenig. Und so sahen sie sich hier vor ein unlösbares Dilemma gestellt.

Erst mit der neuen biologischen Anschauung, deren jüngste Entwickelung an Darwins Namen geknüpft ist, scheint sich ein Ausweg wenigstens aus den nächsten und drückendsten Schwierigkeiten zu ergeben. Ehe ich aber hierauf eingehe, möchte ich über die alte teleologische Beweisführung ein paar kritische Bemerkungen machen; die Sache hat doch auch heute noch nicht bloß geschichtliches Interesse.

3. Kritik des teleologischen Beweises.

Eine allgemeine Bemerkung über den Wert des teleologischen Beweises für Religion und Metaphysik mag die kritische Erörterung einleiten.

In manchen Kreisen besteht wohl auch heute noch die Neigung, in dieser Beweisführung, deren eigentliches Demonstrandum also der Satz ist: die Gestaltung der Körperwelt kann nicht ohne die Annahme einer nach Absichten wirkenden Ursache erklärt werden, ein Stück des philosophischen Unterbaus der Theologie oder gar eine unentbehrliche Stütze des Gottesglaubens, und folglich in seiner Kritik einen Angriff auf die Religion zu sehen.

Mir kommt vor, daß die Religion an diesen kosmologischen Spekulationen gar nicht interessiert ist. Sie ruht so wenig auf einer Hypothese über den Ursprung der lebenden Wesen, als auf einer bestimmten Ansicht von der astronomischen Gestalt der Welt. Ist sie an diesen Dingen überhaupt interessiert, so ist es allein an der objektiven Wahrheit und der subjektiven Wahrhaftigkeit unseres Erkennens. Gefährlich ist ihr, wie allen menschlichen Dingen, der Bund mit dem

Irrtum und der Lüge. Die Kirche sollte aus ihrem unglücklichen Kampf gegen die neue Kosmologie im siebzehnten Jahrhundert so viel gelernt haben, daß es für sie unter keinen Umständen ratsam ist, sich mit einem wissenschaftlichen System solidarisch zu verbinden. Als die Kurie die aristotelisch-ptolemäische Kosmologie zum Glaubensartikel erklärte, legte sie die Axt an die Wurzeln des Kirchenglaubens; jeder Schlag, der die falsche Theorie traf, traf nun auch die Kirche. Eben dieselbe Wirkung muß eintreten, wenn die Kirche eine gewisse biologische Ansicht zum Bestandteil ihrer Lehre erklärt. Oder vielmehr, diese Wirkung liegt ja sichtbar zu Tage in der Meinung derer, die im Darwinismus das endliche Ende der Religion gekommen sehen: Darwin habe, indem er die mosaische Schöpfungsgeschichte samt Adam und Eva beseitigte, zugleich die „Hypothese eines Gottes", die die Kosmologie schon längst entbehren gelernt habe, nun auch für die Biologie überflüssig gemacht. Von Jugend auf angeleitet und gewöhnt, das Dasein Gottes als gegründet und gesichert durch die teleologische Beweisführung anzusehen, verwerfen sie jetzt, da der alte Beweis ihnen verdächtig geworden ist, auch die Sache selbst. Es giebt für eine gute Sache nichts gefährlicheres als schlechte Beweise.

Es scheint, daß Darwin selber etwas derartiges begegnet ist: mit dem Vertrauen zu Paley's Evidences ging ihm auch die Religion verloren. So sagt er einmal: „Der alte Beweisgrund vom Zweck in der Natur, wie ihn Paley aufstellt und wie er mir früher so entscheidend schien, schlägt jetzt fehl; wir können z. B. jetzt nicht mehr folgern, daß das wunderschöne Schloß einer zweischaligen Muschel von einem intelligenten Wesen gebildet sein muß, wie die Angel einer Thür von einem Menschen."*) „Heutigen Tages" heißt es weiter, „wird der Beweisgrund für die Existenz eines intelligenten Gottes aus der tief innerlichen Überzeugung und den Gefühlen hergenommen, welche die meisten Personen an sich erfahren." Früher habe er auch diese Empfindungen gehabt und sei dadurch zum Glauben an Gott und Unsterblichkeit geführt worden; so habe der brasilianische Urwald ihn religiös gestimmt. „Jetzt aber würde die großartigste Scenerie keine derartigen Überzeugungen und Empfindungen in meiner Seele ent-

*) Ch. Darwins Leben von s. Sohn Fr. Darwin, Deutsche Ausgabe I, 284 ff.

stehen lassen. Man könnte ganz zutreffend sagen, daß ich wie ein Mensch bin, der farbenblind geworden ist." Ein andermal erwähnt er, daß ihm auch der Sinn für Poesie allmählich geschwunden sei, ein Beweis für die ausdörrende Wirkung, welche anhaltende wissenschaftliche Forschung auf die Seele auszuüben vermag. Die Sache ist aber offenbar durch die ursprüngliche intellektualistische Richtung seiner religiösen Überzeugungen, wie sie der Jugendunterricht begründet hatte, vorbereitet worden; er hat das Gefühl, mit falschen Theorien und Beweisen betrogen worden zu sein und darum steht er nun dem ganzen kirchlichen Wesen mit Mißtrauen gegenüber. Offenbar ein Begegnis, das sich tausendfältig um uns wiederholt. Und darum ist es eine Lebensfrage für die Kirche, daß sie zur Wissenschaft in ein richtiges Verhältnis kommt, sie geht an dem Mißtrauen zu Grunde, das sie gegen die Wissenschaft hegt und wiederum von ihr erfährt. Das richtige Verhältnis besteht aber nicht etwa darin, daß sie jederzeit die neuesten Theorien annimmt, sondern daß sie von wissenschaftlich-philosophischen Theorien sich völlig unabhängig macht. Was ich bringe, muß sie sagen, gilt, ob nun Copernicus oder Ptolemäus, ob Darwin oder Agassiz Recht hat; das Evangelium ist und hat kein System der Kosmologie und Biologie, es ist die Predigt vom Reich Gottes, das im Gemüt und Leben der Menschen wirklich werden will. Es stützt sich nicht auf unerklärliche Naturbegebenheiten und Mirakel, sondern auf die Erfahrungen des Herzens, das in ihm Frieden und Seligkeit findet.

In der That, ich bin überzeugt, daß dem Glauben an Gott und sein Reich zu unserer Zeit, wenigstens in den Kreisen der wissenschaftlich Gebildeten, kaum etwas so gefährlich ist, als der Versuch, dem Verstande den anthropomorphischen Theismus als wissenschaftlich notwendige Welttheorie — in welchem Sinne der Anthropomorphismus möglich ist und immer bleiben wird, das wird sich später ergeben — durch veraltete und der naturwissenschaftlichen Forschung in den Weg tretende Beweisführung aufzunötigen. Das Nichtwissen ist immer eine schlechte Stütze; sich daran festklammern, erscheint als Neigung zum Obskurantismus, der die Unwissenheit zur Unterlage der Pfaffenherrschaft macht: nam sciunt, quod sublata ignorantia stupor, h. e. unicum argumentandi tuendaeque autoritatis medium, quod habent, tollitur (Spinoza, Eth. I, Appendix).

Und ebenso wenig, als jene teleologische Beweisführung, welche Lücken in der Naturerklärung aus physischen Ursachen annimmt und aufsucht, um dadurch die Notwendigkeit der Annahme nichtphysischer Ursachen darzuthun, zur Unterstützung der Religion geeignet ist, taugt sie auch zur Unterstützung einer idealistischen Philosophie, einer teleologischen Weltanschauung. Sie führt lediglich zur Leugnung der Zwecke in der Wirklichkeit überhaupt. Eine Naturphilosophie, die heutzutage an der Undurchführbarkeit der physischen Erklärung festhält, erscheint lediglich als eine Verbündete der „faulen Vernunft", deren Austreibung das erste Interesse der wissenschaftlichen Forschung ist. Das ist der berechtigte Triumph des Darwinismus, daß er der ignava ratio das Gebiet, das sie am meisten als ihr eigenes ansah, das Gebiet der Lebenserscheinungen, entrissen und der Forschung auf einem neuen Wege eröffnet hat. Über die Vernichtung des Zweckgedankens in der Welt könnte ja niemand Genugthuung empfinden; aber über die Niederlage der ignava ratio wird jeder, der theoretisches Interesse hat, Freude empfinden.

Darüber täusche man sich nicht: die Naturwissenschaft kann und wird sich von ihrem Weg nicht wieder abbringen lassen, eine *rein physikalische* Erklärung *aller* Naturerscheinungen zu suchen. Es mag tausend Dinge geben, die sie gegenwärtig nicht erklären kann, aber das prinzipielle Axiom, daß es auch für sie eine natürliche Ursache und also eine naturwissenschaftliche Erklärung gebe, wird sie nicht wieder fahren lassen. Daher wird eine Philosophie, die darauf besteht, gewisse Naturvorgänge könnten nicht ohne Rest physikalisch erklärt werden, sondern machten die Annahme der Wirkung eines metaphysischen Prinzips oder eines supranaturalen Agens notwendig, die Naturwissenschaft zur unversöhnlichen Gegnerin haben. In Frieden kann sie mit ihr nur leben, wenn sie sich der Einmischung in die *kausale Erklärung* der Naturerscheinungen grundsätzlich enthält und hier die Naturwissenschaft ruhig ihren Weg bis zu Ende gehen läßt. — Oder bliebe dann für Philosophie kein Raum übrig? Wäre für eine Metaphysik nichts mehr zu thun, wäre mit der Vollendung der naturwissenschaftlichen Erklärung unser theoretisches Interesse an der Wirklichkeit erschöpft? Ich denke, auf keine Weise. Sondern nun erhebt sich eine neue Frage: was *bedeutet* dies Alles? Wenn die

Astronomie die kosmischen Vorgänge vollständig aus physikalischen Gesetzen erklärt hätte, wenn die Biologie uns ebenso den Ursprung und den Mechanismus der organischen Lebensprozesse ohne Rest enthüllt hätte, dann bliebe die Frage: was ist der Sinn dieses ganzen Spiels von Kräften, was ist das, was in jenen tausend Gestaltungen und Bewegungen der Körperwelt uns entgegentritt? Oder ist dabei von nichts weiterem überhaupt zu reden, ist die Körperwelt die ganze Wirklichkeit und mit der physikalischen Erklärung alles erledigt? Nun, hierüber haben wir uns schon in dem vorausgehenden Kapitel über das ontologische Problem verständigt. Vielleicht darf man sagen: es hat nie einen Menschen gegeben und wird nie einen geben, der wirklich hierbei sich beruhigt hätte. Was das naturwissenschaftliche Denken im Materialismus eigentlich ablehnen will, das ist nicht das Dasein eines weiteren, eines ideellen Inhalts der Wirklichkeit, außer dem physikalischen Bestand, sondern die Verwendung jenes ideellen Inhalts zur physikalischen Erklärung. An sich findet zwischen mechanistischer Erklärung und idealistischer Interpretation gar kein Gegensatz statt. Der Widerstreit entsteht erst, wenn die idealistische Interpretation die kausale Erklärung ersetzen und überflüssig machen will.

Mit einem Bilde: es handle sich um ein Blatt mit Zeichen bedruckten Papiers. Zwei Fragen giebt es auf: wie sind die Zeichen auf dem Papier zustande gekommen? und: was bedeuten sie? Auf die erste Frage wird mit der Beschreibung der Geräte und Hantierungen in einer Druckerei geantwortet; auf die andere Frage mit der Darlegung der Gedanken, die durch die Zeichen bedeutet werden. Ganz wie hier die beiden Antworten neben einander Raum haben und nicht eine an die Stelle der andern treten können, so auch in der Erkenntnis der Natur. Die physikalische Erklärung ist notwendig, aber sie erledigt nicht alle Fragen, es bleibt die Frage nach dem Sinne. Andererseits kann der Versuch der Interpretation des Sinnes nicht an die Stelle der kausalen Erklärung treten. Versucht er es, so wird der Naturforscher das ablehnen und sagen: das sei es gar nicht, wonach er gefragt habe; was er als Naturforscher wissen wolle, sei nicht der Sinn, sondern der Hergang bei der Bildung der Zeichen, gleichsam der Mechanismus der Druckerei. — Es wäre ein thörichtes Mißverständnis, wenn der Metaphysiker meinte, hierauf mit dem Hinweis auf die Ge-

danken antworten zu können; noch thörichter freilich, wenn der Naturforscher diesem Unterfangen damit wehren zu müssen glaubte, daß er die Gedanken, die Bedeutsamkeit der Zeichen überhaupt leugnete.

Also: *Alles muß physisch zugehen und erklärt werden*; und: *Alles muß metaphysisch betrachtet und gedeutet werden*. Das ist die Formel, in der Physiker und Metaphysiker übereinkommen können; wobei denn dahingestellt sein mag, wie groß auf beiden Seiten der Rest bleibt und auf welcher er größer ist. Die Feindschaft zwischen beiden kommt von der Neigung zu Übergriffen. Auf Seiten des Naturforschers erscheint sie als Neigung zur Negation des Metaphysischen überhaupt: es giebt nur Physisches, das Wirkliche hat keine andere Seite, als die mir zugekehrte. Auf Seiten des Metaphysikers als Neigung, dem Physiker ein irgendwie großes Naturgebiet abzustreiten, um es allein metaphysisch zu erklären.

Und hier ist denn freilich zu gestehen, daß die Metaphysiker zu dieser Einmischung in die physische Erklärung von jeher einen starken und fast unwiderstehlichen Hang gezeigt und dadurch immer wieder die absolute Ablehnung der Metaphysik im Materialismus, als der Absolutsetzung des Physischen, hervorgerufen haben. Dieser Hang tritt in jener breiten und redseligen *natürlichen Theologie* des vorigen Jahrhunderts hervor, wo die Aufzeigung des „Nutzens" oder der „Absicht des Schöpfers" statt einer Erklärung dienen sollte. Er tritt in anderer Weise hervor in der hochmütigen Geringschätzung, mit welcher die *spekulative Philosophie* die empirische Naturforschung im Ganzen zwar als eine, wenn auch inferiore Geistesthätigkeit gelten ließ, bei Gelegenheit aber auch zurecht wies und eines besseren belehrte; hatte sie doch den Sinn der Sache begriffen, wie sollte sie also nicht, wenn es ja die Mühe lohnte, auch den ursachlichen Zusammenhang darzulegen vermögend sein? Man begegnet ihr aber auch bei solchen Philosophen, die grundsätzlich das Verhältnis zwischen physischer Erklärung und metaphysischer Interpretation richtig fassen. So z. B. bei *Schopenhauer*. Im ganzen ist seine Ansicht von dem Verhältnis der Physik und Metaphysik die oben angedeutete. Aber daneben ist er doch stets bereit, dem Physiker ins Handwerk zu pfuschen, das heißt mit einer metaphysischen Erklärung eine mangelnde physische zu ersetzen. Eigentlich besteht zwischen dem Metaphysischen (dem Willen) und dem Physischen kein Ursachver-

hältnis; ein solches findet statt zwischen den Objekten, aber nicht zwischen Ding an sich und Erscheinung: „Man darf, statt eine physikalische Erklärung zu geben, sich so wenig auf die Objektivationen des Willens berufen als auf die Schöpferkraft Gottes. Denn die Physik verlangt Ursachen: der Wille aber ist nie Ursache." „Die Ätiologie der Natur und die Philosophie der Natur thun einander nie Abbruch, sondern gehen neben einander her, denselben Gegenstand aus verschiedenem Gesichtspunkt betrachtend." Dann aber ist er doch wieder sehr auf Erscheinungen aus, die der Physiker nicht zu erklären vermöge, z. B. die Lebensvorgänge; er entrüstet sich über die „stupide Ableugnung der Lebenskraft", und den Versuch, „die Erscheinungen des Lebens aus physikalischen und chemischen Kräften zu erklären, diese aber wieder aus dem mechanischen Wirken der Materie, Lage, Gestalt und Bewegung erträumter Atome enstehen zu lassen". „Gesetzt, dieses ginge an, so wäre freilich alles erklärt und ergründet, ja zuletzt auf ein Rechenexempel zurückgeführt, welches denn das Allerheiligste im Tempel der Weisheit wäre." So gebietet hier die Metaphysik der Physik, der Ätiologie der Natur, Halt, um selbst die Sache in die Hand zu nehmen.*)

*) Welt als Wille u. Vorstellung I, §§ 24 ff. Man vergleiche auch die Stelle im „Willen in der Natur" (Abschnitt: vergleichende Anatomie), wo er Lamarck durch Metaphysik verbessert: jener habe nämlich die Entwickelung der lebenden Wesen nicht denken können als in der Zeit, durch Succession; aus Mangel an Kantischer Erkenntnistheorie habe er nimmer auf den Gedanken kommen können, daß der Wille des Tieres, als Ding an sich, außer der Zeit liege und doch Gestalt und Organisation bestimme. — Von hieraus ist auch Schopenhauers Interesse an allerlei abnormen Erscheinungen, tierischem Magnetismus, Hellsehen, sympathetischen Kuren u. s. w. verständlich: hier ist die Physik zu Ende, dagegen vermag die Metaphysik, mit dem durch Raum und Zeit nicht gebundenen Willen die Dinge zu konstruieren, und insofern sind jene Erscheinungen Bestätigungen der Theorie. — Auf diese Weise geschieht es, daß auch die Philosophie Schopenhauers dem Naturforscher verdächtig wird, dem sie sonst so weit entgegenkommt.

Und ganz derselbe Umstand ist an der Philosophie des Unbewußten dem Physiker abstoßend; auch sie beruft sich auf Lücken im physischen Kausalzusammenhang, um darin das metaphysische Prinzip des Unbewußten anzusiedeln. v. Hartmann hat übrigens selbst die deutlichste Einsicht in das Verhältnis. In der Schrift „Das Unbewußte vom Standpunkt der Descendenztheorie", die er zuerst anonym veröffentlichte, stellt er sich ganz auf den Standpunkt der Naturforschung: alle Naturvorgänge physisch bedingt. In den Vorbemerkungen, mit denen er diese Schrift dann unter eigenem Namen wieder hat abdrucken lassen (Philos. des Unbew. 10. Aufl. III,

Ich gehe nun auf die teleologische Beweisführung mit ein paar kritischen Bemerkungen ein. Sie behauptet also: gewisse Erscheinungen der Natur, besonders die organischen Bildungen seien nicht rein physisch zu erklären. Ihre Ähnlichkeit mit Werken menschlicher Kunst und Absicht sei so groß, daß sie nur als ein System von Mitteln und Zwecken, das seine Anordnung einem intelligenten Wesen verdanke, erklärt werden könnten. Und demnach müsse die ganze Natur, da jene Bildungen mit ihr in untrennbarem Zusammenhang ständen, als das Werk einer Intelligenz angesehen werden.

Soll der Beweis nicht bei der bloßen Verneinung der Möglichkeit einer physischen Erklärung stehen bleiben, will er eine positive Theorie der Wirklichkeit werden, so sind ihm zwei Aufgaben gestellt: 1) den Zweck darzulegen, den jene Intelligenz im Auge hatte; 2) zu zeigen, daß die Natur ein angemessenes System von Mitteln zu seiner Erreichung ist.

Was den Zweck anlangt, so wollen wir uns zunächst an der Auskunft genügen lassen, auf die alle Teleologie immer hinauskommt: er bestehe in dem Wohl lebender Wesen. „Gott hat alles um der Lebendigen willen und diese zu ihrem Wohl erschaffen," so formuliert S. Reimarus in seiner im vorigen Jahrhundert hoch angesehenen teleologischen Naturphilosophie den Zweck der Dinge.*)

40 ff.), spricht er sich über den Mangel seines ursprünglichen Ausgangspunktes dahin aus: der korrekturbedürftige Punkt der Ph. d. Unb. sei, daß sie in der Durchführung die mechanische Vermittelung unterschätze oder ganz übersehe. Er hätte sagen sollen: nicht übersehe, sondern die Unzulänglichkeit der mechanischen Verursachung zum Beweis für die Notwendigkeit der Einwirkung des Unbewußten mache. Wenn er jetzt das Bessere weiß, warum läßt er doch den unglücklichen Ausgangspunkt stehen? Weil „die Frage doch nur von sekundärer Wichtigkeit ist?" Das ist eine seltsame Ausrede im Munde eines Mannes, der so großen Wert darauf legt, mit der Naturforschung sich zu verständigen. Liegt die Sache vielleicht so, daß er das Werk, das ihn einst über Nacht zum berühmten Mann machte, jetzt nicht fallen lassen kann, obwohl er in diesem wie in andern Punkten von ihm sich innerlich losgelöst hat? Denn auch mit dem Pessimismus scheint es nicht unähnlich zu stehen, wenigstens zeigt er in seinen späteren Schriften die Neigung, auch ihn als ein ablösbares Stück des Systems zu behandeln, mit dessen Ablehnung das System ebenso wenig falle, wie mit der Ablehnung der Ansicht, daß das Unbewußte sich nicht nur in, sondern auch neben der natürlichen Vermittelung äußere.

*) S. Reimarus, Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, 3. A. (1766) S. 300.

Wie steht es nun mit der Vermittelung? Stellt sich der unbefangenen Betrachtung die Natur als ein System von Mitteln zu diesem Zweck dar? Ich fürchte, es wäre eine harte Aufgabe, dem, der die Überzeugung nicht mitbringt, sie anzudemonstrieren. Man achte zuerst auf das Verfahren der Natur in der Hervorbringung der lebenden Wesen; gleicht es in der Form menschlicher Zweckthätigkeit? Wenn ein Mann, um einen Hasen zu schießen, Millionen Gewehrläufe nach allen Richtungen ins Blinde abfeuerte, würde jemand dies ein zweckmäßiges Verfahren, Hasen zu erlegen, nennen?*) Nun, das Verfahren der Natur in der Hervorbringung lebender Wesen ist nicht ganz unähnlich; sie setzt tausende von Keimen in die Welt, um einen zu voller Entwickelung zu bringen. Ein einziger weiblicher Fisch setzt in einem Jahre hunderttausend Eier ab. Wenn alle diese Lebenskeime gediehen, sich entwickelten und entsprechende Nachkommenschaft hinterließen, so würden alle Gewässer in wenig Jahren von Fischen erfüllt sein. Sie sind es nicht; und ebenso wenig ist die Erde voll von Hasen oder Kaninchen, obwohl auch hier, wie man berechnet hat, die Nachkommen eines einzigen Paares in wenigen Jahren zu Millionen anwachsen würden, wenn alle sich erhielten. Die Ursache ist, daß von tausend Lebenskeimen nur einer am Leben bleibt; die andern gehen auf den verschiedenen Stufen der Entwickelung, obwohl sie an sich lebensfähig sind, aus Mangel an günstigen Entwickelungsbedingungen wieder zu Grunde. Untergang ist die Regel, Erhaltung und Entwickelung die Ausnahme. Die gewöhnliche Betrachtung übersieht das, sie sieht nur die günstigen Fälle. Die ungünstigen treten eben nicht in die Erscheinung. Es geht hier, wie bei der Lotterie, auf einen großen Treffer kommen tausend Nieten. Aber die Nieten machen nicht von sich reden, von dem großen Los dagegen spricht alle Welt; und daher sieht das Gewinnen so wahrscheinlich aus. Von der Logik eines Mannes aber, der zu beweisen unternähme, daß das Lotteriespiel ein zweckmäßiges Verfahren sei, sich ein Vermögen zu erwerben, würden wir dennoch keine allzu günstige Meinung uns bilden. Nun, es wäre dieselbe Logik, mit der die überlebenden Fische und Kaninchen oder ihr naturphilosophischer Anwalt den Beweis zu führen hätte, daß die Natur

*) Das Bild bei F. A. Lange, Gesch. des Mat. II, 246.

eine zweckmäßige Veranstaltung sei, um Fische und Kaninchen hervorzubringen. Jener Schiffer, von dem beim Cicero erzählt wird, war ein besserer Logiker. Als man ihm zuredete, sich durch ein Gelübde beim Poseidon gegen Schiffbruch zu versichern und auf die vielen Bildnisse hinwies, die von Geretteten als Weihgeschenke im Tempel aufgehangen waren, erwiderte er mit der Frage: und wo sind die Bildnisse derer, die umgekommen sind?

Ein Verteidiger der Teleologie, der von Darwin gelernt hat, möchte erwidern: der Überschuß der Lebenskeime ist notwendig, um den Kampf ums Dasein zu unterhalten, wodurch die Steigerung der Form bewirkt wird. — Wohl. Aber nun achte man auf die Form, in der der Tod die Auslese vollzieht. Die Cholera kommt über ein Land; sie rafft Alte und Junge, Weise und Narren, Gesunde und Kranke, Starke und Krüppel hinweg, ohne großen Unterschied zu machen. Es mag sein, daß die Starken und Vernünftigen sich durchschnittlich etwas widerstandsfähiger erweisen. Dennoch wird man sagen müssen: es ist ein sehr plumpes und unzuverlässiges, ein mechanisches Durchschnittsverfahren, dessen formelle Zweckmäßigkeit, mit menschlichem Maßstab gemessen, nicht eben auf hoher Stufe zu stehen scheint.

Oder man achte auf die Thatsachen, die Haeckel unter dem Titel der Dysteleologie gesammelt hat: woher die nutzlosen oder schädlichen Bildungen im Organismus, wie der Wurmfortsatz des Blinddarms, der, so viel wir sehen, niemand zum Nutzen, tausenden zum qualvollen Verderben wird?

Oder man achte auf Thatsachen, die man geographische und kosmische Dysteleologien nennen könnte. Es liegt auf der Hand, daß jene teleologische Naturphilosophie, wenn sie den Bau und die Einrichtung der lebenden Wesen auf die Einwirkung einer kosmischen oder supramundanen Intelligenz erklären will, auch die Gestalt der Erde, und zuletzt des ganzen kosmischen Systems aus den Absichten jener Intelligenz herleiten muß. Giebt es eine teleologische Geographie? Kann es sie geben? Freilich, es giebt Teile der Erdoberfläche, die sich zur Wohnstätte lebender Wesen vortrefflich schicken. Aber nicht weniger giebt es weite Gebiete, die sich für diesen Zweck völlig unfruchtbar erweisen. Man mag dabei von den ausgedehnten Polarzonen, oder von den weiten Meeresflächen noch absehen, jene mögen durch kosmische

Notwendigkeit, diese durch teleologische Rücksicht auf die klimatischen Verhältnisse der Kontinente gerechtfertigt sein, auch sind sie ja selbst nicht ohne Leben. Aber wozu der ungeheure Wüstengürtel, der sich durch die beiden großen Kontinente der alten Welt hinzieht? Ließ sich die Sahara nicht vermeiden? Es scheint, ohne große Mühe; wenn der Meerbusen, der Italien gegenüber in den Nordrand Afrikas eingeschnitten ist, ein paar hundert Meilen tiefer geführt wäre und sich hier, wie ein zweites mittelländisches Meer, ähnlich etwa der Ostsee in Europa, mit mannigfaltigen Küsten verzweigte, wenn dazu den Gebirgen dieses ungefügigen Kontinents eine etwas andere Lage und Gliederung gegeben wäre, so wäre damit eine ganze neue Welt zu gewinnen gewesen. Man bewundert die Gliederung Griechenlands oder Europas, aber ist es nicht, als ob alle Kunst und Sorgfalt hier aufgegangen und für die ungeheuren Landmassen Asiens, Afrikas, Australiens wenig oder keine Teilnahme übrig geblieben sei? Es mag sein, daß eine vollkommenere Einsicht als die unsere, das Rätsel zu lösen vermag. Hier aber handelt es sich um einen Beweis, um eine Theorie, und eine solche kann man, wie Hume einmal sagt, nicht machen aus dem, was man nicht weiß, sondern nur aus dem, was man weiß.

Und wie steht es mit der teleologischen Kosmologie? Sind auch die andern Himmelskörper, sind auch nur die übrigen Planeten unseres Systems zu Wohnstätten des Lebens geeignet? Oder sind sie in ähnlicher Weise, wie jene Kontinente, vernachlässigt? Wir haben keine Mittel, die Frage zu beantworten. Wie nun, wenn jemand es leugnete? Wenn er wahrscheinlich zu machen wüßte, daß wenigstens manche unter diesen Körpern zu Trägern des Lebens nicht geeignet seien, daß unsere Erde ihrer glücklichen Stellung im System den Vorzug des Lebens verdanke, und daß die übrigen Planeten, obwohl sie so gut als jene organisierbare Materie im Überfluß hätten, aus Mangel oder Übermaß an Sonnenwärme oder anderen Bedingungen es nicht zum Leben zu bringen vermöchten? Es kann niemand diesen Beweis führen, die Formen und Bedingungen des irdischen Lebens sind nicht Bedingungen des Lebens überhaupt; aber es kann auch niemand den Beweis für das Gegenteil führen, und damit ist gegeben, daß es nicht Einsicht, sondern Willkür ist zu behaupten: das Universum sei ein zum Zweck der Bewohnung durch lebende Wesen eingerichteter Bau.

Wenn man ein Glas mit einem Pflanzenaufguß der Luft zugänglich hinstellt, dann entwickelt sich in kurzem eine Welt lebender Wesen darin, eine Welt von Infusorien, die ihren Namen eben von dem Aufguß haben. Die Biologen sagen uns: die Keime zu solchen Wesen sind in der Luft allverbreitet; finden sie einen günstigen Boden, wie in jenem Pflanzenaufguß, so kommen sie zum Leben. Wenn diese Tiere Naturphilosophen wären, so könnten sie so schließen: unser Dasein ist allein durch diese besondere Zusammensetzung und Temperatur des großen Meeres, in dem wir so glücklich sind zu leben, möglich. Es muß daher angenommen werden, daß unser Meer und seine weitere Umgebung, wenn es eine solche geben sollte, durch einen Schöpfer, der unser Leben wollte, gemacht ist. — Wenn diese Tiere nun aber in Erfahrung brächten, daß in demselben Augenblick, in dem sie durch einen glücklichen Luftzug in jenes Wasserglas geworfen wurden, Millionen ebenso lebensfähiger Keime daneben fielen und verdarben: würden sie auch dann an ihrer teleologischen Philosophie festhalten? Und würden wir, wenn sie es thäten, ihre Logik loben?

So steht es mit der Lösung dieser Seite der Aufgabe, der Demonstration der Natur als eines angemessenen Systems von Mitteln zum Zweck des Daseins lebender Wesen. Wir richten nun unsere Aufmerksamkeit auf den vorausgesetzten *Zweck*.

In der That wird keine menschliche Teleologie ihn wo anders suchen können, als in dem Dasein lebender Wesen; ohne Leben wäre die Welt uns absolut gleichgültig und unverständlich. Die Aufgabe der Absichtenteleologie wäre nun also, zu zeigen, daß gerade diese Lebewelt, wie sie uns vorliegt, dem höchsten Zweck entspricht, das absolute Gut darstellt. Sie wird zu zeigen haben, daß alle die tausend Formen der Tiere und Pflanzen zur Verwirklichung des Wertmaximums, der besten Welt, erforderlich sind. Ist so etwas jemals geleistet, ist es auch nur versucht worden? Hat man, wie uns der Interpret einer Dichtung die innere Notwendigkeit jeder Person, jeder Handlung, jedes Auftritts, jeder Zeile des Dramas darzustellen vermag, so die innere Notwendigkeit jeder Tier- oder Pflanzenart aufgezeigt? Hat man einleuchtend gemacht, daß etwas fehlen würde, wenn sie wegfiele?

Oder ist das nicht nötig? Ist die Bedeutung und der Wert jeder Form ohne weiteres einleuchtend, empfinden wir sie unmittelbar

als eine Bereicherung der Wirklichkeit? — Offenbar ist das nicht der Fall; wenn wir anfangen wollten, diejenigen Lebensformen, deren Wert unsere Empfindung ohne weitere Frage gelten läßt, aufzuzählen, wir wären bald am Ende, wenigstens bei den Tieren. Die Zahl der Arten, die uns erfreulich und wertvoll sind, ist klein, verglichen mit der unendlichen Schar der Wesen, die uns völlig gleichgültig oder widerwärtig und verhaßt sind. Der Wegfall von tausend Formen dessen, was da kreucht und fleucht, würde uns nicht im mindesten kränken; wer nicht Zoolog ist, würde ihn kaum bemerken, und selbst unter den Zoologen vielleicht nur der Spezialist. Ja, zahlreiche Formen des Lebens können wir nicht ohne Widerwillen und Grauen betrachten, ich erinnere nur an die parasitischen Existenzen, die im oder am Leibe anderer ihr Wesen haben. Wie der menschlichen Empfindung ein großer Teil der Tierwelt vorkommt, das zeigt der Umstand, daß man seine Urheberschaft einst unbefangen dem Teufel zuschob. Die Kirchenlehre hilft sich damit, daß sie zwischen Gott und die Natur, wie sie jetzt ist, den Sündenfall setzt, mit dem das Verderben in Gottes Schöpfung hereingebrochen sei.

Nun, alle jene Geschöpfe, welche die vulgäre Zoologie mit dem Hochschätzung nicht ausdrückenden Namen des Ungeziefers zusammenfaßt, sind mit gleicher Sorgfalt von der Natur gebildet. Der Saugrüssel der Wanze soll, wie Eingeweihte versichern, ein wahres Wunderwerk der Technik sein. Es liegt auf der Hand, daß man daraus denselben Schluß ziehen muß, als aus dem Bau des menschlichen Auges. Es liegt aber auch auf der Hand, daß wir damit vor ein neues ungeheures Rätsel gestellt sind: wie kann ein Geist, von dessen technischer Intelligenz wir eine so große Vorstellung uns bilden müßten, auf das Dasein dieser Geschöpfe Wert legen?

Vielleicht wendet jemand ein: nicht darauf komme es an, daß *wir* imstande seien, jene Bildungen in ihrem Wert zu verstehen. Das sei ein Überrest der engen Betrachtung der alten *anthropozentrischen* Teleologie, die den Wert aller Dinge aus ihrer Beziehung zum Menschen ableitete. An ihre Stelle sei bei Einsichtigen längst eine andere Betrachtungsweise getreten, die *immanente* Teleologie. Sie frage nicht nach dem Nutzen oder Wert einer Art für den Menschen, sondern betrachte jedes Geschöpf als Selbstzweck. Um seiner

ſelbſt willen ſeiend, ſei ſein Daſein gerechtfertigt, wenn es von ihm ſelber mit Befriedigung empfunden werde.

Nehmen wir an, es ſei ſo, dann wäre alſo zu beweiſen, daß innere Organiſation und äußere Umgebung ſich überall als ein Syſtem von Mitteln zu dem Zweck darſtellten, den lebenden Weſen ihr Daſein zu einem befriedigenden oder glücklichen zu machen. Iſt dieſer Beweis geführt worden? kann er geführt werden? Ich glaube nicht. Ja, es wäre wohl nicht ſchwer, die Thatſachen ſo darzuſtellen, daß daraus eher die Gleichgültigkeit des Urhebers gegen dieſen Zweck zu vermuten wäre.

Das Leben aller Tiere iſt ein beſtändiger Kampf ums Daſein, d. h. um die Lebensbedingungen. Der Kampf endigt vermutlich für die große Mehrzahl mit dem Unterliegen, lange bevor die innere Lebensfähigkeit erſchöpft iſt. Von tauſend Keimen kommt vielleicht nicht einer zur Entwickelung, und von hundert entwickelten Weſen erreicht wohl nicht eines ſein natürliches Lebensende; das Leben der übrigen wird durch irgend welche Ungunſt der äußeren Verhältniſſe gewaltſam abgeſchnitten, durch Hunger und Froſt und Unfälle aller Art, vor allem durch einen ſchrecklichen Unfall: es fällt dem Feinde zur Beute. Das iſt nicht ein Ausnahmefall, den man entſchuldigen möchte, ſondern regelmäßige Inſtitution, die meiſten Tiere dienen beſtimmungsmäßig andern zur Nahrung; ihr Leben iſt beſtändige Flucht und Abwehr, ſei es vor ſtärkeren Verfolgern, ſei es vor kleinen paraſitiſchen Widerſachern. Warum dieſe Einrichtung, wenn Befriedigung oder Glück der Zweck war? Warum nicht allen auf andere Art die Ernährung möglich machen, durch Pflanzenkoſt oder auch durch unmittelbare Aſſimilierung unorganiſcher Stoffe in geeigneten Verbindungen? Warum ſie gerade auf die Mitgeſchöpfe anweiſen? Warum die lebenden Leiber ſelbſt zum Nährboden und Träger an ihrem Leben zehrender Feinde machen?

Der unbefangenen Betrachtung des Biologen werden die Thatſachen vielleicht überhaupt in ganz anderem Licht erſcheinen: Luſt und Schmerz nicht Zweck und Übel, ſondern Mittel zum Ziel der Lebenserhaltung. Durch den Schmerz werde das Tier angetrieben, ſich dem Einfluß des Schädlichen, Zerſtörenden zu entziehen, durch die Luſt angelockt, das Nützliche, Erhaltende zu ſuchen. Und ſo viel er

sehen könne, verwende die Natur beide Mittel, ohne eins vorzuziehen; sollte aber eins vorgezogen werden, so sei es wohl eher der Schmerz. Der Zweck also, auf den die Natur abziele, scheine die Erhaltung des Lebens zu sein, und zwar mehr als die Erhaltung des Individuums die Erhaltung der Art. Die Hervorbringung und Erhaltung der Arttypen stelle sich demnach als das thatsächliche Ziel der Natur dar.

Damit ständen wir dann wieder vor jenem Rätsel: wie kann das Dasein aller dieser Lebensformen der Zweck eines dem unsern ähnlichen Geistes sein? Auf diese Frage antworten: jedes Tier sei Selbstzweck, heißt lediglich auf den Stumpfsinn spekulieren, der sich mit einem Wort abspeisen läßt. Setzt man einfach die Wirklichkeit, so wie sie ist, als absoluten Zweck, dann ist es allerdings keine Kunst, nachzuweisen, daß die Natur ein genau angepaßtes System von Mitteln zur Erreichung dieses Zweckes ist. Sind die Kieselsteine am Meeresufer „Selbstzwecke," dann kann man auch aus ihnen den Ursprung der Naturordnung in einem nach Absichten wirkenden Geist beweisen; natürlich, es mußte die ganze Erde so gebaut sein, das Meer mußte durch Wind und Wetter, Sonne und Mond gerade so bewegt werden, daß diese Wellenschläge mit dieser Stärke und Richtung jeden Stein trafen. Nimmermehr hätte er sonst gerade diese Gestalt, die er hat, gewinnen können. — Ich gestehe, daß mir die alte anthropozentrische Teleologie von hieraus vor der immanenten, die ihr gegenüber so vornehm zu thun pflegt, noch immer den Vorzug zu verdienen scheint: hier erhalten wir doch eine verständliche, wenn auch nicht zulängliche Antwort auf die Frage nach dem Weltzweck; die immanente versucht uns mit einem bloßen Wort: Selbstzweck, abzuspeisen.

Dies führt uns auf die Frage: wie steht es mit dem Zweck und seiner Erreichung in dem Gebiet der Wirklichkeit, wo wir am deutlichsten sehen und am sichersten urteilen: in der Menschenwelt? Ist etwa die *Geschichtsteleologie* in der Lösung der Aufgabe glücklicher gewesen als die Naturteleologie? Von jeher haben die Völker und die Einzelnen in den Schicksalen, die sie erlebten, in den Siegen, die sie errangen, in den Niederlagen, die sie erlitten, in dem Glück wie in dem Unglück, das über sie kam, die Einwirkung der Götter, den Finger der Vorsehung erblickt. Ist es der Geschichtsphilosophie gelungen, diesen *Glauben* in ein wissenschaftliches *Erkennen* zu verwandeln?

Die Aufgabe einer teleologiſchen Geſchichtsphiloſophie fällt der Form nach mit der der Naturteleologie zuſammen; ſie müßte zuerſt den Zweck des geſchichtlichen Lebens darlegen und ſodann zeigen, daß der Gang der Geſchichte der gerade Weg zu dieſem Ziel iſt.

Auf die Frage nach dem Ziel erhalten wir allgemeine Formeln zur Antwort von der Art: Zweck der Geſchichte ſei die volle Entwickelung der Idee der Menſchheit oder der Humanität, die Entfaltung aller ihrer Kräfte und Anlagen in einer mannigfaltigen und harmoniſchen Bildung, oder die Hineinbildung der Vernunft in die Natur, oder ein Leben voll Tugend, Weisheit, Liebe und Glück, kurz, der Himmel auf Erden. — Gut, es ſei ſo; nun aber erwarten wir weiter, daß man uns dies vollkommene Leben in concreto darſtelle, daß man uns die ſchematiſchen Umriſſe mit einer ausgeführten Zeichnung erfülle, uns die Bildung der einzelnen Völker beſchreibe, denn die vollkommene Bildung der Menſchheit wird doch Vielheit und Mannigfaltigkeit der Völker nicht ausſchließen; daß man bei einem jeden von ſeiner Religion, ſeiner Philoſophie und Wiſſenſchaft, ſeiner Litteratur und Kunſt, ſeinen geſellſchaftlichen und ſtaatlichen Einrichtungen, ſeinem Familienleben und ſeiner Erziehung in ſeiner vollendeten Geſtalt eine deutliche Vorſtellung gebe. Oder iſt das eine unmögliche Sache, unmöglich nicht nur, weil unſere Erkenntnis oder Phantaſie nicht für die Aufgabe ausreicht, ſondern unmöglich auch, weil es ein Ziel in dieſer Geſtalt gar nicht geben kann, weil das Leben, wenigſtens das Leben auf Erden, nur in der Bewegung iſt, und nicht in einem beharrlichen Zuſtande? Dann wäre alſo die Aufgabe, den geſchichtlichen Verlauf ſelbſt in allen ſeinen Teilen als abſolut wertvoll nachzuweiſen, zu zeigen, wie jedes in ihm ſinnvoll zum Ganzen ſich fügt, ähnlich, wie in einem Epos oder Drama jeder Teil durch eine uns verſtändliche innere Notwendigkeit gefordert wird. Es wäre dann jedes Einzelne zugleich Mittel zum Zweck und Teil des Zwecks.

Offenbar bedarf es auch hier nur der Bezeichnung der Aufgabe, um ihrer Unlösbarkeit inne zu werden. Eine ſolche Geſchichtsphiloſophie müßte uns zeigen, wie jedes der Völker in dieſer Natur, in dieſer Umgebung, in dieſer Nachbarſchaft anderer Völker leben mußte, nicht um zu erleben, was es erlebte, und um zu werden, was es geworden iſt; denn das iſt freilich ſelbſtverſtändlich, die Griechen wären andere

geworden, wenn sie in das Indusland, und die Mongolen andere, wenn sie an das Ägäische Meer verschlagen worden wären; sondern zeigen, wie eben diese Umgebung, diese Berührungen mit andern Völkern, diese Schicksale sein geschichtliches Leben so vollkommen und inhaltreich als möglich gemacht haben. Sie müßte z. B. zeigen, wie zur vollkommenen Erfüllung der deutschen Geschichte, der höchsten Entfaltung deutschen Wesens erforderlich war die Nachbarschaft der Franzosen und Russen, der dreißigjährige Krieg und die Teilung Polens, die Erfindung der Buchdruckerkunst und des Branntweinbrennens, wie es aus dem Sinn notwendig war, daß mit dem Beginn der Reformation die Thronbesteigung Karls V., mit dem Erscheinen der Kritik der reinen Vernunft und der Räuber Schillers der Tod Lessings zusammenfiel.

Was in Wirklichkeit in dieser Absicht unternommen worden ist, das ist, wenn wir von der spekulativen Geschichtsphilosophie absehen, die die Aufgabe gelöst zu haben glaubt, wenn sie die Völker und Zeiten nach einem schematischen Leitfaden aufzählt und jedem zum Zeichen, daß es durch den dialektischen Prozeß hindurchgegangen sei, eine Etikette mit einem Stichwort aufgeklebt hat, nichts weiter, als daß man einzelne bedeutende Ereignisse herausgegriffen und mit ihren geschichtlichen Bedingungen als Zwecke und Mittel verknüpft hat. So ist es üblich geworden, das römische Reich als providentielle Vorbereitung des Christentums, oder die humanistische Bewegung als Vorbereitung der Reformation zu betrachten; schon Luther philosophiert so: niemand habe bisher gewußt, wozu Gott die Sprachen habe herfürkommen lassen, jetzt sehe alle Welt, daß es um des Evangeliums willen geschehen sei. — Sicherlich, ohne dieses Zusammentreffen würde der geschichtliche Verlauf ein anderer gewesen sein. Ob das ein Unglück gewesen wäre? Ob das zeitweilige Zusammengehen Luthers mit Hutten und den übrigen Feinden der „dunkeln Männer" ein Glück war? Wer will es sagen; kann doch niemand den Lauf der Dinge konstruieren, der bei teilweiser Veränderung der Faktoren gekommen wäre. Wir können sagen: der geschichtliche Verlauf, wie er sich wirklich zugetragen hat, war nicht der einzig mögliche; aber wir können nicht das Mögliche mit dem Wirklichen vergleichen und sagen: unter allen möglichen Wegen war dieser der beste. Man lasse den Bauernkrieg eine andere Wendung nehmen, man lasse des Columbus Schiffe untergehen, man lasse Karl

den Großen von den Sachsen erschlagen werden, oder man lasse die Straße von Gibraltar geschlossen und dagegen die Landenge von Suez eine bequeme Seestraße sein, und die ganze Geschichte der europäischen Völkerwelt nimmt eine andere Gestalt an. Ob eine schlimmere oder bessere? Niemand vermag es zu sagen. Wir können *glauben*, daß es gut ist, wie es gekommen ist, und dazu leitet uns ein natürlicher Instinkt, der uns das Wirkliche als das Notwendige und das Gewohnte als das Gute hinzunehmen treibt; aber wir können es nicht *beweisen*. Das kann nur die harmlose Beschränktheit meinen, die über dem Wirklichen das im Schoß der Möglichkeit gebliebene Andere überhaupt nicht sieht; oder die glückliche Selbstzufriedenheit der spekulativen Methode, die in ihren Begriffen die weltbewegenden Kräfte, „Ideen" genannt, zu besitzen glaubt, die der Zufälligkeiten des Wirklichen, sie mögen fallen wie sie wollen, sich bedienen, ohne dadurch aus ihrer prästabilierten Bahn gebracht zu werden.

Übrigens ist bemerkenswert, daß fast bei allen Ereignissen, die große geschichtliche Wendungen herbeiführten, zwei Auffassungen sich gegenüber stehen: eine sieht das Ereignis als gut, die andere als schlimm an. Man nehme die Darstellung der Reformation bei Protestanten und Katholiken, dort erscheint sie als die Errettung des deutschen Volkes aus Verkommenheit und Knechtschaft, hier als der Anfang aller Verwirrung und Auflösung, aus der uns herauszuführen die Kirche eben jetzt wieder einen kräftigen Anlauf nimmt. Oder man nehme die Darstellung der französischen Revolution bei Demokraten und Royalisten. Oder man lasse die Geschichte der Juden von den Kanaanitern, die Geschichte der Spanier von den Sarrazenen, die Geschichte der Engländer von den Völkern, die in allen Weltteilen von ihnen zertreten und umgebracht worden sind, geschrieben werden: es würden im ganzen dieselben Ereignisse vorkommen, aber mit umgekehrtem Vorzeichen versehen, ein Zeichen, daß wir es in der Wertschätzung nicht mit objektiver Erkenntnis, sondern mit subjektiven Empfindungen zu thun haben.

Was dennoch eine gewisse Einmütigkeit in die Auffassung bringt, das ist der Umstand, daß die Geschichte zuletzt nur mehr von einer Seite geschrieben wird, nämlich von den überlebenden Siegern, die Toten sind stille Leute. Das gilt auch von denen, die in den inneren

Kämpfen unterliegen. Wäre die Gegenreformation durchgeführt worden, so würde die Geschichte der Reformation im Gedächtnis der Menschen sich ähnlich wie jetzt die der wiedertäuferischen Bewegung ausnehmen. So geschieht es, daß der geschichtliche Verlauf, indem er den Sieger begünstigte und die Gegenwart herbeiführte, als eine Reihe von Fügungen des Himmels erscheint. Wird dann noch der Vorhang, der vor der Zukunft hängt, mit den eigenen Hoffnungen und Idealen bemalt, so ist es kein Wunder, wenn die Sache stimmt und die ganze Geschichte als der gerade Weg zum prädeterminierten Ziel sich darstellt. — Eben dieser Umstand ist es auch, der die theologischen Geschichtsphilosophen hat darüber hinwegsehen lassen, wie seltsam im Grunde die Geschichte des jüdischen Volks ausläuft. Nach der alten Anschauung ist die göttliche Führung gerade bei diesem Volk am sichtbarsten, ja wir haben in der heiligen Schrift die authentische Darlegung des Weges, den Gott sein auserwähltes Volk führte. Er hat ihm das Land und die Nachbarvölker zur Umgebung bestimmt, er erweckt ihm Richter und Propheten und versieht diese persönlich mit Instruktionen, er greift in die Schicksale des Volkes beständig mit hilfreichen Wunderthaten ein, am Roten Meer und im Lager der Assyrer vor Jerusalem; endlich hat er ihm Jahrhunderte lang predigen und weissagen lassen von einem Messias, den er senden werde: und das Ende ist, daß dies Volk den Messias, als er nun erscheint, verwirft und dann selber von Gott als unerziehbar verworfen werden muß.

Noch deutlicher wird die Unmöglichkeit teleologischer Konstruktion der Geschicke im Einzelleben. Zu allen Zeiten ist die Fügung der Schickungen im eigenen Leben für den Einzelnen die letzte und tiefste Ursache des Glaubens an eine leitende Vorsehung gewesen. An anscheinende Zufälle knüpften sich bedeutungsvolle Lebenswendungen, aus schwerer Not und Bedrängnis eröffnete sich ein ungesehener Ausweg, selbst widrige Begegnisse führten am Ende heilsame Folgen herbei; du siehst, daß nicht du selbst mit vorschauender Vernunft dein Leben zu gutem Ziel geführt hast und sprichst mit Ehrfurcht: was ist des Menschen Kind, daß du sein gedenkest, und des Menschen Sohn, daß du seiner dich annimmst!

Suchst du nun aber den Glauben in Erkenntnis umzuwandeln, so türmen sich bald die Schwierigkeiten und Zweifel bergehoch. Frei-

lich, alles was kam, hat beigetragen zu dem jetzigen Zustand hinzuführen. Ist er denn aber der bestmögliche? Entspricht dein Leben in seinem ganzen Verlauf deinem Ideal? War eine vollere, höhere, reinere Erfüllung nicht denkbar? Und wie steht es mit denen, die überhaupt im Leben gescheitert sind? Oder giebt es solche nicht? Das hieße allzu sehr den Thatsachen ins Gesicht schlagen. Woran lag es? Hat es hier die leitende Hand an sich fehlen lassen. Oder wirst du den Mut haben zu sagen: die Lebensumstände und Schicksale waren auch für solche die besten, die sie haben konnten; wenn sie es trotzdem zu einem rechtschaffenen und tüchtigen Leben nicht brachten, so lag es nur an ihnen selber; jede Veränderung der Umstände der Erziehung, der Gesellschaft hätte noch schlimmeres Verfehlen zur Folge gehabt.

Ich glaube nicht, daß sich jemand finden wird, die Verteidigung dieser These zu übernehmen. Sondern wenn wir irgend etwas in diesen Dingen sehen, so ist es doch dies: so verzweifelte Naturanlagen sind selten, daß ihnen bei keiner Gestaltung der Lebensbedingungen ein erträgliches Leben wäre abzugewinnen gewesen. In sehr vielen Fällen meinen wir deutlich zu sehen: nicht an dem Willen und Wesen selbst lag es, wenn es nicht zu rechter Entfaltung kam, sondern an der Ungunst der Umstände, sei es an grimmiger Armut und Niedrigkeit der Verhältnisse, oder an Üppigkeit und Mangel an ernsten, den Willen drängenden und herausfordernden Aufgaben, oder an stumpfsinniger Teilnahmlosigkeit der Umgebung, oder an listiger Verführung durch schlechte Genossen.

Also von einer Einsicht in die teleologische Notwendigkeit kann auch auf diesem Gebiet nicht die Rede sein. Der Glaube mag, wenn er am Ende der Laufbahn zurückblickt auf die vielverschlungenen Lebenswege, die er geführt worden ist, mit Dank eine höhere Leitung darin verehren; aber von einer Erkenntnis hier zu reden wäre Vermessenheit. — So urteilt auch das religiöse Gefühl. Es spricht: wie unbegreiflich sind seine Gerichte und unerforschlich seine Wege! Denn wer hat des Herrn Sinn erkannt? oder wer ist sein Ratgeber gewesen? fügt aber dem Bekenntnis des Nichtwissens gleich das Bekenntnis des Glaubens hinzu: Von ihm und durch ihn und zu ihm sind alle Dinge. Ihm sei Ehre in Ewigkeit! (Röm. 11, 33 ff.)

Es wird nicht nötig sein, noch des breiteren zu erörtern, ob die

Geschichtsteleologie erfolgreicher sein würde, wenn sie anstatt objektiver Lebensgestaltung im Sinne menschlicher Vollkommenheit die allgemeine Glückseligkeit als das Ziel setzte und nun zu zeigen unternähme, daß hierauf die Thatsachen als Mittel bezogen wären. Wie wenig eine solche Anschauung der allgemeinen Lebensstimmung und also wohl auch der Wahrheit entsprechen würde, dafür genügt es auf eine Thatsache hinzuweisen: die beiden Religionen, welche die meisten Bekenner zählen, Christentum und Buddhismus, sind, wenigstens in ihrem Ursprung, Erlösungsreligionen; sie verheißen nicht Glückseligkeit, sondern Erlösung vom Übel, nicht durch Kultur und Befriedigung aller Bedürfnisse, sondern durch Erlösung von der Begierde, durch Erlösung vom Willen zu leben, vom Streben nach irdischen Gütern, Reichtum, Ehre und Wollust. Ihr Urteil über den Lustwert des irdischen Lebens ist einstimmig: Leben ist Leiden; Sünde und Elend sind der Inhalt des Lebens des natürlichen Menschen. Teleologisch gerechtfertigt wird, nach christlicher Anschauung, das irdische Leben allein dadurch, daß es zu einem höheren, dem jenseitigen Leben in Beziehung steht; nicht als Selbstzweck, sondern als Vorbereitungs- und Prüfungszeit für das ewige Leben hat es Sinn und Bedeutung. Womit denn zugleich gesagt ist, daß es eine teleologische Konstruktion des Menschenlebens durch Wissenschaft nicht für möglich hält, das jenseitige Leben ist nicht Gegenstand der Wissenschaft, sondern des Glaubens.

Freilich, das hat nicht verhindert, daß nicht später, als das Christentum in ein positiveres Verhältnis zur Welt getreten war und eine christliche Philosophie entstand, auch eine teleologische Geschichtsphilosophie auf diesem Boden zustande kam, die das geschichtliche Leben als Verlauf zu jenem transcendenten Ziel konstruierte; die Vermischung des Transcendenten und des Empirischen ist ja für die ganze Entwickelung der Wissenschaft unter dem übermächtigen Einfluß des kirchlich-religiösen Lebens charakteristisch. Und man kann auch zugestehen, daß die Geschichtsteleologie ein formell vollendeteres System als in der kirchlichen Philosophie nie erreicht hat: der Himmel und die ewige Seligkeit das große Endziel des geschichtlichen Lebens, die Erde sein diesseitiger Schauplatz; sein Mittelpunkt die Menschwerdung Gottes und die Gründung des Gottesreichs auf Erden; die ganze Vorzeit zu diesem großen zentralen Ereignis hinstrebend, die ganze

Folgezeit von ihm bestimmt und erfüllt; der ganze Verlauf eingefaßt von der Weltschöpfung auf der einen, dem jüngsten Gericht auf der andern Seite — in der That, eine so einfache und große Philosophie der Geschichte, daß wir aus unserer Ratlosigkeit nicht ohne ein Gefühl des Neides darauf zurückblicken können. Was sind Hegels oder Comtes dürre Abstraktionen gegen diese konkret-lebendige Anschauung. Freilich, wir müssen es tragen. Uns fehlt die Unbefangenheit, mit der das Mittelalter Glauben und Wissen in Eins zusammen schmiedete. Uns fehlt auch die Enge seines Gesichtskreises. Wie sein kosmischer Horizont durch die neue Astronomie, so ist sein historischer Horizont, der wesentlich durch die Geschichte des alten Bundes und, seit der Wende der Zeiten, durch die Geschichte der Kirche bestimmt war, durch die an den Humanismus sich anknüpfende geschichtliche Forschung aufgehoben worden. Ins Grenzenlose ist endlich der Ausblick durch die jüngsten sprachgeschichtlichen und biologischen Forschungen erweitert. Nicht die Willkür menschlicher Gedanken, die Thatsachen selbst haben den Rahmen des alten Systems zersprengt; es ist vergeblich, die Bruchstücke wieder zum Ring einer teleologischen Demonstration zusammen zu fügen.

Ziehen wir die Summe. Weder die Natur- noch die Geschichtsteleologie hat den Wert einer wissenschaftlichen Theorie; hierüber kann seit der Aufhebung der geo- und anthropozentrischen Weltanschauung sich keine ernsthafte Philosophie mehr einer Täuschung hingeben. Alle Beweise, die den Verstand nötigen wollen, in der Weltordnung die Wirkung eines nach uns faßbaren Absichten thätigen Geistes anzuerkennen, bleiben unendlich weit hinter der Aufgabe einer wissenschaftlichen Beweisführung zurück.

Was trotzdem so lange Zeit hindurch die Gedanken immer wieder in jene Richtung zurück lenkte, das war vor allem die absolute Ratlosigkeit, in welche die Naturphilosophie durch die Frage nach dem ersten Ursprung der lebenden Wesen versetzt wurde. Daß der Zufall die Atome einmal gerade so sollte zusammengewürfelt haben, das blieb doch unglaublich. Und so schien nur die andere Auskunft übrig zu sein.

Freilich, für den Naturforscher war damit doch gar nichts gewonnen. Den Wert einer befriedigenden Erklärung oder auch nur einer brauchbaren Hypothese hat sie nie gehabt. Eine Erscheinung

im Sinne der Naturwissenschaft erklären heißt, sie als naturgesetzmäßige Wirkung bekannter Kräfte aufzeigen. Nun ist Intelligenz allerdings ein bekanntes Agens, nämlich in der Gestalt, in der sie in Menschen und Tieren auftritt. Dagegen ist sie als kosmisches Agens keineswegs bekannt. Der Naturforscher, dem man sagt: Pflanzen und Tiere sind ursprünglich von einer Intelligenz gemacht worden, wird daher gleich erwidern: so zeigt mir Natur und Wirkungsweise dieser Intelligenz, zeigt mir, wo, wann und vor allem auf welche Weise sie die organischen Wesen gebildet hat. Vermögt ihr das nicht, kommt ihr nicht über den allgemeinen Satz hinaus: bei der Ordnung der Welt ist ein Geist im Spiel gewesen, dann ist mir damit allerdings gar nichts geholfen. Eine solche, zu einmaliger Wirkung angenommene Kraft, von deren Natur und Wirkungsweise im übrigen nichts bekannt ist, das ist eine vis occulta im eigentlichsten Sinn. In meinen Augen ist es daher völlig einerlei, ob ihr auf die Frage nach dem ersten Ursprung der lebenden Wesen antwortet: ein Geist hat sie gemacht, wir wissen nicht, auf welche Weise und kennen auch sein Wesen nicht weiter; oder ob ihr sagt: wir wissen nicht, wie sie entstanden sind.

Und, so könnte er hinzufügen: ihr sagt, blinde Naturkräfte können kein lebendes Wesen bilden; aber ich sehe ja täglich, daß sie es thun. Ich lege ein Samenkorn in die Erde und es wächst ein Halm daraus; die Henne legt ein Ei und nach ein paar Wochen Brütens kommt ein Huhn daraus. Ich kann zwar nicht alle Kräfte und Wirkungen, die dabei beteiligt sind, im einzelnen darlegen;. aber so viel meine ich doch zu sehen, daß dabei keine Überlegung und keine geistige Wirksamkeit stattfindet, weder bei der Bildung des Samenkorns oder des Eis und des Keims, noch beim Brüten und Wachsen. Können jetzt blinde Kräfte gegebenen Stoff in lebendigen Samen umwandeln und aus ihm wieder ein lebendiges Wesen hervorgehen lassen, warum nicht ursprünglich? Oder, war damals die Mitwirkung einer Intelligenz notwendig, warum jetzt nicht eben so gut? Durchaus müßt ihr dann auch sagen: wir können das Wachstum des Hühnchens im Ei nicht begreifen; also ist notwendig, eine Intelligenz, einen Geist anzunehmen, der noch alle Tage in all den tausend Eiern und Keimen, die der Tag hervorbringt, durch absichtliche Anordnung die Stoffteile so zusammenführt, daß daraus ein lebendes Geschöpf wird. Und dann

wird es noch notwendig bleiben, daß eben dieſer Geiſt auch die Bewegungen der Teile im lebenden Körper bewirkt, denn von blinden Kräften dürfte die Leiſtung nicht erwartet werden, die intellektuellen Kräfte der Weſen ſelbſt aber ſind offenbar nicht die Urſache; was verſteht das eben ausgeſchlüpfte Hühnchen von Muskeln, Nerven und Verdauung? Ja wie viel verſteht der Phyſiolog davon?

4. Die Entwickelungstheorie.

Eine neue Epoche in der Behandlung des Problems beginnt mit dem Durchdringen der neuen biologiſchen Anſchauung in unſerer Zeit; die Entwickelungstheorie eröffnet einen Ausweg aus jenem Dilemma. Sie giebt der natürlichen oder ſpontanen Entſtehung der Lebeweſen eine Geſtalt, in der ſie vorſtellbar wird. Sie nimmt bekanntlich an, daß die Tiere und Pflanzen nicht in der Geſtalt, in der wir ſie jetzt ſehen, eines Tages plötzlich fertig aus unorganiſcher Materie hervorgingen, ſondern betrachtet ſie als die Ergebniſſe eines langen Bildungsprozeſſes. Nicht nur die Individuen, auch die Arten haben Entwickelung; aus einer oder aus wenigen Urformen einfachſter Struktur ſind, unter dem Zuſammenwirken äußerer und innerer Urſachen, allmählich die mannigfachen und komplizierten Bildungen entſtanden. Inſofern dieſe Anſicht eine lange Reihe von Thatſachen beizubringen vermag, die auf ſie hinweiſen, iſt ſie die erſte Hypotheſe, die den formellen Anforderungen an eine wiſſenſchaftliche Erklärung entſpricht. Die frühere Auskunft, welche die Arten der Tiere und Pflanzen durch eine von außen formende Intelligenz urſprünglich hervorgebracht werden ließ, iſt damit als naturhiſtoriſche Theorie endgültig beſeitigt, beſeitigt nicht durch Widerlegung, ſondern wie jede überlebte Theorie beſeitigt wird: durch das Daſein der rechtmäßigen Nachfolgerin, der beſſeren Theorie.

Der Erſte, der dieſe Vorſtellungsweiſe wiſſenſchaftlich durchzuführen unternahm, war der franzöſiſche Biolog de Lamarck in ſeiner Philosophie zoologique (1809). In verwandten Bahnen bewegten ſich die Gedanken gleichzeitiger deutſcher Naturphiloſophen, Schelling, Oken, Goethe. Die exakte Forſchung verhielt ſich zunächſt ſpröde gegen ſo ausſchweifende Hypotheſen. Der Boden mußte erſt beſſer vorbereitet werden. Dies geſchah vor allem durch die Entwickelung

der Geologie und Paläontologie. Die zahlreichen ausgestorbenen Lebensformen, die nach und nach ans Licht traten, machten es zur Gewißheit, daß die organische Welt im Laufe der Zeiten von großen Veränderungen betroffen worden war. Für die alte anthropomorphische Erklärungsweise waren die neuen Thatsachen ebenso viele Schwierigkeiten; sie nötigten zur Annahme großer Katastrophen mit wiederholter Zerstörung der organischen Welt und ebenso oft wiederholter Schöpfung, eine Annahme, die denn freilich den Anthropomorphismus, indem sie ihn vollendete, zugleich ad absurdum führte: wie unzulängliche und weggeworfene Versuche erschienen nun die ausgestorbenen Formen. Gleichzeitig entzog die Geologie dieser Vorstellung den Boden; sie ging unter Lyells Führung zu der Anschauung über, daß die Erde ihre Gestalt nicht so sehr einmaligen, gewaltsamen Katastrophen, als der Summierung regelmäßiger Wirkungen derselben Kräfte, die noch heute thätig sind, in langen geologischen Zeiträumen verdanke.

So war die Zeit vorbereitet für die große Umwälzung in den biologischen Anschauungen, die sich an den Namen von Charles Darwin knüpft. Das Werk, in dem er die neue Theorie zuerst darlegte: Über die Entstehung der Arten durch natürliche Zuchtwahl (1859), bezeichnet den Beginn einer neuen Epoche nicht bloß in der Biologie; es hat mit dem folgenden Werk: Abstammung des Menschen (1871), auf die gesamte Weltanschauung, vor allem auf die geschichtlichen Wissenschaften, mit Einschluß der Politik und Moral, einen bedeutsamen Einfluß geübt. Ich versuche die Hauptpunkte zu bezeichnen.

Darwins Verdienst besteht nicht in der ersten Konzeption des Gedankens der Entwickelung überhaupt, auch nicht eigentlich in der Entdeckung der Ursachen der Transmutation — er hat selbst in einer einleitenden historischen Skizze mit der freien und freudigen Anerkennung fremden Verdienstes, die ihn als wissenschaftlichen Charakter so liebenswert macht, gezeigt, wie alle seine Gedanken, wenigstens in Ansätzen und Spuren, schon vor ihm ausgesprochen sind — sondern in der Durchführung und Erprobung dieser Gedanken in der Welt der Thatsachen. Die Vereinigung genialer Kombinationsgabe, kritischer Besonnenheit und erstaunlicher Beharrlichkeit hat ihn befähigt, aus zerstreuten Gedanken und Thatsachen eine Theorie oder vielmehr ein Forschungsprinzip zu bilden, dessen Fruchtbarkeit auch in fremden Händen der beste Beweis seiner Bedeutung ist.

Das Transmutationsprinzip, welches Darwin als die eigentlich bewegende Kraft in der Entwickelung der Lebensformen hinstellt, ist der Kampf ums Dasein und die hierauf beruhende natürliche Zuchtwahl.

Die prinzipielle Frage, um die es sich handelt, ist (wenn wir zunächst von der ersten Entstehung organischen Lebens absehen) die: können aus vorhandenen Arten neue Arten entstehen? Die alte Biologie verneinte die Frage; die Erfahrung zeigt, daß die Nachkommen stets den Erzeugern gleichen. Allerdings finden kleine Abweichungen in Gestalt, Größe, Farbe u. s. w. statt; aber diese stellen sich als Schwankungen um ein Mittel dar, das sich nicht verändert, das ist der Arttypus. Die Arttypen sind konstant; das ist das Grundgesetz der alten Biologie.

Darwins Aufmerksamkeit wendete sich früh einem Gebiet zu, wo jene kleinen Abweichungen eine bedeutende Rolle spielen, es ist das Gebiet der domestizierten Tiere und Pflanzen. Bei den Haustieren und Kulturpflanzen sind die Abweichungen nicht nur zahlreich und bedeutend, sondern auch zu bleibenden Typen, den Abarten oder Rassen befestigt; die Pferde, Rinder, Schafe, Schweine, Hunde, Hühner, Tauben und ebenso die Kulturpflanzen, die Obstbäume, Blumen, Kornarten, kommen in überaus mannigfaltigen und abweichenden Formen vor, die doch alle auf eine wilde Urform als gemeinsame Stammform zurückweisen. Und noch alle Tage entstehen unter der Hand der Gärtner und Züchter neue Formen, neue Spielarten von Blumen, Tauben, Hunden u. s. w. Wie geschieht das? Nun, bekanntlich durch Zuchtwahl. Man wählt unter den vorhandenen Individuen zur Fortpflanzung diejenigen aus, die gewisse erwünschte Eigenschaften in vorzüglichem Maße besitzen, eine Eigentümlichkeit des Gefieders, feine Wolle, Fülle des Fleisches, Schnelligkeit oder Kraft u. s. w. Unter den Nachkommen, die die elterlichen Eigenschaften erben, wählt man wieder nach demselben Gesichtspunkt aus, und so erreicht man in verhältnismäßig kurzer Zeit durch Summierung kleiner Unterschiede so beträchtliche Formänderungen, wie sie z. B. englische Rinder, Schafe, Schweine gegenüber der Stammform zeigen.

Nun, sagt Darwin, ebenso verfährt die Natur im großen; sie ist die größte Züchterin. Auch sie wählt für die Fortpflanzung der Art die Individuen aus; allerdings geschieht die Auswahl nicht in

Form der Überlegung und der leitende Gesichtspunkt ist nicht, wie dort, eine äußerliche Nützlichkeit für den Menschen, sondern die immanente Nützlichkeit, nämlich für die Erhaltung des Individuums und der Art.

Die Naturzüchtung vollzieht sich auf folgende Weise. Das Leben ist für die Lebewesen ein beständiges Ringen um die Lebensbedingungen. Die Zahl der Geschöpfe, die leben und sich erhalten wollen, ist immer größer als die Zahl der Plätze an der Tafel der Natur, eine Folge der verschwenderischen Hervorbringung der Lebenskeime. Die Fruchtbarkeit der Arten ist sehr verschieden; aber es giebt keine Art, von der nicht unter günstigen Umständen ein einziges Paar imstande wäre, in einigen Jahrhunderten die Erde mit seinen Nachkommen zu füllen. Daß dieser Erfolg nicht eintritt, liegt an der Sparsamkeit der Lebensbedingungen; in dem um diese entbrennenden Kampf unterliegt die größe Mehrzahl vorzeitig. Nun ist aber eine fernere Thatsache, daß die Individuen einer Art nicht mit völlig gleichen Kräften in den Kampf eintreten; es finden mannigfache kleine Abweichungen statt. Die Folge ist, daß in dem Kampf diejenigen Individuen am meisten Aussicht haben siegreich zu bestehen, deren Abweichungen Vorzüge sind; Überlegenheit wirkt lebenerhaltend. Es können die verschiedensten Eigenschaften sein, die Überlegenheit begründen, ein Mehr an Stärke, Schnelligkeit, Findigkeit, Intelligenz, ein Vorzug der Schutz- oder Angriffswaffen, eine geringere Bemerkbarkeit oder größere Widerstandsfähigkeit gegen Schädlichkeiten aller Art: jeder dieser Vorteile mag seinen Inhaber bei einem Kampf überlegen, bei einer Flucht erfolgreich, in Frost oder Hungersnot ausdauernd machen, wo minder begünstigte umkommen. — Eben damit haben dieselben Individuen auch die meiste Aussicht, zahlreiche Nachkommen zu hinterlassen, und indem sie auf diese ihre Ausstattung vererben, geschieht es, daß, was zunächst individueller Vorzug war, allmählich zur Gattungseigenschaft wird: die den Lebensbedingungen am besten angepaßten Individuen bestimmen den Arttypus. Ein einseitiges Übermaß in der Entwickelung gewisser Eigenschaften, z. B. der Größe, oder der Bewaffnung, oder der Schnelligkeit, kann dabei nicht herauskommen, weil solche das allgemeine Gleichgewicht störte und damit die Lebensfähigkeit herabsetzte; ein tierischer Haushalt muß, wie ein wirtschaftlicher oder politischer

Haushalt, seine Leistungen auf die verschiedenen Funktionen nach dem Maß ihrer Wichtigkeit verteilen: auf Wehrhaftigkeit, Beweglichkeit, Nerventhätigkeit u. s. w.

Auf diese Weise also kann Steigerung im Sinne der immanenten Zweckmäßigkeit, aufsteigende Entwickelung stattfinden, ohne daß es zur Erklärung einer von außen eingreifenden Intelligenz bedarf. Und mit der Steigerung findet zugleich Differenzierung der Typen statt. Das jeweilig mögliche Maximum von Leben wird durch Spaltung in verschiedenartige Typen mit verschiedenen Bedürfnissen und verschiedener Organisation erhöht; es haben mehr Individuen von verschiedenen Arten, als von einer Art neben einander Raum, weil sie in die freien Plätze sich mit mehr Raumersparnis hineinpassen. Darwin zeigt, wie für Pflanzen dies Gesetz gültig ist. Abweichung von der Mittelform mit Beziehung auf die Lebensbedingungen ist ein erhaltender und daher artbildender Vorteil. Damit hängt zusammen das Eingehen der Mittelformen; die Extreme stehen in nicht so scharfer Konkurrenz. Auch hier wird allmählich ein Gleichgewichtszustand erreicht, bei dem das unter diesen Gesamtbedingungen mögliche Lebensmaximum besteht.

Neben und mit dem Prinzip der Naturzüchtung, das er in den Vordergrund stellt, erkennt übrigens Darwin andere Prinzipien als mitwirkend an, so das Prinzip, das Lamarck als die wesentliche Ursache der Abänderung ansah: Veränderungen in den Verhältnissen der Erdoberfläche; sie nötigen durch Veränderungen in den Lebensbedingungen zu Veränderungen in der Funktion; und veränderter Gebrauch der Organe führt endlich zu Veränderungen in der Organisation. In demselben Sinne wirken Wanderungen, zu denen der Kampf ums Dasein den Anstoß giebt, indem er zur Ausbreitung drängt. Und als zweites mitgestaltendes Prinzip nennt Darwin das Prinzip der korrelativen Veränderungen. Ein Organismus ist ein einheitliches Wesen, das an keinem Punkt geändert werden kann, ohne daß kompensierende Veränderungen an anderen Teilen notwendig werden. Wie man an einem Dreieck keine Seite oder keinen Winkel verändern kann, ohne daß andere Seiten und Winkel in Mitleidenschaft gezogen werden, so kann im Organismus kein Teil für sich verändert werden. Die Verstärkung eines Teils des Skeletts z. B. macht korre-

spondierende Veränderungen der übrigen Teile notwendig, schon um das äußere Gleichgewicht herzustellen. Vielfach finden hier allerdings Beziehungen statt, deren Notwendigkeit uns keineswegs einleuchtet, so z. B. zwischen der Entwickelung der Geschlechtsorgane und gleichzeitigen anderen Veränderungen im Habitus und der Erscheinung.

Das wären die Transmutationsprinzipien der neuen Theorie. Ist damit das Problem der Entstehung der Arten aufgelöst?

Vor allem wird hier zuerst eines zu bemerken sein, was nicht immer genügend beachtet zu werden scheint; die erste Voraussetzung aller Entwickelung, ohne die jene Prinzipien gar keinen Ansatzpunkt für ihre Wirksamkeit hätten, ist natürlich der Wille zum Leben, der Wille zum Kampf ums Dasein in allen Wesen, die an der Entwickelung beteiligt sind. Sie erleiden die Entwickelung nicht passiv, sie werden nicht, wie die Kieselsteine im Bach, durch mechanisch wirkende Ursachen von außen in die neue Form hineingestoßen. Vielmehr ist ihre eigene innere Aktivität die absolute Bedingung der Wirksamkeit der natürlichen Zuchtwahl. Der Kampf ums Dasein wird den Individuen nicht von außen auferlegt, sondern ihr eigener Wille ist es, ihn zu kämpfen, und ohne diesen Willen, den Willen zur Erhaltung und Bethätigung des Eigenlebens und zur Erzeugung und Erhaltung von Nachkommen, wäre natürlich von einem Kampf ums Dasein überall nicht die Rede. Und zwar ist dieser Wille zum Leben die absolut ursprüngliche Voraussetzung; er kann nicht erst wieder aus natürlicher Zuchtwahl abgeleitet werden. Man müßte denn annehmen wollen, daß erst organische Bildungen entstanden seien, in denen er noch nicht vorhanden war, die sich indifferent gegen Erhaltung des Eigenlebens und der Gattung verhielten, daß aber dann durch zufällige Variation auch einmal Individuen mit ersten Regungen solcher Triebe entstanden, und daß diese dadurch befähigt worden seien, die anderen, die noch ohne den Trieb zur Ernährung und Fortpflanzung waren, zu verdrängen.

Bei manchen Darwinianern tritt eine gewisse Neigung hervor, dies zu übersehen. Das beliebteste Schema der natürlichen Zuchtwahl ist das einer rein mechanischen Auslese, wie es etwa die Erscheinung der Anpassung mancher Insekten an ihren Nährboden in Farbe, Gestalt und Zeichnung (die sogenannte mimicry) darbietet. Die Insekten

erleiden hier rein paſſiv die Umbildung des Arttypus; die abſtechendſten werden jederzeit herausgepickt und ſo bleiben zuletzt allein die gleichfarbigen übrig. Auf ähnliche Weiſe ſollen die Käfer auf Madeira die Flügel verloren haben: „der Käfer, der am wenigſten flog, entweder weil ſeine Flügel am wenigſten entwickelt waren, oder weil er der indolenteſte war, hatte die meiſte Ausſicht, die andern zu überleben, weil er nicht ins Meer geweht wurde; während diejenigen Käfer, welche am liebſten flogen, am erſten in die See getrieben und vernichtet wurden.“ (Entſt. der Arten, S. 161.) Da hier von einem Streben, durch Stillſitzen der Gefahr zu entgehen, ſchwerlich die Rede ſein kann, ſo fand die Umbildung des Arttypus durch die rein paſſiv erlittene Ausmerzung ſtatt. Aber das iſt offenbar nur eine auch vorkommende Form der natürlichen Zuchtwahl; hier iſt der Kampf ums Daſein eine reine Metapher. Das iſt er nicht überall, vielmehr iſt in der Regel die Vorausſetzung der Erhaltung das Streben nach Erhaltung, ſei es im Wettbewerb mit Konkurrenten, oder ohne ſolchen. Die dies überſehen, mögen an ein Wort Goethes erinnert ſein, das freilich nicht urſprünglich für ſie gemeint iſt:

Kein tolleres Verſehn kann ſein,
Giebſt einem ein Feſt und lädſt ihn nicht ein.

Natürlich iſt bei dem Willen gar nicht an etwas Übernatürliches zu denken, das gelegentlich und ſpukhaft in die Körperwelt hinein wirkte. Phyſiſch wäre die Sache nach jenem in der ontologiſchen Betrachtung gewonnenen Schema ſo zu konſtruieren: der Wille zum Leben iſt eben dasſelbe, von innen geſehen, was äußerlich dem Phyſiker als ein ſo organiſierter Körper entgegentritt. Die phyſiſche Thatſache, die durch den Ausdruck: Wille zum Leben, Trieb zur Ernährung und Fortpflanzung bezeichnet wird, iſt die Tendenz eines organiſchen Körpers, auf beſtimmte Reize mit Bewegungen und inneren Bethätigungen zu reagieren, die im Sinne der Erhaltung des Syſtems, dieſes individuellen Leibes und dieſer Art, wirken. Die Aufgabe, die Natur eines ſolchen Syſtems in concreto darzuſtellen, bleibt den Phyſiologen überlaſſen; ihre Wirklichkeit iſt ja nicht zweifelhaft, ſie liegt in jedem Samenkorn, in jedem befruchteten Ei greifbar vor uns, es iſt nichts anderes als eine konkrete Entwickelungstendenz, d. h. ein Syſtem von Kräften, die, ſobald gewiſſe äußere Verhältniſſe gegeben ſind, Wärme, Feuchtigkeit

u. s. w., in der vorbestimmten Richtung sich bethätigen. Ob es jemals gelingen wird, die eigentümliche Kombination von Molekularkräften darzustellen, die in einem Weizenkorn oder in der Schale eines Hühnereis eingeschlossen liegt, das mag dahin gestellt sein. Daß die Aufgabe schon gelöst, daß in Darwin „der Newton des Grashalms", dessen Möglichkeit Kant einmal in Abrede stellt, erschienen sei, wie Haeckel sagt, würde Darwin selbst gewiß am entschiedensten zurückgewiesen haben.

Und nun erhebt sich hier die weitere Frage: ist die immanente Tendenz auch allein für sich imstande, Entwickelung und Steigerung des Arttypus zu bewirken, oder setzt diese stets Kampf ums Dasein und natürliche Zuchtwahl voraus? Mir scheint, es steht der ersteren Annahme kein Hindernis im Wege. Im Individuum findet ja ohne Zweifel etwas derartiges statt. Die innere Anlage bestimmt spontan die Entwickelung in der prästabilierten Richtung. Das Individuum, das beim Lebensanfang die Gestalt der Gattung in unfertiger Form hat, erreicht die vollendete Gestalt wesentlich durch Bethätigung seiner Kräfte und Anlagen, wozu spontaner Trieb führt. Das gilt von den vegetativen, wie von den animalischen Funktionen; durch Bethätigung erlangen die im Neugeborenen angelegten Organe ihre vollendete Ausbildung. Und zwar braucht die Bethätigung nicht einmal überall durch die Not des Bedürfnisses erzwungen zu werden, sie bricht von innen hervor, oft zuerst in spielender Form, wobei die Umstände nur als Anreiz und Möglichkeit wirken. Ist nun, wie in der individuellen, so auch in der Gattungsentwickelung die immanente Tendenz nicht bloß überall die erste Voraussetzung der Entwickelung, sondern auch für sich ausreichend, eine aufsteigende Entfaltung einzuleiten? Würde auch da, wo Kampf ums Dasein und natürliche Zuchtwahl nicht wirkt, gleichwohl ein Übergang zu neuer, vollkommenerer, gesteigerter Gestaltung stattfinden können? Ich meine: ja.

Fechner deutet einmal folgende Überlegung an. Der Hahn hat Sporen, Federmähne und Kamm, während die Henne sie nicht hat. Darwin erkläre die Sache so: durch zufällige Variation entstandene Ansätze dieser Einrichtungen gaben dem Inhaber im Kampf eine Überlegenheit; indem in einer langen Folge von Generationen stets die in dieser Richtung best ausgestatteten Hähne die Gegner

schlugen, fand allmählich die vollständige Ausmerzung des unbewehrten und die Fixierung des jetzigen Typus statt. Fechner meint, wenn alle Zweckeinrichtungen der Tiere, auch die inneren, durch solche Summierung zufälliger Variationen erklärt werden sollten, so werde der Vorstellung schwindeln. „Ich denke vielmehr, als die Organisation noch leichter veränderlich war, vermochte das psychische Streben, dem Gegner im Kampf tüchtig zuzusetzen, der Zorn, der noch heute den Sporn in Thätigkeit setzt, diese Teile durch Abänderung der Bildungsprozesse, wenn nicht an den fertigen Hähnen hervorzutreiben, so doch die Anlage dazu den Keimen und hiermit den Nachkommen einzupflanzen, wobei ich natürlich die psychischen Bestrebungen nur als die inneren Erscheinungen der physisch-organischen ansehe.“*)

In der That, ich sehe nicht, was dieser Betrachtung entgegen steht. Der Trieb zur Bethätigung der Anlage wirkt ja überall zugleich als Trieb zur Gestaltbildung, das Individuum erhält seine ausgeprägte, fertige Gestalt durch die Bethätigung. Findet nun auch Vererbung der erworbenen Eigenschaften statt — und diese wird ja nicht überhaupt ausgemerzt werden können, wenn auch immerhin das Erworbene neben dem Ererbten für die Vererbung eine sehr bescheidene Rolle spielen mag — wirkt also der erworbene elterliche Habitus auf den Keim und damit auf die Entwickelung der Nachkommen mitbestimmend ein, so bestimmte demnach zuletzt Trieb und Bethätigung aller Individuen in der langen Reihe der Generationen den Arttypus; die natürliche Zuchtwahl wäre dann nur ein den Prozeß unterstützendes und beschleunigendes Moment.

Die Sache ist auch Darwin nicht fremd. Auf die Frage: woher die individuellen Variationen kommen, die den Angriffspunkt für die natürliche Zuchtwahl bilden, geht er nicht ein. Es hindert ihn nichts anzunehmen, daß diese Variationen nicht absolut ins Blinde und Blaue gehen, sondern daß sie gleichsam tendenziös sind, d. h. in der Richtung der Anpassung und Steigerung des Gattungstypus liegen. Die Hähne werden nie eine Neigung gezeigt haben, auch einmal in der Richtung zu variieren, daß sie Ansätze zur Flossen- oder Huf-

*) Fechner, Einige Ideen zur Schöpfungs- und Entwickelungsgeschichte der Organismen (1873) S. 72.

bildung hervorgebracht hätten, die dann erst als unvorteilhafte Variationen im Kampf ums Dasein wieder ausgemerzt werden mußten. Sondern die Variationen bewegten sich in der Richtung des Zweckmäßigen. Die „Zielstrebigkeit" des Individuums, die ja in allen seinen Bethätigungen so zweifellos hervortritt, erstreckt sich auch auf die Arttypen. Wie das Ei oder das jugendliche Individuum für die Entwickelung in bestimmter Richtung prädeterminiert und mit seinem Willen darauf gerichtet ist, so könnte man auch von den Arttypen in statu nascendi sagen: sie sind auf die Entwickelung in bestimmter Richtung angelegt und mit dem Willen gerichtet. Der Wille, nicht ein vorausseheuder, durch Absichten geleiteter, sondern ein in Triebempfindungen sich äußernder, in allen Individuen der Art sich regender Wille wäre dann in letzter Absicht der Bildner der Form. Wie Physiognomie und Habitus des erwachsenen Menschen in gewissem Sinne sein eigenes Werk ist, die habituell gewordene Gebärde, Haltung, Thätigkeit, so wäre die organische Form überall in gewissem Sinne das Werk des Willens.

Wundt hat (in dem System der Philosophie, S. 325 ff.) diesen Gedanken ausgeführt. Alle organischen Thätigkeiten sind ursprünglich Willensbethätigungen. In den ersten Bildungen beruhen auch die vegetativen Funktionen auf Triebhandlungen; „das Protozoon erscheint als ein in allen seinen Teilen nach Willensimpulsen handelndes Wesen: wie beinahe jeder Teil dem andern gleichwertig ist, so ist es auch in seiner ganzen Leibesmasse ein einziger, von einheitlichen Willensakten bestimmter Organismus." Indem aber die Bethätigung eine Disposition hinterläßt und in dem Organismus als Habitus fixiert wird, bringt sie bleibende und durch Vererbung übertragbare Strukturveränderungen hervor. Dadurch wird diese Bethätigung mechanisiert und der Wille für neue, höhere Bethätigung entlastet, ähnlich wie wir auch auf höherer Entwickelungsstufe ursprünglich willkürliche in gewohnheitsmäßige und zuletzt in automatische Thätigkeit übergehen sehen. So wäre die Organisation gleichsam erstarrte Willensthätigkeit. Natürlich sind die Erfolge nicht vorher in einer Vorstellung als Absicht vorhanden gewesen; der Wille war in jedem Augenblick allein auf diese Bethätigung gerichtet. Aber die Wirkungen gingen über das nächste Ziel hinaus; ein Verhältnis, das wir auch

noch auf der höchsten Entwickelungsstufe, im geistig-geschichtlichen Leben wiederfinden, wo ebenfalls die Wirkungen regelmäßig über die nächst gewollten Ziele hinausgehen. So entstehen Sitten, Rechtsnormen, feste Lebensformen aller Art; der Wille ist unmittelbar allein auf ein nächstes gegenwärtiges Ziel gerichtet, aber durch die Bethätigung bringt er zugleich als unbeabsichtigten Erfolg Gewöhnung, Prädisposition, Habitus, zuletzt feste, übertragbare Form hervor. Wundt hat für dieses eigentümliche Verhältnis den Begriff der Heterogonie der Zwecke gebildet.

In diesem Sinne kann man nun auch die Gestalt der lebenden Wesen als Ergebnis einer Zweckthätigkeit bezeichnen, der Zweckthätigkeit nämlich aller an der Entwickelung beteiligten Individuen. An keinem Punkt der Entwickelung war eine Vorstellung von der künftigen Form vorhanden, dennoch aber ist sie das Ergebnis des Willens und Strebens selbst, und sofern sein jedesmaliges Ziel in der Richtung des durch die Gesamtentwickelung erreichten objektiven Ziels lag, ist das Ziel auch ein subjektiv gewolltes.

Was wir in der niederen Welt in unbestimmter Weise vermuten und schematisch konstruieren, das tritt uns in der geistig-geschichtlichen Welt deutlicher, explizierter entgegen. In der menschlichen Welt ist es sicher der Wille, der die Gestalt des Wesens bestimmt; und zwar schwebt hier die Gestalt, wenigstens in den allgemeinen Umrissen, auch der Vorstellung als Ziel vor Augen: wir nennen sie als solche Ideal. Dem Einzelnen wie dem Volk schwebt mehr oder minder bestimmt ein Ideal vollkommener Bildung vor, und dies Ideal wirkt gestaltend auf die Entwickelung des eigenen Wesens und, durch Erziehung, auch auf die Lebensform der Nachkommen. So setzt sich hier der Wille selbst in die Wirklichkeit, indem er die Idee seines Wesens verwirklicht.

Auch diese Betrachtung ist übrigens Darwin nicht fremd. Man kann sie in dem Prinzip vorgebildet finden, das in seinem zweiten Hauptwerk, der Abstammung des Menschen, eine so große Rolle spielt, in der geschlechtlichen Zuchtwahl. Es ist dort eine große Fülle von Thatsachen zusammengestellt, die auf die Anschauung führen, daß Eigentümlichkeiten der Gestalt und Erscheinung des Männchens eine Wirkung der Auswahl sind, die das Weibchen unter den Bewerbern

übt. Im Weibchen wäre demnach gleichsam das Gattungsideal unbewußt vorhanden und in der Bevorzugung der männlichen Individuen, die ihm am meisten sich annähern, wirksam. Und eben dieselbe Idee mag dann auch auf die Bildung der Frucht gestaltend einwirken; wobei es wieder den Physiologen überlassen bleibt, die „Idee" physiologisch als eine bestimmte Konstitution des Nervensystems zu konstruieren, die in solchen Reaktionen gegen Bewerber, in solcher Einwirkung auf die Bildungsprozesse des Fötallebens sich bethätigt.

Das mag zur Kennzeichnung der neuen Anschauung von dem Ursprung der organischen Welt hier genügen. Es hangen ihr noch zahlreiche Fragen und Schwierigkeiten an: wie die Entstehung der ersten Lebewesen vorzustellen sei? Wie die Vererbung stattfinde? Wie das Fehlen der vorauszusetzenden zahllosen ausgestorbenen Mittelformen in der paläontologischen Überlieferung zu erklären sei? Ob nicht überhaupt neben der Abänderung durch kleinste Übergänge auch sprungweise Umbildung angenommen werden müsse, um die großen morphologischen Unterschiede der verschiedenen Typen zu erklären, welche sprungweise Änderung des Schemas denn am erträglichsten so konstruiert werden möchte, daß unter ungewöhnlichen Lebensbedingungen eine von dem elterlichen Typus abweichende Keimbildung vorkomme (sogenannte heterogene Zeugung)? Es liegt außerhalb meiner Kompetenz, auf diese Dinge weiter einzugehen. Manches Rätsel wird die Zeit noch auflösen, manches wird vermutlich immer ungelöst bleiben. Man muß nur nicht in ungelösten Aufgaben Widerlegungen der Theorie sehen wollen. Eine Theorie in dem Sinne, daß sie auf alle Fragen, die man hinsichtlich der Bildung der organischen Wesen erheben kann, eine völlig befriedigende Antwort zu geben vermöchte, ist die Entwickelungstheorie nicht und wird sie vermutlich nie werden. Eine lückenlose Geschichte der Entwickelung der organischen Welt auf unserem Planeten wird es voraussichtlich nie geben, die Zeugnisse der Entwickelung, die uns vorliegen, sind zu dürftig. Die Erkenntnis der allgemeinen Prinzipien und ein schematischer Entwurf der Bildungsgeschichte, wobei denn auch der Erfahrungssatz, daß die Entwickelung des Individuums eine verkürzte Wiederholung der Gattungsentwickelung ist, Führerdienste leistet, das wird so ziemlich das sein, was hier zu hoffen ist. Übrigens steht es ja auf anderen Gebieten nicht anders;

die Geologie kann auch nicht jede Erhöhung und Vertiefung der Erdrinde und die Meteorologie nicht jede Schwankung im Luftmeer erklären. Schließlich ist die Aufgabe jeder Wissenschaft eine unendliche. Darwin hat die Biologie so wenig vollendet, daß er sie vielmehr vor neue ungeheure Aufgaben gestellt hat. Soviel aber darf man sagen: die Entwickelungstheorie ist in dem Sinne wirklich eine Theorie, daß sie ein Prinzip der Nachforschung begründet hat, welches zu wirklichen naturwissenschaftlichen Einsichten auf diesem Gebiet führt. Das kann man von der älteren Hypothese, die aus der Einwirkung einer von außen nach Absichten wirkenden Intelligenz erklärt, auf keine Weise behaupten; sie war nie etwas mehr als eine Verlegenheitsauskunft, die durch das oben bezeichnete ratlose Dilemma: Entstehung durch zufälliges Zusammenfallen von Atomen, oder Bildung durch Intelligenz, aufgedrängt wurde. Was sie wirklich leistete, das war, was Wörter auch sonst leisten, daß sie das erste Erstaunen und die erste Frageluft beschwichtigte, keine gute Leistung für eine wissenschaftliche Hypothese. Die neue Hypothese beweist ihren Wert eben darin, daß sie immer neue Fragen aufgiebt und zu ihrer Lösung anreizt. Mit dem alten Xenophanes mag auch Darwin sagen:

> Zeigten die Götter doch nicht den Sterblichen alles von Anfang;
> Sondern sie suchen es selbst und finden allmählich das Beff're.

5. Die Entwickelung im Gebiet des geistig-geschichtlichen Lebens.

Daß die geistig-geschichtliche Welt in ihren Bildungen große Ähnlichkeit mit der organischen Welt zeigt, ist oft bemerkt worden. Von den Zeiten Platos her ist es üblich, den Staat als einen Menschen im Großen zu betrachten. A. Schäffle führt in seinem großen und geistvollen Werk: „Bau und Leben des sozialen Körpers", die Vergleichung der Gesellschaft mit einem natürlichen Organismus bis ins Einzelnste aus. Ebenso ist es üblich, die Sprache als einen Organismus zu bezeichnen, vielleicht sagte man passender: ein Organsystem, das dem Organismus eines Volkes angehört. In der That liegt die Homologie auf der Hand; wie im organischen Körper, so haben wir auch hier eine große Vielheit ungleichartiger Teile, die regelmäßig zu einem sinnvollen Gesamterfolg zusammenwirken.

Nehmen wir die Sprache. Eine große Vielheit von ungleichartigen Teilen wirkt zu einer Gesamtleistung, der lebendigen Rede, zusammen, die sich augenscheinlich als wertvolle oder zweckmäßige Leistung für den Träger des Organs, ein Volk, erweist: ohne sie wäre ein einheitliches geistiges Leben, wäre das Leben eines Volkes überhaupt nicht möglich. Tausende von Wörtern, die man den Zellen vergleichen kann, aus denen sich der körperliche Organismus aufbaut, sind in der Sprache zu gemeinsamer Funktion vereinigt; die Gesamtheit der Wörter teilt sich in die Aufgabe, den gesamten Schatz eines Volkes an Gedanken und Gefühlen zu Lautgebilden zu versinnlichen, jedes Wort hat innerhalb der Gesamtheit seine bestimmte, begrenzte Aufgabe, seine Bedeutung. Der organische Charakter der Sprache erscheint sodann in den eigentümlichen Formelementen. Die verschiedenen Wortarten (Substantiv, Adjektiv, Verb u. s. w.) entsprechen den großen Gattungen der Vorstellungen; sie drücken durch ihre Form die Zugehörigkeit des Bezeichneten zu den Dingen, Eigenschaften oder Vorgängen aus. Jedes Wort ist wieder ausgestattet mit einem höchst sinnreichen Mechanismus, wodurch es seine Beziehungen zu den Elementen, mit denen es in Verbindung tritt, sichtbar zu machen befähigt ist, jenem System kleiner Formveränderungen, die wir Deklination und Konjugation nennen. So stellt sich die Sprache als ein höchst komplizierter und zugleich erstaunlich sicher funktionierender Apparat dar, um alle möglichen Gedanken und Gefühle bis in die kleinsten Nüancierungen darzustellen, ein Werkzeug von einer Feinheit und Vollendung, daß dagegen die künstlichste Maschine als ein einfaches Gerät erscheint.

Wie ist dieser Organismus entstanden? Jetzt pflanzt er sich fort durch elterliche Zeugung, die Kinder lernen die Sprache von den Eltern, aber wie entsteht eine Sprache ursprünglich? Durch Zufall, indem bald der Eine, bald der Andere bei Gelegenheit ein Lautgebilde hervorstieß, das verstanden und festgehalten und so zu einem Namen eines Dinges oder Vorgangs wurde? Das ist offenbar unsinnig. Also wird die Sprache durch Absicht und Erfindung entstanden sein. So erklärte der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts, dem Rationalismus des Altertums folgend, die Sache. Die Menschen, so philosophiert in seinem Versuch über den Ursprung der Sprache (1772) der spätere Marburger Professor Tiedemann, lebten zuerst in

tieriſchem Zuſtande, dieſer war unbequem und beſchwerlich; man wurde nach einer beſſeren Lebensart begierig, das trieb zur Vereinigung und damit entſtand das Bedürfnis eines Verſtändigungsmittels. „Man verfiel wahrſcheinlich zuerſt auf die Sprache der Gebärden. Allein es konnte nicht lange währen, ſo mußte man die Unzulänglichkeit dieſer Sprache einſehen. Die Menſchen bemerkten, daß die Gemütsbewegungen ihnen Töne ablockten. Sie wurden auch gewahr, daß die Tiere derſelben mit gutem Erfolg ſich bedienten. Was war natürlicher, als daß ſie ſuchten, ſich dieſe Entdeckung zu Nutze zu machen und die Töne zu Zeichen ihrer Gedanken zu gebrauchen“?*)

Uns kommen ſolche Erwägungen einigermaßen komiſch vor, ſie klingen faſt wie eine von den Romantikern auf die Aufklärung gemachte Parodie. Und doch iſt dieſe Erklärung gegenüber der Erklärung der organiſchen Welt aus der Thätigkeit einer kosmiſchen Intelligenz im Vorteil, ſie rechnet doch mit einer gegebenen und bekannten Urſache. Freilich, eben dieſer Vorteil iſt es, der zu ihrem Nachteil ausſchlägt; die Urſache iſt uns allzu wohl bekannt, als daß wir ſolche Wirkung von ihr erwarten ſollten. Wie iſt es denn nun, ſo fragen wir hier gleich weiter, des näheren bei dieſer Erfindung hergegangen? Hat eines Tages unter den noch ſprachloſen Menſchen ein beſonders anſchlägiger Kopf ſich hingeſetzt und eine Sprache ausgedacht, wie heutzutage einer das Volapük ausgedacht hat? Erfand er im Stillen für ſich die tauſend Namen der Dinge, Eigenſchaften, Vorgänge, Beziehungen, das Deklinieren und Konjugieren, und überraſchte dann mit dem fertigen Syſtem ſeine Genoſſen, zeigte ihnen die Nützlichkeit der Sache und ihren Gebrauch und überredete ſie ſo, die Sprache zu lernen und anzunehmen? Man ſieht, es wäre kaum noch erſtaunlich, wenn nun hinzugefügt würde, daß dieſer ſelbe Mann ebenſo vorher auch ſchon

*) Bei H. Steinthal, Der Urſprung der Sprache im Zuſammenhang mit den letzten Fragen alles Wiſſens. (4. A. 1888, S. 6 ff.) Die kleine lehrreiche Schrift giebt eine Überſicht über die Geſchichte der Sprachſchöpfungstheorien bis zur Gegenwart, mit Andeutungen der eigenen Theorie des Verfaſſers. Die pſychologiſchen Grundlagen dieſer hat Steinthal ausführlich dargeſtellt in ſeiner Einleitung in die Pſychologie (2. A. 1881), dem erſten Teil eines Abriſſes der Sprachwiſſenſchaft. Umriſſe der konkret-hiſtoriſchen Ausführung in der Klaſſifikation der hauptſächlichſten Typen des Sprachbaus (1860).

den Verstand erfunden und durch Überredung den Andern beigebracht hätte. — Arbeiteten also viele zusammen an dem Werk? Wurde etwa, worauf man heute gewiß alsbald verfallen würde, eine Kommission zur Erfindung der Sprache eingesetzt? Oder haben die Vielen vereinzelt gearbeitet, lieferte bald dieser, bald jener einen Beitrag, ein Dutzend Namen oder einige Präpositionen? und dann erfand Einer das Deklinieren, vielleicht erst bloß die erste Deklination, und darauf ein Anderer die zweite u. s. f., bis die vier oder fünf Deklinationen oder wie viele sonst beisammen waren? Und durch den guten Erfolg aufgemuntert, kam dann einer aufs konjugieren und brachte das Aktivum zustande, und ein Anderer fügte das Passivum hinzu, und ein Dritter klügelte den Konjunktiv aus? Und fürs Griechische ersann ein besonders witziger Kopf noch den Optativ dazu? und ein Querkopf streute die unregelmäßigen Verba ein? Das ist die Richtung, in der Tiedemann der Sache weiter nachgeht, nur daß er zuletzt immer wieder das Prinzip der Erfindung verleugnet und Not und Zufall die Sache bewirken läßt.

Man sieht, wir stehen hier genau vor demselben Dilemma, wie oben: ist die Sprache, sind die Tiere durch Zufall oder durch planmäßige Erfindung entstanden? Ein Drittes scheint es nicht zu geben und doch ist beides gleich unvorstellbar.

Die Sprachwissenschaft ist der Schwierigkeit zuerst Herr geworden, und zwar genau auf demselben Wege, den dann später die Biologie eingeschlagen hat. Die Ursache, die zu jenem heillosen Dilemma führte, war die Vorstellung, daß die Sprachen, ebenso wie die Arten der Tiere und Pflanzen, unveränderliche, starre Wesenheiten seien. So hatten bisher die Grammatiker die Sache angesehen: eine Sprache ist ein starres, ein für allemal fertiges Instrument, das die Grammatik beschreibt und in dessen Gebrauch sie unterweist. Die geschichtliche Betrachtungsweise, die um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts, unter dem Einfluß des großen und allgemeinen Rückschlages gegen den starren Rationalismus der Aufklärung, auf allen Gebieten sich erhob und der auf dem Gebiet der Sprachforschung durch Männer wie W. v. Humboldt, Bopp, die beiden Grimm die Bahn gebrochen worden ist, hat jene alte Vorstellung von dem Wesen der Sprache gänzlich beseitigt. Sie führte zu der Erkenntnis, daß eine

tierischem Zustande, dieser war unbequem und beschwerlich; man wurde nach einer besseren Lebensart begierig, das trieb zur Vereinigung und damit entstand das Bedürfnis eines Verständigungsmittels. „Man verfiel wahrscheinlich zuerst auf die Sprache der Gebärden. Allein es konnte nicht lange währen, so mußte man die Unzulänglichkeit dieser Sprache einsehen. Die Menschen bemerkten, daß die Gemütsbewegungen ihnen Töne ablockten. Sie wurden auch gewahr, daß die Tiere derselben mit gutem Erfolg sich bedienten. Was war natürlicher, als daß sie suchten, sich diese Entdeckung zu Nutze zu machen und die Töne zu Zeichen ihrer Gedanken zu gebrauchen"?*)

Uns kommen solche Erwägungen einigermaßen komisch vor, sie klingen fast wie eine von den Romantikern auf die Aufklärung gemachte Parodie. Und doch ist diese Erklärung gegenüber der Erklärung der organischen Welt aus der Thätigkeit einer kosmischen Intelligenz im Vorteil, sie rechnet doch mit einer gegebenen und bekannten Ursache. Freilich, eben dieser Vorteil ist es, der zu ihrem Nachteil ausschlägt; die Ursache ist uns allzu wohl bekannt, als daß wir solche Wirkung von ihr erwarten sollten. Wie ist es denn nun, so fragen wir hier gleich weiter, des näheren bei dieser Erfindung hergegangen? Hat eines Tages unter den noch sprachlosen Menschen ein besonders anschlägiger Kopf sich hingesetzt und eine Sprache ausgedacht, wie heutzutage einer das Volapük ausgedacht hat? Erfand er im Stillen für sich die tausend Namen der Dinge, Eigenschaften, Vorgänge, Beziehungen, das Deklinieren und Konjugieren, und überraschte dann mit dem fertigen System seine Genossen, zeigte ihnen die Nützlichkeit der Sache und ihren Gebrauch und überredete sie so, die Sprache zu lernen und anzunehmen? Man sieht, es wäre kaum noch erstaunlich, wenn nun hinzugefügt würde, daß dieser selbe Mann ebenso vorher auch schon

*) Bei H. Steinthal, Der Ursprung der Sprache im Zusammenhang mit den letzten Fragen alles Wissens. (4. A. 1888, S. 6 ff.) Die kleine lehrreiche Schrift giebt eine Übersicht über die Geschichte der Sprachschöpfungstheorien bis zur Gegenwart, mit Andeutungen der eigenen Theorie des Verfassers. Die psychologischen Grundlagen dieser hat Steinthal ausführlich dargestellt in seiner Einleitung in die Psychologie (2. A. 1881), dem ersten Teil eines Abrisses der Sprachwissenschaft. Umrisse der konkret-historischen Ausführung in der Klassifikation der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaus (1860).

den Verstand erfunden und durch Überredung den Andern beigebracht hätte. — Arbeiteten also viele zusammen an dem Werk? Wurde etwa, worauf man heute gewiß alsbald verfallen würde, eine Kommission zur Erfindung der Sprache eingesetzt? Oder haben die Vielen vereinzelt gearbeitet, lieferte bald dieser, bald jener einen Beitrag, ein Dutzend Namen oder einige Präpositionen? und dann erfand Einer das Deklinieren, vielleicht erst bloß die erste Deklination, und darauf ein Anderer die zweite u. s. f., bis die vier oder fünf Deklinationen oder wie viele sonst beisammen waren? Und durch den guten Erfolg aufgemuntert, kam dann einer aufs konjugieren und brachte das Aktivum zustande, und ein Anderer fügte das Passivum hinzu, und ein Dritter klügelte den Konjunktiv aus? Und fürs Griechische ersann ein besonders witziger Kopf noch den Optativ dazu? und ein Querkopf streute die unregelmäßigen Verba ein? Das ist die Richtung, in der Tiedemann der Sache weiter nachgeht, nur daß er zuletzt immer wieder das Prinzip der Erfindung verleugnet und Not und Zufall die Sache bewirken läßt.

Man sieht, wir stehen hier genau vor demselben Dilemma, wie oben: ist die Sprache, sind die Tiere durch Zufall oder durch planmäßige Erfindung entstanden? Ein Drittes scheint es nicht zu geben und doch ist beides gleich unvorstellbar.

Die Sprachwissenschaft ist der Schwierigkeit zuerst Herr geworden, und zwar genau auf demselben Wege, den dann später die Biologie eingeschlagen hat. Die Ursache, die zu jenem heillosen Dilemma führte, war die Vorstellung, daß die Sprachen, ebenso wie die Arten der Tiere und Pflanzen, unveränderliche, starre Wesenheiten seien. So hatten bisher die Grammatiker die Sache angesehen: eine Sprache ist ein starres, ein für allemal fertiges Instrument, das die Grammatik beschreibt und in dessen Gebrauch sie unterweist. Die geschichtliche Betrachtungsweise, die um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts, unter dem Einfluß des großen und allgemeinen Rückschlages gegen den starren Rationalismus der Aufklärung, auf allen Gebieten sich erhob und der auf dem Gebiet der Sprachforschung durch Männer wie W. v. Humboldt, Bopp, die beiden Grimm die Bahn gebrochen worden ist, hat jene alte Vorstellung von dem Wesen der Sprache gänzlich beseitigt. Sie führte zu der Erkenntnis, daß eine

Sprache nicht ein fertiges, von Geſchlecht zu Geſchlecht vererbtes Werkzeug, ſondern eine ſtets neu erzeugte Funktion ſei, oder mit Humboldts Ausdruck, nicht ein ergon, ſondern eine energeia. So ſieht nun die heutige Linguiſtik in einer Sprache eine mit dem Volksleben ſelbſt fortwährend ihre Geſtalt ändernde Funktion, die gegenwärtige Geſtalt das Ergebnis Jahrtauſende langer Entwickelung und zugleich Ausgangspunkt für neue Bildungen. — Man ſieht, es iſt ganz dieſelbe Vorſtellung, welche die neue Biologie auf die Tier- und Pflanzenformen überträgt.

Die Sprachwiſſenſchaft hat nun aber den großen Vorteil, daß ſie den Entwickelungsprozeß, oder wenigſtens ein Stück davon, wirklich vor Augen hat; die Wandlung der geſchichtlichen Organismen geht ſchneller als die der phyſiſchen vor ſich. Wir kennen die Geſtalt, welche die deutſche Sprache vor fünfhundert oder tauſend Jahren hatte; wir haben im Gothiſchen wieder eine um ein halbes Jahrtauſend ältere Form. In den ſchriftlichen Denkmälern liegen gleichſam Verſteinerungen der älteren Sprachformen vor, und zwar Verſteinerungen von ſehr viel größerer Vollkommenheit, als ſie in den paläontologiſchen Reſten dem Biologen zur Verfügung ſtehen: hier ein paar vereinzelte Bruchſtücke, zum Teil nur Spuren der ehemaligen Lebensformen, dort zwar auch nicht das volle Leben, Klang und Accent laſſen ſich nur ungefähr erraten, aber verhältnismäßig doch eine unvergleichlich vollſtändige Darſtellung des Baues und der Funktion der Sprache. Ebenſo liegt uns die Entwickelung der lateiniſchen Sprache durch einen Zeitraum von mehr als zwei Jahrtauſenden vor. Und hier ſehen wir vor unſern Augen den Prozeß der Bildung neuer Sprachen ſich vollziehen: die franzöſiſche, italieniſche, ſpaniſche Sprache ſind Töchter der einen Mutter, die übrigens daneben auch ſelbſt als Sprache der Kirche und der Gelehrſamkeit am Leben blieb. Die vergleichende Sprachwiſſenſchaft endlich geht noch viel weiter; ſie unternimmt es, beinahe alle Sprachen, die in Europa geſprochen werden und geſprochen worden ſind, nebſt den Sprachen der Perſer und Inder, als geſchichtliche Wandlungen einer gemeinſamen Urſprache der ariſchen Völker darzuſtellen.

Hier haben wir alſo, was die Kritiker des Darwinismus auf biologiſchem Gebiet noch vermiſſen: die Bildung neuer Arten, zwiſchen

denen fruchtbare Kreuzung nicht mehr stattfindet. Lateinisch und Französisch oder Spanisch, vom Griechischen, Polnischen, Deutschen nicht zu reden, sind nicht Abarten oder Dialekte einer Sprache, sondern verschiedene Sprachen, zwischen denen keine fruchtbare Vermischung, kein gegenseitiges Verständnis mehr stattfindet. Wie sind hier die neuen Arten entstanden? Nun, wir sehen es, sie bilden sich durch allmähliche Summierung kleiner Veränderungen; absichtliches Erfinden oder Umbilden spielt dabei so gut wie keine Rolle. Dagegen kann man eben jene Prinzipien im Spiel finden, die in der Biologie als Ursachen der Umbildung angesehen werden. Das Verlangen, durch artikulierte Laute, Gedanken und Gefühle auszudrücken oder vielmehr anderen verständlich zu machen, vertritt hier den allgemeinen Willen zum Leben. Die zur Veränderung drängenden Elemente sind einerseits Berührung und Vermischung mit fremden Sprachen, andererseits die beständige Veränderung in der Innenwelt, in der Welt der Gedanken und Gefühle, die mit dem Generationswechsel zusammenhängt; sie führt die Tendenz zum Variieren in den Wörtern und Formen mit sich. Unter diesen Variationen werden dann, wie in einem Kampf ums Dasein, die zweckmäßigsten ausgelesen und in den allgemeinen Sprachgebrauch aufgenommen. Die wesentlichen Maßstäbe der Zweckmäßigkeit sind: Kürze und Leichtigkeit der Aussprache, Deutlichkeit und Bestimmtheit des Ausdrucks, endlich Kraft und Nachdrücklichkeit der Rede, die vor allem auch in der Fähigkeit zur Gefühlsentladung und Gefühlserregung besteht.

Auf diese Weise erfolgt Entwickelung einer Sprache im Sinne der formalen Zweckmäßigkeit, ohne eigentlich absichtliche Bildung. Allerdings nicht durch eine mechanisch wirkende Auslese; an jedem Punkt wird durch ein mehr oder minder bewußtes Geschmacks- oder Verstandesurteil über die Tauglichkeit der Neubildung entschieden. Aber die Gesamtentwickelung wird nicht von vorausschender Absicht geleitet. Es ist die Aufgabe der Geschichte jeder einzelnen Sprache, die Wandlungen ihres Formen- und Wortschatzes im einzelnen darzulegen und aus solchen Gesichtspunkten zu erklären. Bei der Laut- und Formenbildung werden physiologische Dispositionen eine erhebliche Rolle spielen; in der Entwickelung der syntaktischen Formen tritt besonders das Streben nach Deutlichkeit hervor, in der Bildung des

Wortschatzes und der Redewendungen ist neben Handlichkeit und Bestimmtheit auch die plastische und gefühlserregende Kraft von großer Bedeutung. Bis zu einem gewissen Grade wird von hier aus auch eine vergleichende Abschätzung des Wertes verschiedener Sprachen möglich sein. So wird man z. B. allgemein sagen dürfen, daß an logischer Vollkommenheit die Tochtersprachen des Lateinischen der Mutter überlegen sind; die Ersetzung der Deklinationsendungen durch Präpositionen, die regelmäßige Verwendung des Pronomens und der Hilfszeitwörter in der Konjugation, ebenso die Bindung der Wortfolge geben der Rede größere Bestimmtheit und Durchsichtigkeit. Freilich wird sie damit zugleich härter und trockener.*)

Mit denselben Mitteln, aus denselben Kräften und Tendenzen, die noch heute die Umbildung der Sprache bestimmen, erklärt die Sprachwissenschaft auch die ursprüngliche Entstehung der so kunstmäßig und absichtlich aussehenden Flexion. So läßt sich z. B. erkennen, wie die Konjugation der indogermanischen Sprachen durch allmähliche Verschmelzung früher selbständiger Lautgebilde zustande gekommen ist. Der flektierenden Sprache ging eine Stufe der Sprachentwickelung vorher, die nur unveränderliche und selbständige Wörter, die sogenannten Wurzeln, besaß. Die vergleichende Grammatik lehrt uns in den Personalendungen das verkürzte und verstümmelte, zum unselbständigen Suffix gewordene Personalpronomen erkennen. In der griechischen Konjugation auf mi ist die ursprüngliche Form noch wohl erkennbar, die Endung mi kommt vom Pronomen der ersten Person, wie es in den casibus obliquis vorliegt; ebenso das ursprüngliche si der zweiten, das ti der dritten Person. Noch durchsichtiger ist die Sache im Sanskrit. Indem in der eilenden Rede die Pronominalwurzel mit der Verbalwurzel durch den Accent zum einheitlichen Lautgebilde zusammengefaßt und dann das tonlose Suffix mehr und mehr gekürzt wurde, entstand die Flexion.

Endlich wagt sich die Sprachwissenschaft auch an das letzte Problem, das die Organisation aufgiebt, das Problem der generatio

*) Anziehende Betrachtungen über die umbildenden Kräfte bei v. d. Gabelentz, Die Sprachwissenschaft, ihre Aufgabe, Methoden und bisherigen Ergebnisse (1891). Die Bedeutung der Gefühlsseite in der Sprachentwickelung verfolgt ein interessantes Buch von K. Bruchmann, Psychologische Studien zur Sprachgeschichte (1888)

aequivoca, der Entstehung des Organischen aus dem Unorganischen. Es nimmt auf ihrem Gebiet die Form an: wie sind die Wurzeln, jene ersten artikulierten Lautgebilde, in denen die noch flexionslose Ursprache Namen von Dingen und Vorgängen besaß, ursprünglich hervorgebracht worden? Die Geschichte zwar läßt uns hier völlig im Stich; sie erreicht nirgends die Anfänge. Doch können wir versuchen, an der Hand der Biologie, mit Hilfe der Physiologie und Psychologie, den Vorgang in einer schematischen Konstruktion uns zu verdeutlichen. Als erster Ausgangspunkt der Lautsymbolik, die in der Sprache ihre höchste Entwickelung erreicht, stellt sich der biologischen Betrachtung der Reflexlaut dar; alle starken inneren Erregungen werden unwillkürlich mit mannigfachen Tönen begleitet. So finden wir es schon in der Tierwelt; mit der Bewegung und Gebärde tritt der Ton, durch die Einwirkung der Erregung auf die Atmung bewirkt, als Begleiterscheinung innerer Vorgänge auf: Schmerz, Lust, Verlangen, Angst lösen mannigfach abgestufte Töne aus. Der Reflexlaut wird ohne Absicht zum Träger der Mitteilung, indem er in den Artgenossen sympathische Gefühlserregung erweckt. Aber auch als absichtlich gebrauchtes Mittel der Verständigung begegnet uns schon in der Tierwelt der Laut; der Hund hat eine ganze Reihe von Tönen; schreien, winseln, knurren, heulen, bellen, und in jedem wieder eine ganze Skala, die er besonders im Verkehr mit Menschen mit einer gewissen Überlegung zur Kundgebung innerer Vorgänge verwendet.

Setzen wir diese Form der Lautsymbolik auch bei dem Verfahren des Menschen voraus, so wäre nun die Aufgabe, aus dieser gleichsam noch unorganischen Lautmaterie die organisierte Sprache hervorgehen zu lassen. Was die menschliche Sprache von jener vorausgesetzten Urform unterscheidet, ist wesentlich ein Doppeltes: die Artikulation der Laute und die Verwendung der Lautgebilde als Symbole für Objekte. Hierdurch wäre schon jene vorausgesetzte Urform der Sprache, die nur in der Aneinanderreihung unveränderlicher Lautgebilde bestand, von aller Tiersprache deutlich getrennt. Die Tiersprache, wenn wir sie so nennen wollen, hat keine Artikulation und ihre Laute haben keine objektive Bedeutung, das heißt, sie sind Begleiterscheinungen und Symbole für subjektive Willens- und Gefühlserregungen, aber sie sind nicht Namen für Dinge und Vorgänge. Menschliche Sprache haben

wir da, wo ein artikuliertes Lautgebilde als Name für ein Ding oder einen Vorgang gebraucht wird; der Seufzer oder der Schrei gehören nicht zur Sprache. Auch der Sprache ist das Moment der subjektiven Erregung nicht fremd geworden, es tritt in Klang und Betonung hervor, aber das Wort als solches, und schon die Wurzel ist ein Wort, ist Zeichen für einen bestimmten Vorstellungsinhalt. Man könnte demnach die Aufgabe der Linguistik auch so bezeichnen: die Entstehung einer Vorstellungssprache in artikulierten Lautgebilden aus einer unartikulierten Willenssprache zu beschreiben.

Die allgemeinen Bedingungen für die Lösung dieser Aufgabe, die übrigens wohl nie ohne Rest aufgehen wird, werden Physiologie und Psychologie zu bieten haben. Jene wird etwa darauf hinweisen, daß der Mensch durch die aufrechte Stellung die Brust frei bekam und damit die Möglichkeit der feineren Nüancierung und der Artikulation des Lauts; daß ferner durch die Ausbildung der Hände der Mund entlastet wurde, der bei Tieren vielfach auch als Greiforgan dienen muß. Die Psychologie wird darauf hinweisen, daß das Gemeinschaftsleben beim Menschen, vor allem bedingt durch die ungewöhnlich lange Jugend, ein besonders inniges werden mußte, und daß hierin der starke Trieb zur Mitteilung, der den Menschen auszeichnet, seinen Grund findet; sie wird ferner auf die Entwickelung des intellektuellen Lebens hinweisen, das in der Mannigfaltigkeit der Thätigkeiten, zu der die Hand die Möglichkeit bot, wie in der Lebhaftigkeit der geselligen Beziehungen förderliche Umstände fand. Der größere Reichtum gegliederter Vorstellungen und das gesteigerte Mitteilungsbedürfnis mögen so als die beständig wirksamen Antriebe zur feineren und reicheren Ausbildung der Lautsymbolik angesehen werden.

Wie nun im einzelnen die Entwickelung geschah, wie in der Sprache der Arier die Wurzel da zum Namen für geben, sta für stehen, reg für richten, gerade machen, wurde, wie plu die Beziehung zum Wasser und luk zum Licht erlangte, diese Frage wird nie anders als mit dem Hinweis auf Möglichkeiten beantwortet werden. Vermutlich wird man immer wieder auf die alte Auskunft sich zurückgewiesen sehen, die ersten bezeichnenden Laute von den Tönen herzuleiten, welche die Vorgänge und Dinge selber hervorbringen; ruft doch auch jetzt noch, vor allem im ersten Lebensalter, der gehörte

Ton die Nachbildung mit der Zunge gleichsam als Antwort auf den Anruf hervor. Hierbei mögen, wie neuerdings betont worden ist, die menschlichen Thätigkeiten und die Töne, die sie hervorbringen oder mit denen sie von den Thätigen, besonders auch von gemeinschaftlich Thätigen, begleitet wurden, in erster Reihe zur Entstehung von Wurzelwörtern Veranlassung gegeben haben. War ein Hinreichen ursprünglich mit einem reflexartigen Anruf da begleitet, wie man es ja noch bei Kindern beobachten kann, so begreift man, wie der Laut zum regelmäßig gebrauchten und verstandenen Lautzeichen werden konnte, so oft der Trieb, die Vorstellung des Darreichens und Gebens im andern zu erwecken, sich geltend machte; wobei dann selbstverständlich für die genauere Interpretation des Gemeinten Gebärde und Gestus im weiten Umfang zu Hilfe kamen. Und so meinen wir wohl auch in dem plu, das auch unserem fließen, Fluß zu Grunde liegt, noch den Ton zu hören, den das Wasser giebt, wenn man einen Stein hineinwirft oder wenn es sich lebhaft bewegt. In Anlehnung an derartige erste Bildungen mochte dann die Wurzelbildung sich auch über die an sich nicht hörbaren Vorgänge ausbreiten, wobei denn eine gewisse gefühlsmäßige Gleichartigkeit des Eindrucks die Lautkombination hervorzubringen beigetragen haben mag: ein Wort wie blitzen hat ja auch für uns onomatopoetischen Wert, es wäre unmöglich, es durch krachen zu ersetzen; und so könnte an die Stelle von Licht nicht Dunkel, von Liebe und Lust nicht Grimm und Gram treten, ohne unser onomatopoetisches Gefühl zu beleidigen. Und aus solchen Urwurzeln mochten dann durch differenzierende Aussprache, die der Differenzierung der ursprünglich sehr unbestimmten Bedeutung folgte, sekundäre Wurzeln entstehen; aus einer Wurzel mar oder mr, die, vielleicht den Ton an einander geriebener Körper wiedergebend, reiben, zerreiben bedeutete, mochte ein mal (wovon die Mühle in den europäischen Sprachen den Namen hat) und ein marj = abreiben, reinigen, hervorgehen und so eine unendliche Fülle von Ableitungen aus einer Urwurzel entspringen.*)

Damit mag es nun stehen, wie es will, es wird hier ja immer für Vermutungen und Einfälle ein freier Tummelplatz bleiben, was am Ende kein so gar großes Unglück ist, wenn wir alles ganz genau

*) M. Müller, Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, Deutsch von Böttger, 2. Aufl., II, 346 ff.

wüßten, wer würde dann noch Sprachforscher werden mögen? — auf jeden Fall wird man dies sagen dürfen: wir sehen, wie auch die ersten Anfänge der Sprache ohne planmäßige Erfindung und Zusammenfügung wie durch eine Art generatio aequivoca entstehen konnten. Absichtliche Erfindung wird daran nur sehr geringen Anteil gehabt haben. Und so fand auch die Weiterbildung statt; in dem Maße, als sich die Vorstellungswelt entwickelte und vom Willen relativ löste, in demselben Maße wuchs mit ihr, nicht durch bewußte und absichtliche Thätigkeit, ihre lautliche Erscheinung, die Sprache. Erst auf hoher geistiger Entwickelungsstufe entsteht die Reflexion über die Sprache; und mit ihr beginnt die Neigung, durch Willkür in die Entwickelung einzugreifen, übrigens mehr im Sinne der Erhaltung als der Fortbildung; die Grammatik ist konservativ, sie tritt der natürlichen Neigung zum Variieren entgegen.

Eben dasselbe Bildungsgesetz, das uns in der Entwickelung der Sprache entgegentritt, beherrscht nun das ganze geistig-geschichtliche Leben; alle seine Bildungen entstehen durch eine Art spontanen Wachstums, nicht durch planmäßige Erfindung.

Man nehme das praktische Gebiet, die Entwickelung von Sitte, Recht und Staat. Die Sittengesetze sind nicht von Moralisten erfunden, so wenig als die logischen Gesetze von den Logikern, die grammatischen von den Grammatikern ausgedacht und vorgeschrieben sind. Sitten sind allgemeine Formen des Handelns, die in den stereotypen Reaktionen der tierischen Instinkte ihre Urform haben; indem sie im Menschen zum Bewußtsein kommen, entsteht das Gewissen, das sich dann mit dem geistigen Leben selbst entwickelt. Die Moralphilosophie entwickelt, erklärt und begründet die Sittengesetze, aber sie erfindet sie nicht. Und nicht anders steht es mit dem Recht; es ist nicht eine Erfindung der Juristen oder der Gesetzgeber, sondern es wächst mit dem gesamten Volksleben als die äußere Form seiner Gemeinschaft. Ursprünglich ein Stück der Sitte, wird es auf einer gewissen Entwickelungsstufe aus der Summe der allgemein verbindlichen Lebens- und Thätigkeitsformen herausgelöst und als eigentliches Gebiet gesellschaftlichen Zwanges konstituiert. Von da ab ist es allerdings Gegenstand bewußter Bearbeitung, neben dem ungeschriebenen Recht entsteht geschriebenes Recht, und zuletzt sieht in den großen Zusammenfassungen

oder Codifikationen das Recht wie etwas Gemachtes aus. Wer die Sache geschichtlich betrachtet, der sieht doch, daß auch hier das Machen nicht auf die Substanz des Rechts, auf die Rechtsverfassung im Ganzen geht, es handelt sich dabei im Grunde immer nur um systematisierte Inkorporationen des Geltenden und Überlieferten, mit jeweiligen kleinen Anpassungen an die sich wandelnden Lebensbedingungen eines Volkes. Von den Rechtsverfassungen gilt, was von den Staatsverfassungen, die ja übrigens nur ein Stück der allgemeinen Rechtsverfassung sind, gesagt wird: daß sie nicht gemacht werden, sondern wachsen. — Und dasselbe gilt von dem Staat überhaupt; er ist nicht, wie der Rationalismus des vorigen Jahrhunderts die Sache ansah, eine zu bestimmten Zwecken ausgedachte Veranstaltung, die dann durch Abstimmung und Beschluß eines Tages eingeführt wurde, sondern er ist die gewachsene Lebensform eines Volkes, als deren Urform man das menschliche Analogon der tierischen Herde ansehen kann. Auch hier übersehen wir wenigstens das letzte Stück des Entwickelungsprozesses hinlänglich, um zu erkennen, wie wenig die bestehende Form unseres Staates im ganzen das Ergebnis planmäßiger Erfindung ist. Überall war bei der Umbildung Verstand und Überlegung thätig, aber nur in dem Sinne, daß sie jederzeit die Anpassungen des Bestehenden an neue Bedürfnisse und Anschauungen suchten. Und schließlich spielten selbst hierbei dunkle Instinkte oft eine größere Rolle als überlegender Verstand.

Ja sogar im theoretischen Gebiet, dem eigensten der Intelligenz, wo Absicht und Erfindung die größte Rolle spielen zu müssen scheinen, steht es nicht viel anders; auch die Wissenschaften sind nicht nach einem Plan erfunden und ausgeführt worden, sondern durch Wachstum entstanden. Als ihre keimhafte Urform erscheint die mythologische Kosmogonie, ein erster roher Umriß eines einheitlichen Ganzen der Weltvorstellung. Aus ihr entwickelt sich die Philosophie und die Philosophie treibt dann in langsamem Wachstum die einzelnen Wissenschaften als Glieder aus sich hervor. Diese ganze einheitliche Entwickelung ist nicht durch einen menschlichen Verstand ausgedacht und vorgezeichnet worden, wie ein Baumeister die Arbeit, die tausend Hände in Jahrzehnten ausführen, vorzeichnet, sondern es hat sich der Keim der Erkenntnis mit einer Art von innerer Notwendigkeit entfaltet; allerdings nicht außer, sondern in dem Verstand

der Einzelnen, doch so, daß keiner von diesen das Ganze und den Weg der Entwickelung übersah. Der einzelne Forscher und Denker arbeitet gleichsam im Dunkeln, er übersieht nicht, wie seine Arbeit sich der Gesamtentwickelung einfügt, wenigstens nicht nach vorn; sie mag in neuen Köpfen zu neuen Aufgaben, neuen Gedanken Veranlassung geben, er weiß nicht, von welcher Art sie sein werden. Es ist die alleralltäglichste Erfahrung in der Geschichte des menschlichen Denkens, daß ein Gedanke in andern Köpfen völlig andere Gedanken erregt, als sein Urheber vorhatte. Was der Einzelne thun kann, das ist, die vorhandenen Gedanken sich, so gut er kann, aneignen und sie für sich selbst in der Auffassung der Wirklichkeit fruchtbar machen; ob und wie Spätere seine Arbeit verwerten werden, das bleibt ihm dunkel. Wobei man denn vielleicht sagen darf: je weniger er an Andere, an Zeitgenossen und Zukunft, denkt, je mehr er bloß die Sache im Auge hat, desto fruchtbarer wird seine Arbeit sein. Und auch das kann man sagen: je größer und fruchtbarer die Gedanken, desto weniger sind sie als planmäßige Erfindungen in die Welt gekommen; Newton hat sich nicht vorgenommen, das Gravitationsgesetz, oder Darwin die Entwickelungstheorie, oder Schopenhauer die voluntaristische Psychologie und Metaphysik zu erfinden. Die großen Gedanken entstehen durch eine Art geistiger Konzeption, nicht durch ein handwerksmäßiges Ausdenken. Sie kommen wie von selbst, wenn ihre Zeit da ist. Die Prüfung und Durchführung geschieht dann allerdings durch planmäßige Arbeit. Es steht damit ähnlich wie mit einem Kunstwerk oder einer Dichtung; auch sie wird nicht nach einem Plan angefertigt, sondern wächst von innen heraus durch Entfaltung eines Keims. Die dürftigen Machwerke werden nach einem Plan angefertigt; da ist erst die allgemeine Absicht etwas zu machen; dann wird nach einem Stoff und nach einer Form Umschau gehalten. So entstehen die Nachahmungen, die jedesmal wie Pilze aus der Erde schießen, so oft einmal ein Werk allgemeine Aufmerksamkeit erregt und Mode wird, Fabrikarbeiten, aber keine Kunstwerke. So entstehen auch in der Wissenschaft die Fabrikarbeiten, die Ausstellungsleistungen der Dissertationenfabriken, die Kärrnerwerke der Kommentatoren, die zusammenfassenden und abschließenden Lehrgebäude der Registratoren der Wissenschaft; auch sie beginnen mit der allgemeinen Absicht, etwas zu

machen, das den Verfasser vorteilhaft bekannt macht; dann beginnt die Jagd nach einem freien Stoff, und ist er glücklich gefunden, die planmäßige Verarbeitung nach dem Schema. Dagegen die großen, dem Erkennen neue Wege öffnenden Gedanken, die werden nicht gemacht und erfunden, sondern kommen wie durch Eingebung.

Und wie die höchste Wirksamkeit der Intelligenz nicht die Form des planmäßigen und absichtlichen Machens hat, so ist auch die Intelligenz selbst in ihrem Ursprung nicht ein Ergebnis planmäßiger Arbeit. Der Verstand ist nicht gemacht, sondern gewachsen. Es hat nicht unter den noch verstandlosen Menschen einer, die Nützlichkeit der Sache erkennend, das Folgern und Schließen, die Begriffe und Urteile ausgedacht, sondern es ist wie ein geistiges Naturprodukt in allmählichem Wachstum zustande gekommen. Als die Urform des Verstandes kann man den Instinkt ansehen, jene erstaunliche Fähigkeit, noch nicht seiendes als seiend vorauszunehmen und als Motiv in Wirksamkeit treten zu lassen. Aus dem Instinkt entwickelt sich allmählich der Verstand, indem die stereotypen Reaktionen aufgelockert werden und bewegliche Überlegung zwischen den einzelnen Gliedern der Reihe hin und herzulaufen beginnt. Der Enderfolg wird als Zweck, die Thätigkeit als Mittel vorgestellt, damit haben wir in primitivster Form die Erkenntnis von Ursache und Wirkung.

So gilt also für alle Seiten des geistig-geschichtlichen Lebens: nicht vorausschauende Vernunft bildet nach Absichten und Plänen das Notwendige und Zweckmäßige, sondern es entsteht allmählich, wie die Formen des organischen Lebens, durch ein spontanes Wachstum. Und was für die einzelnen Organe und Hervorbringungen gilt, das gilt auch von den geschichtlichen Lebewesen selbst. Ein Volk erlebt ein einheitliches Leben; jede Geschichtsdarstellung, sie mag es selbst wissen oder nicht, stellt es als Einheit dar; indem sie den Verlauf der Geschichte in Perioden gliedert, trägt sie den Gedanken der organischen Einheit hinein. Jederzeit hat sich die Vergleichung eines Volkslebens mit einem Individualleben aufgedrängt: die großen Stufen, Kindheit, Jugend, Mannheit, Greisenalter kehren hier wieder, oder, so kann man auch die Sache umkehren, das Grundgesetz der Entwickelung eines Volkslebens wiederholt sich im Einzelleben. Nun, ein Volk denkt sich nicht sein Leben aus, um es dann nach einem Plan zu vollenden,

sondern es erwächst allmählich, ihm selber unbewußt; erst der rückblickende Historiker sieht die Einheit und Zusammenstimmung darin. Und nicht anders steht es mit dem Einzelleben. Der Mensch denkt sich nicht seinen Lebenslauf aus. In den Jünglingsjahren denkt man wohl, man setze sich ein Ziel, mache einen Plan und werde dadurch das Leben gestalten und auf die Welt wirken. Die Jugend ist rationalistisch in ihrer Anschauung, sie glaubt an Gedanken und ihre Macht, die Wirklichkeit umzugestalten; alle Revolutionen sind von Jünglingen ausgegangen. Das Alter wird historisch auch in seinem Denken; es sieht, wie wenig es das eigene Leben gemacht hat, wie es durch Umgebung und Schicksal und manchen anfangs unscheinbaren Zufall gestaltet worden ist. Vor allem tritt der große, geschichtlich überkommene Lebensinhalt immer bedeutsamer hervor. Der Jüngling meint wohl, mit ihm gehe die Welt eigentlich erst an und er müsse sie aus seinem Kopf neu gebären; je länger man lebt, desto mehr wird man inne, wie gering die Entfernung ist, die man von dem Ausgangspunkt, dem der Jüngling einst wohlgemut und mit großen Plänen den Rücken kehrte, zurückgelegt hat.

Und nun die Summe: das absichtliche Machen, das Anfertigen nach Plänen spielt auch in der geistig-geschichtlichen Welt keine so gar große Rolle. Dasselbe Bildungsgesetz erweist sich wie in der leiblichen so in der geistigen Welt als herrschend; nicht durch vordenkenden Verstand, sondern durch spontane Entfaltung aus keimhaften Anfängen entstehen die organischen Bildungen in der Natur wie in der Geschichte. Wachsen, nicht machen, ist die Grundkategorie der Wirklichkeit; auch die Werke des Menschengeistes zeigen im Großen die Form des absichtslosen Werdens; das nach Absichten machen ist nur eine kleine Nebenform des Werdens.

6. Unzulänglichkeit einer atomistischen Metaphysik. Begriff der Wechselwirkung.

Wir blicken auf den Ausgangspunkt dieser Betrachtung zurück. Drei Formen des Weltbegriffs, drei kosmologische Hypothesen erschienen uns denkbar: der anthropomorphische Theismus, der Atomismus und der Pantheismus.

Die Darlegungen der vorigen Abschnitte haben zu zeigen gesucht,

daß die erste Hypothese, weit entfernt, eine bewiesene Theorie zu sein, überhaupt nicht die Form einer wissenschaftlichen Theorie hat. Die Auffassung der natürlichen und der geschichtlichen Wirklichkeit, die in der Annahme einer baumeisterlichen Intelligenz, von der nach einer uns faßbaren Absicht das Ganze planmäßig zusammengefügt sei, ihren Abschluß fand, ist durch eine jüngere Auffassung, die entwickelungsgeschichtliche, an allen Punkten verdrängt. Und es wäre eine bloße Selbsttäuschung, wenn man annehmen wollte, es könne nach dem Wegfall der Voraussetzungen an jener Ansicht dennoch festgehalten werden. Daß aber die entwickelungsgeschichtliche Betrachtung als vorübergehende Mode, wie einige meinen, wieder verschwinden werde, ist wenig glaublich; sie mag noch manche Wandlungen durchzumachen haben, aber der anthropomorphische Theismus wird, so lange wissenschaftliche Interessen Ausschlag gebend bleiben, ihr kein Gebiet wieder abgewinnen.

Es erhebt sich nun die Frage: welche unter den beiden übrig bleibenden kosmologischen Vorstellungen verdient den Vorzug? Entspricht der Atomismus oder ein pantheistischer Monismus den Thatsachen besser?

In weiten Kreisen herrscht gegenwärtig die Ansicht, daß ein materialistischer Atomismus die durch die Wissenschaft uns aufgenötigte Weltansicht sei. Durch Darwin sei die einzige ihm bisher anhangende Schwierigkeit beseitigt; es stehe jetzt der Konstruktion der Welt aus Atomen kein wesentliches Hindernis mehr entgegen. Bei Anhängern und Gegnern Darwins ist diese Meinung verbeitet: die Voraussetzung oder die letzte Folgerung aus seiner Betrachtung sei die Entbehrlichkeit Gottes oder eines Einheitsprinzips, sei die Erklärbarkeit der Wirklichkeit aus der naturgesetzlichen Wechselwirkung der Teile.

Ich halte das für einen Irrtum; durch die Entwickelungslehre wird eine atomistische Metaphysik weder vorausgesetzt noch begünstigt. Sie hat überhaupt keine so enge Beziehung zur Metaphysik, als vorausgesetzt zu werden pflegt; sie ist, wie jede Erklärung besonderer Thatsachen, mit einer idealistisch-pantheistischen Metaphysik so gut verträglich, als mit einer materialistisch-atomistischen. Die Entscheidung zwischen diesen beiden Formen der Weltanschauung ist von allgemeineren Erwägungen abhängig. Und diese scheinen mir nur nicht darauf hinzudeuten, daß die Lösung des Welträtsels in den Atomen zu suchen

iſt; vielmehr finde ich mich von allen Seiten auf die andere Anſicht hingewieſen. Ich deute die Erwägungen an, die für mich beſtimmend ſind, ohne für ſie die Kraft zwingender Beweiſe in Anſpruch zu nehmen. Die Zeit dürfte überhaupt vorüber ſein, wo man glaubte, mit logiſchen Demonſtrationen die Notwendigkeit dieſes oder jenes Weltbegriffs ausmachen zu können. Die Beweiſe für die letzten Gedanken über die Dinge werden im weſentlichen darauf hinauskommen, daß man zeigt, wie die Thatſachen auf einen ſolchen Abſchluß unſerer Verſuche, ſie zu konſtruieren, hinweiſen oder gleichſam gegen jene Gedanken konvergieren. — Vorausgeſetzt bleibt hier das Ergebnis unſerer ontologiſchen Betrachtung. Sie führte uns zu der Überzeugung, daß die materialiſtiſche Anſicht zur Begreifung der Wirklichkeit nicht ausreiche, vielmehr angenommen werden müſſe, daß dem Phyſiſchen überall ein Pſychiſches entſpreche oder zur Seite gehe. Vorerſt aber ſtellen wir uns auf den Standpunkt der phyſiſchen Betrachtung.

Ich erinnere zunächſt daran, daß Atome nicht gegebene Thatſachen oder Objekte ſind; ſie ſind nicht Gegenſtand wirklicher oder auch nur möglicher Beobachtung. Gegeben ſind die Körper oder vielmehr die einheitliche Körperwelt; dieſe löſt das Denken zunächſt in einzelne Dinge oder Körper auf, die als einheitlich bewegte oder ruhende ſich darſtellen. Die Körper zerfallen wieder in Teile, ein Stück Kreide läßt ſich in Stücke brechen, in Staub zerreiben, ohne daß ein Ende der Teilbarkeit erreicht wäre; die Qualität der Teile bleibt dabei die gleiche wie die des Ganzen. Sodann aber läßt ſich dieſelbe Kreide auch in ungleichartige Teile zerlegen, in die chemiſchen Elemente, Kalk und Kohlenſäure, und dieſe wieder in Kohle und Sauerſtoff. Auf das Atom als ein empiriſch aufzeigbares Objekt kommt man aber auch ſo nicht. Der Begriff des Atoms iſt lediglich als ein Hülfsbegriff zur Konſtruktion phyſikaliſcher und chemiſcher Thatſachen gebildet worden; er bezeichnet den letzten Punkt, den die analyſierende Betrachtung des Chemikers bisher erreicht hat.

Der metaphyſiſche Atomismus nun kehrt die Sache um; er behauptet: der Endpunkt der Analyſe iſt das Ende der Dinge oder alſo vielmehr der erſte und abſolute Anfang der Wirklichkeit; die Welt iſt zuſammengeſetzt aus Atomen, aus abſolut unzerſtörbaren und abſolut ſelbſtändigen kleinen Körperchen.

Das ist nicht mehr berechtigt, als wenn jemand dächte: Buchstaben sind die ersten absolut selbständigen Urbestandteile, aus denen die Rede zusammengesetzt ist. Vielleicht stellt sich in dem Kopf eines Knaben, der eben die lateinische Grammatik zu erlernen begonnen hat, die Sache so dar: die lateinische Sprache besteht, wie jede Sprache, aus Wörtern, die Wörter aus Silben, die Silben aus Buchstaben, und diese sind also die wirklichen letzten Bestandteile, gleichsam die Atome, aus denen die Sprache zusammengesetzt ist. — Hier bedarf es nur der Besinnung, um das Falsche der Vorstellung zu erkennen. In Wahrheit ist natürlich allein die lebendige Rede; Wörter, Silben, Buchstaben sind Abstraktionen, die als solche in der Wirklichkeit nicht vorkommen. Der Grammatiker zerteilt die Rede in einzelne Wörter und Laute; die Beschreibung kann nicht das Ganze auf einmal geben, sie zerlegt es daher und läßt dann aus den Teilen allmählich das Ganze entstehen. Aber in Wirklichkeit ist es natürlich nicht so; die Sprache hat nicht damit begonnen, daß man erst einzelne Laute oder Buchstaben sprach, a und b und c, dann sie zu Silben und Wörtern zusammenfaßte und endlich die Wörter zum Satz an einander fügte. Sondern die Sprache war immer nur wirklich im Zusammenhang lebendiger Rede; nur in der grammatischen Betrachtung sind Buchstaben und Wörter etwas für sich seiendes, können doch die Buchstaben größtenteils nicht einmal für sich gesprochen werden. Und ganz dasselbe gilt auch von dem Seelenleben. Auch hier kommt ja die Meinung vor, als sei es etwas aus Vorstellungen, Empfindungen, Gefühlen, als den selbständigen Elementen Zusammengesetztes. Auch hier ist diese Vorstellung absurd; in Wirklichkeit ist allein das einheitliche Ganze, das nur von der Psychologie für die Betrachtung in einzelne Seiten und Elemente zerlegt wird. Ja man kann weiter gehen und sagen: nicht einmal die Einzelseele ist als ein Selbständiges gegeben, gegeben ist das Gesamtleben und in ihm das Einzelleben als ein Teil oder Glied. Man kann es in der Betrachtung isolieren, aber man kann es nicht als ein ursprünglich selbständiges Element in der Wirklichkeit antreffen, um aus der Vereinigung Vieler ein Ganzes zusammenzusetzen. So meinte der alte Rationalismus: das Volk ein Kompositum von Individuen. Aber Aristoteles hat auch hier Recht: das Ganze ist vor den Teilen, die Teile sind durch das Ganze.

Nun, eben dasſelbe gilt auch in der phyſiſchen Welt: das Atom iſt ein Abſtraktum, wie der Buchſtabe; ſo wenig als dieſer kommt es allein und iſoliert in der Wirklichkeit vor; ſo wenig als ein ſtummer Konſonant, iſt es ein für ſich exiſtierendes oder exiſtenzfähiges Objekt. Man verſuche doch, es als ſolches vorzuſtellen. Wie ſieht es aus? Iſt es ausgedehnt, wie ein Körper? Bejaht man mit dem antiken Atomismus die Frage, ſo ergiebt ſich ſogleich die Folge, daß es teilbar iſt. Was ausgedehnt iſt, das hat Teile, die außer einander ſind; ſo liegt es im Begriff, ob wir die Teilung vollziehen können oder nicht. Dann iſt es aber auch nicht ein metaphyſiſch letztes einheitliches Weſen, ſondern ganz in demſelben Sinn wie der Körper zuſammengeſetzt. — Nimmt man dem Atom die Ausdehnung, ſetzt man es dem Punkt gleich, wie es die mathematiſche Phyſik für ihre Zwecke thut und thun mag, ſo erhebt ſich für den materialiſtiſchen Metaphyſiker, der das Atom zum abſoluten Weltprinzip machen will, die verlegene Frage, worin denn ſein Weſen beſtehe? Was iſt ein ſeiender Punkt? Sagt man: ein Syſtem von Kräften, ſo wird ihm damit, von anderen Schwierigkeiten abgeſehen, die Selbſtändigkeit genommen. Eine Kraft iſt nur wirklich, ſofern ſie wirkt; Wirken aber ſetzt voraus ein Anderes, auf das gewirkt wird. Ohne dies Andere kann demnach das Kraftatom weder daſein noch begriffen werden. — Und woraus beſteht der leere Raum zwiſchen den Atomen? — Wenn man verſucht, auf dieſe Fragen ſich eine Antwort zu geben, wird man vielleicht finden, daß die Auskunſt Kants, die Kontinuitätshypotheſe, welche den Raum kontinuierlich, wenn auch mit verſchiedener Intenſität erfüllt ſein läßt, wenigſtens geeignet iſt, einer Reihe ſehr läſtiger Fragen ein Ende zu machen. Auf jeden Fall aber wird man ſich überzeugen, daß es mit den Atomen, ſo einfach die Sache anfangs ausſieht, doch nicht ſo glatt abgemacht iſt. Sie haben ihren guten Gebrauch als Konſtruktionshülfen in der Phyſik und Chemie, und dieſe mögen ſich ihren Begriff zurechtlegen, wie es ihren Zwecken angemeſſen iſt. Aber von Atomen als von den gegebenen letzten, ſelbſtändigen Elementen der Wirklichkeit zu reden vermag nur, wer ohne über die Sache nachgedacht zu haben, ſich von einer der Anſchauung ſich einſchmeichelnden Analogie leiten läßt; wie eine Mauer aus Ziegelſteinen beſteht, ſo beſteht ein Ziegelſtein wieder aus kleineren Ziegelſteinen, bis man zuletzt auf letzte

Ziegelsteine kommt, die so klein sind, daß es sich nicht mehr der Mühe verlohnt, über ihre Natur sich den Kopf zu zerbrechen.

Ich erinnere hier an eine Betrachtung, die der Metaphysik Lotzes geläufig ist: Wirklichkeit kommt dem Einzelnen nur in der Gesamtheit der Dinge zu, worauf es wirkt und wovon es leidet. Die gemeine Vorstellung meint das einzelne Ding ohne Rücksicht auf seine Wirkungen für sich setzen zu können. Das ist eine Täuschung; ein Ding, das nicht wirkt, ist nicht; nur als Glied des Ganzen hat es Wirklichkeit; Wirklichkeit bedeutet für es: in Beziehungen des Wirkens und Leidens stehen. —

Eine zweite Betrachtung, die auf dasselbe Ziel führt, geht von dem Begriff des Wirkens und Leidens selbst aus. Der gesunde Menschenverstand braucht diese Begriffe täglich, ohne sonderliche Schwierigkeiten darin zu finden. Er stellt sich die Sache etwa so vor: zum Wirken und Leiden gehören zwei Dinge, deren jedes seine Wirklichkeit für sich hat. Aber nun geschieht es, daß es ungeachtet seiner Selbständigkeit eine Veränderung seines Zustandes erfährt, die nicht in ihm selber begründet ist; wir sagen: es erleidet einen Einfluß, der von außen, von dem andern Dinge herkommt. Und ebenso übt es seinerseits auf das andere Einfluß aus.

Es ist von jeher das Schicksal der Philosophie, an dem Anstoß zu nehmen, was aller Welt ganz unanstößig und einleuchtend ist, nodum in scirpo quaerere. So fragt sie hier: was heißt das doch eigentlich, einen Einfluß üben? Man sagt: der Mond übt einen Einfluß auf die Erde, er zieht z. B. die Gewässer des Ozeans an sich und bewirkt dadurch die Erscheinung von Ebbe und Flut. Was geschieht hier? löst sich von dem Monde etwas ab, schwimmt durch das Leere hinüber zur Erde, hängt sich an die Wasserteile des Meeres und hebt sie dem Mond entgegen? Geht von dem Monde ein Ausfluß aus, der, nach allen Seiten gleichmäßig sich ausbreitend, den Raum erfüllt und gleichsam absucht, und wo er einen Körper, groß oder klein, antrifft, sich alsbald an ihn hängt und ihn gegen den Mond zieht oder stößt? Oder wie sollen wir das Vorsichgehen der Einwirkung sonst vorstellen? Ist der Mond mit der Erde, ist jedes Massenteilchen mit jedem andern durch ein unsichtbares Seil oder Band verknüpft, wodurch es das andere zu sich zieht? -- Nun, von alledem weiß die

Phyſik gar nichts. Was ſie uns wirklich ſagt, wenn ſie die Flutwelle eine Wirkung der Anziehungskraft des Mondes nennt, iſt dies: die Bewegung der Waſſermaſſen, die wir Flut und Ebbe nennen, tritt regelmäßig mit beſtimmten Veränderungen der Stellung des Mondes zur Erde ein; ſie entſpricht nach Form und Größe den Fallbewegungen auf der Erde. Und ganz ebenſo ſagt der Satz: alle Maſſenteilchen gravitieren gegeneinander, nichts als dies: wann und wo immer zwei Maſſen in einem beſtimmten räumlichen Verhältnis zu einander ſtehen, da findet auf beiden Seiten eine von der Größe der Maſſe und der Entfernung abhängige Tendenz zur Bewegung gegen den gemeinſamen Schwerpunkt ſtatt. Und endlich, der Satz: A und B ſtehen in Wechſelwirkung, heißt: wann A in den Zuſtand a eintritt, dann tritt B in den Zuſtand b ein und umgekehrt. *Regelmäßige und ſpontane Zuſammenſtimmung der Veränderungen an verſchiedenen Punkten der Wirklichkeit*, das iſt alles, was wir von Wechſelwirkung wiſſen. Von Ausflüſſen und Einflüſſen, von Bändern und Verknüpfungen, von Nötigung und Zwang iſt hier gar keine Rede.

Vielleicht erwidert ein Phyſiker: es mag ſein, daß in dem gewählten Beiſpiel die Sache ſo liegt; wir können, wenigſtens einſtweilen, die Gravitationserſcheinungen nur beſchreiben und mathematiſch formulieren, nicht aber erklären; doch mag die Zeit kommen, wo auch eine Erklärung der Erſcheinungen aus Urſachen möglich wird.

Gut, nehmen wir an, die Zeit ſei da; es ſei gelungen, die anſcheinend unvermittelte Fernwirkung der Gravitation auf eine bekannte Form der Nahwirkung zurückzuführen, ſagen wir, um gleich das letzte Ziel naturwiſſenſchaftlicher Erklärung zu nehmen, auf Stoß oder Druck: wüßten wir dann, was zwiſchen den bei der Wirkung beteiligten Körpern vor ſich geht, außer der zuſammenſtimmenden Bewegung? Ja wäre auch nur die vielen Phyſikern ſo verhaßte Fernwirkung beſeitigt? Eine bewegte Billardkugel trifft eine ruhende und überträgt auf ſie, wie wir ſagen, die eigene Bewegung. Sehen wir hier einen Einfluß übergehen, ſehen wir die Bewegung überſpringen? Berührt etwa je ein Atom der bewegten Kugel je eines der andern und übergiebt ihm dabei ſeine Bewegung? Aber die Kugeln berühren ſich ja bloß mit einem ganz kleinen Teil ihrer Oberflächen. Löſt ſich alſo

etwa von jedem Atom seine Bewegung ab und wandert, immer auf ein nächst angrenzendes übergehend, in der Richtung auf den Berührungspunkt beider Bälle durch den Körper des ersten hindurch und breitet sich dann eben so über den zweiten aus, bis jedes Bewegungselement wieder ein Atom gefunden hat, das es nun mit der ihm eigenen Richtung und Geschwindigkeit fortführt? Ich denke, es ist nicht nötig, die wunderlichen Verlegenheiten auszuführen, in welche eine solche Vorstellung gerät.

Vereinfachen wir nun den Fall noch weiter; setzen wir statt der beiden Bälle zwei Atome, ein bewegtes, das durch Stoß ein ruhendes in Bewegung setzt und nun selber still steht. Sehen wir hier, wie ein Einfluß von A auf B übergeht? Hat sich etwa die Bewegung wie eine Haut von dem ersten abgelöst und an das zweite angehängt, es mit fortreißend? Aber die Bewegung ist ja nichts Körperliches, nichts Substantielles, das sich loslösen und für sich sein kann. Was hat sich also zwischen den beiden Atomen zugetragen? Ich denke, es ist auf alle Weise das geratenste, zu bekennen: wir wissen es nicht; das Einzige, was wir wissen, ist die Thatsache, daß in einem ersten Zeitraum eine Bewegung von A stattfand, daß diese in einem gewissen Zeitpunkt, dem der Berührung, aufhörte und daß gleichzeitig eine gleiche Bewegung von B begann; endlich, daß im gleichen Fall immer das Gleiche sich zuträgt. Aber von einem weiteren Wie des Hergangs wissen wir hier so wenig als bei der Bewegungsübertragung zwischen den sich stoßenden Billardbällen oder bei den Himmelskörpern, die sich anziehen und gegenseitig ihre Bahn bestimmen. Wechselwirkung ist ein Wort, das gar keinen andern Inhalt hat als: *regelmäßig korrespondierende Veränderung*. Der einzige Vorteil, den die mechanische Bewegungsübertragung vor anderen Formen der Wechselwirkung voraus hat, ist, daß sie die uns geläufigste und vertrauteste Form der Wirkung ist; wir selbst bewegen und gestalten die Körper durch Stoß und Druck. An sich ist sie nicht verständlicher, in ihrer inneren Möglichkeit und Notwendigkeit oder dem Wie ihres Hergangs nicht durchsichtiger als jede andere.*)

*) Daß fernwirkende Anziehungskraft ganz ebenso begreiflich oder unbegreiflich ist, wie die Wirkung durch Stoß oder Druck, zeigt *Zöllner* in einer Abhandlung über Wirkung in die Ferne im ersten Band der wissenschaftlichen Abhandlungen. Er beruft sich auf *Kants* Metaph. Anfangsgründe der Naturwiss., wo die Materie

Noch deutlicher ist die Unangemessenheit jener falschen Vorstellung vom Kausalverhältnis, als ob die Ursache die Wirkung vor sich her stieße und nötigte, in der psychischen Welt. Wir wenden den Kausalbegriff auch auf die Vorgänge des inneren Lebens an. Ich sehe ein Bild aus der Heimat; es führt Erinnerungen aus der Jugendzeit ins Bewußtsein, Gefühle der Wehmut, der Sehnsucht erwachen, es entsteht das Verlangen, jene Welt wieder zu sehen, und wird schnell zum Entschluß. Alle Welt ist darüber einig, daß wir hier einen ursächlichen Zusammenhang haben, ob wir ihn nun in die ersten und unauflöslichen Elementarzusammenhänge aufzulösen vermögen oder nicht. Sicher ist, daß wir dabei nichts von Zwang und Nötigung beobachten, womit jedes Element das folgende vor sich her triebe und gleichsam in die Wirklichkeit oder ins Bewußtsein hineinstieße; sondern ganz spontan schließt sich das eine an das andere. Sicher ist auch, daß wir nicht imstande sind, die Beziehung als denknotwendig zu erkennen; wir sehen nur die Thatsache: wann ein so bestimmter Wahrnehmungsinhalt in diesem Bewußtsein gegeben ist, dann schließen sich bestimmte Vorstellungsgruppen und Gefühlserregungen an. *Wie* es aber die Wahrnehmung macht, eine Vorstellung hervorzubringen, oder *wie* durch die Vorstellung ein Gefühl erregt wird, darüber wissen wir schlechterdings nichts weiter zu sagen; und die Physiologen mögen das Hundegehirn zermartern, so viel sie wollen, sie werden auch nichts darüber erfahren. Die Thatsache, daß, wann das eine Element eintritt, auch das andere eintritt oder einzutreten tendiert, ist alles was wir wissen.

David Hume ist der erste, der diese Betrachtung über das Wesen der Kausalität durchgeführt hat, und das giebt seiner „Untersuchung über den menschlichen Verstand" die bedeutsame Stellung in der Geschichte der Philosophie. In dem Verhältnis von Ursache und Wirkung, so zeigt er, findet die eindringendste Analysis gar nichts von Notwendigkeit, weder eine Notwendigkeit des Denkens, so daß etwa aus dem Begriff der Ursache die Wirkung logisch gefolgert werden könnte, noch einen Zwang, wodurch das wirkende Element dem

aus Anziehungs- und Abstoßungskräften erklärt wird und wo es heißt: „die ursprüngliche Anziehungskraft ist nicht im mindesten unbegreiflicher als die ursprüngliche Zurückstoßung. Sie bietet sich nur nicht so unmittelbar den Sinnen dar als die Undurchdringlichkeit" (2 Hptst., Lehrsatz 7. Anm.).

leidenden eine Veränderung aufnötigte; es ist überhaupt kein Band, keine innere Verknüpfung zwischen Ursache und Wirkung nachweisbar, wodurch ihr Zusammenhang für das Denken notwendig gemacht würde. Alles was wir wissen, ist das regelmäßige Zusammen von Erscheinungen in der Zeit. — Kant ist hierin mit Hume einer Meinung: der Inhalt der Aussage, daß zwischen zwei Erscheinungen ein Ursachverhältnis bestehe, ist allein ihr regelmäßiges Zusammen in der Zeit; nicht minder entschieden als Hume leugnet er, daß das Denken aus dem Begriff der Ursache die Wirkung ableiten, oder das Gesetz der Kausalität auf den Satz von Widerspruch zurückführen könne.

Übrigens ist der Gedanke auch der älteren, der metaphysischen Richtung in der modernen Philosophie nicht fremd. Vor allem hat Leibniz, indem er die Wechselwirkung zwischen den Wirklichkeitselementen durch die prästabilierte Harmonie ersetzt, im Grunde denselben Gedanken. Ein Übergang von Einflüssen aus einem Ding in das Wesen des andern ist auch ihm eine absurde Vorstellung; die Monaden sind nicht ausgedehnte Wesen mit Fenstern und Thüren, durch die „Einflüsse" hinein spazieren könnten. Was wirklich stattfindet, ist concomitance, begleitende, korrespondierende Veränderung: wenn an einem Punkt der Wirklichkeit eine Veränderung sich zuträgt, dann finden entsprechende Veränderungen an anderen Punkten, ja im Grunde an allen andern Punkten statt. Durch den Occasionalismus war diese Vorstellung vorbereitet worden; er hatte an einem Punkt zunächst das „innere Band" nicht finden können, das Ursache und Wirkung verknüpft, nämlich in dem Verhältnis von Leib und Seele. Leibniz verallgemeinert, den Spuren des Spinoza folgend, diese Betrachtung; er verwirft den influxus physicus nicht bloß hier, sondern überall: spontan stimmen alle Dinge mit ihren Veränderungen zusammen. Oder, das Band, das zwischen Ursache und Wirkung stattfindet, ist nicht ein zufälliges und besonderes, sondern es ist das allgemeine und wesentliche Band, das alle Wirklichkeitselemente verbindet; sie sind einander gar nicht fremd und äußerlich, sondern sie sind Glieder eines Wesens: Gott ist das Band, das alle Dinge wesentlich verbindet, er ist das Wesen, in dem alle eins sind.

In unserer Zeit hat Lotze diese Gedanken wieder aufgenommen

und zum Angelpunkt seiner Metaphysik gemacht.*) Mit Hume besteht er, wenn er auch die Anknüpfung an dessen Empirismus nicht sucht, auf der Zufälligkeit aller Ursachverhältnisse für unser Denken, auf der Unmöglichkeit, ein Band zwischen Ursache und Wirkung aufzuzeigen. Mit Leibniz, den er schätzt und gern als Führer anerkennt, zieht er aus dieser Betrachtung dieselben weit reichenden Folgerungen. Er findet bei der Voraussetzung des Atomismus die Thatsache der Wechselwirkung schlechthin unbegreiflich und unkonstruierbar. Bestünde die Wirklichkeit, wie jene Theorie annimmt, wirklich aus einer Vielheit absolut selbständiger Substanzen, dann wäre die Thatsache des Zusammenstimmens ihrer Veränderungen schlechthin unbegreiflich. Ist jedes Atom, jedes Wirklichkeitselement ein Ding für sich, in seinem Dasein und Wesen völlig unabhängig, wie käme es dann dazu, mit seinem Verhalten nach anderen sich zu richten? Dann müßte man erwarten, daß ein jedes seinen eigenen Weg, unbekümmert um die übrigen, gehe.

Oder wird es etwa durch die Naturgesetze genötigt? Aber diese sind ja nicht außer oder über den Dingen, sondern in ihnen, sind lediglich Ausdruck ihres thatsächlichen Verhaltens. Es nötigt sie wirklich gar nichts, anders zu sein und sich zu verhalten, als es in ihrer eigenen Natur liegt. Es ist nicht die Anziehungskraft der Erde, noch das Gravitationsgesetz, das den Mond in seiner Bahn um die Erde festhält, sondern es ist wirklich so zu sagen sein eigener guter Wille; wenn er einmal die Bahn verließe und die Tangentialrichtung einschlüge, es würde ihm von der Erde und dem Gravitationsgesetz nichts geschehen. Er folgt lediglich seiner eigenen Natur oder Neigung, wenn er die krummlinige Bahn innehält, mit beständiger Ablenkung von der geraden gegen die Erde. Und dasselbe gilt überall, die Naturgesetze nötigen nicht die Dinge, sondern sind Ausdruck ihres spontanen Verhaltens. Sie erklären nicht, *warum* die Dinge sich so verhalten, sondern sagen nur mit allgemeiner Formel, *wie* sie sich verhalten. Sie sind nicht die Lösung des Rätsels, sondern sie selbst sind das Rätsel.

In der That, der Atomismus sollte sich einmal mit Lotze die Frage vorlegen: woher kommt doch den vielen Substanzen jene Gleich-

*) Mikrokosmos I, 412 ff., III, 481; System der Metaphysik 134 ff.

förmigkeit des Verhaltens, daß es auf allgemeine Formeln gebracht werden kann? Warum verhält sich nicht jede anders, wenn sie doch gänzlich unabhängig von den übrigen Dasein und Wesen hat? Die Gleichförmigkeit könnte ihn auf eine andere Vorstellung leiten. Wenn man über ein Gebirgsthal zerstreut eine große Menge Gesteintrümmer fände, die alle völlig gleiche Beschaffenheit zeigten, dann würde man vermuten, es seien Bruchstücke eines ehemaligen Ganzen. Sollte in unserem Falle etwas Ähnliches gelten? Sollten die anscheinend selbständigen Teile der Welt nicht auch, nun freilich nicht Trümmer eines ehemaligen Ganzen, sondern lebendige Glieder eines seienden einheitlichen Wesens sein?

Lotze zieht diese Folgerung. Wechselwirkung und Naturgesetzmäßigkeit weisen darauf hin, daß die Elemente des Weltlaufs sich nicht so fremd und fern sind, als der Atomismus annimmt. Verständlich wird die universelle Rücksichtnahme aller auf alle im Grunde nur dann, wenn wir annehmen, sie alle sind Glieder eines einheitlichen Wesens, einer einzigen Substanz. Im organischen Körper kommen keine isolierten Veränderungen vor, jede Veränderung an einem Punkt fordert korrespondierende Veränderungen aller übrigen Teile. So ist auch die Welt ein einheitliches System, das nirgends isolierte Vorgänge zuläßt, jeder steht in Beziehung zu allen übrigen, ist die an diesem Punkt erforderte Teilveränderung zur Gesamtveränderung des Ganzen. Nennen wir das Ganze, das All-Eine, mit Spinoza Gott, so geschähe alle Wechselwirkung in Gott, indem die Bewegung an jedem Punkt seines Wesens mit der aller übrigen zusammenstimmte zur einheitlichen Gesamtbewegung.

So führt die Thatsache der universellen Wechselwirkung, wenn man ihr nachgeht und die Begriffe zu Ende denkt, auf den Gedanken der Einheit der Wirklichkeit: es giebt nur ein einheitliches Wesen, mit einer einheitlichen und in sich zusammenstimmenden Bethätigung; die einzelnen Dinge sind nur Momente seines Wesens, ihre durch Wechselwirkung bestimmten Bethätigungen sind in Wirklichkeit Ausschnitte aus einer einheitlichen Selbstbewegung der Substanz. Oder, in Kantischer Redeweise: die allgemeine Wechselwirkung im mundus sensibilis ist unitas phaenomenon, der eine unitas noumenon der Substanz im mundus intelligibilis entspricht.

Dürfen wir nun, dieſe Betrachtung mit dem Ergebnis unſerer ontologiſchen Erörterung, nach der alle Vorgänge in der Körperwelt eben ſo viele Hinweiſe auf innere Vorgänge ſind, verknüpfend, in der Einheit aller kosmiſchen Bewegungen durch Wechſelwirkung eine Spiegelung der inneren Zuſammenſtimmung des einheitlichen Innenlebens eines geiſtigen All-Einen erblicken? Wir hätten dann die Anſchauung, welche mit dem Namen des Pantheismus bezeichnet wird; man kann ſie auch Monotheismus im ſtrengen Sinn des Worts nennen: Gott allein iſt, alles was iſt, iſt durch Gott, und in Gott.

Ehe ich dieſe Frage zu beantworten verſuche, gehe ich zuvor auf das Verhältnis von Kauſalität und Finalität mit einigen Bemerkungen ein.

7. Kauſalität und Finalität.

Es wurde ſchon oben (S. 165) bemerkt, daß die Ablehnung des anthropomorphiſchen Theismus und ſeiner Erklärung des Naturlaufs aus Abſichten nicht gleichbedeutend ſei mit der Ablehnung einer teleologiſchen Weltanſchauung. Indem wir dieſe Betrachtung hier wieder aufnehmen, fragen wir zuerſt: wodurch iſt überhaupt ein Zuſammenhang von Elementen als ein teleologiſcher charakteriſiert? Das Wort ſelbſt ſagt: dadurch, daß ihre Anordnung oder Bewegung als auf ein Ziel (τέλος) gerichtet ſich darſtellt. Als Ziel aber betrachten wir den Erfolg der Anordnung oder Bewegung dann, wenn ein Wille auf ihn gerichtet war, von dem ſein Eintreten auch mit Befriedigung empfunden wird. Hinzuzufügen iſt dabei erſtens, daß der kauſale Zuſammenhang der Elemente nicht ausgeſchloſſen, ſondern vorausgeſetzt wird; jeder teleologiſche Zuſammenhang iſt zugleich ein kauſaler. Zweitens: daß Abſichtlichkeit in dem Begriff der Finalität nicht eingeſchloſſen iſt; es iſt nicht notwendig, daß das Ziel vorher in der Vorſtellung iſt und daß die Bewegung nach einem fertigen Plan geſchieht. Von einem geiſtvollen Naturforſcher iſt für dieſen Begriff der Zweckmäßigkeit ohne Abſicht die Bezeichnung Zielſtrebigkeit gebildet worden.*)

*) K. E. v. Baer, Studien aus dem Gebiet der Naturwiſſenſchaften (1876). In mehreren gedankenreichen Abhandlungen wird hier die „Teleophobie“ der modernen Naturforſchung bekämpft und die Unvermeidlichkeit teleologiſcher Betrachtung der organiſchen Welt gezeigt.

Deutlich liegt das Wesen teleologischer Zusammenhänge in den Vorgängen des Innenlebens zu Tage, und hier ist ihr eigentlicher Ort. Auch die seelischen Vorgänge stehen in kausaler Beziehung zu einander. Eine Wahrnehmung, eine Vorstellung ruft eine andere Vorstellung hervor, ihr Eintreten ist Ursache des Eintretens der zweiten; eine Gefühlserregung, ein Verlangen bestimmt die Aufmerksamkeit und giebt dem Vorstellungsablauf eine andere Wendung. Aber derselbe Vorstellungslauf ist zugleich teleologisch bestimmt; die Associationsprozesse führen zu einem Erfolg, der in der Richtung des Willens liegt, zu einer Reihenbildung, die von ihm als eine sinn- und wertvolle mit Befriedigung empfunden wird. Dabei ist dies Ziel nicht vorher in der Vorstellung, wenigstens nicht als ein fertig ausgedachtes, das dann nachträglich in die Wirklichkeit gesetzt würde. Ein Baumeister entwirft den Plan eines Hauses; nachdem es auf dem Papier fertig ist, führen es die Maurer und Zimmerer nach dem Plan in Holz und Stein aus. Der Plan selbst aber ist nicht wieder nach einem vorher fertigen Plan gemacht worden; dennoch ist die geistige Arbeit des Baumeisters natürlich so gut als die der Handwerker teleologisch bedingt. Ein Redner hält eine Rede; er ist angegriffen worden, er will sich verteidigen und den Gegner vernichten; nun fließen die Gedanken, die Argumente ihm zu; die Gleichnisse und Redewendungen, die Stichwörter und Citate, die Bosheiten gegen den Gegner und die Liebenswürdigkeiten gegen die Hörer stellen sich ein wie von selbst. Es ist das Band der Association, an dem jedes vorausgehende jedes nachfolgende herbeizieht, aber von tausend möglichen associativen Verbindungen erweist sich in jedem Augenblick die wirksam, die zum Ziel führt. So ist der ganze Zusammenhang der Rede zugleich kausal und teleologisch bedingt; der Wille giebt zuletzt die Richtung und empfindet den gelingenden Verlauf mit lebhafter Befriedigung. Nicht überall ist der Vorstellungsverlauf so zielstrebig, wie hier; es giebt auch vage, ziellose Associationsbewegungen; im Traum, in der Geisteszerrüttung erlangen sie die Herrschaft. Aber im gesunden geistigen Leben ist die Bestimmung des Vorstellungslaufs durch das Zweknotwendige überall sichtbar.

In jedem geistigen Ganzen haben wir dasselbe Zusammen von ursachlicher und teleologischer Beziehung der Elemente. In einer

Argumentation, einer Dichtung ist jeder Teil ein zum Ganzen, zur Ausführung der Idee Notwendiges, ist an seinem Ort ein ἐξ ὑποθέσεως ἀναγκαῖον; zugleich ist es ein durch associative Verbindung Verursachtes. Kausale Bedingtheit und innere, ästhetische, logische Notwendigkeit gehen zusammen. Durchläuft man die Reihe von vorne, so sieht man, wie jedes Element jedes nachfolgende herbeiführt. Durchläuft man sie in umgekehrter Reihenfolge, vom Ende her, so sieht man, wie der Ausgang alles voraufgehende, bis zum Anfang beherrscht: das Demonstrandum beherrscht den Gang der ganzen Argumentation, der Ausgang des Dramas wirkt schon auf die Exposition. So ist das Letzte zugleich das Erste, von dem die Bewegung anhebt, das τέλος ist, mit Aristoteles, zugleich das ὅθεν ἡ κίνησις; von ihm angezogen, streckt sich alles ihm entgegen. Nicht durch Stoß von hinten, sondern durch spontanes Streben zum Ziel kommt im geistigen Leben die Bewegung zustande; das Ziel aber ist nicht das äußerliche Ende, sondern das verwirklichte Ganze, die vollendete Einheit der Dichtung, der Beweisführung, der Rede, ist die Entelechie des Aristoteles.

Dasselbe, was von einzelnen geistigen Erzeugnissen gilt, gilt auch von dem Seelenleben als Ganzem. Ein gesundes Menschenleben bildet ein in sich geschlossenes Ganze, eine sinnvolle Einheit; es ist nicht eine Reihe von Zufällen, nicht ein mechanisches Geschiebe von Bewußtseinselementen, sondern eine durch innere Notwendigkeit verbundene vielgliedrige Einheit, ähnlich einer vielstimmigen und vielteiligen Tondichtung. Wir können wohl nicht jedes Element als ein teleologisch Notwendiges konstruieren, wie wir es in einer Dichtung können. Es greift ein, was wir Zufall nennen. Aber wir können nicht umhin, das Ganze so zu betrachten; jeder Biograph sieht das Leben seines Helden als ein durch innere, verstehbare Notwendigkeit verknüpftes Ganze an; jedem stellt die eigene Erinnerung seine Vergangenheit unter diesem Gesichtspunkt dar. Und in jedem Augenblick empfindet der Lebende das Leben als ein sich strecken nach dem, was vorne ist. Nicht durch schieben und stoßen von hinten geschieht die Bewegung, sondern gleichsam durch ein gezogen werden zum Ziel. Das Ziel aber ist die Erfüllung der Idee. Das Bild des Mannes ist in der Seele des Knaben die verborgene Triebkraft, die die Ent-

faltung beherrscht; die Idee eines Lebenswerkes, die sich selbst erst in und mit dem Leben entfaltet, giebt der Thätigkeit des Mannes Richtung und Kraft. Zielstrebigkeit ist der Charakter alles gesunden Lebens. Und dasselbe gilt auch von einem Volksleben. Auch dieses bewegt sich, nicht durch Druck oder Stoß geschoben, sondern angezogen von einer Idee gleichsam seiner vollkommenen Bildung. Nicht so, daß eine einfache, durchsichtige, in allen gleichartig vorhandene Vorstellung sie bestimmte, sondern im lebendigen Wechselspiel mannigfachster Bestrebungen wirkt sich das Wesen des Volks aus; aber in Allen ist eine Idee das durch Anziehung Bewegende, in Allen ist irgendwie die zukünftige Bildung des Volks gegenwärtig. Alle Gruppen, alle Parteien erblicken in dem grauenden Morgennebel der Zukunft unbestimmt umrissene, schimmernde Bilder des Vollkommenen und werden von diesen Bildern unwiderstehlich angezogen.

Also, Kausalität und Finalität gehen im geistig-geschichtlichen Leben zusammen; spontanes Zusammenkommen einer Vielheit von Elementen zu einer Reihe, in der jedes Glied mit innerer, logisch-ästhetisch-ethischer Notwendigkeit gesetzt ist, das ist der Charakter geistiger Bewegung.

Hierin liegt, das will ich im Vorübergehen anmerken, was an dem Widerstand gegen deterministische Theorien berechtigt ist. Wenn das Wesen der Kausalität in einer äußeren Notwendigkeit bestünde, welche die innere Notwendigkeit ausschlösse, dann hätten diejenigen recht, die sich gegen ihre Anwendung zur Konstruktion der geistigen Welt sträuben. Nur sollten sie dann weiter gehen, als sie zu thun pflegen: dann gilt das Kausalgesetz nicht bloß nicht für den Willen, sondern für das ganze Seelenleben gilt es nicht. Faßt man aber den Begriff der Kausalität richtig, versteht man darunter mit Hume und Leibniz nichts als Gesetzmäßigkeit, d. h. regelmäßige Zusammenstimmung der Veränderung vieler Elemente, dann liegt auf der Hand, daß sie in der geistigen Welt nicht minder gilt als in der Natur. Mag hier die Regelmäßigkeit schwerer zu erkennen oder auf Elementargesetze zurückzuführen sein, als in der Natur, so ist doch offenbar, daß sie nicht fehlt. Hier so wenig wie dort kommen isolierte oder gesetzlose Elemente vor; jedes steht in bestimmter Beziehung zu andern, vorausgehenden, gleichzeitigen und nachfolgenden Elementen. Wir können diese Be-

ziehungen ſo gut wie nirgends auf rechnungsmäßige Formeln bringen, aber ihr Daſein tritt überall zu Tage. Stillſchweigends wird von allen vorausſetzt: unter völlig gleichen inneren und äußeren Umſtänden würde allemal dasſelbe erfolgen, würde auf den gleichen Reiz die gleiche Vorſtellung, die gleiche Gefühlserregung und Willensbeſtrebung als Reaktion eintreten. Mit der richtig verſtandenen Kauſalität ſteht nun aber die Freiheit keineswegs in Widerſpruch; Freiheit iſt nicht Geſetzloſigkeit. An einer Freiheit des innern Lebens, die gleichbedeutend mit Geſetz- und Zuſammenhangloſigkeit ſeiner Elemente wäre, hat die Ethik wahrlich kein Intereſſe. Im Gegenteil, das Auftreten abſolut beziehungsloſer Elemente, vereinzelter Volitionen, die ohne kauſalen Zuſammenhang mit dem Vorleben und der Folgezeit wären, das wäre Zerrüttung des Willens, ja völlige Zerſtörung des ſeeliſchen Weſens. Gäbe es überhaupt keine Beſtimmung des Nachfolgenden durch das Vorhergehende, dann gäbe es natürlich auch keine Übung und keine Erfahrung, keine Wirkſamkeit von Grundſätzen und Entſchlüſſen, von Erziehung und öffentlichen Ordnungen. Ohne Kauſalität keine Finalität.

Wie ſteht es nun mit dem Verhältnis der Kauſalität und Finalität in der phyſiſchen Welt? Gehen ſie auch hier miteinander? oder iſt in der Natur von Finalität, von innerer Notwendigkeit überhaupt nicht die Rede?

Es iſt die herrſchende Anſicht; ſie erblickt in der Natur wohl äußere, nicht aber innere Notwendigkeit. Mechaniſche Bewegungsübertragung iſt ihr die Urform der Naturwirkſamkeit, von einer teleologiſchen Notwendigkeit will ſie dagegen überall nichts wiſſen; „Teleophobie", darin hat v. Baer offenbar recht, iſt für ſie charakteriſtiſch. Mir ſcheint, er hat auch darin recht, daß er den Grund hierfür nicht in der Natur, ſondern in der Furcht der Naturforſcher vor einer falſchen Teleologie findet. Die Teleophobie iſt die Reaktion gegen die alte Abſichtenteleologie, die eine kauſale Erklärung ablehnte und erſetzen wollte.

Wir erinnern uns zunächſt deſſen, was wir im vorigen Abſchnitt als wirklichen Inhalt des Urſachverhältniſſes in der phyſiſchen Welt fanden: Wechſelwirkung iſt nichts als korreſpondierende Veränderung; von Einflüſſen und Nötigung iſt dabei gar keine Rede. Allgemeine Wechſelwirkung aller Teile des Univerſums, das iſt der

Ausdruck für die Thatsache, daß die Welt ein einheitliches System mit einheitlicher Bewegung bildet, in der jede Bewegung jedes Teils als ein an seinem Ort zugehöriges, mit den Bewegungen aller übrigen Teile zusammenstimmendes Glied sich einfügt. Man kann es nicht stark genug betonen: Notwendigkeit ist im logischen Denken, aber nicht in der Natur; alle Naturgesetzmäßigkeit ist spontane Zusammenstimmung aller Teile.

Und zwar ist auch hier die Zusammenstimmung eine wechselseitige; das Vorangehende bestimmt das Nachfolgende; aber ebenso gut kann man auch sagen: das Nachfolgende bestimmt das Vorangehende. Die Erwärmung der Stube ist eine Wirkung des geheizten Ofens; aber wir können eben so richtig sagen: die Wärmeaufnahme durch die Umgebung ist Ursache der Abkühlung des Ofens. Der Stoß, den ein Körper gegen einen andern führt, ist Ursache der Bewegung des zweiten; aber ebenso richtig ist: die Bewegung des gestoßenen Körpers ist die Ursache, daß der stoßende die Bewegung verliert oder zur Ruhe kommt. Wo es uns nicht um Hervorbringung, sondern um Hemmung einer Bewegung zu thun ist, da fassen wir die Sache so. Also allgemein: ohne die Ursache wäre die Wirkung nicht, aber eben so wenig wäre ohne die Wirkung die Ursache.

Die Frage ist nun: stellt der Kausalzusammenhang in der Außenwelt ebenso wie in der Innenwelt zugleich einen Finalzusammenhang dar? findet auch hier innere teleologische Beziehung zwischen den Gliedern der Reihe statt? — Es giebt einen Punkt, wo alle Welt die Sache so ansieht, das ist das Leben. Die Lebensvorgänge bilden einen Zusammenhang von Ursachen und Wirkungen, sie sind an jedem Punkt durch naturgesetzmäßige Wechselwirkung aller Teile bedingt, aber zugleich sind sie „zielstrebig“ in dem Sinn, daß sie zu einem einheitlichen Ganzen sich zusammen schließen, dem Leben, das wir nicht umhin können als das Ziel anzusehen, dem alle Funktionen als Mittel dienen. Die Jagd, die Ergreifung der Beute, ihre Verzehrung und Verdauung sind Ursache der Lebenserhaltung, aber zugleich ist das Leben Ziel und jene Funktionen Mittel zum Ziel. Und sind es die Funktionen, so sind es auch die Organe; ist das Sehen um des Lebens willen, so sind auch die Augen um des Sehens willen, und hierzu sind sie dann wohl auch im Fötalleben gebildet.

Aber nein, sagt der zweckscheue Naturphilosoph, nur die erste Hälfte des Satzes ist richtig: das Tier sieht, weil es Augen hat, aber die Augen sind nicht da, damit es sieht, es stößt, weil es Hörner hat, aber es hat nicht Hörner, damit es sich wehren und stoßen könne. Das ist unberechtiger Anthropomorphismus. Die Teleologie ist Verkehrung und Verderbung der kausalen, d. h. der wahren Naturbetrachtung, sie stellt die Dinge auf den Kopf; so urteilen bis auf diesen Tag mit dem alten Lucrez unsere materialistisch-mechanistischen Naturphilosophen.*)

Sie sollten fortfahren und sagen: nicht darum stößt der Stier, um seinen Gegner zu bewältigen, sondern weil er stößt, fällt der andere zu Boden; nicht darum spinnt die Spinne ihr Netz, um Fliegen zu fangen, sondern weil das Netz da ist, bleiben Fliegen drin hangen, und weil die Freßwerkzeuge der Spinne da sind, gerät die Fliege hinein, und weil es einmal so weit gekommen ist, wird sie weiter ins Innere befördert und verdaut; von Zwecken ist dabei überall keine Rede, sondern nur von Kausalzusammenhängen. Und wenn es bei der Spinne so ist, so sollten sie den Gedanken zu Ende denkend sagen, so wird es beim Menschen auch nicht anders sein; auch er flicht nicht das Netz, um Fische zu fangen, sondern weil sich seine Hände so bewegen, verschlingen sich die Fäden zum Netz, und weil das Netz so durchs Wasser gezogen wird, werden mit ihm die Fische herausgebracht.

Vielleicht wird hier doch auch dem zweckscheuen Physiker die Sache zu wunderlich. Er wird sagen: nein, beim Menschen ist wirklich Zweckthätigkeit vorhanden, hier haben wir Wollen und Vorstellen des Ziels als Anfang der Reihe, und darum ist hier die Kausalreihe zugleich Finalreihe.

Gut; nehmen wir dies zunächst so an. Aber sollte dann nicht für die Spinne dasselbe gelten? Der materialistische Philosoph besteht doch sonst so entschieden darauf, daß der Mensch ein Glied der Tierreihe sei. Warum sich hier untreu werden? Was fehlt denn

*) Lucretius, De rerum natura, IV, 830:

Omnia perversa praepostera sunt ratione,
Nil ideo quoniam natumst in corpore, ut uti
Possemus, sed quod natumst id procreat usum.

der Spinne, daß ihre Lebensbethätigung anders beurteilt werden müßte? Das Wollen und Vorstellen des Ziels? Nun, das Wollen doch schwerlich, man müßte ihr denn das Innenleben überhaupt absprechen. Also das Vorstellen, die Voraussicht des Erfolges. Und darum also fehlte ihrem Thun der Charakter der Zweckthätigkeit? Der würde ihm erst zukommen, wenn sie nach vorausgegangener Überlegung zu sich sagte: Leben besteht im Stoffwechsel, es fordert daher den Ersatz verbrauchter Stoffe durch Nahrung; Fliegen sind ein Nahrungsmittel und Netze ein Mittel Fliegen zu fangen? — Aber es liegt ja auf der Hand, daß unter dieser Bedingung auch von der menschlichen Thätigkeit nur ein geringer Teil für zweckmäßig gehalten werden könnte. Vom Stoffwechsel und dem notwendigen Ersatz und der Geeignetheit dieser oder jener Stoffe zu diesem Zwecke weiß unser Fischer am Ende nicht viel mehr als die Spinnen. Sollen wir also sagen: so reicht auch hier die Finalität nicht weiter; Netze flechten und Fische fangen ist Zweckthätigkeit, aber beim kauen und schlingen und verdauen ist von einem Zwecke nicht mehr die Rede, hier haben wir es lediglich mit Kausalreihen, nicht mit teleologischen Reihen zu thun? Wird erst bei dem Physiologen, der von dem Hergang beim kauen und verdauen auch eine Vorstellung hat, die Sache zur Zweckthätigkeit? Ich denke, diese Trennung der menschlichen Lebensprozesse in zweckmäßige und zwecklose, in solche, bei denen Kausalität und Finalität, und solche, bei denen nur Kausalität stattfindet, ist doch allzu absurd.

Nun, gilt beim Menschen, daß das ganze Leben als teleologischer Prozeß aufgefaßt werden muß, weil und sofern es einem Willen entspricht, auch ohne daß das Ziel und die Vermittelung ganz in die Vorstellung fällt, so wird dasselbe auch in der Tierwelt gelten. Und sind die Thätigkeiten zielstrebig, die auf die Erhaltung des Eigenlebens gerichtet sind, so werden es die nicht minder sein, die auf die Erhaltung der Gattung als ihr objektives Ziel gerichtet sind, das Nestbauen und Eierlegen und Brüten und Hegen der Brut, und was noch dazu gehört. Und ist das der Fall, so wird man auch die Entwickelung und Organbildung nicht anders ansehen können.

In der That, es ist auf alle Weise unmöglich, das eine zu bestreiten, ohne auch das andere zu leugnen; es ist unmöglich, die menschlichen Thätigkeiten für zielstrebige anzusehen, ohne dasselbe auch für

die tierischen zuzulassen; und wieder ist es unmöglich, es für die sogenannten animalischen oder willkürlichen Thätigkeiten zuzulassen, ohne es auch für die vegetativen Prozesse anzunehmen, die ja nicht bloß die wesentliche Voraussetzung jener sind, sondern auch nirgends rein von ihnen abgetrennt werden können; beide Formen der Lebensprozesse laufen ja überall in einander. Und wieder, läßt man die teleologische Betrachtung für die vegetativen Vorgänge in der Tierwelt zu, so kann man sie der Pflanzenwelt nicht fernhalten; es sind ja dieselben Vorgänge.

Ist man aber so weit gegangen, so wird es schwer sein hier stehen zu bleiben. Die lebenden Wesen sind ja nicht von außen in diese Welt hineingeschneit, sondern sie sind ihr legitimes Erzeugnis: sie sind aus den Elementen gebildet, die den Körper der Erde ausmachen; sie sind entstanden unter dem Einfluß der kosmisch-tellurischen Gesamtlage. Diese Fische konnten nur in diesem Meer und diese Tierwelt nur auf dieser Erde und unter dieser Sonne entstehen. Eine Konspiration aller Dinge war erforderlich, diese Lebewelt hervorzubringen. „Dieses Tierreich", so führt v. Baer aus, „kann nicht bestehen ohne das Pflanzenreich, dieses wieder nicht, ohne daß das Felsgerüste der Erde an seiner Oberfläche durch physikalische und chemische Einwirkung in lockeren Boden zerrieben war; ferner aber wird vorausgesetzt, daß dieser Boden von Zeit zu Zeit von Regen getränkt wird; der Regen kann nur fallen, wenn das Wasser vorher von der Luft aufgenommen, gehoben und dann durch Wechsel der Wärme wieder ausgeschieden wird; das Wasser kann wieder nicht gehoben werden, ohne daß die Erde von der Sonne beschienen und erwärmt wird: es ist also für den geringsten Grashalm wirklich das ganze Planetensystem mit seinen Anordnungen und Bewegungen, die ganze Gesetzmäßigkeit der Natur erforderlich." Es ist, wie der Dichter sagt, der wie kein anderer von der Einheit der Wirklichkeit durchdrungen ist, Goethe:

> Das Stäubchen, selbst der unfruchtbare Stein,
> Indem er sein Gesetz hat, muß er wirken
> Und thätig für das große Ganze sein.

So dehnt sich die Zielstrebigkeit, wenn man sie einmal an einem Punkt zugelassen hat, über die ganze Natur aus. Es ist Willkür,

einerseits darauf zu bestehen, daß der Mensch auch nur ein Stück des allgemeinen Naturlaufs sei, daß er nicht exemtes Gebiet, ein imperium in imperio bilde, dann aber andererseits gegen jede Betrachtung der Natur unter dem Gesichtspunkt der Finalität als eine völlig unzulässige anthropomorphische Naturauffassung zu protestieren. Verfährt die Natur an einem Punkt anthropomorphisch, und das läßt sich ja nicht bestreiten, so ist nicht abzusehen, weshalb etwas Ähnliches sonst so absolut ausgeschlossen sein sollte.

Aber, sagt der zweckscheue Naturphilosoph, außerhalb der organischen Welt fehlt ja das Prinzip, ohne das von einem Zweck überhaupt nicht die Rede sein kann, nämlich Innenleben und Wille.

Damit wären wir denn am eigentlichen Ursprung des Widerstandes gegen die teleologische Naturansicht: es ist die materialistische Auffassung der Natur als einer Anhäufung todter, nach Gesetzen mechanisch bewegter Atome. Und in dieser Voraussetzung kommt nun die alte Absichtenteleologie mit der mechanistischen Theorie völlig überein; auch sie setzt die Natur als eine Masse leblosen, trägen Stoffes, fügt aber dann hinzu: eben darum kann die Natur nimmermehr sich selber die Anordnung gegeben haben, in der wir sie finden; es ist daher notwendig, außer der Natur noch einen Verstand anzunehmen, der den Stoff nach Absichten zusammengefügt hat. — Und gegen diese Annahme empört sich nun wieder das theoretische Gewissen des Naturforschers: von solchem äußerlichen Eingreifen eines Geistes wissen wir nichts und es würde nichts erklären, es ist ein bloßes asylum ignorantiae. Soweit mit Recht. Und nun geht man weiter und leugnet die Zweckursachen überhaupt, auch in der organischen Welt. Hier stößt man dann aber auf die eben angedeuteten absurden Konsequenzen; und daran heftet sich wieder die Absichtenteleologie. So wird man endlos im Cirkel umgetrieben.

Eine Rettung aus diesen Irrgängen ist, so viel ich sehe, nur auf einem Wege erreichbar: man muß die Voraussetzung aufgeben, daß die Natur aus todtem Stoff besteht, man muß sich auf den Boden der oben (S. 83 ff.) entwickelten ontologischen Theorie des Parallelismus stellen: so weit die physische Welt reicht, so weit reicht auch die Innenwelt, reicht die Willenswelt. Dann kann man sagen: in der physischen Welt herrscht, eigentlich gesprochen, nur physikalische

Kauſalität, aber in der begleitenden Innenwelt herrſcht überall zugleich Finalität. Die mechaniſtiſche Naturphiloſophie hat Recht: alle Naturvorgänge, auch die des Lebens, laſſen ſich rein phyſikaliſch erklären, es findet keine Einmiſchung einer intelligenten Urſache ſtatt. Aber Spinoza hat auch Recht: alle phyſikaliſchen Vorgänge ſind Hinweiſungen auf begleitende innere Vorgänge, und zwiſchen dieſen findet ein teleologiſcher Zuſammenhang ſtatt. Und mit Beziehung auf dieſes Innenleben, deſſen Erſcheinung ſie ſind, können wir nun auch den phyſiſchen Vorgängen einen teleologiſchen Charakter beilegen. Man nehme ein Beiſpiel. Der Phyſiker erklärt uns das Orgelſpiel, es geht dabei alles ganz mechaniſch zu; hier ſind die Pfeifen mit ſolcher und ſolcher Einrichtung, hier iſt komprimierte Luft; nun wird dieſe Klappe geöffnet, die Luft ſtrömt in die Pfeife und ſetzt die Luftſäule in ſolche Schwingungen. Und dann tritt der Phyſiolog hinzu und demonſtriert uns ebenſo den Organiſten; hier haben wir ein ſo disponiertes Gehirn und Nervenſyſtem; durch das Auge fallen dieſe Reize, ausgehend von dem Notenblatt und der Klaviatur, hinein, ſie löſen, als rein phyſiſche Urſachen wirkend, die Reaktion aus, daß der Finger die Taſten in dieſer Folge herunterdrückt. — Das iſt die phyſiſche Seite. Die Sache hat aber noch eine andere Seite: die Geſichts- und Gehörsempfindungen und die Freude an den Tönen und an der Melodie. Und dieſe Reihe hat einen innern, teleologiſchen Zuſammenhang der Glieder. Und ſie iſt nun doch die eigentlich weſentliche Seite der Sache und der Prozeß im Nervenſyſtem des Organiſten iſt nur ſeine äußere Sichtbarkeit. Und nun nennen wir, mit zuläſſiger Abbreviatur des Ausdrucks, auch dieſe phyſiſchen Vorgänge, in denen innere Lebensvorgänge erſcheinen, Zweckthätigkeiten, das Orgelſpielen und das Notenſchreiben, das Netzeflechten und Fiſchefangen. Und ſo ſchreiben wir dem organiſchen Leben überhaupt Zweckmäßigkeit zu, nicht als ob es von außen durch ein denkendes Weſen zuſammengeſchoben würde, ſondern weil es Erſcheinung eines mit innerer Notwendigkeit ſich entfaltenden Innenlebens iſt. Die erſcheinende Zielſtrebigkeit des leiblichen Lebens iſt die Spiegelung der wirklichen Zielſtrebigkeit eines Innenlebens.*)

*) Spinoza traut ſich nicht, aus dem Parallelismus dieſe Folgerung zu ziehen; er iſt in die Bekämpfung der Abſichtenteleologie zu ſehr verrannt. Aber

Und dies Verhältnis, ſo würden wir nun, die Gültigkeit jener unſerer ontologiſchen Betrachtung vorausſetzend, fortfahren, iſt nicht ein zufälliges und vereinzeltes, ſondern ein ſchlechthin allgemeines; nicht bloß einige wenige Bewegungsvorgänge in der Natur, die ſogenannten willkürlichen Bewegungen der Tiere, ſondern alle Bewegungsvorgänge ſind mit inneren Vorgängen begleitet, die mit denen Ähnlichkeit haben, die wir in uns erleben. Wille, ſo glaubten wir mit Schopenhauer ſagen zu dürfen, iſt das, was in allen phyſiſchen Vorgängen zur Erſcheinung kommt, in den Lebensprozeſſen der Tiere und der Pflanzen, aber auch in den Bewegungen der unorganiſchen Körper, nicht ein Wille, wie unſer von Vorſtellung durchleuchteter Wille, aber doch Wille in einem allgemeinſten Sinn, ſo daß blinder Trieb und vorſtellungsloſes Streben mit darunter begriffen ſind. Iſt das eine zuläſſige Vorſtellung, ſo müßte allen Naturvorgängen, ſofern ſie Erſcheinung eines Willens ſind, auch die Eigentümlichkeit des Willens, die Zielſtrebigkeit, eigen ſein. Und ſofern die Willenseinheiten niederer Ordnung zuſammengefaßt ſind zu höherer und zuletzt zu einer höchſten und letzten Willenseinheit, ſo würde die ganze Natur als Erſcheinung eines einheitlichen Zweckſyſtems anzuſehen ſein. Gottes Leben wäre dann der Ort aller Zwecke, in ihm wäre jedes Wirklichkeitsmoment mit ſinnvoller Notwendigkeit geſetzt, ſeine Selbſtverwirklichung oder Entelechie wäre Grund und Ziel aller Dinge.

Freilich, ſo wäre gleich hinzuzufügen, wir können dieſe Betrachtung nicht vollziehen, wir können nicht die ganze Wirklichkeit von der Innenſeite faſſen. Unſerer Erkenntnis iſt zunächſt ihre Außenſeite zugewendet. Daher hat für unſere Wiſſenſchaft die kauſale Auffaſſung ſo ſehr das Übergewicht. Die teleologiſche Deutung iſt kaum mehr als ein Poſtulat, oder als eine unbeſtimmte Möglichkeit; wir berechnen die Bewegungen der Planeten, aber die Harmonie der Sphären faßt unſer Ohr nicht. Der Verſuch, die Ordnung der Natur aus dem

Leibniz zieht ſie, mit unbefangenerem Blick die Dinge betrachtend: Les âmes agissent selon les loix des causes finales par appétitions, fins et moyens. Les corps agissent selon les causes efficientes ou des mouvements. Et les deux règnes, celui des causes efficientes et celui des causes finales, sont harmoniques entre eux. Leibniz, Monadologie, § 79.

Sinn zu verstehen, führt uns nur zum Bewußtsein unserer Unfähigkeit, durch die Erscheinung zum Sinn hindurchzudringen. Daher hat die Naturforschung recht daran gethan, daß sie auf die rein kausale Betrachtung sich zurückgezogen hat. Nur daran thut sie nicht recht, daß sie die Unmöglichkeit einer teleologischen Naturerklärung nicht in das Subjekt, sondern in die Dinge verlegt, daß sie nicht sagt: der Zweck der Natur ist für unser Erkennen transcendent, sondern: es ist kein Zweck und Sinn darin.

Drei Fragen, sagt K. v. Baer einmal in den oben erwähnten Aufsätzen, habe der Naturforscher überall zu beantworten: was oder wie? wodurch? wofür oder wozu? Ich meinerseits rechne es dem Naturforscher als solchem nicht als Vorwurf an, wenn er die letzte Frage fallen läßt und sein Werk gethan zu haben glaubt, wenn er die Thatsachen beschrieben und ihren ursachlichen Zusammenhang dargelegt hat. Aber als Mensch stellt allerdings auch er unvermeidlich noch die dritte Frage: wozu? Wir finden in unserem eigenen Leben die Kategorie des Wofür oder Wozu, und es geschieht unvermeidlich, daß wir sie auch in die Natur um uns hineintragen. In die Lebensprozesse sieht thatsächlich jedermann einen teleologischen Zusammenhang hinein; niemand bleibt dabei stehen, alle Vorgänge in einem Tierleben als gleich wirkliche und gleich geltende Glieder einer Kausalkette anzusehen, sondern er hebt darin gewisse Glieder als die betonten Höhepunkte hervor, um die sich die übrigen in zielstrebigem Zusammenhang gruppieren. Ein Insekt durchläuft eine Reihe von Entwickelungsstufen, es ist als Ei, als Raupe, als Puppe, als Schmetterling, um dann im Ei von neuem den Kreislauf zu beginnen; wir sagen, das Schmetterlingsleben ist der Höhepunkt in dieser Entwickelung, die anderen Daseinsformen sind Vorstufen oder notwendige Voraussetzungen dazu. Und ganz ebenso würden wir in der Entwickelung eines Planeten- oder Sonnensystems, wenn wir sie ganz übersähen, in ähnlicher Weise einen Höhepunkt als Zielpunkt unterscheiden. Aber freilich *beweisen* läßt sich das nicht. Die Stufen des Lebens des Insekts sind gleich wirklich; und der Schmetterling ist so gut Bedingung der Entstehung des Eis als das Ei des Schmetterlings. Wer das Ei oder die Raupe schöner und bedeutender findet, als den Schmetterling, der kann nicht widerlegt werden. Und selbst wenn Einer behaupten wollte, das Häuflein

Dünger, das ein Tier im Lauf des Lebens produziert und schließlich durch seinen verwesenden Leichnam vermehrt, sei das Ziel, auf das es eigentlich mit dem Leben abgesehen sei, so könnte er nicht widerlegt werden. Vielleicht würde ein Mann, der durch Guanohandel reich geworden ist, solche Betrachtung gar nicht so unvernünftig finden; daß die Urweltbäume gewachsen sind, um uns mit Kohlen zu versorgen, ist ja eine gewöhnliche Betrachtung. Nicht anders steht es aber auch mit einem Menschen- oder mit einem Volksleben: wer den Gaumenreiz und andere sinnliche Genüsse als den höchsten Inhalt des Lebens empfindet, der kann nicht widerlegt werden; und wenn jemand für Wertunterschiede der verschiedenen Lebensbethätigungen überhaupt keine Empfindung hätte, wenn ihm alle gleich wichtig oder gleich bedeutungslos vorkämen, so könnte ihm die Empfindung nicht andemonstriert werden. Wir haben es also hier zuletzt nicht mit einer objektiven Erkenntnis, sondern mit einer auf subjektiven Gefühlen beruhenden Auszeichnung gewisser Elemente vor andern zu thun. Wem die Willens- und Gefühlsseite ganz fehlte, und wer deshalb hierfür gar kein Verständnis hätte, wer bloßer reiner Verstand wäre, der würde allerdings gar nicht zu einer teleologischen Betrachtung kommen oder für sie Verständnis gewinnen können. Ihm wäre jedes gleich wichtig oder unwichtig, oder vielmehr: überhaupt nicht wichtig oder unwichtig, sondern nur wirklich. Alle Prädikamente, die Wertverhältnisse ausdrücken, wären ihm gänzlich unfaßbar.

In gewissem Sinne macht sich der Naturforscher zu einem solchen abstrakten reinen Verstand, und er muß es thun, um seiner Aufgabe, der reinen Darstellung der objektiven kausalen Beziehungen, gerecht zu werden. Nur muß er nun nicht meinen, daß die Vollkommenheit des Naturforschers als solchen, sich von Neigungen und Abneigungen ganz frei zu halten, auch die Vollkommenheit des Menschen als solchen sei. Für den Menschen als solchen ist Empfänglichkeit und Verständnis für Wertunterschiede, ist die Fähigkeit, das Gute und Böse, das Schöne und Häßliche, das Große und Kleine zu unterscheiden und zu empfinden, durchaus wesentlich; der Verlust dieser Fähigkeit wäre gleichbedeutend mit dem Verlust der Persönlichkeit selbst; das Abstraktum Verstand allein macht keinen Menschen.

Die eigentliche Darstellungsform dieser zweiten, der ästhetisch-teleologischen Auffassung der Wirklichkeit, ist Kunst und Dichtung. Ihre eigentliche Leistung besteht darin, daß sie durch Hervorhebung und Steigerung gewisser Züge die Bedeutung eines Naturwesens oder einer geistig-geschichtlichen Entwickelung zeigen und faßlich machen. In der Deutung des Wertes der Wirklichkeit hat auch die Religion ihr Wesen und darum ist sie mit Kunst und Dichtung aufs engste verknüpft, wie es denn auch die Anthropologie überall zeigt. Künstlerisch-religiöse Deutung und wissenschaftliche Erklärung bilden demnach einen Gegensatz, aber nicht einen ausschließenden. Diese wendet sich an den Verstand, sie will die Wirklichkeit ohne Rücksicht auf subjektive Wertunterschiede unter allgemeine Begriffe und Formeln fassen. Jene dagegen wendet sich an die Willensseite, an das Gefühl, sie will die Wertbeziehungen zunächst im Menschenleben, sodann in der Wirklichkeit überhaupt zur Empfindung bringen, sie will Ziele und Ideale zeigen, die als Maßstäbe das Werturteil, als Motive den Willen leiten, und als beglückender Inhalt das Gemüt erfüllen. Eben diese Verschiedenheit der Aufgaben weist sie nicht auf feindlichen Gegensatz, sondern auf friedliche Ergänzung hin.

Wir berühren uns hier mit dem, was A. Lange in dem Schlußkapitel der Geschichte des Materialismus über die zulässige und unvermeidliche Idealisierung der Wirklichkeit sagt. Nicht das ist die Meinung, daß es ratsam oder zulässig sei, sich etwas vorzumachen und die Wirklichkeit gleichsam umzulügen. Die Fertigkeit, nicht zu sehen, was ist, und zu sehen, was nicht ist, so häufig sie sich findet, vor allem auch bei Politikern und Gesetzgebern, staatlichen wie kirchlichen, ist doch nicht eben unter die menschlichen Vollkommenheiten zu rechnen. Dagegen ist es für einen Menschen, sofern er nicht bloß einen Kopf, sondern auch ein Herz hat, unvermeidlich, daß er zu dem Wirklichen sich auswählend und wertschätzend verhält, und wiederum daß er in dem, was er erwählt hat, das Wesentliche und eigentlich Wirkliche sieht. So halten wir es mit der Auffassung einer Person, das Herz sagt uns, was sie eigentlich und ihrem wahren Wesen nach sei; so halten wir es mit einem Volk, so halten wir es mit den Dingen überhaupt. Wir idealisieren sie, indem die Liebe die Züge auswählt, durch die wir ihr Wesen bestimmen. Und nun erscheint uns dies

Wesen oder die innere Form, mit Aristoteles zu reden, zugleich als Ziel und bewegende Ursache der Entstehung und Bethätigung; es bewegt aber, indem es Verlangen erregt (κινεῖ ὡς ἐρώμενον).

8. Pantheismus und Weltseele.

Wir kommen nun auf die oben gestellte Frage zurück: ist alles Streben und Wollen, wie es in den tausend Formen der Wirklichkeit vielgestaltig uns entgegentritt, zuletzt zur Einheit eines Wesens und Willens zusammengefaßt? entspricht der Einheit der physischen Welt in universeller Wechselwirkung eine Einheit des Innenlebens, in dessen Selbstbewegung und Selbstverwirklichung alles einzelne Leben und Streben beschlossen ist? Die Bejahung dieser Frage ergiebt die Weltanschauung des idealistischen Pantheismus. Ich fasse ihre Grundzüge in ein paar Formeln zusammen.

1) Die Wirklichkeit ist ein einheitliches Wesen; die Einzeldinge haben nicht absolute Selbständigkeit, sie haben Dasein und Wesen in dem All-Einen, dem ens realissimum et perfectissimum, dessen mehr oder minder selbständige Glieder sie sind. — In Spinozas Formel: die Wirklichkeit ist eine Substanz, die Dinge sind in ihr gesetzte Modifikationen ihres Wesens.

2) Das Wesen des All-Einen offenbart sich uns, so weit es überhaupt offenbar wird, in den beiden Seiten der Wirklichkeit, der Natur und der Geschichte. — In Spinozas Formel: die Substanz entwickelt sich uns faßbar unter zwei Attributen, dem der Ausdehnung und dem des Bewußtseins. Welcher Satz dann durch erkenntnis-theoretische Reflexion dahin umgebogen wird, daß die geistige Welt das eigentlich und an sich Seiende, die Körperwelt aber seine Erscheinung und Darstellung in unserer Sinnlichkeit ist.

3) Die universelle Wechselwirkung in der Körperwelt ist die Erscheinung der inneren, ästhetisch-teleologischen Notwendigkeit, mit der das All-Eine seinen Wesensgehalt in einer Vielheit von zusammenstimmenden Modifikationen, in einem Kosmos konkreter Ideen (Monaden, Entelechien) entfaltet. Diese innere Notwendigkeit ist zugleich absolute Freiheit oder Selbstverwirklichung. — Bei Spinoza: die Substanz ist causa sui oder causa libera; sie entfaltet ihr Wesen mit innerer (logisch-mathematischer) Notwendigkeit. —

Ist diese Anschauung begründet? Man wird nach allem, was vorausgegangen ist, nicht erwarten, daß ich sie nun noch durch Beweise, die den Verstand zwingen, zu begründen unternehme. Worum es sich allein handeln kann, das ist zu zeigen, daß, wer den Andeutungen der Dinge aufmerksam und offenen Sinnes nachgeht und dem Eindruck der Wirklichkeit unbefangen sich hingiebt, auf solche letzte Gedanken geführt wird.

Ich erinnere an die Ausgangspunkte der in den vorausgehenden Abschnitten angedeuteten Betrachtungen: an die Einheit der physischen Welt in universeller Wechselwirkung und allgemeiner Gesetzmäßigkeit; an die Spontaneität in der Zusammenstimmung aller Teile, es giebt keine Notwendigkeit in der Natur. Ferner an die Unabhängigkeit der Wirklichkeit als eines Ganzen von äußerer Gewalt; ihre Bewegung kann nur als spontane Bewegung von innen heraus konstruiert werden, es giebt keine Kraft außerhalb der Wirklichkeit, von der sie ihr durch Stoß mitgeteilt sein könnte. Ich erinnere an die Doppelgestalt, in der das Wirkliche da, wo es uns am meisten aufgeschlossen ist, nämlich in dem eigenen Wesen entgegen tritt, als Leib und Seele, und die daraus fließende Vermutung, daß Körperlichkeit überall Hinweisung auf eine begleitende Innerlichkeit sei. Ich erinnere endlich an die „Zielstrebigkeit", die uns in dem kleinen Bruchstück der Wirklichkeit entgegentritt, von dem wir etwas mehr als eine bloß astronomische Kenntnis haben; man thut den Thatsachen nicht Gewalt an, wenn man sie mit der spekulativen Philosophie, die übrigens darin nur den Spuren der allgemeinen Anschauung folgt, so konstruiert: die Entwickelung der Erde strebt zum Leben, das Leben zum Bewußtsein, das Bewußtsein zum Geist, das geistig-geschichtliche Leben ist Zweckmittelpunkt des Erdendaseins, also, wenn der Schluß vom Teil aufs Ganze gilt: ein höchstes, geistiges Leben ist Zweckmittelpunkt des Daseins überhaupt. Wollte aber jemand hiergegen einwenden: nicht einmal auf Erden sei, so viel wir sähen, das geistige Leben das Ziel und das bleibende Gut; vielmehr könne es nur als ein kleiner, bald verschwindender Zwischenfall angesehen werden, denn das Aufhören des Lebens und des Geistes sei die unentrinnbare Folge der kosmischen Situation, so würde uns das nicht irre machen. Wenn es so ist, so würden wir sagen: Blüte und Leben

einer Pflanze geht auch vorüber, während der Stoff sich erhält; das hindert uns nicht, im Leben und Blühen ihr Ziel zu sehen. So mag die Erde auch einmal verblühen und sterben, doch war Leben, geistiges Leben, das Ziel der Entwickelung. Und es geht ja nicht verloren damit, daß es zu einem Ende kommt; das Wirkliche wird nicht vernichtet dadurch, daß es in die Vergangenheit übergeht; das Vergangene bleibt vielmehr ein ewiger Bestandteil der Wirklichkeit, deren Sein ja nicht in dem Augenblick der Gegenwart eingeschlossen ist. — Übrigens, was wissen wir von den Schicksalen, die der Erde und dem Sonnensystem bevorstehen? Sie mögen in größere Kreise hineingezogen werden und zu größerer Zukunft berufen sein, als sich unsere kosmischen Physiker heute träumen lassen. Giebt es keinen Urzustand für die Wirklichkeit, sondern nur einen letzten Punkt für unsere Forschung, so wird es mit dem Endzustand nicht anders stehen; die Grenze unseres Witzes ist nicht die Grenze der Wirklichkeit. Die Eintagsfliege mag, wenn die Sonne untergeht und ihr Leben mit der hereinbrechenden Nacht endet, denken: nun ist alles aus; das Licht erlischt für immer und die ganze Welt versinkt in Finsternis und Erstarrung. Der Mensch, der so viele Sonnen sinken und wieder aufgehen sah, sollte gelernt haben zu glauben, daß im Unendlichen Rat und Möglichkeit zu manchen Dingen ist, die er nicht sieht.

Dürfen wir nun, solche Betrachtungen alle in einem letzten Gedanken zusammenschließend, sagen: was wir im kleinen im Eigenleben sehen, was wir im Leben der Erde noch zu erkennen glauben, das gilt von der Wirklichkeit überhaupt, sie hat ihr Ziel und Wesen in einem Alleben, einem unendlichen und ewigen geistigen Leben, dessen Fülle alle unsere Begriffe unendlich weit hinter sich läßt, von dessen Wesen wir aber doch im Wesen des eigenen Geistes einen Schimmer haben.

Ich meine, wir dürfen es, und dürfen dazu sagen: es giebt keine Ansicht, die uns die Wirklichkeit einfacher und einleuchtender zu konstruieren gestattete. Vor allem wird allein bei dieser Ansicht die Thatsache, um deren Einordung in die Wirklichkeit es sich bei aller Philosophie denn doch eigentlich handelt, die Thatsache des Lebens, konstruierbar; das seelisch-geistige Leben erhält erst hierdurch die zu ihm stimmende Umgebung; sein Ursprung und sein Dasein in der Gesamt-

wirklichkeit wird erst bei dieser Ansicht faßbar. Bei der Ansicht des atomistischen Materialismus erscheint das geistige Leben als eine seltsame Anomalie in der Wirklichkeit; man kann es nicht beseitigen, seine Wirklichkeit ist ja unbestreitbar, aber es stört die Theorie; wenn es nicht wäre, dann würde die Erklärung des Universums glatt aufgehen; so bleibt ein unbequemer Rest, und manche sind so aufrichtig mit Du Bois-Reymond zu gestehen: Seele, Bewußtsein, Geist seien bei ihrer Weltansicht ein „absolutes Welträtsel". Bei unserer Ansicht dagegen darf der Geist sich heimisch fühlen in der Wirklichkeit, darf sich fühlen als Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein. Ich glaube nicht, daß es einen stärkeren Beweis gegen die Zulänglichkeit einer Weltansicht geben kann, als daß sie das Dasein des Geistes für etwas absolut Rätselhaftes zu erklären genötigt ist. Und andererseits wüßte ich nicht, was es für den Menschengeist für einen überzeugenderen Beweis für die Wahrheit einer Weltansicht geben könnte, als daß er dabei sich selbst in der Wirklichkeit gleichsam wie zu Hause zu fühlen vermag.

Daß dieser Anschauung thatsächlich eine überzeugende Kraft inne wohnt, wie keiner anderen, dafür giebt die erstaunliche Einmütigkeit Zeugnis, mit der in ihr das menschliche Denken, wenn wir von einigen philosophierenden Physikern absehen, den letzten und abschließenden Ausdruck für das Ganze der Dinge gefunden hat. Im Morgenland wie im Abendland, im Altertum wie in der Neuzeit konvergieren die Gedanken der freiesten und tiefsten Denker gegen dieses Ziel. In einem idealistischen Pantheismus ist das Nachdenken der großen Kulturvölker des Ostens über die Welt zur Ruhe gekommen. In einer verwandten Gedankenbildung hat auch der griechische Geist in der platonisch-aristotelischen Philosophie seine Weltformel gefunden: die Wirklichkeit ein einheitliches Wesen, eine absolute Einheit alles Geistigen und Guten. Zu dieser Anschauung wird auch das mittelalterliche Denken, fast kann man sagen, wider Willen hingezogen. Zu ihr kehrt endlich das moderne Denken, wo es am freiesten und kühnsten sich entfaltet, jederzeit wieder zurück. Bruno und Spinoza werden ihr durch die neuen kosmologisch-naturwissenschaftlichen Gedanken, die spekulative Philosophie der Deutschen durch die neue Auffassungsweise des geschichtlichen Lebens zugeführt: die Wirklichkeit ein einheitliches Geistesleben,

dessen uns sichtbares Stück die Entwickelung des Seelenlebens und zuhöchst des menschlich-geschichtlichen Lebens auf Erden ist. —

Zur Zeit der Herrschaft der spekulativen Philosophie erblickte man in dieser Anschauung, in der die Wirklichkeit sich selbst als Geist erfaßt und begriffen habe, die absolute Wahrheit, und man zweifelte nicht daran, daß sie bestimmt sei, auch die allgemeine Wahrheit zu werden; man hat sie die geheime Religion der Gebildeten genannt, überzeugt, daß sie allmählich auch in die Kreise bringen werde, die einstweilen die Wahrheit nur in der Form der Vorstellung zu fassen vermöchten. Es ist zunächst anders gekommen. Soweit gegenwärtig unter den Gebildeten von philosophischer Weltanschauung überhaupt noch die Rede ist (die meisten behelfen sich ohne eine solche), dürfte sie eher in der Richtung eines naturwissenschaftlich gerichteten Materialismus oder eines erkenntnistheoretisch zugestutzten Skeptizismus zu suchen sein. Die physikalische Ansicht der Dinge hat die poetisch-spekulative Betrachtung verdrängt. Unseren Naturforschern aber ist der Gedanke eines Innenlebens der Wirklichkeit meist völlig fremd geworden. Die Vorstellung von einer Weltseele, einem geistigen All-Wirklichen, einem mundus intelligibilis, erscheint ihnen ebenso, wie die Vorstellung anthropomorpher Götter, als ein kindlicher Traum; sie haben diese Hypothese nicht nötig, sie können die Welt aus Atomen und physikalischen Kräften erklären, etwa jenen kleinen Rest, die Bewußtseinsvorgänge im Gehirn lebender Wesen, ausgenommen. Die Wissenschaft, sagt man, ist in das Mannesalter eingetreten; sie gestattet sich nicht mehr das kindliche Spiel solcher phantastischen Spekulationen; wer ein Verlangen darnach hat, mag sie bei philosophischen Nachzüglern suchen. Und die öffentliche Meinung der Gebildeten, durch die Zuversicht, mit der die Naturwissenschaft auftritt, eingeschüchtert, schämt sich zu Vorstellungen sich zu bekennen, die nicht den naturwissenschaftlichen Stempel tragen.

Es liegt mir völlig fern, jene Gedanken Widerwilligen durch Beweisführung aufnötigen zu wollen; ich halte ein solches Unternehmen für hoffnungslos oder vielmehr für gänzlich unmöglich. Will jemand bei der astronomisch-physikalischen Ansicht der Welt stehen bleiben, so kann man ihn aus dieser Stellung nicht herausnötigen. Er mag sagen: das ist es, was wir wissen, von dem andern wissen wir nichts;

Bewußtſeinsvorgänge ſind vereinzelte Erſcheinungen in lebenden Weſen; ob ihnen weitere, kosmiſche Bedeutung zukommt, davon können wir nichts wiſſen; mit metaphyſiſchen Hypotheſen aber gebe ich mich nicht ab. In dieſer Stellung iſt er unangreifbar. Angreifbar dagegen wird er, ſobald er weiter geht und ſagt: was wir nicht wiſſen, iſt auch nicht vorhanden, was Aſtronomie und Phyſik uns lehren können, iſt alles, was vom Univerſum überhaupt zu ſagen iſt.

Einem ſolchen negativen Dogmatismus begegnet man vielleicht am zweckmäßigſten mit Fragen; der Fragende iſt gegen den Behauptenden auf dieſem Gebiete, wie ſchon Hume bemerkt und vor ihm Sokrates ſah, immer im Vorteil. Alſo nicht wahr, werden wir fragen, du weißt, was es mit der Welt auf ſich hat, daß es eine große Anſammlung von Atomen iſt, und daß dabei von Seele und Geiſt keine Rede iſt, außer in dieſen paar Gehirnen, die die Erde und vielleicht noch dieſer und jener andere Weltkörper gelegentlich hervorbringt. Worauf beruht doch dieſes dein Wiſſen? Darauf, daß du von einer Weltſeele oder etwas ähnlichem nie etwas geſehen haſt? Aber haſt du denn die Seele eines Tieres oder eines Menſchen geſehen? Und doch glaubſt du an ihr Daſein. Warum doch? etwa darum, weil du hier Gehirn und Nerven ſiehſt? — Vortrefflich; und alſo würdeſt du an eine Weltſeele auch glauben, wenn man dir nur das Welthirn und die Nerven zeigte? Und vermutlich müßte dann die Welt, wenn ſie ein Gehirn hätte, auch Augen haben und Ohren und Beine und Flügel oder Floſſen, und ein Rückgrat und Herz und Magen? Alſo wenn dies alles dir gezeigt würde, wenn die Welt die Geſtalt eines unermeßlich großen Vogels oder Walfiſches oder Elefanten hätte, wenn ſie kaute und verdaute, wie andere Tiere, dann würdeſt du auch denken: da muß eine Seele drin ſein?*)

Nun, das wäre denn freilich ein erſtaunlich wunderliches Weſen. Vielleicht wäre doch auch einem Biologen glaublich zu machen, daß

*) Du Bois-Reymond läßt den Naturforſcher, bevor er in die Annahme einer Weltſeele willigen könne, verlangen, „daß ihm irgendwo in der Welt, in Neuroglia gebettet, mit warmem arteriellen Blut unter richtigem Druck geſpeiſt und mit angemeſſenen Sinnesnerven und Organen verſehen, ein dem geiſtigen Vermögen ſolcher Seele entſprechendes Konvolut von Ganglienzellen und Nervenfaſern gezeigt würde“ (Grenzen des Naturerkennens S. 50).

die Weltseele, wenn es denn eine solche giebt, nicht übel gethan habe, sich nicht in solcher Gestalt zu inkorporieren. Natürlich, ein Tier braucht das alles: Beine, darauf sich zu stützen und sich zu bewegen, und Magen und Zähne, die Nahrung zu bearbeiten, und Augen, die Beute zu erspähen, und ein Zentralnervensystem, seine Bewegungen der Außenwelt anzupassen. Aber das All hat alles das nicht nötig, weder eine Stütze, darauf zu stehen und zu gehen, noch eine Einrichtung für den Stoffwechsel, noch Augen und Ohren, denn es hat nichts außer sich zu sehen und zu hören, und so wird es also auch ein Gehirn und Nerven nicht brauchen. Oder hätte es trotzdem diesen ganzen Apparat sich anschaffen sollen, nur um auch einem auf der Höhe des Pyrrhonismus stehenden Naturforscher des neunzehnten Jahrhunderts glaubhaft zu machen, daß die Wirklichkeit noch nicht am Ende sei, wo der Laplace'sche Geist am Ende ist?

Oder hätte es, wenn denn auch nicht die Gestalt eines großen Tieres, doch wenigstens die Gestalt eines einzigen großen, zusammenhängenden Körpers, etwa einer Kugel, annehmen sollen, um auch jenem pyrrhonischen Geist die Vermutung eines einheitlichen Innenlebens als zulässig erscheinen zu lassen? Würde er weniger Anstoß an dieser Vorstellung nehmen, wenn das Universum ein Kontinuum bildete, statt eines Systems von Körpern, die durch den unermeßlichen Raum zerstreut sind? Ist der hierin zu Tage tretende Mangel an Einheit das Hindernis? — Aber wodurch hat ein Tierkörper Einheit? durch die Kontiguität aller Teile? Offenbar nicht, sondern durch die funktionelle Einheit aller Teile. Berühren sich etwa die Moleküle, die das Gehirn eines Tieres ausmachen? Sie mögen durch Abstände getrennt sein, die ihren Durchmesser um ein Beliebiges übertreffen. Werden die Atome als ausdehnungslose Kraftpunkte gedacht, dann sind ja die Abstände unendlich groß im Vergleich zum Durchmesser. Also der Mangel an Kontiguität ist durchaus kein Hindernis der Einheit; ob die Teile durch Milliontel von Millimetern oder durch Millionen von Meilen getrennt sind, das ist gleichgültig, wenn sie nur eine Bewegungseinheit bilden. Und das thun ja die Weltkörper, so weit wir sehen, im strengsten Sinne. Oder ist die Bewegung zu einfach und gleichförmig? Können nur so komplizierte Bewegungssysteme, wie die tierischen Körper es sind, für belebt und beseelt angesehen werden? Fechner erwidert

(Ideen zu einer Schöpfungsgeschichte S. 106): „So verwickelt unsere Gehirne sind und so sehr man geneigt sein mag, an diese Verwickelung eine Höhe geistiger Eigenschaften zu knüpfen, so ist die Welt unsäglich verwickelter, indem sie eine Verwickelung aller in sie eingehenden Verwickelungen, darunter unser Gehirn selbst, ist; warum nicht also auch noch höhere geistige Eigenschaften an diese höhere Verwickelung knüpfen? Der Bau und Ausbau des Himmels erscheint nur einfach, wenn man bloß auf die großen Massen, nicht auf deren Ausarbeitung und Verkettung achtet. Die Weltkörper sind doch keine rohen gleichförmigen Klumpen, und die Beziehungen von Licht und Schwere greifen zwischen ihnen in mannigfachster und verwickeltster Weise durch. Daß aber das Viele in der Welt sich auch einheitlich gruppiert, zusammenfaßt und gliedert, widerspricht nicht dem Gedanken, sondern stimmt nur dazu, daß es sich entsprechend geistig zusammenfaßt."

In der That, was hindert, in einem Planeten eine Ganglienzelle des Welthirns zu erblicken? Ist er zu groß? Aber warum sollte das Welthirn nicht größere Zellen bilden, als ein Tierhirn. Oder stimmt seine Zusammensetzung nicht dazu? Es finden sich ja dieselben Stoffe darin, Kohle und Sauerstoff und Stickstoff und Eisen und Phosphor und zahlreiche andere dazu; und tausendfache Wechselwirkung geht zwischen ihnen hin und her, ähnlich wie es in einem Ganglion auch der Fall sein mag. Ja wer weiß, wie groß und einleuchtend die Ähnlichkeit uns erscheinen würde, wenn wir nur das Ganglion hinlänglich zu vergrößern, seine Struktur zu erkennen, die tausend Formen der Bewegung in seinem Innern zu beobachten vermöchten. Nägeli deutet in der schon früher erwähnten Abhandlung über die Schranken der naturwissenschaftlichen Erkenntnis,*) worin er überall aufs stärkste die empirische Begrenztheit unserer Erkenntnis gegenüber dem Unendlichen, sowohl dem unendlich Großen als dem unendlich Kleinen hervorhebt, eine solche Betrachtung an: „Wie die Teilbarkeit nicht aufhört, so müssen wir nach Analogie dessen, was wir im ganzen Bereich unserer Erfahrung bestätigt finden, annehmen, daß auch die Zusammensetzung aus individuellen, von einander gesonderten Teilen nach unten sich endlos fortsetze. Ebenso sind wir

*) Mechanisch-physiologische Theorie der Abstammungslehre (1884) S. 572.

genötigt eine endlose Zusammensetzung nach oben zu immer größeren individuellen Gruppen vorauszusetzen. Die Weltkörper sind die Moleküle, welche sich zu Gruppen niederer und höherer Ordnung vereinigen, und unser ganzes Fixsternsystem ist nur eine Molekülgruppe in einem unendlich viel größeren Ganzen, das wir uns als einheitlichen Organismus und wieder nur als Teilchen eines noch größeren Ganzen vorzustellen haben."

Der Physiker wird sagen: das sind ja bloße Phantasien. Nun, sie geben sich nicht für viel mehr; aber die Phantasie hat auch ihr Recht und ihre Aufgabe, und wäre es hier auch nur die, den Verstand an seine Schranken zu erinnern. In einer Zeit, wo die Wissenschaft so sehr zum satten Behagen im Endlichen neigt, wird das keine überflüssige Sache sein. Die wissenschaftliche Forschung soll ruhig ihren Weg gehen, unbekümmert um die Phantasien. Aber sie soll nicht sagen: es giebt nichts in der Welt, als was unsere Physiologen und Kosmologen von ihr wissen. Es mag tausend Dinge am Himmel und auf Erden geben, von denen sich die Schulweisheit zu unserer Zeit so wenig träumen läßt, als zu den Tagen Hamlets, ja vielleicht jetzt weniger als damals. Meint sie doch, das Träumen jetzt beinahe ganz abgestellt zu haben: bis auf einen kleinen Rest gelegentlichen Aberglaubens lauter aufgeklärte Leute, die an die Physik und an die Atome und an ein paar Welträtsel glauben, weiter aber sich keine Gedanken über die Dinge machen.

Die Naturwissenschaft könnte durch ihre eigene Geschichte sich belehren lassen; was sind nicht in den letzten paar Jahrhunderten durch das Mikroskop auf Erden, durch das Teleskop am Himmel für Wunder entdeckt worden. Hätte man einem mittelalterlichen Physiker von Milchstraßensystemen und kosmischer Entwickelung, von dem Bau des Auges und der Bewegung des Lichtes erzählt, was in unsern Schulbüchern steht, er hätte darin nichts als Träume einer überspannten Phantasie gesehen. Sollten wir nicht, wenn wir in den Besitz von ähnlichen Hülfsmitteln für die Erkenntnis der Innenwelt kämen, oder wenn uns die Gabe des Seelenlesens gegeben würde, auch hier erstaunliche Entdeckungen zu machen haben? Hat allein die Körperwelt immer neue Wunder aufzuweisen? oder würde nicht die Innenwelt, wenn unser Auge aufgethan würde, sie zu sehen, noch viel erstaunlicheren

Reichtum des Inhalts, Feinheit der Gliederung, Größe der Zusammenhänge zeigen?

Sicherlich, wir haben nicht jenen Sinn; wir suchen, mühsam am Leitfaden der Analogie buchstabierend, die seelische Bedeutung der Körper und Körperformen zu erraten; nur in der menschlichen Welt bringen wir es zu einiger Fertigkeit; auf die untermenschliche Welt fällt wenigstens noch ein Schimmer, die übermenschliche Welt dagegen vermögen wir gar nicht zu erkennen, unser Erkennen geht nicht über unser Erleben hinaus: Gott begreifen, hieße Gott sein. Aber nicht weise scheint es, weil unser Auge nicht dahin reicht, zu sagen, dort ist nichts. Dogmatische Negation ist nicht geringere Vermessenheit, als positiver Dogmatismus. Mit Ehrfurcht vor dem Unendlichen und Unergründlichen, dem Quell und Ziel alles Lebens und Seins, stehen, das ist es, was Menschen geziemt.

Rückert, der sinnige und tiefe Deuter der Natur und des Lebens, drückt einmal dies Gefühl frommer Eusebie gegen das große Geheimnis des Daseins in folgenden Versen aus.

Ein Vorhang hängt vorm Heiligtume,
Gestickt mit bunten Bildern
Von Tier und Pflanze, Stern und Blume,
Die Gottes Größe schildern.

Die Andacht kniet anzubeten
Vor diesen reichen Falten.
Ein Lichtstrahl hinter den Tapeten
Verkläret die Gestalten.

Ich neige mich zum tiefsten Saume
Und küß ihn nur mit Beben,
Mir fällt nicht ein im kühnsten Traume,
Den Vorhang wegzuheben.*)

Was aber das Verhältnis des Einzelgeistes zum All-Geist anlangt, so würden wir es irgendwie zu fassen versuchen müssen nach dem Schema des Verhältnisses, in dem zum Einzelgeist seine einzelnen Momente stehen. Wie hier die einzelnen Gefühle, Bestrebungen, Gedanken dem größeren Zusammenhang des Ganzen eingegliedert sind, so wäre wieder das ganze Seelenleben als eingegliedert in den allumfassenden Zusammenhang des Lebens Gottes anzusehen, eingegliedert vielleicht durch eine lange Kette von Mittelgliedern. Damit wäre ihm seine Selbständigkeit, natürlich eine relative, nicht genommen. Wie

*) Gesammelte Gedichte, VI. S. 195.

der einzelne Trieb oder Affekt, die einzelne Gedankenreihe oder Vorstellungsgruppe in unserem Seelenleben eine gewisse Selbständigkeit hat und doch dabei dem Ganzen angehört und zum Ganzen wirkt, so würde ein ganzes Seelenleben mit einer dem reicheren Inhalt entsprechenden größeren Selbständigkeit dem weiteren Zusammenhang eingefügt sein. Die Gliederung des Körperlichen wäre die Darstellung dieses Verhältnisses in der Erscheinungswelt: die organische Zelle ein relativ selbständiges Glied eines Leibes, der selbst wieder als ein abhängiges und doch zugleich selbständiges Glied dem Ganzen des Erdkörpers angehört und mit ihm wieder weiteren Zusammenhängen eingegliedert ist.

Daß wir kein unmittelbares Bewußtsein von dieser Eingliederung unseres Seelenlebens in den größeren Zusammenhang haben, beweist nichts gegen sein Stattfinden; das Ganze übersieht den Teil, der Teil aber nicht das Ganze. Eine Gehirnzelle, wenn sie ein einheitliches Innenleben mit Bewußtsein haben sollte, würde auch nicht das Seelenleben des Menschen und ihr Verhältnis zu ihm unmittelbar empfinden. So können wir nicht mit intuitivem Wissen unseres Verhältnisses zu den übergeordneten Lebenskreisen inne werden. Doch vermögen wir in abstrakter Erkenntnis zu sehen, daß unser Seelenleben nicht ein absolut selbständiges ist, sondern von größeren Zusammenhängen umschlossen wird. Seine nächste Umgebung, das geschichtliche Leben des Volkes, vermögen wir noch in einigem Maße zu fassen. Auch fassen wir den Zusammenhang des leiblichen Lebens mit der umgebenden Natur, von der es gehegt und getragen wird. Aber wir können nicht diese Natur in Geist umsetzen, und nun unser Seelenleben als eingeschlossen in den psychischen Zusammenhang erfassen, oder, mit Kants Ausdruck, uns als noumenon dem inneren Zusammenhang der noumena, als Glied dem mundus intelligibilis einfügen. Hier bleibt das Wissen bei schematischer Konstruktion stehen.

Was aber das Bedenken anlangt, daß bei dieser Auffassung auch das Falsche, Verkehrte und Böse dem Zusammenhang des göttlichen Lebens eingefügt wäre, so bemerke ich hier nur, daß dieser Schwierigkeit bisher noch kein Versuch der Konstruktion der Wirklichkeit Herr geworden ist. Ich komme darauf zurück, weise aber noch darauf hin, daß wir das Schema für die Konstruktion auch hier dem eigenen

Innenleben entnehmen könnten: es geschieht wohl, daß uns ein Irrtum, ein falsches Bestreben lange nachgeht, bis es dem Seelenleben gelingt, seiner Herr zu werden und es auszustoßen, nicht ohne daß wir nun dadurch an Erfahrung und Kraft gewonnen hätten. Was wäre ein Denker, der nicht durch die Irrtümer der Zeit gegangen wäre? Ja, es geschieht auch, daß in unserm Innern ein dauernder Widerstreit entgegengesetzter Bestrebungen und Antriebe, einander widerstrebender Gedanken und Gefühle sich findet, ohne daß wir die Disharmonie aufzulösen vermögend sind; ist doch der Gegensatz von Geist und Fleisch eine der allgemeinsten und tiefsten Erfahrungen des Menschengeschlechts. So mögen wir denken, daß es auch in Gottes Leben an inneren Gegensätzen nicht fehlt, nur daß hier zuletzt alle Gegensätze und alle Disharmonien der Wirklichkeit in eine große Harmonie aufgelöst sind, eine Harmonie, die freilich in keines sterblichen Menschen Ohr gekommen ist.

Endlich hätten wir, um auch das noch zu bemerken, in dem Behalten des Vergangenen in der Erinnerung das Schema für die dauernde Angehörigkeit der Einzelseele zum Gesamtgeist. Unsterblichkeit in dem Sinn der Ewigkeit ist ja unzweifelhaft eine notwendige Vorstellung; daß ein Seelenleben absolut vergehe, ist auf jede Weise undenkbar. Ein Vorgang kann ja nicht dadurch unwirklich werden, daß er in die Vergangenheit übergeht. Wäre das der Fall, wäre das Vergangene schlechthin und in jedem Sinne unwirklich, ebenso unwirklich wie das, was nie war, so gäbe es offenbar überhaupt keine Wirklichkeit; denn in der Gegenwart kann sie nicht sein, diese ist ein ausdehnungsloser Zeitpunkt. Wie ist nun mein Seelenleben, das der Vergangenheit angehört? Wir sagen: es ist in der Erinnerung und dadurch hat es gleichsam an dem weiteren Werden fortdauernd Teil, dadurch bleibt ihm auch die Beziehung zur Gegenwart. Fände nun ein ähnliches Verhältnis zwischen dem Einzelleben und dem Gesamtgeist statt, dann hätten wir darin ein dauerndes Dasein und Wirken des Einzellebens auch nach dem Abschluß durch den Tod. Es bliebe als ein unverlierbares Element des göttlichen Lebens und Bewußtseins. Und nichts hinderte zu denken, daß ihm auch relative Selbständigkeit und Bewußtseinseinheit innerhalb des Ganzen bliebe. Es sind solche Gedanken, die

Fechner in dem zweiten Band des Zend-Aveſta und in dem „Büchlein vom Leben nach dem Tode“ (3. A. 1887) ausführlich entwickelt; ich kann hier nur darauf hinweiſen.

18

9. Das Verhältnis des pantheiſtiſchen Gottesbegriffs zur Religion.

Im vorigen Abſchnitt iſt der Verſuch gemacht, das Verhältnis der pantheiſtiſchen Weltvorſtellung zur naturwiſſenſchaftlichen Auffaſſung zu beſtimmen. Ich füge nun eine Betrachtung über ihr Verhältnis zur Religion hinzu. Iſt der Pantheismus mit Religion, das heißt dem inneren Habitus der Religioſität, nicht mit dieſer oder jener Dogmatik oder Kirchenlehre, verträglich?

Die Beantwortung der Frage ſetzt eine Verſtändigung über das Weſen der Religion voraus. Darum hierüber zuerſt ein Wort. Religion iſt nicht ein Wiſſen; es giebt ein Wiſſen von der Religion, Religionsgeſchichte und Religionsphiloſophie, aber das iſt nicht die Religion. Religion iſt auch nicht ein Handeln; es giebt ein Handeln, in dem Religion ſich darſtellt, die Kulthandlungen, aber ſie ſind nicht die Religion. Die Religion ſelbſt hat ihr Weſen in einem eigenen Habitus des Gemüts; zwei Seiten treten darin hervor, zwei habituelle Gefühlsſtimmungen: ich nenne ſie Demut und Zuverſicht, Gottesfurcht und Gottvertrauen.

Demut iſt die Empfindung des Kleinen gegen das Große, des Endlichen gegen das Unendliche. Der Menſch findet ſich mitten hinein geſtellt und von allen Seiten umgeben und getragen von dem Unendlichen. Die Unendlichkeit des Raumes und der Dinge breitet ſich rings um ihn aus, er ſelbſt in ihr ein verſchwindender Punkt. Ebenſo dehnt ſich endlos vor ihm und hinter ihm die Zeit zur Ewigkeit; ſein Leben bedeutet in ihr einen verſchwindenden Punkt. Ein ſeiendes Nichts im unermeßlichen All, das iſt der Menſch. Und weil ihm dies Verhältnis zum Bewußtſein kommt, darum hat er Religion. Das Tier hat keine Religion, weil es nicht zum Bewußtſein ſeiner ſelbſt und ſeines Verhältniſſes zur Wirklichkeit kommt; es erleidet das Leben, ohne ſeiner im ganzen inne zu werden. Im Menſchen bricht mit dem Selbſt- und Weltbewußtſein das Gefühl der eigenen Kleinheit, Nichtigkeit, Vergänglichkeit hervor. Auftauchend aus dem Dunkel

ans Licht der Sonne, lebt er, abhängig von den tausend Zufällen des Weltlaufs, einen Augenblick, dann stößt ihn der Tod wieder in die Nacht der Vergessenheit hinab. Das ist eine in aller religiösen Dichtung immer wiederkehrende Betrachtung; nirgends ist sie mannigfacher und bewegender ausgedrückt als in der Poesie des Alten Testaments. Sie fehlt aber auch den Griechen nicht. Bei Homer, bei den Tragikern klingt sie oft an: Wie die Blätter des Waldes, so sind die Geschlechter der Menschen.

Das ist die eine Seite der religiösen Gefühlsstimmung; Schleiermacher hebt sie hervor unter dem Namen des schlechthinnigen Abhängigkeitsgefühls.

Die andere Seite ist die Zuversicht, das Vertrauen, daß das Unendliche doch nicht bloß das Übergroße und Allgewaltige, sondern zugleich das Allgute sei, daß ich es anerkennen und mich ihm mit allem, was mir lieb und wert ist, ruhig anvertrauen kann. Hierin besteht eigentlich das Wesen des religiösen Glaubens. Glaube bedeutet in der Religion nicht ein Meinen, ein minder gewisses Wissen oder Fürwahrhalten, wie wir freilich das Wort auch gebrauchen; der religiöse Glaube bedeutet die unmittelbare Gewißheit des Gemüts, daß das Wirkliche aus dem Guten kommt, daß alles was geschieht, zum Besten, zu meinem Besten dienen muß. Dieser Glaube beruht nicht auf theoretischen Untersuchungen und Beweisen, er kommt nicht aus dem Verstand, sondern aus dem Willen. So sagt es der Apostel: „der Glaube ist eine gewisse Zuversicht dessen, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet;“ also eine praktische Zuversicht, die nicht auf dem Sehen und Erkennen, sondern auf dem Hoffen und Wollen beruht.

So brauchen wir das Wort auch sonst. Eine Mutter glaubt an ihr Kind. Ihr Sohn geht manchen Weg und manchen Irrweg; die Andern verlieren das Vertrauen: aus dem wird nichts. Die Mutter aber hält den Glauben fest: er wird wieder zurecht kommen. Sie hat keine Gründe dafür, sie kann es nicht dem Zweifelnden, etwa aus tieferer psychologischer Erkenntnis seines Wesens, beweisen; sie glaubt nicht mit dem Verstand, sondern mit dem Herzen; ihr Leben hängt an ihrem Glauben, darum kann sie von ihm nicht lassen. So glaubt ein Mann an sein Volk. Er sieht manches, was ihm nicht

gefällt, Unrecht und Lüge und Scheinwesen, frevelhaften Übermut und pöbelhafte Gemeinheit, auch bei solchen, die nicht zum Pöbel sich zählen. Dennoch verliert er nicht den Glauben; das ist nicht das Wesen des Volkes, sondern ein ihm eigentlich fremder Auswuchs. Im Grunde ist es doch ein rechtschaffenes und tüchtiges, ein wahrhaftes und treues Volk, es wird das Nichtige und Widrige aus seinem Wesen ausstoßen. Er kann es nicht beweisen, weder durch Statistik, noch durch Geschichte; auch er glaubt nicht mit dem Verstande, sondern mit dem Herzen, mit seinem Wesen und Willen. Er müßte ohne diesen Glauben an sich selber, an seiner Wirksamkeit, an seinem Leben verzweifeln; er könnte ein Leben, unter widrigen Lügenlarven die einzige fühlende Brust, nicht ertragen, darum glaubt er an sein Volk.

In diese Ordnung gehört auch der religiöse Glaube. Auch er beruht nicht im Verstande, sondern im Wesen und Willen. Sein Inhalt ist, ganz allgemein ausgedrückt, die Zuversicht, daß die Wirklichkeit, als deren Glied ich mich finde, einen vernünftigen, guten, von mir anerkennbaren Sinn habe, daß Welt und Schicksal nicht ein Haufe blinder und ziellofer Zufälle sind, sondern durch eine Idee des Guten bestimmt werden, durch Gott, den Allwirklichen und Allguten. Diese Zuversicht erscheint in erster, noch roher Gestalt schon im primitivsten Götzendienst, es ist die Zuversicht, daß es Mächte des Guten in oder über der Wirklichkeit giebt, die das Schlimme abzuwenden, das Günstige und Gedeihliche in die Bahn zu lenken vermögend sind. Sie hat eine vollkommnere Form in dem Götterglauben der großen geschichtlichen Völker gewonnen: Götter, geistige und gute Wesen, sind es, die Weltlauf und Menschenschicksal in ihren Händen halten und mit unwiderstehlicher Kraft das Rechte und Gute schützen. Ihre letzte Form erhält diese Zuversicht in dem Glauben an eine allwaltende Vorsehung, ohne deren Willen nichts geschieht, durch deren Willen alles, was geschieht, zum Guten gelenkt wird. Bezieht sich der Glaube zunächst auf das eigene Leben und seine nächste Umgebung, daß ihm nichts zustoßen könne, was ihm nicht zum besten dienen müsse, daß auch Unglück und Trübsal nicht zum Verderben, sondern als Züchtigung oder Prüfung zum Heil zu führen bestimmt seien, so erweitert er sich notwendig auf die größeren Kreise. Auch meinem Volk widerfährt neben dem Guten anscheinend Schlimmes, aber auch ihm, sagt der

Glaube, ist Not und Niederlage nicht zum Unheil, sondern zum Segen bestimmt; erst in der Not entfalten sich alle seine Kräfte und Tugenden, und die Niederlage führt es zur Besinnung auf sein eigentliches und wahres Wesen. Und so mit der Menschheit: zuletzt sind alle ihre Schicksale Führungen zu dem großen Ziel, der Erfüllung ihrer göttlichen Bestimmung; das Reich Gottes, mit dem Ausdruck des christlichen Glaubens, ist das Ziel, sein Werden der eigentliche Inhalt der Weltgeschichte. Also, daß die Wirklichkeit für die höchsten Güter der Menschheit nicht nur Raum hat, sondern daß sie auf sie angelegt ist, daß in der Welt nicht eine blinde und äußere, sondern eine innere, teleologische Notwendigkeit herrsche, daß die natürliche Weltordnung im Grunde eine sittliche Weltordnung ist, das ist in allgemeinster Formel der Inhalt des Glaubens an Gott. Atheismus aber wäre die Leugnung nicht der Beweisbarkeit, sondern der Berechtigung dieses Glaubens, wäre die dogmatische Behauptung: es giebt keine sittliche, sondern nur eine natürliche Weltordnung.

Dieser Glaube ist nicht eine theoretische Einsicht, er erwächst nicht aus teleologischer Beweisführung, sei es aus der Geschichte oder aus dem Leben des Einzelnen; er beruht überhaupt nicht eigentlich auf Gründen, sondern auf einer praktischen Notwendigkeit: er macht das Leben und im besonderen das Leiden erträglich. Das Tier erleidet stumpfsinnig und gedankenlos, was über es kommt; der Mensch, der sich Gedanken über die Dinge und das Leben macht, befreit sich von dem Druck des Schmerzes und dem größeren Druck der Angst dadurch, daß er den Schicksalen einen Gedanken unterlegt. Er vermöchte das Leben nicht zu ertragen, wenn er die Welt als einen ungeheueren Mechanismus und sich als Spielball blinder Kräfte betrachten müßte.

Daß dieser Glaube nicht bewiesen, sondern nur geglaubt werden kann, darüber ist das Christentum nicht im Zweifel. Die heiligen Schriften sagen es an hundert Stellen: Gottes Wege sind nicht unsere Wege, seine Ratschlüsse sind unerforschlich. Das heißt: wenn wir Schicksal und Weltlauf zu machen hätten, dann würden wir, auch der einsichtigste und wohlmeinendste, an hundert Orten die Dinge anders fügen, als sie wirklich gehen. Uns scheint es oft, als ob ein blinder Naturlauf zerstörend in das Leben einbreche und die höchsten Zwecke gleichgültig durchkreuze; uns scheint der Verlauf der Geschichte häufig

genug dem Schlechten die Oberhand zu verschaffen. In manchen Fällen urteilen wir selbst hinterher anders; wir machen die Erfahrung, daß, was anfangs als Schlimmes erschien, im weiteren Verlauf sich als eine wohlthätige Fügung erweist; an solchen Erfahrungen richtet sich der Glaube auf, er erinnert sich ihrer gern, um dadurch den Eindruck gegenwärtiger Not zu überwinden. Aber er meint nicht, aus ihnen einen theoretisch genugthuenden Beweis machen zu können. Die umgekehrte Erfahrung, daß Not und Elend das Leben auch innerlich verbittert und verödet, oder daß scheinbares Glück zum Verderben und zwar zum unheilbaren Verderben führt, Völker wie Einzelne, wäre der stets bereite Gegenbeweis gegen alle Versuche einer Theodicee, die den Wert einer bewiesenen Theorie in Anspruch nehmen wollte.

Der Glaube aber läßt sich nicht irre machen. Er zieht sich dem gegenüber auf die Beschränktheit menschlicher Erkenntnis zurück: Gottes Gedanken sind höher als unsere Gedanken. Das eine bleibt dem Gläubigen unter allen Umständen gewiß: denen die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen. Diese Zuversicht verläßt ihn auch im Untergang aller irdischen Hoffnungen nicht. Der Verstand steht daneben und vermag es nicht zu fassen. Er widerspricht nicht; er sieht wohl, wie unsicher jedes Urteil über das, was gut und schlimm für einen Menschen oder ein Volk ist, bleibt. Er enthält sich, zweifelt und schweigt. Der Glaube aber geht getrost hindurch; unbedürftig des Beweises, unzugänglich dem Zweifel, ruht er im Wesenwillen des Gläubigen: die Wirklichkeit muß so sein, daß ich und alles, was mir das Höchste und Liebste ist, darin bestehen kann.

Das ist in allgemeiner Formel der Inhalt des religiösen Glaubens. In der Wirklichkeit kommt er nicht in dieser abstrakten Form, sondern nur in konkreten Verkörperungen vor. In den anschaulichen Vorstellungen und Symbolen der geschichtlichen Religionen, in der sinnlich-übersinnlichen Ausgestaltung einer jenseitigen Welt durch die Phantasie, wird der Glaube faßlich und tradierbar, ja eigentlich erst ganz glaublich. Vor allem wird er damit der Kunst und Dichtung zugänglich, der eigentlichen Vermittlerin des Unaussprechlichen und Überbegrifflichen.

Freilich auch dem reflektierenden Denken wird damit der Glaube zugänglich. Indem dieses die Natur jener jenseitigen Welt und ihr Verhältnis zur diesseitigen mit Begriffen zu fassen sucht, entsteht eine

Glaubenslehre; und indem die Glaubensgemeinschaft den Inhalt der Glaubenslehre in verbindliche Formeln faßt, entstehen Dogmen oder Bekenntnisformeln. So ist es der Religion Jesu ergangen; in die philosophierende hellenistische Welt hineingetragen, gewann sie eine Form, die das Mißverständnis hervorrufen konnte, als sei das Christentum wesentlich eine Lehre, die, wie eine Philosophie, theoretischen Wert habe und mit dem Verstande aufgenommen werden könne und müsse.

Im Grunde ist das doch nicht die Meinung. Eigentlich will das Bekenntnis der Kirche, wie es in den drei Artikeln seine allgemeinsten Formeln gefunden hat, doch nicht eine Verstandeseinsicht, sondern eine praktische Gewißheit aussprechen, in der sich die Gemeinde Christi eins weiß. Wenn sie im ersten Artikel sich zum Glauben an Gott den Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, bekennt, so bedeutet das doch nicht eigentlich eine theoretische Erkenntnis, zu der man durch wissenschaftliche Untersuchung geführt werde, sondern eine unmittelbare Gewißheit, daß die Welt nicht vom Zufall, oder, wie einige meinen, vom Teufel, sondern von Gott und zu Gott, dem Allguten, ist. Und wenn im zweiten Artikel die Christenheit sich zum Glauben an Jesum Christum, den Sohn Gottes, geboren von der Jungfrau Maria, bekennt, so will sie damit doch nicht sagen, daß sie von einer geschichtlichen Thatsache oder gar einer naturhistorischen Anomalie eine sichere Kunde habe, sondern sie will ihre unmittelbare Gewißheit aussprechen, daß in Jesus Gott sich hat offenbaret im Fleisch, daß in ihm der Allmächtige und Allgute seinem Wesen nach sich darstellt, wie es in der Gestalt eines Menschensohnes sich darstellen kann: ein Mann, der gar nichts für sich will, der Allen alles Gute thut, ohne Dank zu begehren, der alles Bitterste und Schmählichste leidet, ohne zu hassen und zu fluchen, das ist Gott, Gott in Menschengestalt. „Gut sein, sagt Savonarola, heißt Gutes thun und Böses leiden und darin aushalten bis zum Ende." Und ebenso drückt der dritte Artikel eine praktische Gewißheit aus, die Gewißheit, daß die Menschheit zum Reich Gottes, zur ewigen Gemeinschaft des Heils und der Heiligen berufen ist, und daß in der Gemeinschaft aller wahren Christusjünger der Geist Gottes wirksam und lebendig sein wird, so lange auf Erden Menschenherzen schlagen.

Also nicht ein philosophisches System, nicht ein theologisches

Dogma oder gar ein gespenstiger Rest alten Aberglaubens ist der Glaube des Christentums, sondern eine unmittelbare und lebendige Gewißheit des Herzens von dem Wesen des Guten und seiner Bedeutung in der Wirklichkeit. Diesen Glauben kann es heute so gut geben als zu den Zeiten Luthers oder Augustins oder der Jünger, die Jesum leibhaft mit Augen sahen. Bestünde der Glaube des Christentums in allerlei Meinungen und Lehrsätzen, dann hätten diejenigen Recht, die es längst tot gesagt haben, Lehrsätze und Meinungen haben nicht so lange Lebensdauer. Bestünde das Christentum in dem buchstäblichen Fürwahrhalten der Behauptung, daß vor fünftausend und etlichen Jahren die Welt aus nichts gemacht wurde, daß die ersten Menschen Adam und Eva hießen, daß jener aus einem Erdenkloß, diese aus einer Rippe Adams gemacht wurde, daß sie in einem schönen Garten wohnten, in dem auch Gott selbst wohl einmal in der Kühle sich erging, bis sie eines Tages von einer Schlange sich bereden ließen, die Früchte von einem bestimmten Apfelbaum zu essen und dafür von dem erzürnten Gott aus dem Paradies gestoßen und nebst allen ihren Nachkommen mit Leiden und Tod bestraft wurden; bestünde das Christentum in dem Fürwahrhalten dieser und ähnlicher Dinge, z. B. der Geschichten, die von Jesu vaterloser Geburt erzählt werden, oder der mirakulösen Verwandlung von Wasser in Wein oder der Sättigung von fünftausend Menschen mit einigen Bissen Brots, oder in dem Fürwahrhalten der Theoreme von den zwei Naturen oder den drei Personen in einem Wesen, oder des Theorems, daß Gott der Vater den Tod Gottes des Sohnes habe herbeiführen müssen, um damit seiner Gerechtigkeit genügende Buße für Adams Verschuldung zu verschaffen, oder der Behauptung, daß eine gewisse Sammlung von Schriften nicht aus dem Geist gläubiger und frommer Menschen stamme, sondern durch ein nicht näher bekanntes Verfahren, genannt Inspiration, von Gott selber verfaßt sei, und daß daher jede Zeile dieser Schriften für buchstäbliche und heilige Wahrheit gehalten werden müsse: bestünde in dem Fürwahrhalten dieser Dinge der Glaube des Christentums, dann wäre es freilich einem nachdenkenden und freigesinnten Manne zu unserer Zeit unmöglich, ihn zu glauben. Aber das ist weder der Glaube des Christentums, noch ist es die Religion Jesu. Und wenn die Vorsteher aller Konfessionen behaupten

daß dies der christliche Glaube sei, und daß, wer ihn nicht habe, an Christo und an der Seligkeit keinen Teil habe, es wird darum nicht wahr; auch ist durch das Fürwahrhalten dieser Dinge noch niemals jemand selig geworden; wohl aber hat die Kirche durch die Forderung des Glaubens an Menschenmeinungen manchen ehrlichen Mann aus ihrer Mitte getrieben und thut es noch alle Tage. Darf ich die Formel des Bekenntnisses: Jesus der Sohn Gottes, nicht als einen Ausdruck religiöser Poesie nehmen, muß ich damit sagen: ich bin, etwa durch historische Zeugnisse, davon überzeugt worden, daß es bei seinem in die Welt kommen anders zugegangen ist, als bei den anderen Menschen, so wird aus dem freien und freudigen Bekenntnis zu der einzigen Größe dieses Mannes ein gezwungenes, das Gewissen peinigendes Jasagen zu einem negativen Satz, dessen Inhalt positiv zu fassen keinem Menschen gegeben ist; das Bekenntnis wird zu einer Formel, mit der in Wahrheit nichts als die Bereitwilligkeit zur absoluten, auch mit dem Intellekt zu leistenden Subjektion unter das bestehende Kirchenregiment ausgedrückt wird.

Darf ich dagegen das Wort sprechen und meinen, wie ich es verstehen und fassen kann, dann mag ich, unbeirrt durch den Spott der Verächter und den Haß der Hüter des Buchstabenjoches, auch heute noch mich zum Glauben an Gott, der sich in Jesu offenbart hat, bekennen. In Jesu Leben und Sterben ist mir der Sinn des Lebens, ist mir der Sinn der Dinge überhaupt aufgegangen, das aber nenne ich Gott und Gottes Erscheinung, was mir das Leben möglich macht und seine Bedeutung zeigt: so kann der aufrichtigste, wahrhaftigste und freieste Mann heute so gut als zu irgend einer Zeit sprechen. Dringt man nun aber weiter in ihn und verlangt, daß er sich ferner bekenne zum „Glauben" an alle jene Dinge, an die vaterlose Geburt Jesu und die unbefleckte Empfängnis seiner Mutter, oder an die Wiederbelebung und Himmelfahrt seines gestorbenen und begrabenen Leibes, an das „mit, unter und bei" seines „wahren" Leibes und Blutes im Brot und Wein, so wird er sich abwenden und sagen: verschont mich, wir verstehen uns nicht. Wollt ihr aber streiten, so geht zu Byzantinern und Alexandrinern.*)

*) Ich möchte den Leser hier auf das treffliche Werk eines niederländischen Theologen aufmerksam machen: Rauwenhoff, Religionsphilosophie, übersetzt von

Wir kehren nun zu unserer Frage zurück: ist ein solcher Glaube mit der oben angedeuteten monistischen Vorstellung von der Konstitution der Wirklichkeit verträglich? Mir scheint, auf alle Weise. Vielleicht ist ein praktischer Glaube an das Gute mit keiner kosmologischen Vorstellung unverträglich; wenigstens ist es eine nicht zu bezweifelnde Thatsache, daß auch Männer, die in der Metaphysik sich zu den Materialisten zählen, zu einem unbedingten Glauben an die Zukunft des Menschengeschlechts und seiner Fortschritte in Gerechtigkeit und Wahrheit sich bekennen. Sie müßten dann, um diesen Glauben mit jener Metaphysik zu vereinigen, sagen: die Atome seien zufällig gerade so gestaltet und angeordnet, daß sie mit mechanischer Notwendigkeit das höchste Gut verwirklichen müßten, was freilich immer ein etwas überraschender Erfolg bleibt. Mehr kommt, so wird man sagen dürfen, einem solchen Glauben eine Philosophie entgegen, welche in der Wirklichkeit ein mit innerer, teleologischer Notwendigkeit sich entwickelndes Alleben erblickt. Der Pantheismus ist nicht eine Religion, sondern eine kosmologische Hypothese, die den Gesamteindruck wiedergeben will, den die Wirklichkeit auf den denkenden Menschen macht. Aber nicht mit Unrecht wird man sagen, daß der Glaube, der in dem Allwirklichen das Allgute sieht, darin eine ihm entgegenkommende Vorstellung findet.

Theologische Kritiker der Philosophie pflegen hierüber allerdings anderer Ansicht zu sein; sie neigen zu der Behauptung, nur *eine* Vorstellung von der Welt sei mit Religion verträglich, nämlich die Vorstellung eines Theismus, der Gott als ein von der Welt getrenntes Wesen setzt. Der Pantheismus sei nicht minder irreligiös, als der Atomismus; was er Gott nenne, sei kein Gott, sondern die Natur

Hanne (1889). Die hier angedeutete Ansicht ist mit der dort ausgeführten von dem Wesen der Religion im wesentlichen einstimmig. Als eigentlicher Inhalt des Glaubens wird darin die Zuversicht bezeichnet, daß die Welt so sei, daß das Sittengesetz darin herrschen könne. Allgemeine Voraussetzung hierfür sei eine teleologische Weltanschauung. Zur Religion werde aber dieser Glaube erst dadurch, daß ihn die dichtende Phantasie in Bilder und Symbole faßt. Auch W. Benders Werk: das Wesen der Religion und die Grundgesetze der Kirchenbildung (1886), bewegt sich in ähnlichen Gedanken: Religion ist der Glaube an die Möglichkeit des Lebensideals, ihn bringt als ideelles Heil- und Hülfsmittel gegen die Übel und Hemmnisse der Wirklichkeit der Selbsterhaltungstrieb überall und notwendig hervor.

oder das All, und es sei ein bloßer Mißbrauch des Namens Gottes, wenn Spinoza Deus sive Natura sage. Gott komme Persönlichkeit zu, der Natur oder dem All nicht; damit sei die feste Grenze gegeben: jede Philosophie, die nicht Gott als persönliches Wesen setze, sei irreligiös.

Es wird ratsam sein, auch hier die Erörterung mit der sokratischen Vorfrage zu beginnen: was bedeutet Persönlichkeit? Nicht wahr, wir legen sie zunächst Menschen bei, Tieren oder leblosen Dingen kommt sie nicht zu; sie ist die Form menschlichen Innenlebens. Wir können sie etwa erklären als selbstbewußtes und vernünftiges Denken und Wollen.

Die Frage wäre nun: hat das Innenleben des All-Einen dieselbe Form? Wir werden antworten: wir maßen uns nicht an, die innere Natur des Allwirklichen erschöpfend zu bestimmen, ein nicht minder hoffnungsloses Unternehmen, als wenn ein Wurm über Form und Inhalt menschlichen Geisteslebens Definitionen geben wollte. Aber nicht ohne Grund werden wir sagen: der Unterschied zwischen menschlichem und göttlichem Innenleben müsse allerdings groß und durchgreifend sein, so groß, daß an keinem Punkte Gleichartigkeit stattfinden könne. Weder das Wollen noch das Denken des All-Einen, wenn wir denn überhaupt von seinem Wollen und Denken reden dürften, könne durch die Kategorie unseres Wesens gefaßt werden.

Was zunächst das Wollen anlangt, so hat es bei uns seinen Ursprung in Trieben und Begierden, wie sie der Lage eines beschränkten und bedürftigen Wesens angemessen sind. Der vernünftige Wille ist nichts anderes als eine Art Selbstregulierung der Triebe durch Vernunft. Dem All-Einen können wir derartige Funktionen nicht zuschreiben; unbedürftig hat er auch kein Begehren und also auch keinen Willen im menschlichen Sinn. Dazu fehlt es an Dingen außer ihm, auf die er sich richten könnte. — Die Theologen drücken dies aus, indem sie Gott Allgenugsamkeit beilegen. — Ebenso wenig kann ihm Handeln wie einem Menschen zukommen. Von den Theologen wird ihm als handelndem Wesen Allmacht zugeschrieben. Nun, das Handeln eines allmächtigen Wesens ist nicht bloß dem Umfang, sondern der Art nach von unserm Handeln verschieden. Unserm Handeln ist der Gegensatz von Absicht und Ausführung, von Zweck und Mittel

wesentlich; wir machen erst eine Vorstellung von etwas, was noch nicht ist, dann bringen wir die Dinge, die ihrem Dasein nach von uns unabhängig sind, sie gleichsam überlistend, dahin, daß sie unsern Zwecken sich fügen. In Gott muß Wollen und Vollbringen zusammenfallen, er denkt und es geschieht: die Wirklichkeit ist sein wollendes und seiendes Denken, oder mit Spinoza, ist die Explikation seiner actuosa essentia. — Nicht anders steht es auch mit den moralischen Eigenschaften des Menschen, sie können nicht auf Gott übertragen werden; es ist bei ihm von Pflichten und Tugenden keine Rede. Selbstbeherrschung, Mäßigkeit, Tapferkeit setzen Begierde und Furcht, Gerechtigkeit und Wohlwollen setzen Selbstbeschränkung und Aufopferung eigener Neigungen voraus. Gott muß Mensch werden, um barmherzig und gütig, wie ein Mensch, sein zu können.

Eben dasselbe gilt aber auch von der intellektuellen Seite. Unser Erkennen geht aus von den Sinnen. Auf Grund von Wahrnehmungen bilden wir Begriffe, deren Bedeutung allein darin besteht, daß sie Anschauungen begreifen. Selbst von unserem eigenen Wesen haben wir nicht auf andere Weise Erkenntnis. Und noch eines ist unserem Denken wesentlich: die Entgegensetzung von Ich und Nichtich, unser Selbstbewußtsein ist an den Gegensatz von Ich und Außenwelt gebunden. Dem All-Einen kommt alles dies nicht zu. Die Theologen legen Gott Allwissenheit bei. Es ist ihnen nicht entgangen, daß Allwissenheit von unserem Wissen nicht bloß dem Umfang, sondern der Art nach unterschieden ist: Gottes Denken, sagt die scholastische Philosophie, ist nicht diskursiv, durch Begriffe, sondern intuitiv; aber intuitiv nicht, wie unser anschauliches Erkennen, das an Raum und Zeit gebunden ist, sondern Gott schaut alle Dinge mit einem Blick, das Vergangene und das Zukünftige wie das Gegenwärtige. Man sieht, daß wir von einem solchen Erkennen oder Bewußtsein keine Vorstellung haben, es sind dem menschlichen Erkennen seine Schranken genommen, aber die Bestimmtheit ist damit zugleich genommen. Ein intuitiver Verstand ist ein leeres Schema, das wir nicht zu erfüllen vermögen.

Ist es hiernach unmöglich, Gott die Gestalt menschlichen Seelenlebens beizulegen, so wird es auch nicht möglich sein, ihm Persönlichkeit in der Bedeutung des Worts, in der wir es von Menschen brauchen, beizulegen. Nur wenn wir dem Begriff alle menschliche Beschränktheit

nehmen, verliert die Sache etwas von ihrer Anstößigkeit; aber wir nehmen ihm damit zugleich allen Inhalt, alle Bestimmtheit.

Dies würde allgemein zugestanden werden, wenn nicht die Besorgnis bestünde, es gehe Gott etwas an Würde verloren, wenn ihm das Prädikat eines persönlichen Wesens vorenthalten werde; es bliebe dann nur übrig, ihn ein unpersönliches Wesen zu nennen, und damit würde er in die Reihe der untermenschlichen Wesen gestellt.

Aber diese Besorgnis ist grundlos. Der Pantheismus, wie er hier gefaßt wird, denkt nicht daran, Gott etwas zu nehmen oder abzusprechen, anders als menschliche Beschränktheit. Nur darum hält er es für unzulässig, Gott durch den Begriff der Persönlichkeit zu bestimmen, weil dieser für die unendliche Fülle und Tiefe seines Wesens zu eng ist. Um aber jener Besorgnis ein Ende zu machen, könnte er Gott ein überpersönliches Wesen nennen, nicht um sein Wesen dadurch zu bestimmen, sondern um anzudeuten, daß er Gottes Wesen in der Richtung der Steigerung, nicht der Minderung menschlich-geistigen Lebens suche. Und er könnte hinzufügen: in diesem Sinne nehme er auch keinen Anstoß daran, wenn jemand Gott ein persönliches Wesen nennen wolle. Da menschlich-geistiges Leben das Höchste und Bedeutendste ist, was wir kennen, so können wir auch Gott, wenn wir von ihm eine Vorstellung uns machen wollen, nur durch menschliches Wesen in höchster Steigerung vorstellen. Wenn die Kunst Gott darzustellen unternimmt, so giebt sie ihm die leibliche Gestalt eines Menschen, nicht in der Meinung, daß Gott in Wirklichkeit die körperliche Form eines Menschen habe, sondern weil das edle Menschenantlitz für uns die höchste und bedeutendste körperliche Gestalt ist. In eben demselben Sinne können wir Gott auch die geistige Gestalt beilegen, die wir an den besten und größten Menschen verehren. Wenn wir von seiner Heiligkeit, Weisheit, Güte und Seligkeit reden, so sind das symbolische Ausdrücke, die nicht sein Wesen, wie das Wesen eines Menschen, begrifflich bestimmen, sondern unserer Vorstellung die Richtung andeuten, in der wir es suchen.

Das ist der mögliche und unvermeidliche Anthropomorphismus aller Religion. Wir kennen keinen andern Geist als irdisch-menschlichen, darum stellen wir auch Gott als solchen vor, nicht weil er an sich selber so ist, sondern weil unsere Vor-

stellungen nicht über unser Erleben hinausreichen. Und darum geht dieser Anthropomorphismus notwendig weiter; jedes Volk giebt Gott die Gestalt, die seinen Vorstellungen von Güte und Schönheit, Würde und Heiligkeit entspricht. Es ist, wie Goethe sagt:

Im Innern ist ein Universum auch,
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergiebt,
Ihn fürchtet und womöglich liebt.

In einem solchen *symbolischen Anthropomorphismus* reichen sich philosophisches Denken und religiöser Glaube die Hand. Das Wissen erhebt dagegen keinen Einspruch; von seinen eigenen Voraussetzungen auf den Begriff des All-Einen geführt, den es doch nicht inhaltlich zu bestimmen vermag, überläßt es dem dichterisch schaffenden Volksgeist oder dem religiösen Genius, uns faßliche Vorstellungen und Bilder dafür zu prägen. Andererseits liegt es dem religiösen Glauben völlig fern, seine Symbole für wissenschaftliche Begriffe zu halten; sie sind etwas unendlich Höheres und Bedeutsameres als wissenschaftliche Begriffe und Formeln, so viel höher, als Gott höher ist als menschliches Denken und Begreifen. Unfriede bricht zwischen Philosophie und Religion erst dann aus, wenn entweder die Philosophie den Glauben auszuschließen trachtet, behauptend: die Begriffe der Wissenschaft umspannten und erschöpften die Wirklichkeit, und jene Symbole seien kindliche Träume, die entweder überhaupt keinen Wert hätten oder doch nur für das Volk, das nicht in Begriffen denken könne. Oder wenn eine Religion oder vielmehr eine Kirchengemeinschaft ihre Symbole für Begriffe und ihre Glaubensartikel für wissenschaftlich beweisbare Wahrheiten ausgiebt und nun von allen Denkern verlangt, daß sie eben diese Verwechslung begehen, bei Strafe, für Ketzer oder Atheisten gehalten zu werden. In beiden Fällen entsteht tötliche Feindschaft. Gegen einen Glauben, der sich für allein gültige Wissenschaft giebt, empört sich der Verstand. Gegen eine Philosophie, welche dem Glauben und der Dichtung keinen Raum gönnt, empört sich Gemüt und Phantasie. Dagegen ein Glaube, der nichts anderes sein will, als ein Glaube, und eine Philosophie, die sich der Grenzen mensch-

licher Erkenntnis bewußt ist, die haben neben einander Raum. Der Einzelne wird, nach seiner individuellen Anlage und Bildung, mehr der einen oder mehr der andern Seite zuneigen, wie er auch mehr für Forschung und Wissenschaft oder mehr für Kunst und Dichtung begabt und interessiert sein kann; aber er kann und soll für beide Seiten des geistigen Lebens Verständnis und Achtung haben. Das ist die Anschauung, der an der letzten großen Wende der Zeiten Kant die Bahn gebrochen hat. Schleiermacher hat sie der Theologie zugeführt. Ich komme darauf zurück, kann mir aber nicht versagen, aus den Reden über die Religion schon hier eine Stelle einzufügen. Schleiermacher bespricht die Möglichkeit, mit einem philosophischen Pantheismus religiösen Glauben zu vereinigen; er sagt: wenn der Pantheist es verschmähe, die Gottheit persönlich zu denken, so könne dies seinen Grund haben, „in einem demütigen Bewußtsein von der Beschränktheit persönlichen Bewußtseins überhaupt und besonders auch des an die Persönlichkeit gebundenen Bewußtseins." Ob jemand Gott persönlich denke oder nicht, das hange wesentlich von der Richtung seiner Phantasie ab; und schließlich seien beide Vorstellungsarten nicht so gar weit auseinander, „nur daß man in die eine nicht den Tod (das starre tote Sein) hineindenken muß, aus der anderen aber alle Mühe redlich anwenden die Schranken hinwegzudenken." Wer aber, fügt er hinzu, durchaus darauf beharre, die Frömmigkeit als abhängig von dem Bekenntnis zur Vorstellung von der Persönlichkeit Gottes zu setzen, der könne sich nicht weit umgesehen haben in dem Gebiet der Frömmigkeit; ja die tiefsinnigsten Werke der eifrigsten Verteidiger seines eigenen Glaubens müßten ihm fremd geblieben sein. Schleiermacher denkt an die Mystiker. —

Die üblichen Begriffe, mit denen über Theismus und Pantheismus gestritten wird, sind die Begriffe Transcendenz und Immanenz; der Theismus lehre die Transcendenz, der Pantheismus die Immanenz Gottes in der Welt. Um die oben dargelegte Ansicht noch mit diesen Begriffen zu bezeichnen, so würde ich sagen: Immanenz und Transcendenz sind nicht sich ausschließende Gegensätze. Der Theismus kann die Immanenz Gottes in der Welt nicht ausschließen; ist Gott Schöpfer und Erhalter aller Dinge, so ist es seine Kraft in den Dingen, die ihnen in jedem Augenblick die Wirklichkeit giebt. Anderer-

seits schließt der philosophische Pantheismus die Transcendenz nicht aus, Gott und Natur fallen nicht schlechthin zusammen. Das gilt nach Seiten der Quantität; die Natur, die wir sehen, ist endlich, Gott ist unendlich, sie geht in ihm auf, aber er geht nicht in ihr auf; die Welt, von der unsere Kosmologie weiß, ist ein Tropfen von dem Ozean der Wirklichkeit. Das gilt auch nach Seiten der Qualität; das Wesen der Dinge, wie es sich uns darstellt, kann Gott nicht überhaupt fremd sein; aber Gottes Wesenheit selbst ist unendlich, sie wird nicht erschöpft durch die Bestimmungen des Wirklichen, die wir sehen, durch Körper und Geist, durch Ausdehnung und Denken, oder wie wir die allgemeinsten Qualitäten der Wirklichkeit nennen wollen. Also Gott ist transcendent, sofern sein unendliches Wesen die uns gegebene Wirklichkeit unendlich übersteigt. Es ist Abgötterei, Gottes Wesen in der uns gegebenen Natur und dem Wesen der Kreatur aufgehen zu lassen. Solcher Abgötterei ist übrigens der philosophische Pantheismus in der Regel ferner als der Theismus, der, indem er das Wesen Gottes durch Prädikamente des menschlichen Wesens begrifflich bestimmt, nicht selten zu einer falschen Immanenz eine bedenkliche Neigung zeigt. —

Nun, wird ein Anhänger der alten Orthodoxie sagen, das alles klingt ganz schön und gut; und wenn man's hört, möcht's leidlich scheinen; es steht aber doch immer schief darum. Was das religiöse Gemüt verlangt, das ist ein Gott, zu dem es in ein persönliches Verhältnis treten kann. Ein solches ist möglich, wenn Gott als persönliches Einzelwesen außer und über der Welt steht, es ist nicht möglich zu jenem All-Einen oder All-Wirklichen. Und was das religiöse Gemüt weiter verlangt, das ist ein Gott, der mit seinen Geschöpfen fühlt und ihre Gebete hört, der in der Not sich ihrer erbarmt und als Helfer nahe ist. Das kann ein Gott, der als Weltlenker über dem Naturlauf steht; aber Spinozas Substanz erhört keine Gebete und thut keine Wunder.

Was den ersten Punkt anlangt, so wäre hier wieder dasselbe zu sagen, was soeben bei Erörterung der Frage: ob Gott selbst ein persönliches Wesen sei, gesagt wurde. Ein persönliches Verhältnis ist zunächst ein Verhältnis, wie es von Mensch zu Mensch besteht, ein Verhältnis, bei dem gegenseitiger Austausch von Gedanken, Gefühlen

und Leistungen stattfindet. Daß eben dasselbe Verhältnis zwischen einem Menschen und Gott stattfinden könne, wird doch auch der verwegenste Anthropomorphismus bedenklich finden zu behaupten; oder hat jemand den Mut zu sagen, es bestehe hier eben dasselbe Verhältnis, wie zwischen Eltern und Kindern, zwischen Freunden und Nachbarn?

19

Wir können aber, ohne der Sprache Gewalt anzuthun, das Wort auch in einem weiteren Sinne brauchen. Wir werden das Verhältnis eines Mannes zu seinem Volke doch wohl eher ein persönliches nennen als ein unpersönliches; auf jeden Fall ist es für sein Empfinden und Denken, für sein Handeln und Leben von größter Bedeutung. Die stärksten Antriebe kommen ihm daher; um seines Volkes willen arbeitet und kämpft der Held; im Glauben, daß es ihm zur Förderung und Ehre gereiche, nimmt der politische Märtyrer auch Mißachtung und Verfolgung auf sich. Von seinem Volke erwartet der Dichter Verständnis und freudigen Widerhall, und er weiß und fühlt es, wenn er die Volksseele mit seinem Wort getroffen hat. Nun, in einem ähnlichen, freilich noch viel unbestimmteren Sinne kann man das Verhältnis des Frommen zu Gott ein persönliches nennen. Er führt sein Leben zur Ehre Gottes; sicher, wie sollte nicht jede gute That und jedes reine und schöne Leben Gott zu Ehren gereichen? Der Kreuzfahrer fühlte sich als Streiter Gottes, der Missionar als Arbeiter am Bau seines Reiches; er ist des Wohlgefallens Gottes gewiß, wie sollte er nicht, und wie sollte er nicht in diesem Bewußtsein Kraft und Trost und Seligkeit finden?

Aber der Gott des Pantheismus hat ja keine Gefühle; wie kann bei dem unfühlenden All-Einen von Wohlgefallen die Rede sein? — Ja, muß denn das All-Eine oder der All-Eine — vielleicht giebt es Leute, die am Pantheismus vor allem darum Anstoß nehmen, weil er gegen das grammatische genus gleichgültiger ist, als ihnen erlaubt scheint — muß Gott nach jener Auffassung überhaupt unfühlend sein? Ich meine, eine pantheistische Philosophie braucht dies nicht zuzugeben: ist Gott die Wirklichkeit als einheitliches, für sich seiendes Innenleben, so wird auch, was an irgend einem Punkt der Wirklichkeit sich zuträgt, für Gott als ein Moment seines Wesens Bedeutung haben. Freilich, sie wird sich hüten, Gott menschliches Gefühl beizulegen,

aber nicht minder wird sie sich hüten, Gott überhaupt etwas abzusprechen. Von der Liebe und der Seligkeit Gottes spricht Spinoza, nicht meinend, daß die pathologischen Zustände des Menschen sich ebenso bei Gott finden, wohl aber meinend, daß was in den Einzelwesen sich finde, in dem Wesen des Unendlichen angelegt sein müsse, aus dem sie stammen. Der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen, der das Ohr gemacht hat, sollte der nicht hören? So könnten wir hier sagen: der das Gefühl gemacht hat, sollte der nicht fühlen? Aber wie dort sehen und hören, so wird hier fühlen nicht im eigentlichen Sinne gebraucht. Darum sind die Ausdrücke nicht sinnlos, es sind Bezeichnungen, die den Wert von Symbolen für das Unausdenkliche und Unaussprechliche haben. So meint es die Schrift: Gott wohnet in einem Licht, da niemand zukommen kann. Die natürliche Theologie meinte Gott mit ihren Gedanken zu begreifen; sie sprach von Gott beinahe, wie man von einem Kollegen spricht, dessen Gedanken man völlig begreift und prüft. Das Verhältnis des Frommen zu Gott steht nicht auf Begreifen, sondern auf Glauben.

Aber, sagt man, wie steht es denn mit Gebetserhörung und Wunderthun? Damit kommen wir erst zu dem eigentlichen Kern der Religion; einen Helfer in der Not verlangt das bedrängte Gemüt, der das Übel von ihm abwendet, mit dem der Naturlauf es bedroht. Das aber kann nur ein Gott, der über dem Naturlauf steht, nicht einer, der sich in ihm manifestiert.

Ich denke, Spinoza würde auf solche Einrede etwa erwidern: allerdings seien das Gemütsbedürfnisse, deren Befriedigung von Gott zu erwarten seine Philosophie nicht ermuntere. Er wage nicht zu denken, daß durch das Aussprechen eines Wunsches Veränderungen im Naturlauf herbeigeführt werden könnten. Das Gebet, als ein innerer Vorgang in der Seele, möge Wirkungen im Seelenleben haben; aber daß dadurch etwa ein Blitzstrahl oder eine Kugel aus der Bahn gebracht, oder, wie durch das Gebet des Elias, Feuer vom Himmel sollte herabgezogen werden, halte er nicht für glaublich.

In der That, hier handelt es sich um eine Frage nicht der Schätzung und Deutung, sondern der Wirklichkeit von Thatsachen: sind Gebete ein Mittel, sei es nun ein regelmäßig oder ein zuweilen

wirksames Mittel, um Änderungen im Naturlauf herbeizuführen? Durch Gründe a priori kann in der Sache nicht entschieden werden, weder für noch gegen seine Wirksamkeit. Die Entscheidung wäre demnach auf erfahrungsmäßigem Wege, etwa durch Experiment, wie es einst der Prophet Elias den Priestern des Baal aufnötigte, oder vielleicht durch ein statistisches Verfahren herbeizuführen. Man könnte ja an so etwas denken: ob sich eine regelmäßige Beziehung zwischen der Häufigkeit von Gewitterschaden und der Neigung zu jener transcendenten Form der Abwehr, die ja wohl für verschiedene Gegenden verschieden groß ist, herausstelle, ob z. B. die Großstädte häufiger als das platte Land heimgesucht würden? oder ob auf andere Vorgänge, Hagelschlag, Viehsterben und Ähnliches für die Felder und Viehstände verschiedener und hierin verschieden verfahrender Nachbarn ein Einfluß nachweisbar sei? oder ob, seitdem das Gebet, das öffentliche und private, um Schutz gegen Krankheit nnd Tod, gegen Pestilenz und teure Zeit seltener geworden sei, eine entsprechende Zunahme dieser Dinge und eine entsprechende Abnahme der durchschnittlichen Lebensdauer stattgefunden habe? Ich glaube nicht, daß die Forderung einer derartigen Beweisführung irgendwo geneigtem Gehör begegnen würde, vielleicht wird schon die bloße Erwähnung der Möglichkeit von manchem als Profanation empfunden, ein Anzeichen, daß der Glaube nicht auf Untersuchung und Beobachtung ruht, sondern ihr vorhergeht und jeder Prüfung durch Erfahrung aus dem Wege zu gehen entschlossen ist.

Übrigens ist wohl nicht zweifelhaft, daß dieser Glaube im raschen Zurückweichen begriffen ist. Ursprünglich finden wir ihn allgemein verbreitet, es ist wohl einer der ältesten und allgemeinsten Glaubensartikel des Menschengeschlechts, daß das Aussprechen gewisser Formeln und das Begehen gewisser Handlungen ein Mittel sei, Übeln zu wehren und Güter zu gewinnen; in dem Maße, als die Erkenntnis der Dinge sich gemehrt hat, ist er zurückgewichen. Sichtbar ist dieser Rückgang in der europäischen Völkerwelt seit dem Beginn der modernen naturwissenschaftlichen Forschung. In dem Maße, als die Meteorologie die Vorgänge am Himmel, als Physiologie und Pathologie die Vorgänge im leiblichen Leben aufgehellt haben, in eben dem Maße haben natürliche Schutz- und Heilmittel die übernatürlichen

zurückgedrängt. Wir können nicht streng beweisen, daß der natürliche Kausalzusammenhang ohne Ausnahmen und Lücken ist, aber wir haben uns mehr und mehr gewöhnt, es vorauszusetzen.

Und schließlich, wir haben wohl keine Ursache unzufrieden zu sein, daß es so ist. Mag es im einzelnen Fall hart sein, daß der Naturlauf unerbittlich ist, im ganzen würden wir doch nicht wollen können, daß die Gesetzmäßigkeit der Willkür Platz mache. Wenn der im Gebet ausgesprochene Wunsch eines Menschen Berge versetzen und die Sonne zum Stehen bringen oder Regen und Sonnenschein, Leben und Tod machen könnte, wir würden dabei nicht gewinnen. Auf Erkennen und Arbeiten weist uns die Wirklichkeit hin, und das ist auch das unserer Natur angemessene. Nur einem Willen, der ganz in Gottes Willen aufgegangen wäre, könnten wir furchtlos eine solche Gewalt über die Dinge anvertraut sehen. Nun, ein solcher Wille will ja nichts, als was Gott will, und das geschieht gewiß.

Daß das Christentum die Neigung des natürlichen Menschen, Erfolge in der sinnlichen Welt, die er durch natürliche Mittel nicht zu erreichen vermag, auf übernatürlichem Wege durchzusetzen, nicht eben begünstigt, liegt auf der Hand. Das Wesen des Christentums ist Abwendung des Herzens von den irdischen Gütern, wie sie der natürliche Mensch erstrebt, und Hinwendung zu den himmlischen und ewigen Gütern; nicht irdisches Glück und Wohlergehen, sondern Friede mit und in Gott verheißt Jesus seinen Jüngern. Dem entspricht ihr Gebet; mit seiner Richtung auf innere, geistige Güter bezeichnet es eigentlich das Ende des alten Zaubergebets, wie es aus der Begehrlichkeit und Hülflosigkeit des sinnlichen Menschen ursprünglich hervorging. Seine Voraussetzung ist: euer himmlischer Vater weiß, daß ihr des alles bedürfet, und sein Schlußsatz lautet: nicht mein Wille, sondern dein Wille geschehe. Nicht Bezwingung des Naturlaufs durch übernatürliche Mittel ist sein Ziel, sondern Bezwingung des eigenen Herzens, das, ein trotziges und verzagtes Ding, sich in das Schicksal nicht zu finden und zu fügen vermag.*) —

*) Mit leidenschaftlicher Beredsamkeit wendet sich Fichte in seiner Appellation an das Publikum im Atheismusstreit gegen die Erniedrigung der christlichen Religion zum zauberischen Götzendienst: „das System, in welchem von einem übermächtigen Wesen Glückseligkeit erwartet wird, ist das System der Abgötterei und des Götzen-

Aber, so erhebt sich nun ein weiterer Einwand, indem der Pantheismus Gott und Wirklichkeit gleichsetzt, hebt er die Eigenschaft Gottes auf, wodurch allein er Gott ist: die absolute Güte und Heiligkeit. Ich kann und soll nicht die Natur oder die Wirklichkeit, wie sie in empirischer Breite vor mir liegt, verehren oder an sie glauben. Die Welt, wie sie ist, ist gar nicht ehrwürdig; das Richtige und Böse ist darin ebenso wirklich, als das Gute. Der Pantheismus verwischt den Unterschied von gut und böse, er setzt alles Wirkliche als göttlich, als Manifestation des All-Einen, und damit vernichtet er den Gottesbegriff.

Ich erwidere: das ist ein Mißverständnis; auf keine Weise wird uns durch die pantheistische Weltvorstellung zugemutet, alles was ist und geschieht für vollkommen und göttlich zu halten und zu verehren. Allerdings setzt sie voraus, daß nichts Wirkliches Gott überhaupt fremd sei; aber Gottes Wesen selbst bleibt transcendent. Alles Vergängliche, so können wir mit Goethe sagen, ist ein Gleichnis; aber nicht jedes Gleichnis ist dir faßbar; darum wählst du aus, was du fassest, und erblickst darin eine Offenbarung göttlichen Wesens; anderes lässest du auf sich beruhen.

Nimm ein Bild. Mit Gefühlen der Pietät stehst du deinem Volk gegenüber. Du sangst in deiner Jugend und singst noch: Ich hab' mich ergeben mit Herz und mit Hand, zu leben und zu sterben fürs deutsche Vaterland. Was ist denn dies Vaterland, dies deutsche Volk, dem du dich selbst, deine Kraft und dein Leben weihst? Ist es die Gesamtheit der Einzelnen, die du kennst, denen du begegnest? Sind es die Leute, mit denen der tägliche Verkehr dich zusammenführt, mit denen du Geschäfte machst oder im Amt zu thun hast? Gewiß nicht; an den meisten unter ihnen gehst du gleichgiltig vorüber und an manchem ärgerst du dich. Ist es der kleinere Kreis, mit dem du näher verbunden bist, sind es die Bekannten und guten Freunde, die Kollegen und Vorgesetzten? Hoffentlich ist mancher darunter, den du achtest und wert hälst, doch weißt du wahrscheinlich, wenn du von ihm sprichst, noch manches, was ihm zur Vollkommenheit fehlt, und

dienstes und so alt als das menschliche Verderben"; die christliche Religion sei dem aufs schärfste entgegengesetzt, sie verspreche dem sinnlichen Menschen schlechterdings nichts von irdischer Glückseligkeit.

für sie zu leben und zu sterben, nein, das ist doch eigentlich nicht deine Meinung. Und doch ist es ein ganz wahres Gefühl, mit dem du das Lied singst. Wo ist also dieses deutsche Volk? Es ist in dem Herzen deiner Mutter, es ist in der Sprache, die sie dich gelehrt, es ist in dem Lied, das dir zu Herzen dringt, es ist in dem Angesicht deines Kindes, es ist in der Treue eines Freundes, in der Liebe eines Weibes, auch aus den blauen Augen eines fremden Kindes, das am Wegrand spielt, schaut es dich an; es ist in jedem Wort der Lehre und Weisheit, das ein treuer Lehrer zu dir gesprochen, es ist im Andenken an deine Toten, es ist im Bild der großen Männer, deren Wesen dich emporgehoben, deren Gedanken dich bereichert haben: es ist selbst ein Bild, das du dir gemacht, ein Idealwesen, dessen Züge du aus dem Liebsten, Besten und Ehrwürdigsten, was dir begegnete, zusammengetragen hast. Und nun sprichst du, alles übrige beiseite lassend: das ist mein Volk, das ist, was es eigentlich ist, worin sein wahres Wesen zur Erscheinung kommt, nicht erschöpft, denn unendliche Reichtümer und unendliche Tiefen bleiben mir verborgen.

Nun, ebenso hältst du es mit der Wirklichkeit überhaupt. Was in Natur und Geschichte dich am tiefsten ergreift und am meisten beseligt, das fassest du in ein Bild zusammen und sprichst: das ist das eigentliche Wesen, der tiefste Sinn und Gehalt der Wirklichkeit. Du stehst vor der sinkenden Sonne und trinkst ihr Licht, du atmest Frühlingsluft und fühlst das Weben der Natur, du siehst das sprossende Grün und die unendliche Fülle der Wesen, die sich harmonisch regen, du schaust die Berge und das Meer, den Himmel und die ewigen Sterne und sprichst: das ist Gottes Werk! Du liesest die Werke der großen Dichter und Seher aller Völker und Zeiten, du versuchst die Gedanken nachzudenken und die ewigen Bilder zu fassen und fühlst den Odem des Geistes Gottes darin. Du hörst das Evangelium, du versenkst dich in die Worte und das Leben Jesu, du erlebst die Geschichte seines Leidens und Sterbens und du sprichst mit dem Hauptmann: Wahrlich, dieser ist ein frommer Mann und Gottes Sohn gewesen. Hier geht dir der Sinn des Lebens, der Sinn der Dinge auf, das ist es, wodurch und wozu die Wirklichkeit ist.

Freilich, daneben ist auch das Andere, das Nichtige, das Gemeine, das Böse. Neben Jesu der Hochmut und Haß der Schriftgelehrten,

die satte Selbstgerechtigkeit der Pharisäer, die schnöde Gefälligkeit des Prokurators der Gerechtigkeit, der sich bei der Masse liebenswürdig macht, die Mordlust eines verblendeten Pöbels, die Gemeinheit eines Verräters und die Schwäche eines Verleugners, das alles ist auch da und ist ebenso wirklich. Dennoch sagst du: das Wesentliche an jenem geschichtlichen Hergang ist es nicht, das Wesentliche ist das Leben und Sterben des Unschuldigen und Gerechten, das ist das große, die Welt bewegende Ereignis, alles übrige ist nur Nebenwerk und Mittel, zur Herbeiführung und Darstellung notwendig; aber nicht als ein Stück und Teil davon.

Natürlich, das ist Willkür. Wer nicht so fühlt, dem kannst du es nicht beweisen. Wer da sagt, der Knecht Malchus oder der krähende Hahn sind ebenso wirklich, hier ist kein Unterschied, der eine Bevorzugung rechtfertigte, den kannst du nicht nötigen. Es ist nicht der Verstand, sondern das Gemüt, das den Unterschied macht; dem Verstand ist jedes Wirkliche gleich wirklich; den Unterschied zwischen dem Wichtigen und Unwichtigen, dem Wesentlichen und Zufälligen, den macht nicht der Intellekt, sondern der Wille. Das Herz sagt dir, was das eigentlich und wahrhaft seiende unter der unendlichen Fülle des Wirklichen sei. Wer überhaupt kein Herz hätte, wer bloßer, reiner Verstand wäre, dem wäre alles gleich wichtig, oder vielmehr alles gleich nichtssagend. Wer sein Herz verloren, sein Gemüt verwüstet hat, dem Blasierten geht es so.

Also in dieser Absicht macht der Unterschied der kosmologischen Vorstellung, die sich jemand über Ursprung und Bestand der Wirklichkeit macht, gar keinen Unterschied; eine Auswahl dessen, worin er den eigentlichen Sinn oder das wahre Wesen der Dinge findet, wird der Pantheist so gut wie der Theist machen; und er wird sie machen, nicht geleitet von kosmologischen Spekulationen, sondern von der unmittelbaren Anteilnahme, welche die Dinge seinem Gemüt abgewinnen. Andere Entscheidungsgründe hat auch der Theist nicht. Und wenn er auf Grund der Bibel urteilt, so ist es zuletzt doch die Bedeutung, die das Buch selbst und sein Inhalt für ihn hat; und wenn er durch eine Kirche sich die Dinge deuten läßt, so beruht deren Autorität darauf, daß sie ihm auf irgend eine Weise als die absolut bedeutende geschichtliche Lebensform sich darstellt.

Aber in der Konstruktion dieser Dinge, meint mancher, ist der Theismus im Vorteil. Der Pantheismus muß auch das Übel und das Böse aus seinem All-Einen entspringen lassen; damit wird also immer wieder die Stellung Gottes zum Guten und Bösen zweifelhaft. Der Theismus löst Gott so weit von der Welt, daß er von der Unzulänglichkeit der empirischen Wirklichkeit entlastet wird.

Gewiß, aber nur um einen Preis ist diese Entlastung zu haben: um den Preis des Dualismus. Wenn man zwei ursprüngliche Prinzipien annimmt, dann kann man allerdings für alles Mißfällige die Verantwortung dem bösen Prinzip, der Materie oder dem Teufel aufladen und behält dann das andere Prinzip als Grund für alles Gute und Wohlgefällige. Aber diesen Preis hat bekanntlich die Kirchenlehre nicht zahlen wollen. Ihr Theismus hat daher auch in diesem Stück vor dem Pantheismus gar keinen Vorteil voraus. Hat Gott alle Dinge aus nichts erschaffen, so sind und bleiben sie sein Werk; und alle Versuche, die Unvollkommenheiten der gegebenen Welt von ihm auf ein Anderes abzuwälzen, sind verlorene Mühe, den Verstand haben sie nie und nirgends befriedigt. Ob man im freien Willen des Menschen oder eines gefallenen Engels die erste Ursache des Übels und des Bösen sucht, der Verstand wird immer einen Schritt weiter gehen und nach der Ursache dieser ersten Ursache fragen; und hat der Mensch oder der Engel eine Ursache seiner Existenz, so wird er auch die Ursache seiner Natur dort suchen und sie etwa mit J. Böhme in einem dunklen Urgrunde in Gott, oder mit Leibniz in einer metaphysischen Schranke seiner Schöpfungskraft finden.

Eher wird man sagen können: dem Pantheismus fällt eine erträgliche Konstruktion dieser Thatsachen leichter. Er kann entweder mit Spinoza Wirklichkeit und Vollkommenheit für gleich bedeutende Begriffe erklären und das scheinbare Nichtzusammenfallen beider auf unsere zufälligen Begriffe vom Guten und Schlechten, Vollkommenen und Unvollkommenen zurückführen; oder er kann mit dem evolutionistischen Pantheismus den Entwickelungsprozeß der Wirklichkeit für die fortschreitende, sich steigernde Selbstverwirklichung der Idee erklären, so daß das Vollkommene am Ende, nicht am Anfang sei. Der Wert dieser Gedankenbildungen mag im übrigen sein, welcher er will, sie haben nicht die verletzende Spitze, die der Vorstellung inne wohnt:

ein allmächtiger und alle Dinge vorhersehender Wille hat aus absoluter Willkür diese Welt als absolut gute ins Dasein gerufen; aber eben diese Welt ist dann durch den aus absoluter Willkür eines Geschöpfes erfolgten Abfall so verderbt worden, daß sie als Herrschaftsgebiet des Teufels betrachtet werden muß. Als Lucilio Vanini einst die Betrachtung anstellte, die J. St. Mill in seinen posthumen Essays über Religion wiederholt: Gott will, daß alle Menschen selig werden, der Teufel, daß sie alle verloren gehen; da aber alle Ungläubigen, alle Ketzer als solche verloren sind, von den Gliedern der Kirche aber noch alle, die in einer Todsünde oder in Unfrieden mit der Kirche sterben, so ist das Ergebnis, daß in ungeheuer überwiegendem Maße des Teufels Wille geschieht — da verbrannte man ihn auf dem Scheiterhaufen, eine Art zu argumentieren, die weder den Verstand überzeugt, noch das Herz beruhigt. Ich will nicht behaupten, daß die eben angedeuteten Überlegungen pantheistischer Theodicee das leisten, aber sie haben doch etwas Beschwichtigendes. Übrigens haben die theistischen Versuche der Theodicee schließlich ähnliche Wege eingeschlagen: die Rede von der Unwirklichkeit des Bösen, oder der Glaube an die endliche Wiederbringung aller Dinge weisen eben dahin.

10. Geschichtliche Entwickelung der Gottes- und Weltvorstellung.

Der kritisch-dogmatischen Behandlung des kosmologisch-theologischen Problems lasse ich die Umrisse einer geschichtlichen Darstellung folgen. Ich habe schon gesagt, daß mir die Entwickelung des menschlichen Denkens in der Richtung auf einen idealistischen Monismus sich zu bewegen scheint: einerseits wird auf ihn die wissenschaftlich-philosophische Betrachtung geführt, andererseits mündet die Entwickelung der religiösen Weltauffassung in einen Monotheismus, der, wenn er begrifflich durchgeführt wird, Gott alle Endlichkeit und Beschränktheit, damit aber auch die Bestimmtheit des Endlichen nimmt und für eine neben Gott selbständige Welt keinen Raum läßt; wird der Monotheismus zu Ende gedacht, so fällt seine allgemeinste Weltformel mit dem Pantheismus zusammen: μόνος ὁ θεός, Gott allein ist.

Über die Wahrheit einer Weltformel kann natürlich nicht durch geschichtliche Betrachtung entschieden werden. Dennoch ist der geschicht-

liche Beweis, wenn man diese Betrachtung so nennen will, nicht ohne Bedeutung, wie es denn alle Philosophen dadurch anerkennen, daß sie die eigene Weltanschauung als Zielpunkt der bisherigen philosphischen Entwickelung darzustellen lieben. So gut als Hegel oder Comte ihre Philosophie als das notwendige Ende der Reihe konstruieren, thun es auch Feuerbach und Büchner. Mit Recht; wo es sich um die Erkenntnis einzelner Thatsachen der geschichtlichen oder der physischen Welt handelt, da wird der Forscher allein der methodischen Untersuchung trauen und fordern, daß man ihr die Entscheidung ausschließlich überlasse. Wo es sich aber um die letzten Dinge handelt, wo es gilt, den Gesamteindruck wiederzugeben, den die Welt auf den Menschengeist macht, da wird dem Einzelnen die Anlehnung an das Gesamtdenken Bedürfnis, da wird es ihm wichtig, den consensus gentium, oder wenn das nicht möglich ist, so doch den consensus historiae zu gewinnen, das heißt sich zu überzeugen, daß seine Gedanken eigentlich das gesuchte Ziel sind, auf das die bisherige Entwickelung mit innerer Notwendigkeit führt.

Man pflegt in der Naturgeschichte der Religion drei Grundformen oder Stufen in der Entwickelung des Gottesglaubens zu unterscheiden: Fetischismus oder Spiritismus (auch Animismus, Naturismus genannt), Polytheismus und Monotheismus. Gemeinsam ist allen der Glaube an ein Übersinnliches, das in der sinnlichen Welt durch seine Wirkungen sich bethätigt; verschieden ist die Gestalt, die sie dem Übersinnlichen und seiner Wirksamkeit geben. Der Fetischismus oder Spiritismus hat zum Verbreitungsgebiet die Naturvölker aller Erdteile. Sein Begleiter ist der Schamanismus, das Zauberpriestertum. Ein Fetisch (vom portugiesischen feitiço, Amulett, Idol) ist ein beliebiger Gegenstand, in dem eine Zauberkraft, ein Geist sitzt. Ein Stein, ein Scherben, ein Knochen, ein Bündel Kräuter oder Haare, ein roh geschnitztes Bild wird von dem Neger am Leibe getragen oder in der Hütte aufgehängt, es werden ihm irgendwelche Aufmerksamkeiten erwiesen, Speisen und Getränke vorgesetzt, dafür wird Erfüllung von Wünschen als Gegenleistung erwartet, Abwehr von Krankheit, bösem Zauber, Mißgeschick aller Art. Täuscht diese Erwartung, so wirft man den Fetisch als unkräftig weg und sucht in den Besitz eines wirksameren zu gelangen. Die Herstellung und

Behandlung von Fetischen ist die große Wissenschaft der Zauberpriester, die über die Geister Gewalt haben. Auch Tiere, Bäume, Haine, Berge, Ströme, Seeen, das Meer, der Mond, die Sonne werden vielfach als Sitz von Geistern angesehen und mit kultischen Handlungen umworben. Sehr gewöhnlich ist auch, daß den abgeschiedenen Seelen der Vorfahren Verehrung gewidmet wird. Endlich kommen, mehr in der Rede als im Kult, auch Götter vor, die mythologisch-kosmogonischen Charakter haben, es ist die Rede von Göttern oder von einem Gott, der die Welt und die Menschen ursprünglich gemacht hat. — Es ist im wesentlichen dieselbe Gestalt, in der die Religionsvorstellungen bei Negern und Indianern, bei den nordasiatischen Völkern und den Bewohnern der australischen Inselwelt auftreten. Fetischismus und Schamanismus sind die am stärksten hervortretenden Elemente, daneben Anfänge kosmogonischer Mythologie und hin und wieder die Rede von einem großen Geist oder Gott, der alle Dinge gemacht habe, von dem im besonderen auch die Menschen abstammen; gelegentlich auch die Wendung, daß die alten und großen Götter von den neuen und kleineren verdrängt worden sein.*)

Fragt man nach dem Wesen des „Göttlichen", das hier verehrt wird, so ist es schwer zu bestimmen, Unbestimmtheit des Wesens und Unzuverlässigkeit der Wirksamkeit ist für diese Stufe charakteristisch. Ein Irrtum ist es zu meinen, daß dieses zufällige sichtbare Ding Gegenstand des Kults sei; überall ist es ein Übersinnliches, ein „Geist", auf den und durch den gewirkt wird. Nach der Ansicht des Negers „sitzt in jedem sinnlichen Dinge ein Geist, oder kann doch darin sitzen und zwar in ganz unscheinbaren Gegenständen ein sehr großer und mächtiger. Diesen Geist denkt er sich nicht gebunden an das körperliche Ding, er hat nur seinen gewöhnlichen oder hauptsächlichsten Sitz in ihm" (Waitz, II 174). Daß es dem Neger nicht an Begabung für Metaphysik fehlt, zeigt eine ebendort (S. 188) mitgeteilte Geschichte: „Ein Neger, der einem Baum Verehrung erwies und Speise darbrachte, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß der Baum doch nichts esse. Er verteidigte sich dagegen mit der Antwort: O der Baum ist nicht Fetisch, der Fetisch ist ein Geist und unsichtbar, aber er hat sich hier

*) Nachweisungen bei Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker II, 167 ff. für die Neger, III, 177 ff. für die Indianer, V, 134 für die Mikronesier, VI, 229 ff. für die Polynesier.

in diesen Baum niedergelassen. Freilich kann er unsere körperlichen Speisen nicht verzehren, aber er genießt das Geistige davon und läßt das Körperliche, welches wir sehen, zurück."

Die zweite Grundform ist der Polytheismus. Ihr Unterschied gegen die erste besteht darin, daß das Übersinnliche hier die Gestalt persönlicher Wesen hat: statt der Götzen, der vagen, vergänglichen, namen- und gestaltlosen Inkorporationen von Zauberkräften, haben wir hier Götter, dauernde, festgestaltete, persönliche, geschichtliche Wesen. Die griechische Götterwelt stellt uns diese Form in der vollkommensten Weise dar; jedes Glied des Götterreichs ist ein wohl charakterisiertes, geschichtliches Wesen; ihre Gestalt, die leibliche wie die geistige, zeigt die allgemeinen Züge der Menschennatur, doch sind es erhöhte Menschen, ohne die Schranken der Sterblichen. Sie unterliegen nicht den Naturgesetzen, die unser Dasein beherrschen; Raum, Zeit und Kausalität haben für die Götter keine Gültigkeit. Sie sind nicht überhaupt körperlose Wesen, aber sie können jede Gestalt annehmen, sie sind nicht allgegenwärtig, aber sie sind, wo sie wollen, ohne unsere schwerfällige Ortsbewegung, sie sind nicht zeitlos, aber sie altern und sterben nicht, ihr Leben ist ewige Jugend; sie sind nicht allmächtig, aber ihr Wunsch bestimmt die Wirklichkeit ohne die umständliche Vermittelung menschlichen Wirkens.

Der eigentliche Verbreitungsbezirk des Polytheismus ist die Jugendzeit der geschichtlichen Völker. Bei allen Völkern, die Träger geschichtlichen Lebens waren, finden wir eine in den Grundzügen der griechischen ähnlich gestaltete Götterwelt, bei Ägyptern und Semiten, bei Indern und Persern, bei Germanen und Slaven. In der neuen Welt sind die Stämme, bei denen Anfänge geschichtlichen Lebens hervortreten, die Bewohner Mexikos und Perus, zugleich dadurch ausgezeichnet, daß sie eine Götterwelt hervorgebracht haben.

Das Zusammentreffen ist nicht zufällig: die geschichtliche Götterwelt ist die transcendente Spiegelung des eigenen geschichtlichen Lebens. Im Fetischismus spiegelt sich die unstäte Furcht und Begierde des Naturmenschen; ohne dauernde Gedanken und Erinnerungen, ohne Lebensziel und Ideale, die über das sinnliche Einzelleben hinausgehen, lebt er im Augenblick, den Bedürfnissen seiner sinnlichen Natur unterthan. Ihm selber gleichen seine Götter, es sind vergängliche Augen-

blicksbildungen, wie die Furcht und Begierde, die sie hervorbringt. So gleichen auch die Götter der zu geschichtlichem Leben erwachten Völkern ihren Erzeugern: wie die dauernde Gemeinschaft der in Familien gegliederten Völkerschaft den Einzelnen an dem geschichtlichen Leben des Ganzen Anteil giebt und sie dadurch über die Vergänglichkeit des animalischen Daseins erhebt, so werden die Götter zu geschichtlichen Wesen, die in dauernden Beziehungen zu einander und zu den Menschen stehen. Mit dem Volk werden auch seine Götter seßhaft, neben dem Stadthaus erhebt sich der Tempel als dauernder Wohnsitz des Gottes.

Betrachten wir das Wesen der Götter genauer, so lassen sich drei Elemente darin unterscheiden, die im Bewußtsein des Gläubigen natürlich eine ungeschiedene Einheit persönlichen Lebens bilden: sie sind 1) personifizierte Zauberkräfte, 2) personifizierte Naturgewalten, 3) personifizierte Idealbilder.

In dem ersten Stück tritt die Verwandtschaft mit dem Fetischismus hervor: durch Einwirkung auf die Götter kann man indirekt auf den Naturlauf einwirken; Kulthandlungen sind Mittel, um auf übernatürliche Weise sich zu verschaffen, was die natürlichen Kräfte des Menschen nicht sichern. In der wirklichen Religion ist dies überall das erste und wichtigste Stück; nicht in der Mythologie lebt die wirkliche Religion, sondern im Kult; Gesundheit und Reichtum, Ernte- und Kindersegen, Sieg und Glück und die große Wissenschaft der Zukunft, das ist es, was alle Gläubigen überall mit Gebeten und Opfern von den Göttern zu erlangen trachten. Nirgends fehlt es an einer Priesterschaft, die sachverständig die Künste des Kults und der Zukunftsforschung übt; nirgends auch an allerlei Aberglaubensartikeln und Zaubermitteln, die sich durch nichts vom Fetischismus unterscheiden.

Zweitens sind die Götter personifizierte Naturgewalten oder -wesen. Das ist die Seite, mit der die Mythologen sich vorzugsweise beschäftigen. Zeus ist der lichte Himmel oder die Himmelskraft, die sich im Wetter, vor allem im Blitzstrahl, manifestiert, Demeter die fruchtbare Erde, die Getreide und Früchte aus ihrem Schoß hervorgehen läßt, Poseidon das Meer oder die Meerkraft, der Erdumgürter und Erderschütterer, Apollon und Artemis die beiden großen geschwisterlichen Gestirne des Tages- und Nachthimmels. Mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit hat die griechische Phantasie die tausend Gestalten dann

in tausendfältige Beziehungen zu einander und zu den Menschen gebracht; indem sich die Züge des Naturwesens mit menschlichen Zügen verschlingen, entsteht das bunte Gewebe der Mythen. Die Analyse des Forschers unterscheidet darin anthropomorphisch-symbolische Auffassung von Naturerscheinungen, umgepflanzte historische Erinnerungen, Stammessagen und Legenden der Kultstätten, etymologische und geographische Fabeleien und müht sich an dem hoffnungslosen Unternehmen die geschichtliche Entwickelung dieser Welt bloß zu legen oder dem hoffnungsloseren, sie zu systematischer Einheit zu bringen.

Endlich haben die Götter noch eine dritte Seite: sie sind personifizierte Ideale, sie stellen dem Volk seine Ideen von menschlicher Vollkommenheit in konkreten Gestalten vor Augen. Zeus ist das Ideal des herrschenden Mannes, Würde und Macht, auf Kraft und Recht gegründet, sind die Elemente seines Wesens. In dem Bilde Apollons ist die Idee des griechischen Volkes von einem hohen und freien Geistesleben dargestellt, geistige Freiheit und Besonnenheit sind in ihm zu vollendeter Ausgleichung gebracht; die Musen sind seine Begleiterinnen. So sind Hera, Athene, Aphrodite Typen weiblicher Vollkommenheit.

Und wir verehren
Die Unsterblichen,
Als wären sie Menschen,
Thäten im Großen,
Was der Beste im Kleinen
Thut oder möchte.

Ehe ich zum Monotheismus mich wende, gehe ich hier mit einer Bemerkung auf die Frage ein: ob Fetischismus, Polytheismus und Monotheismus nicht bloß als drei begrifflich unterschiedene Grundformen, sondern auch als zeitlich auf einander folgende Entwickelungsstufen anzusehen sind, im besonderen: ob Fetischismus überall die zeitlich vorangehende Urform der Religion war? denn daß der Monotheismus aus dem Polytheismus als seiner Vorstufe sich geschichtlich entwickelt, scheint nicht zweifelhaft. Jene Ansicht ist, wie Max Müller*) zeigt, seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Geltung gekommen, nachdem bis dahin die theologische Ansicht herrschend ge-

*) M. Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion (1880), S. 62 ff. S. auch O. Pfleiderer, Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage (1884), II, 3 ff.

wesen war, daß man im Polytheismus und Fetischismus getrübte und verderbte Erinnerungen aus der ursprünglichen, reinen, monotheistischen Urreligion Adams vor sich habe. M. Müller lehnt zwar die letztere Ansicht als unwissenschaftlich ab, will aber auch die erste nicht gelten lassen: Fetischismus sei nirgends ursprünglich, sondern verkommener Überrest einer ursprünglichen höheren Auffassung des Göttlichen; bei sinkender Gesittung sei der höhere, geistige Sinn der Kultushandlungen verloren gegangen und nun als letzter Rest die „Verehrung von Stöcken und Steinen" übrig geblieben.

In der That, versteht man unter Fetischismus den Kult körperlicher, „geistloser" Gegenstände, und so etwas mag ja auch vorkommen, bei Einzelnen und bei herabgekommenen Stämmen, dann hat M. Müller ohne Zweifel recht: ein solcher sinnloser Fetischismus setzt „Antezedentien" voraus, die ihn möglich machten, als deren „geistloser" Rest er nach Verlust des Sinnes übrig geblieben ist. Versteht man aber unter Fetischismus, wie oben geschehen ist, und wie es nach Waitz, auf den sich auch M. Müller beruft, allein den Thatsachen entspricht, den Kult von Geistern oder spirits, die in einem beliebigen Gegenstand ihren zeitweiligen Sitz haben, so liegt die Sache doch anders. Ist dem geschichtlichen Leben der Kulturvölker eine Entwickelungsstufe ungeschichtlichen oder vorgeschichtlichen Lebens vorausgegangen, so wird man nicht umhin können, auch den geschichtlichen Göttern eine Entwickelungsstufe ungeschichtlicher Götter voraufgehen zu lassen. Denn schwerlich giebt es in diesen Dingen etwas gewisseres als den allgemeinen Satz, daß im Wesen der Götter das Wesen des Volkes, das sie verehrt, sich wiederspiegelt. Ungeschichtliche Götter sind nun eben jene vagen, vergänglichen, gestaltlosen „Geister" des Fetischismus.

Dem widerspricht, soviel ich sehe, auch die indische Religionsgeschichte nicht. M. Müller nennt die älteste uns, in der religiösen Litteratur der Inder erreichbare Schicht „Henotheismus": das Göttliche in vielen und veränderlichen geisterhaften Naturgewalten, unter denen bald die eine, bald die andere als die erste und höchste hervortritt. Wie er sie darstellt, wird man sie als eine Übergangsform vom primitiven Geisterglauben zum späteren Polytheismus der Inder mit seinen persönlich-geschichtlichen Göttern ansehen können. Ihr mag eine

historisch nicht bezeugte Entwickelungsstufe vorangegangen sein, die ganz unter den üblichen Begriff des fetischistischen Spiritismus fiel. Geschichtliche Denkmäler hinterläßt ja der Fetischismus der Natur der Sache nach nicht, nur Überlebsel bleiben erhalten; und denen begegnet der Anthropolog freilich überall.*)

Auf dieselbe Ansicht scheint doch auch jeder Versuch, die Frage nach dem ersten Ursprung des Glaubens an Götter oder übernatürliche Wesen zu lösen, hinzuführen.

Von drei Punkten aus hat man den Ursprung der Religion zu erklären unternommen. Ein erster Versuch geht von dem theoretischen Trieb, von dem Kausalitätsbedürfnis des Menschen aus. So beginnt O. Peschel in seiner ‚Völkerkunde' den Abschnitt über die Religion mit dem Satz: „Auf allen Gesittungsstufen und bei allen Menschenstämmen werden religiöse Empfindungen stets von dem gleichen inneren Drang erregt, nämlich dem Bedürfnis, für jede Erscheinung und Begebenheit eine Ursache oder einen Urheber zu erspähen." Und am Schluß wiederholt er diesen Satz, hinzufügend, bei geringen Verstandeskräften befriedige schon ein Fetisch das Kausalitätsbedürfnis. Die erste und dem Menschen nächste Form der Kausalität sei er selbst als handelndes Wesen; mit dieser Kategorie blicke er in die Welt hinaus und fasse nun alle Vorgänge am Himmel und auf Erden als Handlungen wollender Wesen auf; so entstehe die Mythologie als ein Erzeugnis anthropomorphischer Apperzeption.

*) In der homerischen Welt ist von Seelenkult und Wirkungen abgeschiedener Seelen auf die diesseitige Welt nirgends die Rede; die Totenwelt ist von der Welt der Lebenden reinlich getrennt. E. Rohde (Psyche, Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube bei den Griechen, 1890) zeigt aber aus zahlreichen Spuren und Überlebseln, wie dieser Stufe eine andere vorhergegangen ist, wo auch die Griechen den Glauben und die Furcht vor „Geistern", sowie den daraus entspringenden Seelenkult kannten. Rohde bringt die Verdrängung der Geister mit den Wanderungen und dem Übergang von der älteren Sitte des Begrabens zum Leichenverbrennen in Zusammenhang. Durch die Verbrennung wird der Doppelgänger der Psyche zerstört und damit zugleich diese vollständig und definitiv von dem Irdischen geschieden, so daß sie nun ausschließlich dem dunklen Schattenreich des Hades angehört und das helle und sonnige Diesseits nicht mehr zu stören vermag. So haben sich die Griechen der homerischen Zeit von der Spukwelt der spirits befreit. In einer späteren, religiöser gestimmten Zeit sind auch in Griechenland jene Reste uralten Glaubens im Heroen- und Seelenkult wieder aufgelebt.

Eine andere Erklärung nimmt nicht die Intelligenz, sondern den Willen, nicht das theoretische, sondern die praktischen Bedürfnisse zum Ausgangspunkt. So Ludwig Feuerbach in seinem Buch über das Wesen der Religion; übrigens hat er an D. Hume, Spinoza, Hobbes Vorgänger, und neuerdings in dieser allgemeinsten Richtung seiner Betrachtung zahlreiche Nachfolger. Nach Feuerbach ist Zauberei das Wesen aller ursprünglichen Religion, die Götter sind Wunschwesen, ihre Bestimmung ist, dem Menschen Wünsche zu erfüllen, die er sich selber nicht zu erfüllen vermag. Wie die Not die Mutter aller Künste ist, so auch der Kunst des Zauberns. Die Rolle der Intelligenz ist dabei sekundär, sie suppeditiert dem Willen die Vermittelung, die Vorstellung eines „Geistes" oder „Gottes", d. h. einer übernatürlichen Kraft, auf die er wirken und dadurch indirekt sich in der Natur durchsetzen kann.

Der dritte Ausgangspunkt ist der Glaube an das Fortleben der abgeschiedenen Seelen. Herbert Spencer stellt diesen Punkt in den Vordergrund; seine Naturlehre der Religion (im ersten Band der Prinzipien der Soziologie) schließt mit der Behauptung, „daß Ahnenverehrung die Wurzel aller Religion ist".

So viel ich sehe, stehen diese Erklärungen nicht in dem Verhältnis des entweder — oder, sondern ergänzen einander. Was zunächst die Ansicht Peschels, die intellektualistische Ansicht, die auch den Erklärungsversuchen der Mythologen meist zu Grunde liegt, anlangt, so ist sie allein offenbar nicht zureichend; sie mutet der Intelligenz oder dem Kausalitätsbedürfnis des primitiven Menschen allzuviel zu. Wäre der Mensch, wie in der Schöpfungssage der Genesis, mit der ganzen geistigen Ausstattung der Gegenwart, oder gar mit erhöhten Kräften, nur noch ohne Kenntnisse, eines Tages plötzlich in die Welt getreten, dann möchte in der That Staunen sein erstes Gefühl und die Frage nach dem Urheber dieser Dinge seine erste Sorge gewesen sein. Ist er aber aus niederen Lebensformen hervorgegangen, dann werden wir dem Staunen und der Verwunderung am Anfang seiner Laufbahn schwerlich eine große Rolle zuschreiben dürfen; wie eindruckslos an einem rein sinnlichen Wesen jene himmlischen Erscheinungen, die nach den Mythologen zuerst den Kausalitätstrieb in Thätigkeit setzen sollen, Sonnenaufgang und Morgenröte, Finsternis und Gewitter, abgleiten, das zeigen uns alle Tage die Tiere. Erst ein hoch entwickeltes geistiges

Wesen bringt es zum Erstaunen über jene seiner Wahrnehmung längst gewöhnlichen Vorgänge. Ich glaube, daß die Kategorie des „Geistes" vorhanden sein mußte, ehe die mythologische Auffassung von Sonne und Mond, von Sturm und Wolken, von Erde und Meer überhaupt möglich war. Und da scheint mir nun nicht zweifelhaft, daß H. Spencer Recht hat, wenn er die erste Vorstellung von einem Geist überhaupt aus dem gespensterhaften Fortleben der Toten hernimmt. Das von ihm in ungemeiner Reichhaltigkeit zusammengebrachte und vortrefflich geordnete anthropologische Material zeigt, wie allgemein verbreitet dieser Glaube ist und macht zugleich einleuchtend, wie er entstehen und zum Ausgangspunkt eines allbeseelenden Animismus, einer anthropomorphischen Apperzeption der Naturvorgänge, zuletzt einer mythischen Naturauffassung werden konnte.

Dann aber wird weiter einleuchtend, wie in einem wollenden Wesen der Geisterglaube Ausgangspunkt der praktischen Reihe, der Zauberei und des Kults werden konnte. Die Urform des Kults scheint überall zu sein, daß den Geistern der Abgeschiedenen Anrede und Anteil am Mahl geboten wird. Wie aber die Geister selbst nicht in dem gewöhnlichen Sinn wirkliche Wesen sind, so hat auch der Verkehr mit ihnen einen eigentümlichen, man möchte sagen spukhaften Charakter; sie verzehren die Speise nicht wirklich, wie ein Lebender, noch geben sie der Rede eine dem Ohr vernehmbare Antwort. Bald hier, bald dort, bald in dieser, bald in jener Gestalt erscheinend, nicht an die Gesetze der Körperlichkeit, des Raumes und der Zeit gebunden, üben sie spukhafte, übernatürliche Wirkungen. Wer nur die Kunst wüßte, sie zu seinen Gunsten zu stimmen, der möchte wohl manches durch sie bewirken können, was sonst unmöglich ist. Wer sie nur recht zu fragen verstände, dem möchten sie wohl manches offenbaren, was sonst niemand wissen kann, vor allem auch die Zukunft, sind sie doch selbst nicht in der Zeit, wenigstens nicht eigentlich.

So ist die Möglichkeit der Zauberei gegeben. Sie zur allverbreiteten Wirklichkeit, Schamanismus und Opferkult, Augurentum und Orakelwesen zu einem wesentlichen Bestandteil menschlicher Lebensbethätigung zu machen, das ist, darin hat Feuerbach Recht, das Werk des Willens. Der Drang, seinen Willen durchzusetzen, ist da; nicht minder sind die tausend Hemmnisse und Schranken da, die sich

durch natürliche Wirksamkeit nicht wollen überwinden lassen; endlich ist das brennende Verlangen da, die Zukunft vorher zu sehen, aber in undurchdringliches Dunkel verhüllt sie sich dem Sterblichen. Da bietet sich nun die Kategorie des Geistes und seiner übernatürlichen Wirksamkeit und Wissenschaft; ihrer sich bemächtigend, bringt der in der Not erfinderische Wille jene unendliche Mannigfaltigkeit übersinnlicher oder transcendenter Handlungen und Forschungen hervor, denen anthropologische und geschichtliche Forschung auf Schritt und Tritt begegnet. Wäre die Not nicht so dringend und der Wille zum Leben nicht so stark, so würde der Geisterglaube nicht jene ungeheuere Bedeutung für die geistig-geschichtliche Entwickelung erlangt haben. Das sah schon Spinoza: „Wenn die Menschen," so beginnt die Vorrede zum theologisch-politischen Traktat, „alle ihre Angelegenheiten mit sicherem Entschluß zu lenken vermöchten, oder wenn ihnen das Glück immer günstig wäre, so gäbe es keinen Aberglauben. Weil sie aber durch die Not oft völlig ratlos gemacht werden und beinahe stets um ungewisser Glücksgüter willen, die sie maßlos begehren, zwischen Furcht und Hoffnung jämmerlich hin und her schwanken, so greift ihr Geist beständig nach jedem Glauben und Aberglauben."

Endlich aber ist auch die intellektualistische Auffassung der Mythologen nicht ohne ein Moment der Wahrheit. Wenn Herbert Spencer die ganze Götterwelt, mit dem alten Euhemeros, unmittelbar auf vergötterte Ahnen und Könige zurückführen will, so wird es den Mythologen nicht schwer, die Unzulänglichkeit dieser Erklärung zu zeigen. Zeus und Demeter, Apollon und Artemis, Indra und Rudra, Mitra und Varuna sind gewiß nicht vergötterte Könige und Königinnen. Mit mehr Recht wird man sie personifizierte oder vergötterte Naturkräfte nennen. Die erste Möglichkeit der Entstehung liegt freilich auch für sie in dem Glauben an das Fortleben der Toten; aber nachdem die Kategorie des Geistes einmal da ist, löst sie sich von ihrem Ursprungsort los und wird zum Ausgangspunkt neuer, selbständiger Bildungen, indem Naturvorgänge spiritistisch interpretiert oder anthropomorphisch appercipiert werden. Wie sich dieser Prozeß im einzelnen vollzogen hat, wie die Geister zu personifizierten Naturgewalten oder die Naturgewalten zu inkorporierten Geistern geworden

sind, das läßt sich natürlich nicht in concreto nachweisen, wir können die Geschichte der einzelnen Götter nicht bis zu ihrer Geburt in der Volksseele verfolgen. Was wir versuchen können, das ist, die psychologische Möglichkeit im allgemeinen bezeichnen. Und da mag man denn mit M. Müller auch an die Gewalt denken, welche die ursprüngliche, alles personifizierende Sprache über das Denken übte, sie forderte gleichsam beständig die Phantasie heraus, zu den Naturvorgängen, zum Donner, zum Regen, zum Sturm, ein Subjekt, ein Wesen, das dies thut, hinzuzudenken. Was anders sollte aber dies Wesen sein, als ein Geist, wie er auch in den nahen und greifbaren irdischen Dingen sitzt? Indem dann zwischen dem Geist und der Erscheinung des Dinges, in dem er seinen Sitz hat, innere Beziehungen gestiftet werden, wird er zum Naturgeist, zur personifizierten Naturkraft: Apollon oder Mitra wird zum allsehenden, die Finsternis verscheuchenden, mit seinen Pfeilen weithin treffenden Sonnen- und Lichtgott, Zeus oder Indra zum Himmelsgott, der die Kräfte der Höhe in der Hand hält, die Wolken sammelt, regnet und schneit und vor allem den gewaltigen Blitzstrahl schleudert. Indem nun zugleich die poetisch-religiöse Phantasie in anthropomorphischer Deutung der äußeren Erscheinungen auf innere, moralische Zustände und Vorgänge ihr Werk thut, entstehen die Götter, jene erstaunlichen Wesen, in denen eine physisch-kosmische und eine geistig-geschichtliche Seite zu so seltsam widerspruchsvoller Einheit verbunden sind. —

Wir wenden uns nun zu der dritten und letzten Grundform der Religion, dem Monotheismus. Sein Verbreitungsbezirk ist die fortgeschrittenere Geisteskultur der geschichtlichen Völker. Charakteristisch ist für die großen monotheistischen Religionen zuerst ihre Entstehung in geschichtlicher Zeit und durch geschichtliche Persönlichkeiten; sodann die Vergeistigung des Göttlichen. Die Götter sind sinnlich-übersinnliche Wesen; der Monotheismus streift die sinnliche Seite ganz ab, Gott ist Geist, unkörperlich, gestaltlos, unfaßbar der sinnlichen Einbildung. Damit schwindet die ganze anthropomorphische Einkleidung der transcendenten Welt, wenigstens im Prinzip, wenn denn auch die Menge sich die Versinnlichung des Geistigen nicht entreißen läßt. Mit der menschlichen Beschränktheit schwindet zugleich die Existenz als Einzelwesen; das Einzelwesen ist ein in Raum und

Zeit begrenztes Wesen; ein Wesen, das diese Schranken völlig abgeworfen hat, hört auf ein Einzelwesen zu sein; Gott ist das Wesen, das eine Allwesen, dessen Kraft und Wesen alle Räume und Zeiten durchdringt und erfüllt. Und hiermit schwindet endlich ein weiteres: die nationale Beschränktheit. Die Götter des Polytheismus sind Götter dieses Volkes, andere Völker haben andere Götter. Der eine Gott, der Weltgott, ist der allein wahre Gott, neben dem es andere Götter nicht giebt. Die monotheistischen Religionen haben alle den Trieb zur internationalen Propaganda, der den polytheistischen fehlt. Wohl trugen auch Griechen und Römer ihre Götter in fremde Länder, aber die Seelen fremder Völker ihnen unterthan zu machen, blieb ein ihnen fremder Gedanke. Der Bekehrungsdrang, auf mannigfache Weise, durch Mission und Kreuzzug sich äußernd, ist den monotheistischen Religionen eigen.

Der Monotheismus erscheint geschichtlich als Fortschritt über den Polytheismus. Innerhalb der griechischen Welt läßt sich die Entwickelung einigermaßen verfolgen. Die vorschreitende geistige Bildung übt auf den anthropomorphischen Polytheismus eine auflösende Wirkung aus. Die alten Götter vermögen weder den Anforderungen des vorgeschrittenen moralischen, noch des theoretischen Bewußtseins mehr zu genügen.

Zunächst macht sich eine Tendenz bemerkbar, aus ihrem moralischen Wesen die Züge auszuscheiden, die dem empfindlicheren Bewußtsein unerträglich werden. Sind die Götter wirklich, als was die Verehrung der Gläubigen sie faßt, Gründer der Ordnung, Geber des Guten, Hüter des Rechts und der Sitte, so kann und darf ihnen nicht alles zukommen, was in Sage und Mythos ihnen beigelegt wird. Priester und Philosophen, Dichter und Künstler arbeiten an dem Läuterungsprozeß, durch den seit dem sechsten Jahrhundert die mythisch-anthropomorphischen und die zauberisch-fetischistischen Züge aus dem Wesen der Götter ausgemerzt werden.*) Damit geht die Entwickelung in der Richtung der Einheit zusammen. Nimmt Homer keinen Anstoß daran, daß die Götter, wie sie unter sich in Feindschaft und Fehde leben, so auch in die Angelegenheiten der Menschen sich in entgegen-

*) L. Schmidt, Die Ethik der alten Griechen, I, 133 ff.

gesetztem Sinne einmischen, so wird von einer späteren Zeit solcher Zwiespalt als unerträglich empfunden. Das Gute und Rechte ist Eines und kann mit sich nicht in Widerstreit sein, darum können auch die Götter nur einmütig und in einem Sinne sich bethätigen. Nicht zunächst die metaphysische Einheit des göttlichen Wesens, aber die Einmütigkeit des Götterwillens ist ein ethisches Postulat. In der Bezeichnung „das Göttliche" (*τὸ θεῖον*), die seit Herodot gewöhnlich ist, hat sich die Forderung der Einheit einen sprachlichen Ausdruck verschafft, der die Vielheit der Wesen, man kann auch sagen, der Namen oder der Personen (Rollen oder Erscheinungsformen), nicht ausschließt. Denn diese hätte freilich das religiöse Gefühl des griechischen Volkes nicht entbehren mögen. „Die ganze Schönheit, die ganze Wärme, die ganze Erhebung seiner Religion beruht ihm — und auch uns taucht sie in der Wiedererfassung nur also in ihrer vollen Herrlichkeit auf — wesentlich auf der Götter*welt*, deren Gestalten vom Himmel durch die Erde in Allgegenwart und teilnehmender Geschäftigkeit ihr eigenes seliges Leben einzeln und zusammen führen, an den menschlichen Lieblingen und ihren Geschicken liebend, wachend, strafend, ordnend sich beteiligen;" ein strenger Monotheismus wäre den alten Griechen mit seiner erkältenden Öde als Atheismus erschienen.*)

So bleibt der Polytheismus moralisch möglich. In seiner Existenz wird er dagegen bedroht durch die Entwickelung der *theoretischen* Spekulation. Der Zug, welcher der griechischen Philosophie an der Gestalt der Wirklichkeit von Anfang an vor allem ins Auge fiel, war die *Einheit* der Natur. Auf die Auffindung des einheitlichen Prinzips der Wirklichkeit sind alle Bemühungen der ältesten Philosophie gerichtet. Ist dies Prinzip ein geistig-persönliches, so kann es nur ein einiges sein. Der Kosmos sieht nicht wie eine Arbeit aus, an der Viele beteiligt waren, sondern wie das Werk einer allwaltenden Vernunft. In der eleatischen Spekulation scheint die Philosophie mit dem volkstümlichen Polytheismus zuerst entschieden feindlich zusammengestoßen zu sein. Noch weniger konnten die alten Götter vor der seit dem vierten Jahrhundert rasch sich entwickelnden positiven Wissenschaft bestehen. Ein Zeitalter, das Zoologie und Botanik, Anatomie und Physiologie treibt, kann in den olympischen Göttern nur

*) K. *Lehrs*, Populäre Aufsätze aus dem Altertum, S. 148 ff.

Fabelwesen erblicken. Der Wissende kann sie, dem Konflikt mit der überlieferten Volksreligion ausweichend, schonend behandeln, er kann sie umdeuten und an ihnen sich ästhetisch erbauen oder sie in Intermundien ansiedeln, wo sie den Naturlauf nicht stören, aber er kann nicht mehr an sie glauben.

Die philosophische Weltanschauung, welche an die Stelle der mythologischen tritt und in gewissem Sinne die alte Götterreligion ersetzt, ist ein idealistischer Pantheismus. Ich will die geschichtliche Entwickelung dieser Anschauung, die bis auf unsere Tage eine der Grundformen des Denkens, um nicht zu sagen die Grundform des philosophischen Denkens im Abendlande bildet, mit ein paar Strichen andeuten.*)

Die Philosophie Platons ist die erste wirkliche Durchführung dieser Anschauung. Allerdings hat sie neben sich eine andere Auffassung der Wirklichkeit, ihren Gegensatz: den materialistischen Atomismus Demokrits. Doch hat schon in der antiken Welt, noch mehr im Mittelalter und in der Neuzeit die von Plato ausgehende Richtung das Übergewicht; ja sie ist hier, indem sie in die Lehrsysteme der Kirche einging, freilich mit sehr starken Umbiegungen, zu einem Element der gewöhnlichen Vorstellung geworden, der sie ursprünglich so feindselig entgegentritt. Die Thatsachen, von denen sie ausgeht, sind dem griechischen Denken gemein: die in der Natur, vor allem am Himmel, herrschende sinnvolle Ordnung, und die in der Menschenwelt, im Einzelleben wie im Leben der Völker, waltende Gerechtigkeit. Diese Thatsachen, die auch Demokrit und Epikur nicht leugnen, sondern auf ihre Weise zu erklären suchen, deutet Plato, manche Gedanken Früherer verwertend und weiter führend, in seiner Ideentheorie: die Wirklichkeit ist in Wahrheit nichts anders als ein einheitliches System seiender, zusammenstimmender Gedanken.

*) Ich mache auf die knappe und dabei doch reichhaltige und faßliche Darstellung der Geschichte der alten Philosophie von W. Windelband aufmerksam, die zusammen mit einer wertvollen Ergänzung, mit S. Günthers Umriß der Geschichte der Mathematik, Naturwissenschaft und Kosmologie die Entwickelung des griechischen Denkens zur Anschauung bringt. Sie bildet einen Teil (V, 1) des Handbuchs der klassischen Philologie, hrsg. von J. Müller.

Das ist die ungeheure Paradoxie, mit der sich das philosophische Denken im Abendlande definitiv von der gemeinen Meinung losreißt. Die „Meinung", die die Wirklichkeit nur durch die Sinne sieht, bleibt bei der Vorstellung stehen: die Welt besteht aus einem Aggregat von Dingen, die im Raum sind und sich bewegen, in der Zeit entstehen und vergehen. Der Philosoph, der die Wirklichkeit nicht durch die Sinne, sondern durch den Verstand sieht, erkennt sie in ihrer Wahrheit; er erfaßt sie in der dialektischen Spekulation, in der denkenden Betrachtung, als das, was sie an sich ist: als ein seiendes, zeit- und raumloses, ewiges und unveränderliches Gedankensystem. Wie eine Dichtung, eine Philosophie, ein geometrisches System als ein seiendes Gedankensystem ist, so die Wirklichkeit an sich, der *κόσμος νοητός*, der mundus intelligibilis. Wie dort eine Vielheit von Momenten durch innere, logische oder ästhetische Notwendigkeit zur Einheit verbunden ist und als solche zeitlos besteht, während das subjektive Bewußtsein sie freilich nur in zeitlicher Bewegung zu erfassen vermag, so besteht auch die seiende Welt als eine Vielheit durch logisch-ästhetische Notwendigkeit innerlich verknüpfter Gedanken oder Ideen. Selbstverständlich besteht das Dasein für einen Gedanken im Gedachtwerden, und so besteht das Dasein der Wirklichkeit an sich selber in dem ewigen Gedachtwerden des einheitlichen Gedankensystems, oder in dem Selbstbewußtsein der Idee, die die Wirklichkeit ist, oder, so können wir auch sagen, in dem lebendigen Fürsichsein Gottes, der das Allwirkliche und das Allgute ist.

So denkt der Philosoph die Wirklichkeit; er versucht es, die seienden Gedanken, die Gedanken, die das Wesen Gottes oder des Wirklichen ausmachen, nachzudenken. Freilich, er sieht die Wirklichkeit auch auf andere Weise, er sieht sie, wie die Andern, auch durch die Sinne, und da erscheint sie ihm, wie jenen: als ein Aggregat im Raum zerstreuter, in der Zeit sich ändernder, entstehender und vergehender Dinge. Aber ihn täuscht der Schein nicht; er weiß, daß das Seiende nicht werden und vergehen kann. Übrigens schimmert durch diese Erscheinungswelt das wirklich Wirkliche doch überall durch. Auch in der räumlich-zeitlichen Welt ist überall dem Auge des Wissenden die Idee erkennbar; in allen Dingen ist ein rationaler, geistiger Faktor darin, er ist als mathematische Gesetzmäßigkeit in der Ordnung

des himmlischen Systems, als teleologischer, sinnvoller Zusammenhang der Glieder und der Funktionen in den lebenden Wesen. Allerdings ist er hier gleichsam verdeckt oder gehemmt durch ein „Anderes", einen irrationalen Faktor; in allen körperlichen Dingen ist neben dem, was an ihnen rational, begrifflich und darum begreiflich ist, neben der Form oder dem Gesetzmäßigen, ein Gestalt- und Begriffloses, das dem Denken absolut undurchdringlich ist, das ist das, wodurch sie räumlich ausgedehnt sind. Eigentlich ist dies „Andere", da es nicht der Gedankenwelt angehört, auch nicht wirklich, es ist ein μὴ ὄν, ein bloßer Schein. Indessen erhält es in den naturphilosophischen Darstellungen, besonders in Timäus, doch wieder eine Art von Wirklichkeit, es wird als „Mitursache" neben der eigentlichen Ursache, den seienden Gedanken, die hier nun zu gestaltenden Zweckgedanken werden, zur Erklärung der sinnlichen Welt gebraucht, vor allem um die Störungen und Mißbildungen ihm zur Last zu legen. In der eigentlichen Betrachtung hangen freilich die Unvollkommenheiten nicht der Wirklichkeit selbst, sondern bloß unserer sinnlichen Vorstellung der Wirklichkeit an. Wirklichkeit und Vollkommenheit sind schon hier, wie später realitas und perfectio, identische Begriffe: Gott, der lebendige, für sich seiende, einen unendlichen Reichtum innerer Bestimmungen in sich hegende Weltgedanke, ist zugleich das Allwirkliche und das Allgute.

Es sind nah verwandte Gedanken, in denen die Aristotelische Philosophie den Abschluß ihrer Weltbetrachtung findet. Freilich, Aristoteles selbst empfindet und betont den Gegensatz; er sieht ihn vor allem darin, daß er nicht, wie Plato, die seienden Gedanken von der Wirklichkeit separieren will: nicht außer und neben den Dingen sind die „Ideen", sondern in den Dingen als die seienden, in ihnen verwirklichten Zweckgedanken. Oder anders ausgedrückt (denn diese Darstellung würde Plato als eine ihm fremde ablehnen, die Ideen sind nicht etwas neben einem anderen, sondern sie sind eben das Wirkliche): dem Aristoteles ist die Welt der sinnlich gegebenen Einzeldinge die wahre Welt; der κόσμος αἰσθητός, die Welt der Vielheit, des Werdens und Vergehens, die Plato als einen bloßen Schein, den die seiende Gedankenwelt in unsere Sinnlichkeit wirft, konstruierte, ist ihm die Wirklichkeit selbst; sie ist ihm Gegenstand seines theoretischen Interesses und seiner unermüdlichen Nachforschung. Aber in der wirklichen

Erklärung der Dinge, in der Metaphysik und Naturphilosophie, bleibt er doch ganz in den Spuren seines Lehrers. In allen Dingen findet auch er ein doppeltes, einen rationalen Faktor, die „Form", die Idee, den Zweckgedanken, und ein Irrationales, das „Andere", die Materie, die an sich gestaltlos, unbegrifflich und unbegreiflich, in Gedanken nicht auflösbar ist. In dem Verhältnis von Seele und Leib haben wir das Schema der Doppelheit aller Dinge in dem signifikantesten Fall vor uns, die Seele der rationale und ideelle Faktor des Lebewesens, die Materie, aus der sie den Leib baut, der irrationale Faktor. Und auch ihm ist der rationale Faktor, wie er das eigentlich Erkennbare an dem Ding ist, so auch das eigentlich Wirkliche; die Materie ist für sich ein Nichtseiendes oder ein bloß Mögliches, das erst durch die Aufnahme der Idee oder des Zweckgedankens zu einem bestimmten konkreten Wirklichen wird. Freilich, auch der Zweckgedanke ist nicht an und für sich wirklich, er wird es erst in seiner Verwirklichung im Stoff. Doch erhält schließlich, im letzten Abschluß seiner Gedanken in der Theologie, der ideelle Faktor die Stellung des allein und für sich Wirklichen; alle Ideen sind zuletzt beschlossen in der einen allumfassenden Idee, in dem Weltgedanken oder der Weltform, das ist in Gott. Gott aber ist reine Form ohne Materie, actus purus; und die Form seiner Wirklichkeit ist das reine Denken; sein Dasein ist das Denken des absoluten Denkinhalts (*νόησις νοήσεως*), die Selbstverwirklichung der Idee, die die Wirklichkeit ist, im Selbstbewußtsein. — Das ist ganz der Gedanke Platos: das einheitliche, für sich seiende, sich selber im Denken verwirklichende Ideensystem ist die absolute Wirklichkeit, Gott die Einheit des Denkens und des Seins. Ein Unterschied wäre nur darin, daß Aristoteles Ideen des Individuellen hat, während bei Plato nur die Gattungen in der wirklichen Gedankenwelt vorkommen, nicht das Einzelne; doch hält auch Plato diesen Gedanken nicht überall fest, in den Seelen hat auch er „individuelle Ideen." Und ebenso würde er in der Aristotelischen Fassung des Verhältnisses von Gott und Natur seine Gedanken wieder erkennen: die ganze Natur zielstrebig, sich streckend nach dem Guten; das Gute aber ist nicht etwas außer ihr, sondern die eigene vollendete Gestalt. So wenigstens im Menschen: das Gute ist für ihn nichts anderes als die vollendete Verwirklichung der Idee des Menschen in einer indi-

viduellen Gestalt. Im Grundbegriff der Ethik kommen beide wieder völlig überein.

In demselben Gedankengeleise bleibt auch die Stoa. Eine allwaltende Vernunft, die mit ihrer eigenen inneren Gesetzmäßigkeit die ganze Wirklichkeit durchdringt und überall Gestalt und Ordnung, das Vernünftige und Gute, schafft, ist das letzte Weltprinzip oder die Wirklichkeit selbst in ihrem eigentlichen Wesen. Neben diesem ideellen oder rationalen Faktor der Wirklichkeit kennen auch die Stoiker das „Andere", neben dem Vernünftigen das Körperliche; aber in etwas gewaltsamer Weise suchen sie des Dualismus wieder Herr zu werden, indem sie versichern: das Vernünftige sei zugleich auch das Körperliche, oder umgekehrt, das materielle Prinzip, das Urfeuer, aus dem alles wird, und in das alles sich auflöst, ist zugleich das ideelle Prinzip, die Allvernunft. Sieht man von der etwas harten Formulierung ab, so ist offenbar ein vernünftiger Sinn in dieser Betrachtung. Es ist im Grunde dasselbe, was spätere Philosophen mit der Lehre von dem Parallelismus von Denken und Ausdehnung oder der Identität des Idealen und Realen erreichen wollen, oder was Plato dadurch erreichte, daß er die Körperlichkeit als Schein betrachtete: nämlich eine monistische Ontologie.

In der theosophischen Spekulation, in der die griechische Philosophie am letzten Ende ausläuft, sind die Grundzüge des idealistischen Pantheismus doch überall erkennbar. Es wird die Transcendenz Gottes betont, sein Wesen liegt jenseits aller gegebenen Bestimmungen, auch jenseits der Bestimmungen des Geistes. Doch bleibt der Geist das ihm Nächste, der Gedanke ist seine erste Offenbarung; und seine formalen Bestimmungen sind die alten: Einheit und Gutheit. Einer der letzten Denker der alten hellenistischen Welt, der Peripatetiker Simplicius mag zum Schluß diese gemeinsame Grundanschauung aussprechen. Sein Kommentar zum Handbüchlein Epiktets beginnt mit folgenden Sätzen: „Aller Dinge Quell und Ursprung ist das Gute. Denn das ist Ursprung und Ziel aller Dinge, nach dem alles hinstrebt und sich streckt. Und von ihm selber bringt das Gute alle Dinge hervor, die ersten und die mittleren und die letzten. Die ersten aber und ihm nächsten bringt es ähnlich ihm selber hervor, die eine Gutheit viele Gutheiten, die eine Einfachheit und Einheit, die über alle

Einheiten ist, viele Einheiten, der eine Ursprung viele Ursprünge. Denn dasselbige ist Eins und Ursprung und Gut und Gott."

Zu einem ähnlichen Ziel hat die Entwickelung der Gottes- und Weltgedanken, daran möchte ich doch mit einem Wort erinnern, auch bei dem großen östlichen Zweig der Arischen Völkerwelt, bei den Indern, geführt. Nachdem der indische Geist zuerst mit schöpferischer Phantasie in den Devas eine Welt leuchtender und ewiger Götter hervorgebracht hatte, erhob er sich im philosophischen Nachdenken zur prinzipiellen Leugnung der Wirklichkeit der vielen Gestalten und Namen des Göttlichen, um im Brahman ein einiges absolutes Selbst der Welt zu erkennen. Das Brahman hat nicht mehr die Form des Einzel-Ich, es wird als Neutrum über den Gegensatz der Geschlechter hinausgehoben; es ist der überindividuelle, übersinnliche, überseiende All-Geist, der in der Einzelseele in gebundener, zerteilter, versinnlichter Gestalt erscheint: „der Atman, das Selbst in dir, ist das wahre Brahman, von dem du nur auf eine Zeit entfremdet warst durch Geburt oder Tod, das dich aber wieder in sich aufnimmt, sobald du nur zu ihm und zu dir selbst kommst." Daneben blieb übrigens der Polytheismus und der Opferkult in ungestörter Anerkennung. In einer höchst eigentümlichen, auch für das Verständnis unserer geschichtlichen Welt lehrreichen Weise sind hier die verschiedenen Entwickelungsstufen des Volksgeistes als Entwickelungsstufen auch des Einzellebens erhalten: „Jeder fromme religiöse Gedanke, der einmal in Indien sein Wort, seinen Ausdruck gefunden, der einmal als heiliges Familienstück von Geschlecht zu Geschlecht vererbt worden war, blieb, und der ganze Reichtum der drei historischen Perioden, der Kindheit, des Mannes- und des Greisenalters" (repräsentiert in der Litteratur: die Kindheit durch die meisten vedischen Hymnen, die Mannesjahre durch die Brâhmanas, das Greisenalter durch die Upanishaden) „wurde dazu verwendet, um die verschiedenen Bedürfnisse des Herzens und Geistes für jeden Einzelnen in seiner Kindheit, in seinem Mannes- und Greisenalter zu befriedigen. — Es giebt noch immer brahmanische Familien, in denen der Sohn die alten heiligen Lieder Wort für Wort auswendig lernt, in denen der Vater täglich seine heiligen Pflichten und Opfer verrichtet, während der Großvater alle Gebräuche und Ceremonien für eitel hält, in den vedischen Göttern nichts als Namen sieht für

das, was, wie er weiß, über alle Namen ist und Ruhe sucht, wo sie allein zu finden, in der höchsten philosophischen Erkenntnis, die für ihn zugleich die höchste Religion ist. Sie ist Vedânta, das Ende, das Ziel, die Erfüllung des ganzen Veda."*)

Ehe wir den weiteren Verlauf des Denkens im Abendlande verfolgen, ist es notwendig, auf den zweiten großen Zufluß, der seine geistige Welt bestimmt, einen Blick zu werfen, auf die Entwickelung der monotheistischen Weltanschauung bei einem semitischen Stamm, dem Volk Israel. Nicht auf spekulativem, sondern auf praktisch-religiösem Wege ist hier das Ziel erreicht. Es entspricht das der ganzen Anlage des Volkes, die den konträren Gegensatz zur Anlage des hellenischen Volks darstellt. Liegt die besondere Begabung der Griechen auf der Seite der Intelligenz, in einer höchst empfänglichen Sinnlichkeit und einem erstaunlich beweglichen Verstande, so liegt die besondere Begabung des israelitischen Volkes in dem Ernst und der Tiefe, womit es die moralischen und religiösen Dinge erfaßt. Den Philosophen der Griechen entsprechen die Propheten Israels, Gestalten von einer herben Kraft und Größe, wie sie kein anderes Volk aufzuweisen hat. Von Elias, der am Anfang der Reihe steht, bis auf den Täufer, der sie beschließt, ist der gemeinsame Grundzug des Prophetentums der, daß es, der Stimme Gottes in seinem Innern folgend, der Welt und dem Volk, den Reichen und Großen, den Machthabern bei Hofe oder bei der öffentlichen Meinung, dem Überlieferten und Herrschenden in Leben und Gottesdienst strafend entgegentritt, daß es das Volk an seiner Idee, das auserwählte Volk Gottes zu sein, mißt und zu leicht befindet: statt in Gerechtigkeit, Liebe und Demut vor eurem Gott zu wandeln, verachtet ihr den Geringen, fresset der Witwen und Waisen Gut und gehet andern Göttern nach, die den Lüsten eures Herzens Raum lassen. Und von hier aus findet der Prophet dann die Deutung der Geschichte, er zeigt Gottes Hand in den Geschicken der Völker. Die Geschichtsphilosophie, so könnte man sagen, ist die Schöpfung Israels, wie Mathematik und Kosmologie die der Griechen. Freilich, es ist nicht eine beliebte Wissenschaft, ihre Predigt findet keine

*) M. Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion, S. 406, 412.

wohlgeneigten Hörer, darum ist Einsamkeit und Ausstoßung das Los des Propheten und die Wüste sein Rückzug.

Bei seinem Eintritt in die Geschichte finden wir das Volk Israel auf dem Standpunkt eines nicht theoretischen, aber praktisch-kultischen Monotheismus, den man vielleicht als Eingötterei am zutreffendsten bezeichnet. Das erste Gebot: Du sollst nicht andere Götter haben neben mir, verbietet nicht den Glauben an das Dasein anderer Götter, das es vielmehr voraussetzt, sondern ihren Kult; Israel soll Jahve allein dienen, so wird er seinem Volk helfen gegen seine Dränger. Auf welchem Wege das Volk von dem früheren, in seinen Überlieferungen noch überall durchschimmernden Polytheismus aller Semiten zu dem ausschließlichen Kult des einen Gottes gekommen ist, ist geschichtlich kaum zu erkennen. Dagegen läßt sich die Entwickelung von der Eingötterei zum Monotheismus in der vorliegenden Litteratur verfolgen. Sie ist das gemeinsame Werk des Priester- und Prophetentums. Übrigens liegt sie in der Konsequenz des ersten Schrittes, das Volk hat gleichsam ein Interesse daran, seinen Gott zum einzig wahren Gott überhaupt, den einen Nationalgott zum Weltgott zu machen. In den Psalmen, in den Propheten, in der Schöpfungsgeschichte ist Jahve nicht mehr allein der Gott Israels, sondern der einzig wahre Gott überhaupt, der Gott, der Himmel und Erde gemacht hat; die Götter der andern Völker sind bloße Götzenbilder, von Holz und Stein gemacht, kraft- und wesenlose Idole. Als Momente in dieser Entwickelung treten hervor zuerst die Zentralisierung des Kults durch das Königtum und Priestertum, sodann die Moralisierung, Denaturierung und endlich Denationalisierung des Gottesbegriffs durch das Prophetentum. Unter dem Eindruck der großen geschichtlichen Schicksale des Volkes gewinnt in den Propheten die Überzeugung Gestalt, daß Jahve nicht ein Gott ist, der mit blinder Gunst oder Voreingenommenheit dem Volk Israel ergeben oder durch äußeren Dienst zu bestechen ist; nicht die Nachkommen Abrahams, nicht die Opferer zu Jerusalem, sondern die Gerechten sind sein Volk. „Meinest du, der Herr habe Gefallen an viel tausend Widdern? oder am Öl, wenn es gleich unzählige Ströme voll wären? Es ist dir gesagt, Mensch, was gut ist und was der Herr dein Gott von dir fordert, nämlich Gottes Wort halten und Liebe üben und demütig sein vor deinem

Gott" (Micha 6, 7). Thut Israel nicht seinen Willen, so ist es nicht mehr sein Volk, er wird es verwerfen. „Die Propheten konnten es fassen, daß Jahve das von ihm gegründete Volk und Reich jetzt vernichte. Zu oberst war er ihnen der Gott der Gerechtigkeit, Gott Israels nur insofern, als Israel seinen Gerechtigkeitsansprüchen genügte; sie kehrten also die hergebrachte Anordnung der beiden Fundamentalartikel des Glaubens um. Dadurch wurde Jahve der Gefahr entzogen, mit der Welt zu kollidieren und an ihr zu scheitern, die Herrschaft des Rechts reichte noch weiter als die der Assyrer. Dies ist der ethische Monotheismus der Propheten, sie glauben an die sittliche Weltordnung, an die ausnahmslose Geltung der Gerechtigkeit als obersten Gesetzes für die ganze Welt." *)

Vollendet wurde der Prozeß der Denaturierung und Denationalisierung des jüdischen Monotheismus im Christentum. Jesus zieht die letzte Konsequenz: das Reich Gottes ist überhaupt nicht von dieser Welt. Das Judentum, auch die Propheten, hielten daran fest: dem Gerechten müsse es in dieser Welt gelingen, auch das Volk Israel werde, wenn es Jahve rechtschaffen diene, wieder aufgerichtet, das Reich Davids hergestellt werden. Jesus läßt diese messianische Hoffnung fahren, er läßt auch die Voraussetzung der jüdischen Frömmigkeit fahren, daß es zuletzt dem Gerechten in dieser Welt wohl gehe und daß der Ungerechte zu Schanden werde. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt"; und so ist es das Reich Gottes nicht, es hat gar keine Ähnlichkeit mit dem alten Reich Davids, oder überhaupt mit dem, was dem natürlichen Menschen herrlich und groß und begehrenswert vorkommt. Das Reich Gottes ist in dir, eine der Welt verborgene und ihr unverständliche Fülle der Seligkeit und des Friedens, es hat gar nichts mit den Gütern, welche die Welt geben und nehmen kann, zu thun, Armut und Schande in der Welt sind mit ihm gar wohl verträglich. Das Reich Gottes ist in der Gemeinschaft der Gläubigen und Heiligen, in der Gemeinde der Jünger Jesu, die als Fremdlinge hin und her durch die Reiche dieser Welt zerstreut

*) J. Wellhausen, Abriß der Geschichte Israels und Judas in den Skizzen und Vorarbeiten, I, 50. Die Quellenuntersuchung mit ihrer höchst einleuchtenden Konstruktion der Entwickelung des Kults und der Tradition in desselben Verfassers Geschichte Israels.

leben, ohne an ihnen Teil zu haben oder zu suchen. Das Reich Gottes ist endlich die ewige jenseitige, nicht in der Zeit und nicht im Raum beschlossene Herrlichkeit Gottes, die die Seinen sehen werden, wenn keine Natur und keine Welt mehr sein wird. —

Unter dem Einfluß dieser beiden Formen des Monotheismus, des jüdisch-christlichen und des griechischen, ist nun die Gottes- und Weltvorstellung gebildet worden, welche in der Kirche und mit ihr in der europäischen Völkerwelt herrschend geworden ist. Von Israel stammen die praktisch-religiösen Bestimmungen im Gottesbegriff: Gott ist heilig und gerecht, aber auch in Christo gnädig und barmherzig. Von den Griechen kommt die spekulative oder metaphysische Seite: Unendlichkeit, Allweisheit, Allwirksamkeit, Allgenugsamkeit, kurz, die Bestimmungen, durch welche er zum All-Einen wird, durch das und in dem alles ist, was Dasein und Wesen hat. Aus dem stets wiederholten Versuch, die griechische Philosophie und Kosmologie mit der christlichen Religion in einem geschlossenen Lehrgebäude zu vereinigen, ist die christlich-kirchliche Theologie und Philosophie entstanden. Ihre philosophische Grundanschauung ist ein monistischer Theismus. Die Kirche, als praktisches Institut, betont den Theismus: Gott ein persönliches, supranaturales, extramundanes Wesen, das mit dem Menschen in persönlichen Verkehr tritt; in der gemeinen Vorstellung wird er zu einem völlig anthropomorphischen Wesen, mit menschenähnlichen Gefühlen und Bestrebungen. In der Spekulation dagegen tritt das monistische Element hervor. Sowie man versucht, den Begriff eines Wesens, das alle übrigen ursprünglich aus nichts geschaffen hat und dessen Wille allein sie im Dasein erhält, zu bestimmen, ergiebt sich, daß es das einzige selbständige Wesen ist und daß neben ihm für andere selbständige Wesen kein Raum bleibt. Der Monotheismus nimmt die Bedeutung an, daß Gott allein ist, er geht in Pantheismus über: Gott der All-Eine.

Durch die ganze Geschichte der Kirche läßt sich verfolgen, wie sich diese beiden Triebe, der religiöse und der spekulative, auf mannigfachste Weise bedrängen und durchdringen. Sichtlich z. B. bei Augustinus, in dessen mächtiger Natur beide Triebe in großer Stärke angelegt sind. Der Neuplatonismus führte ihn aus den Irrgängen des Manichäismus heraus und von daher bleibt ihm der Begriff

Gottes als des Allwirklichen: es giebt kein Sein als in Gott, außer ihm ist nur das Nichtsein. Dieser akosmistische Pantheismus ist ihm aber, mit Harnacks Ausdruck, nur die Grundierung, auf welche er nun die aus innersten Lebenserfahrungen gewonnene christliche Anschauung aufträgt: jenes höchste Sein ist das als allmächtige Liebe auf den Willen wirkende heilige Gute.*)

Durch die ganze abendländische Theologie wirken diese Gedanken nach; überall da, wo das spekulative Interesse stärker wird, tritt alsbald auch der pantheistische Begriff schärfer hervor. So schon im Mittelalter, wo die Kirche immer wieder Veranlassung findet, gegen pantheistische Wendungen der Lehre, sei es rationalistischer, sei es mystischer Richtung, einzuschreiten.**) So in verstärktem Maße, seitdem mit dem Beginn der Neuzeit der kirchliche Lehrzwang seinen Nachdruck mehr und mehr einbüßte und das theoretische Interesse stärker wurde. Vor allem wirkt auch die große Umgestaltung der kosmischen Vorstellungen in diesem Sinn; indem sie das Himmelsgebäude zerstörte, entzog sie der anthropomorphischen Gottesvorstellung die Anlehnung an die sinnliche Anschauung. Man darf sagen: soweit die moderne Philosophie frei nach eigener Neigung ihre Kreise zieht und nicht durch den äußeren oder inneren Druck des kirchlichen Systems oder andererseits durch den Bann des naturwissenschaftlichen Denkens gehemmt

*) A. Harnack, Lehrbuch der Dogmengeschichte, III, 101 ff.

**) Als eine Probe der mystisch-pantheistischen Denkweise setze ich den Anfang der aus dem vierzehnten Jahrhundert stammenden „deutschen Theologie" (Ausg. F. Pfeiffer, 1851) hierher: „Das Vollkommene ist ein Wesen, das in sich und in seinem Wesen alle Wesen begriffen und beschlossen hat, und ohne das und außer dem kein wahres Wesen ist, und in dem alle Dinge ihr Wesen haben; denn es ist aller Dinge Wesen; und ist in ihm selber unwandelbar und unbeweglich und wandelt und bewegt alle andern Dinge. Aber das Geteilte oder das Unvollkommene ist das, das aus diesem Vollkommenen seinen Ursprung hat oder wird, wie ein Glanz oder Schein, der da ausfließt aus der Sonne. Und das heißt Kreatur. Und aller dieser Geteilten ist keines das Vollkommene. Ebenso ist auch das Vollkommene der Geteilten keins. Die Geteilten sind begreiflich, erkennbar und aussprechlich; aber das Vollkommene ist allen Kreaturen in ihrer Kreatürlichkeit unbegreiflich, unaussprechlich und unerkennbar. Darum hat das Vollkommene keinen Namen, denn es ist dieser keines. — Soll das Vollkommene in einer Kreatur bekannt werden, da muß Kreatürlichkeit, Geschaffenheit, Ichheit, Selbstheit und dergleichen alles verloren gehen und zunichte werden."

wird, ist sie phantheistisch oder monotheistisch in dem Sinne jener Formel: Gott allein ist, μόνος ὁ θεός.

Ich berühre die Hauptpunkte der geschichtlichen Entwickelung.*)

Im siebzehnten Jahrhundert hat das moderne Denken, nachdem ihm das große Revolutionsjahrhundert die Bahn frei gemacht hatte, die ersten großen Systembildungen zustande gebracht. Descartes und Hobbes kann man als die Anführer, jenen der theoretischen, diesen der praktischen Philosophie der Neuzeit betrachten. Doch bleibt Descartes in der Metaphysik noch sichtlich durch das Bestreben gebunden, eine der Kirche unanstößige Gedankenbildung zu erreichen; Hobbes aber ist in erster Linie politischer, in zweiter naturwissenschaftlicher Denker, die Metaphysik wird auch bei ihm nicht selbständig. In Spinoza dagegen haben wir den ersten großen Metaphysiker der Neuzeit; unbekümmert um die Zeit und ihre Forderungen, denkt er in der Einsamkeit seiner Dachkammer seine Gedanken zu Ende. Mit klaren, scharfen Begriffen formuliert seine Ethik die Lehre eines konsequenten Pantheismus: Gott ist das Seiende, das eine selbständige Wesen oder die Substanz, die Welt ist immanente Entfaltung seines Wesens. Die Dinge, welche die in der sinnlichen Wahrnehmung befangene gemeine Vorstellung für selbständige Wesen ansieht, sind nicht in Wahrheit selbständig, der Verstand erkennt in ihnen abhängige Bestimmungen des All-Einen, Modifikationen der Substanz, die allein in ihr Wesen und Dasein haben. Oder will man lieber, dem Sprachgebrauch näher bleibend, Gott die Ursache der Dinge nennen, so muß man hinzufügen: er ist nicht Ursache, wie ein Einzelding Ursache des andern ist, das neben ihm selbständiges Dasein hat, sondern er ist die immanente Ursache aller Dinge, so daß er in ihnen oder vielmehr sie in ihm bleiben; er ist Ursache nicht bloß ihrer Form und Bewegung, sondern ihres Wesens und Daseins. Was aber das Wesen Gottes selbst anlangt, so weisen die beiden Grundformen des Wirklichen, die unserem Verstande sich darbieten, die körperliche und die geistige Welt,

*) Ich verweise den Leser auf die vortreffliche Darstellung der Geschichte der Religionsphilosophie im ersten Band von O. Pfleiderers Religionsphilosophie (1884). Noch nenne ich J. E. Erdmann, Grundriß der Geschichte der Philosophie (3. A. 1878); R. Falckenberg, Geschichte der neueren Philosophie (2. A. 1892); R. Eucken, die Lebensanschauung der großen Denker (1890).

auf zwei Seiten seines Wesens hin, die wir ihm als Attribute beilegen dürfen: Ausdehnung und Bewußtsein; und wir können demnach Gott ein ausgedehntes und ein denkendes Wesen (res extensa — res cogitans) nennen. Doch gilt auch hier, daß wir die Ausdrücke von Gott nicht in demselben Sinn, wie von den Einzeldingen, brauchen dürfen. Gott ist Körper, aber nicht, wie das einzelne körperliche Ding, begrenzt, gestaltet, beweglich, er ist das einheitliche Prinzip der Körperwelt. Gott ist Geist, doch nicht wie ein Einzelgeist, wir dürfen ihm nicht vorstellen, empfinden, fühlen, wollen beilegen. Er ist das einheitliche Prinzip der Bewußtseinswelt, aber ihm kommen nicht die Bestimmungen zu, mit denen es im Endlichen erscheint.

Nähere Bestimmung und Begrenzung erhalten diese Begriffe durch die angrenzenden Gegensätze, auf der einen Seite den anthropomorphischen Theismus, auf der anderen Seite den materialistischen Atomismus. Den ersten Gegensatz betont Spinoza oft und stark. Der gemeine anthropomorphische Theismus läßt Gott wie einen Menschen nach Absichten wirken. Es ist leicht zu sehen, daß diese Auffassung von Gott mit dem zu Ende gedachten Monotheismus nicht verträglich ist; ein allmächtiger Schöpfer hat nicht erst leere Absichten, um sie dann hinterher durch diese und jene Mittel zu verwirklichen; das ist die Wirkungsweise endlicher Wesen, die eine ihnen gegenüber selbständige Wirklichkeit nach ihren Gedanken umbiegen. Schaffen ist vom Machen nach Absichten spezifisch verschieden; die letztere Kategorie gehört dem Polytheismus an: Götter sind, wie Menschen, Wesen, die auf Dinge, die ihrem Dasein nach von ihnen nicht abhängig sind, nach Absichten von außen einwirken. Zum Monotheismus dagegen gehört die Kategorie des Schaffens aus nichts; ist Gott allein ursprünglich und durch sich selbst, so kann sein Wirken nur die Form des Schaffens haben, das die Wirklichkeit nach Wesen und Dasein setzt, freilich nicht mit der Wirkung, daß diese nun selbständig ihm gegenüberstände; das ist das einzige, was Gott nicht kann, Dinge machen, die von ihm unabhängig sind. Schöpfung ist Entwickelung in Gott. Mit der Formel Deus sive Natura stellt Spinoza den philosophischen Begriff Gottes der gemeinen Vorstellung gegenüber.

Weniger oft und stark hebt er den andern Gegensatz hervor, den Gegensatz gegen den atomistischen Atheismus. Der Grund wird

darin liegen, daß in der Philosophie jener Zeit dieser Gegensatz kaum vorhanden ist. Hätte Spinoza vorausgesehen, daß ein Jahrhundert lang Atheismus und Naturalismus das Stichwort für seine Philosophie werden sollten, oder hätte er unsere Tage erlebt, wo der atomistische Atheismus so laut und entschieden als die vor der Wissenschaft allein mögliche Weltansicht bezeichnet wird, so möchte er wohl auf die Umkehrbarkeit jener Formel mit mehr Nachdruck hingewiesen haben: Natura sive Deus. Sicherlich, möchte er gesagt haben, ich weiß nichts von einem Gott, der jenseits der Welt ich weiß nicht welche Wirklichkeit hat. Aber umgekehrt kenne ich jene Welt nicht, welche die Materialisten aus unzähligen kleinen absolut selbständigen Substanzen, den Atomen, zusammensetzen. Das allererste und allergewisseste, was mir der Verstand von der Welt aussagt, ist dies, daß sie nicht ein zufälliges Nebeneinander vieler Substanzen, sondern eine Einheit ist, in der jedes Einzelne durch das Ganze absolut bestimmt ist, also eine Substanz, die durch ihr Wesen und in ihrem Wesen die Vielheit überhaupt erst setzt. Ist das Monotheismus, und ich wüßte nicht, was man mit diesem Namen anders meinen kann, wenn man nicht in die Anschauungsweise des Polytheismus, der die Götter als Einzelwesen neben andern ansieht, zurückfallen will, so ist mein System vollendeter Monotheismus: Gott ein und alles.

Freilich, seine Zeitgenossen zu überzeugen wäre ihm nicht gelungen; sie würden fortgefahren haben, ihn der Vermischung Gottes mit der Natur, des Atheismus und Naturalismus zu beschuldigen. Wörter, sagt Hobbes einmal, dienen nicht allein dazu, Begriffe zu bezeichnen, sondern auch Urteile auszudrücken; so wenig der Name Atheismus geeignet ist, die Weltanschauung Spinozas zu bezeichnen, so wohl war er geeignet, Abscheu auszudrücken und zu erregen. Über ein Jahrhundert lang war die Ethik das verrufenste philosophische Werk, ein liber horrendus und sein Verfasser ein Mann mit dem Zeichen der Verwerfung an der Stirn.

Die beiden Philosophen, denen das achtzehnte Jahrhundert folgt, sind Locke und Leibniz. Beide lehnen Spinoza ab, Leibniz ausdrücklich, Locke stillschweigend. Beide suchen eine Philosophie und haben sie nach der Überzeugung ihrer Zeit gefunden, welche die neuen wissenschaftlichen Erkenntnisse mit dem alten Glauben besser vereinigt.

Leibnizens Gedankenbildung iſt durchweg durch das Verhältnis zu Spinoza beſtimmt. Nachdem er anfangs bedeutende poſitive Einwirkung von dem kräftigen und rückſichtsloſen Denker erfahren, im beſonderen die metaphyſiſchen Konſequenzen der karteſianiſchen Naturphiloſophie deutlich eingeſehen hatte, wurde es ſpäter, als der jugendliche impetus philosophandi durch die Vorſicht und Rückſicht des Politikers gemäßigt wurde, ſeine Hauptſorge, von dem „profanen" Spinoza und ſeinen unzuläſſigen Gedanken ſich loszudenken.*) Das iſt die Beſtimmung der Monaden, ſie ſollen dienen den Pantheismus zu überwinden: Spinoza hätte Recht, s'il n'y avait point de monades. Die Monaden treten zwiſchen Gott und die Natur und hindern ihr Zuſammenfallen. Die Monaden ſind die letzten ſelbſtändigen Elemente der Wirklichkeit, metaphyſiſche Punkte, unausgedehnte, ſpirituelle Atome. An ſich oder für den Verſtand ſind ſie durch inneres Leben (Empfindung und Streben) beſtimmt; von außen geſehen, in der verworrenen Vorſtellung der Sinnlichkeit, ſtellt ſich ein Zuſammenhang von Monaden als ein ausgedehnter Körper dar. So kommen alſo den Monaden die beiden Attribute der Spinoziſtiſchen Subſtanz zu, cogitatio und extensio, Spiritualität und Materialität, allerdings nun ſo, daß die Spiritualität ihr Weſen, die Materialität nur die Erſcheinung ausmacht, während bei Spinoza beide Seiten als gleichbedeutende neben einander geſtellt ſind, ja ſofern corpus und res überall gleich geſetzt werden, der Ausdehnung hier gleichſam mehr Realität gegeben wird.**) Die Monaden gleichen der Subſtanz Spinozas ferner darin, daß jede von innen heraus den Inhalt ihres Weſens entfaltet, ohne Einwirkungen von außen zu empfangen, alſo gewiſſermaßen causa sui iſt. Allerdings geſchieht das in präſtabilierter Zuſammenſtimmung mit den Entwickelungen aller übrigen.

Damit iſt denn der Pantheismus ohne Zweifel gründlich überwunden; die eine makrokosmiſche Subſtanz Spinozas iſt in unzählige

*) Das Verhältnis iſt jüngſt auf Grund der Quellen eingehend dargelegt in dem Werk von L. Stein, Leibniz und Spinoza (1890).

**) Spinoza erklärt mens durch corpus, ſie iſt nichts anderes als die Idee eines beſtimmten einzelnen Körpers, der ihr Objekt iſt (Eth. II, 11, 13). Leibniz erklärt umgekehrt corpus durch mens: iſt dort mens nihil aliud quam idea corporis, ſo iſt hier corpus nihil aliud quam idea mentis, oder man könnte auch ſagen: mens phaenomenon sive objective existens.

mikrokosmische Substanzen zerschlagen, von denen jede für sich sein und betrachtet werden kann, ja deren jede eigentlich sich selbst für die Substanz schlechthin ansehen müßte. Aber fast möchte man sagen, allzu gründlich ist das Werk gethan; aus der Skylla des Pantheismus sind wir in die Charybdis des Atomismus und Atheismus geraten. Und nun sucht sich Leibniz dieser Gefahr zu erwehren, indem er zu den vielen Substanzen, aus denen die Wirklichkeit besteht, eine „notwendige Substanz" hinzufügt, deren „Essenz die Existenz einschließt" und dann weiter behauptet: diese Substanz, Gott genannt, sei „die ursprüngliche Einheit oder die Ursubstanz; alle geschaffenen oder abgeleiteten Monaden seien ihre Erzeugnisse und würden gleichsam durch beständige Ausstrahlungen von Augenblick zu Augenblick von ihr hervorgebracht."*)

Nun, würde Spinoza sagen, ist es dir mit diesem Gedanken Ernst, dann können wir uns vertragen; deine Ursubstanz ist dann eben das, was ich die Substanz schlechthin, und ihre Fulgurationen, die gewöhnlichen Monaden, sind ungefähr dasselbe, was ich modi nenne, denen ich denn relative Selbständigkeit und Einheit gern zugestehe. Und ebenso finde ich, was den Determinismus anlangt, zwischen uns keinen wesentlichen Unterschied; von mechanischer Notwendigkeit (necessité brute) ist auch in meinem System keine Rede, sondern von einer begrifflich-mathematischen, also einer ideellen Notwendigkeit, ein Begriff, von dem, so viel ich sehe, auch du dich nicht losmachst: das Maximum kompossibler Realität oder Vollkommenheit wird bei dir ja auch durch eine Art Begriffskalkül im intellectus infinitus, eine „metaphysische Mechanik", ermittelt und zu Wege gebracht. Um Namen aber mag ich nicht streiten, noch weniger um den Schein der Gutgesinntheit mich bemühen.

Locke suchte und fand die Ausgleichung der neuen Wissenschaft mit der Kirchenlehre auf anderem Wege; nicht Metaphysik, sondern erkenntnistheoretische Kritik der Metaphysik erschien ihm als der rechte Weg zum Ziel. Sie zeigt, daß unsere Erkenntnis notwendig auf Erfahrung eingeschränkt ist; Erfahrung aber umspannt und erschöpft nicht die Wirklichkeit; so bleibt neben der Wissenschaft Raum für den Glauben. Es ist das die Betrachtungsweise, welche in England bis

*) Monadologie, §§ 38 ff., Opera philosophica, ed. Erdmann, S. 708.

ins neunzehnte Jahrhundert hinein herrſchend geblieben iſt. Sie hat nicht ſelten einen etwas kümmerlichen Charakter angenommen: ſtrenge Enthaltſamkeit im Denken, verbunden mit kirchenpolitiſcher Orthodoxie als Grundlage geſellſchaftlicher Reſpektabilität. Das Dogma dieſer Enthaltſamen und Reſpektablen iſt: wir haben auf der einen Seite die Wiſſenſchaften, Mathematik und Phyſik, Pſychologie und „Unterſuchungen über den menſchlichen Verſtand"; auf der andern Seite haben wir die 39 Artikel; dagegen Metaphyſik haben wir nicht, auch brauchen und wollen wir ſie nicht, ſtatt ihrer dienen uns eben die 39 Artikel. Auf ihnen beruht die Kirche, und die Kirche iſt ein Stück der „beſten Verfaſſung". Wer das nicht einſieht, dem iſt nicht zu helfen; er iſt verdächtig, nicht zu den reſpektablen Mitgliedern der Geſellſchaft zu gehören. — Alſo hierüber iſt weiter nichts zu ſagen. Höchſtens iſt es geſtattet, durch Bemühung um philoſophiſche, naturwiſſenſchaftliche, hiſtoriſche Beweiſe (evidences) von allen Seiten die Notwendigkeit und Unangreifbarkeit der Kirchenlehre darzuthun. — Locke hat mit ſeinem Empirismus und Poſitivismus dieſer Enthaltſamkeit im Denken die Bahn geebnet. Dazu hat er auch das Beiſpiel gegeben, wie man trotz grundſätzlicher Enthaltſamkeit dennoch gelegentlich wohlgeſinnte Metaphyſik machen könne: das Daſein eines „ewigen, höchſt mächtigen und weiſen Weſens" will er mit „mathematiſcher Sicherheit" beweiſen (Essay, IV, 10), was ihm eine ſcharfe, aber nicht unverdiente Rüge von Kant zugezogen hat.

So iſt die konziliatoriſche Richtung eingeleitet, die das achtzehnte Jahrhundert beherrſcht; Leibniz iſt in Deutſchland, Locke in England, bald auch in Frankreich, der große Name. Beide kommen in dem Beſtreben überein, die neuen Wiſſenſchaften mit der alten Dogmatik zu verſöhnen. Der auf den Univerſitäten noch herrſchenden Scholaſtik haben ſie beide den Rücken gewendet, beide ſind Anhänger und Liebhaber der modernen Wiſſenſchaften; aber beide beweiſen daneben die Vernunftgemäßheit des Glaubens. Leibniz ſchreibt de la conformité de la foi avec la raison; Locke beweiſt the reasonablenes of Christianity. Die Hauptartikel der Glaubenslehre, das Daſein Gottes und die Unſterblichkeit der Seele, kann die Philoſophie mit ihren eigenen Mitteln beweiſen, daneben giebt es freilich auch Glaubensartikel, die ſie nicht beweiſen kann, die aus der Offenbarung ſtammen.

Doch kann die Philosophie auch hierfür noch etwas leisten; kann sie nicht ihre Wahrheit, so kann sie doch ihre Möglichkeit beweisen: fides non contra, sed supra rationem. Eine mehr als einmal von Leibniz gepriesene Tauglichkeit unter den vielen Tauglichkeiten seiner Philosophie ist die: daß sie für die Möglichkeit der Transsubstantiation Raum habe, im Interesse der Verständigung mit dem Katholizismus.

Die Disziplin, welche es mit den durch die Vernunft allein beweisbaren Glaubensartikeln zu thun hat, ist die sogenannte natürliche oder Vernunfttheologie, im Unterschied von der theologia revelata. Sie ist das eigentliche Hauptstück der Philosophie des vorigen Jahrhunderts. Sie beweist erstens das Dasein Gottes, aus theoretischen und praktischen Gründen. Die theoretischen Gründe kommen auf die beiden Beweisführungen hinaus, die Kant als kosmologischen und physiko-theologischen Beweis unterscheidet. Aus der Bedingtheit und Zufälligkeit des Wirklichen in der Natur schließt der kosmologische Beweis auf das Dasein eines unbedingten und notwendigen Wesens; und mit Hilfe der physiko-theologischen Betrachtung wird dann die Natur dieses Wesens näher bestimmt durch die Prädikate der Weisheit und Güte. Indem die neuen Wissenschaften einerseits die Gesetzmäßigkeit des Weltlaufs darlegen und andererseits in die Zweckmäßigkeit der organischen Bildungen immer tiefer eindringen, stellen sie sich selbst in den Dienst einer „vernünftigen" Theologie.

Die Philosophie beweist zweitens die Unsterblichkeit der Seele. Aus der Einheit des Selbstbewußtseins wird die Einfachheit der Seele, aus der Natur einer einfachen, immateriellen Substanz sodann ihre Unauflöslichkeit und Unzerstörbarkeit gefolgert und diese der Unsterblichkeit gleichgesetzt. Dazu kommen die praktischen Gründe: das Verlangen fernerer Entwickelung der im Menschen angelegten Gaben und die Forderung der ausgleichenden Gerechtigkeit setzen ein zukünftiges Leben und einen Richter nach dem Tode voraus. Ja, selbst die gemeine Ehrlichkeit und der Bestand der bürgerlichen Gesellschaft wäre ohne diesen Glauben nicht gesichert. Das freche Wort: „Wenn es keinen Gott gäbe, müßte man ihn erfinden", drückt diesen Gedanken aus, der ja übrigens auch unserer Zeit nicht fremd geworden ist.

Das ist die Weltanschauung des Zeitalters der Aufklärung. Sie beruht auf einem Kompromiß zwischen der Theologie und den neuen Wissenschaften. Das auf dem Boden der neuen Wissenschaften erwachsene moderne Denken giebt in der Fassung des Gottesbegriffs nach: Gott ein supramundanes Wesen, das nach Absicht und Plan die Welt und die Menschen gemacht und sein Gesetz ihnen vorgeschrieben hat. Die Theologie giebt ihrerseits in dem Punkt der Gesetzmäßigkeit des Naturlaufs nach; die Wunder, früher der Hauptbeweis der Religion, werden, obwohl die Philosophie, wenn's Not thut, auch für sie einen Ort hat (supra, non contra rationem), allmählich als ein mit dem Geist der Zeit nicht mehr verträgliches Stück des alten Glaubens aufgegeben. Eine wunderthätige Vorsehung, so zeigt der alte Samuel Reimarus in demselben Kapitel, in dem er die „Nichtigkeit der Zweifel gegen die göttliche Vorsehung" darthut, „wäre beides den Vollkommenheiten Gottes und seiner Werke entgegen und den Menschen selbst nicht ersprießlich, noch ihrer Vollkommenheit und Tugend förderlich."*) Und die Theologie selbst gewöhnt sich allmählich, die Wunder erst zu entbehren, endlich, in dem entschiedenen Rationalismus, sich ihrer zu schämen und zu entledigen.

Die Auflösung dieses Kompromisses erfolgte gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts; und zwar wurde es, wie es durch ein Denkerpaar deutscher und englischer Nationalität eingeleitet worden war, durch ein eben solches aufgelöst: Hume und Kant bezeichnen das Ende. Fast gleichzeitig erschienen Kants Kritik der reinen Vernunft (1781) und Humes posthume Dialoge über die natürliche Religion (1780). Beide Werke unterziehen die natürliche Religion oder vielmehr die philosophische Theologie einer vernichtenden Kritik: die sogenannte Vernunfttheologie ist eine Pseudowissenschaft; es ist auf keine Weise möglich, das Dasein eines extramundanen Weltschöpfers und die Unsterblichkeit der Seele aus Vernunftgründen zu beweisen.

Hume geht von einer empiristischen Erkenntnistheorie aus;

*) S. Reimarus, Die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, Kap. IX. § 14 ff. Reimarus ist bekanntlich auch der Verfasser der Wolfenbüttler Fragmente; die beiden Seiten der Philosophie des vorigen Jahrhunderts, die der „natürlichen" Religion zugewendete und die der „offenbarten" Religion abgewendete, kommen bei ihm zu sehr deutlicher Erscheinung.

darum hält er sich bei Beweisen a priori nicht auf. Der einzige Ansatz zu einem Beweis ist der teleologische; aber zu einem wirklichen Beweis fehlt ihm nicht weniger als alles. Die Entstehung einer Welt liegt gänzlich außerhalb unserer Erfahrung; zwischen menschlicher Kunstthätigkeit und einer Schöpfung aus Nichts fehlt es durchaus an jeder Analogie; der Zweck der Welt ist uns durchaus nicht klar, welche Vorstellung von der Absicht des Schöpfers wir zu Grunde legen mögen, Glück, Kultur, Vollkommenheit lebender Wesen, gegen jede bietet die Wirklichkeit unendlich viele Instanzen. Wären wir von dem Dasein eines allweisen und allguten Schöpfers anders woher unterrichtet, so würden wir der Beschränktheit unserer Erkenntnis jene Rätsel zur Last legen. Aber darauf darf sich die Vernunfttheologie nicht zurückziehen; sie will ja eben aus der vorliegenden Wirklichkeit die Natur ihres Urhebers erst ableiten; schließen können wir aber nur aus dem, was wir wissen, nicht aus dem, was wir nicht wissen.

Kants Ausgangspunkt ist ein anderer, aber in diesem Stück kommt er zu demselben Ergebnis: alle Versuche, das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele aus Vernunftgründen zu beweisen, sind vergeblich. Er geht sie der Reihe nach durch und zeigt überall ihre Unzulänglichkeit. Der Schluß aus der Einheit des Bewußtseins auf die Einfachheit einer Seelensubstanz und weiter auf dieser ihre Unzerstörbarkeit und die Fortdauer persönlichen Lebens und Bewußtseins ist nichts als eine Reihe von Erschleichungen. Der ontologische Beweis für das Dasein Gottes ist nicht mehr wert: aus dem Begriff Gottes will er sein Dasein beweisen; dem ens realissimum kommen seinem Begriff nach alle positiven Prädikate zu, also auch das Dasein. Aber Dasein ist nicht ein begriffliches Merkmal, wie Schwere, Größe, Weisheit, Güte, es kann daher nicht in einem analytischen Urteil aus dem Subjektsbegriff entwickelt werden. Alle Existentialsätze sind synthetisch und können nur durch Erfahrung bewiesen werden. Der kosmologische Beweis schließt vom Bedingten auf ein Unbedingtes, und findet dies in einem Wesen, dessen Dasein nicht durch ein anderes, sondern in sich selber notwendig ist. Aber der regressus in der Kausalreihe führt immer nur zu einem Bedingenden, nach dessen Bedingungen wieder zu fragen aufgegeben ist; es ist reine Willkür, irgend wo diese Frage nicht zu erheben und zu versichern, man sei

beim Unbedingten angelangt. Die Erfahrung wenigstens kann nie auf ein solches führen. Also müßte es durch seinen Begriff als ein an sich notwendiges Sein erkannt werden; der kosmologische Beweis mündet demnach in den ontologischen. Der physiko-theologische endlich führt, wie weit er nun immer führen mag, jedenfalls nicht zu mehr als dem Begriff eines Weltbaumeisters für den beschränkten Kreis unserer Erfahrung, nicht aber zu dem kirchlichen Lehrbegriff eines Schöpfers aller Dinge aus nichts. Übrigens ist fraglich, ob die ganze Zweckmäßigkeit der Natur mehr als eine subjektive, unserem Verstande gemäße Betrachtung ist. Also von einer wissenschaftlichen Erkenntnis dieser Dinge durch die spekulative Vernunft ist nicht die Rede.

Hume bleibt bei dem negativen Ergebnis stehen; er deutet nur gelegentlich an, daß ihm, wenn er überhaupt für eine kosmologische Ansicht sich entscheiden müßte, keine annehmbarer erscheinen würde als die der alten Philosophen, „welche der Welt ein ewiges, ihrem Wesen angehöriges Prinzip der Ordnung zuschreiben" (im sechsten Dialog). Kant, bei dem übrigens unter der Oberfläche der erkenntnistheoretischen Ansicht überall die alte idealistisch-pantheistische Metaphysik durchschimmert — der Gedanke, den er in der Schrift von dem einzig möglichen Beweisgrund zu einer Demonstration des Daseins Gottes (1763) ausführt: Gott der einige Inbegriff alles Möglichen und darum auch alles Wirklichen, das nur als Beschränkung in ihm gedacht werden kann, ist ihm nie fremd geworden — Kant hat der negativen Entscheidung in der Kritik der reinen Vernunft einen positiven Abschluß in der praktischen Philosophie hinzugefügt; die Ideen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit, deren Realität dem Verstande nicht demonstriert werden kann, sind dennoch das allergewisseste Stück einer an den Thatsachen der praktischen Vernunft sich orientierenden Weltanschauung. Es sind keine theoretisch brauchbaren Begriffe, wodurch wir die Natur auffassen und erklären können; in der Physik ist mit dem Begriff Gottes, in der Geschichte mit dem Begriff der Freiheit nichts anzufangen. Aber die Natur ist nicht die Wirklichkeit selbst, sie ist nichts als der Inbegriff möglicher Erscheinungen. In dem Pflichtbegriff tritt uns nun eine Ordnung der Dinge entgegen, die wir innerlich nicht umhin können, als eine unbedingt geltende anzusehen. So entsteht die Idee einer absoluten Weltordnung, die höher und gleichsam wirk-

licher ist als die Naturordnung; und dieser Weltordnung gehören wir durch die praktische Vernunft in uns selber an.

Man kann sagen: mit diesem Gedanken nimmt Kant die ursprünglichste Tendenz der lutherischen Reformation wieder auf und führt sie zu Ende durch, die Loslösung des religiösen Glaubens von dem theoretischen Wissen. Was Luther an der scholastischen, das heißt an der auf allen Universitäten mit Approbation der Kirche gelehrten Theologie so anstößig fand, das war die Vermischung des Wortes Gottes mit der Philosophie des „gottlosen Heiden" Aristoteles. Die Vernunft aus der Theologie auszuweisen und den Glauben auf sich selbst zu stellen, war sein erstes Unternehmen. Aber der Gedanke kam noch zu früh; bald baute auch die protestantische Theologie wieder an dogmatischen Systemen, in denen Metaphysik und Offenbarung zu einem einheitlichen Bau verarbeitet wurden. Und das ist begreiflich genug: die ganze mittelalterliche Wissenschaft und Philosophie, ihre geozentrische Kosmologie und die damit gegebene anthropozentrische Weltanschauung, ihre ekklesiozentrische Geschichtskonstruktion, alles das forderte dringend heraus, die wissenschaftliche Welterkenntnis zur Unterlage für den Glauben zu machen. Es mußten erst die Grundlagen der mittelalterlichen Weltanschauung abgebrochen werden; so lange sie standen, stand auch ihre Philosophie und ihre „natürliche" Theologie. Dies geschah allmählich im Verlauf der auf Luther folgenden Jahrhunderte. Die kopernikanische Kosmologie drang im siebzehnten Jahrhundert langsam durch; neue physikalische, physiologische und biologische Anschauungen gewannen Raum; der historische Horizont erweiterte sich durch die innigere Berührung mit der Welt des Ostens und des Westens, der Welt der Vergangenheit und der Welt der Zukunft. Die Thatsachen sprengten überall den Ring des mittelalterlichen Systems. Aus dieser neuen Lage zog Kant mit sicherer Hand die Konsequenz: die wissenschaftliche Welterkenntnis, wie sie sich nun einmal gestaltet hat, kann nicht als Unterbau für den Glauben verwendet werden. Soll religiöser Glaube bleiben, so muß er auf eine neue Grundlage gestellt werden, und diese ist allein zu finden in den Thatsachen der sittlichen Welt. Luther hatte den Glauben gründen wollen auf den geschriebenen Buchstaben und auf bezeugte geschichtliche Thatsachen. Kant gründet ihn auf eine ewig lebendige und gegenwärtige

Thatſache: auf das ſittliche Bewußtſein. Dieſes und dieſes allein führt uns über die Naturordnung hinaus, zwar nicht durch Wiſſen und Beweiſe, wohl aber im praktiſchen Glauben. — So iſt hier die Forderung der Reformation wirklich durchgeführt; nicht philologiſche und hiſtoriſche Beweisführung aus kanoniſchen Büchern, nicht phyſiſche und metaphyſiſche Spekulation, auch nicht eine äußere Autorität iſt der Grund des Glaubens; er ſteht auf ſich ſelber; der Wille zum Guten iſt der Grund des Glaubens an das Gute, das heißt, an Gott.

Von der Tiefe der Umwälzung, welche die kritiſche Philoſophie in den Köpfen hervorrief, machen wir uns jetzt nicht leicht mehr eine zureichende Vorſtellung. Die natürliche Theologie war dem achtzehnten Jahrhundert die Grundlage ſeines ganzen Denkens, ja, ſchien ihm die Grundlage des ganzen Lebens zu ſein; ſie antaſten hieß alle göttliche und menſchliche Ordnung auf den Kopf ſtellen. Man höre einen ſo frei denkenden Mann wie Wieland:*) „Der Glaube an Gott nicht nur als die erſte Grundurſache aller Dinge, ſondern auch als unumſchränkten und höchſten Geſetzgeber, Regenten und Richter der Menſchen macht nebſt dem Glauben an einen künftigen Zuſtand nach dem Tode die erſten Grundartikel der Religion aus. Dieſen Glauben auf alle mögliche Weiſe zu bekräftigen und zu unterſtützen iſt eines der würdigſten und nützlichſten Geſchäfte der Philoſophie, iſt in Rückſicht der Unentbehrlichkeit desſelben ſogar Pflicht; ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemütern der Menſchen wankend zu machen oder gar umzuſtoßen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, ſondern iſt im Grunde um gar nichts beſſer, als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfaſſung des Staates, wovon die Religion einen weſentlichen Teil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze ſie iſt. Ich trage alſo kein Bedenken, meinem unmaßgeblichen Rat an den König oder Fürſten, der mich (wider alles Vermuten) nach 50 Jahren etwa über dieſe Dinge um Rat fragen ſollte, noch dieſen Artikel hinzuzuſetzen: daß das ungereimte und ärgerliche Disputieren gegen das Daſein Gottes oder gegen die angenommenen Beweiſe desſelben, wenn man keine

*) Über den Gebrauch der Vernunft in Glaubensſachen im Deutſchen Merkur von 1788 (Werke, Hempelſche Ausgabe XXXII, 336 f.).

bessere zu geben hat, imgleichen das öffentliche Bestreiten der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele für ein Attentat gegen die Menschheit und gegen die bürgerliche Gesellschaft erklärt und durch ein ausdrückliches Strafgesetz verboten werden sollte." *)

Der Widerspruch der Alten war vergeblich. Kant hatte die Zeit und ihr tiefstes Bedürfnis erfaßt. Die Jüngeren empfanden: hier sei das erlösende Wort gesprochen, die Fessel jenes Kompromisses zwischen Wissen und Glauben zerrissen; jetzt dürfe das Wissen furchtlos seinen Weg zu Ende durchmessen, die Religion habe in dem Herzen ihr unverlierbares Gebiet. Auf dem durch die Niederlegung der „Vernunfttheologie" frei gewordenen Boden baute nun die Philosophie, der neuen Freiheit froh, alsbald mit freudigem Wetteifer idealistisch-pantheistische Systeme. Die Philosophie des neunzehnten Jahrhunderts, im besonderen die deutsche, als die kühnste und freieste, ist durch und durch pantheistisch oder monotheistisch in dem Sinne der Formel: Gott allein ist, alles was ist, ist und muß begriffen werden in Gott.

Übrigens ist bemerkenswert, daß den Philosophen die Dichter vorangeeilt waren. Lessing, Herder, Goethe hatten sich zu Spinoza bekannt, als die Philosophen (man sehe z. B. den Umriß der Geschichte der natürlichen Theologie in Fabers Logik und Metaphysik) von ihm noch „wie von einem toten Hunde" redeten. Lessing gesteht Jakobi in einer Unterredung ein Jahr vor seinem Tode: „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich, ich kann sie nicht genießen. Ἓν καὶ πᾶν! Ich weiß nichts anders!" Und als der Freund verwirrt erwidert: er sei gekommen, um sich bei ihm Hilfe gegen den Spinoza zu holen, antwortet Lessing: „Werden Sie lieber ganz sein Freund. Es giebt keine andere Philosophie als die

*) In Fabers Selbstbiographie (J. G. H. Fabers Leben, Natur und Grundsätze, 1825) mag man nachlesen, wie tief die Umwälzung in alle persönlichen und Universitätsverhältnisse eingriff. Fabers war lange ein beliebter und berühmter Lehrer der Philosophie an der Göttinger Universität gewesen; da brachte das Aufkommen der Kantischen Philosophie in den achtziger Jahren ihn bei Kollegen und Studenten so in Mißachtung, daß er freiwillig sein Lehramt niederlegte und die Stadt verließ. Auch wird von hieraus die Thatsache doch verständlicher, daß den preußischen Staatslenkern, die dem großen Friedrich folgten, bei der Sache so ängstlich wurde, daß sie gegen Kants religionsphilosophische Vorlesungen einschritten.

des Spinoza."*) Herder folgt mit seiner Schrift: Gott, einige Gespräche über Spinozas System (1787). Und Goethes erste Dichtungen sind ganz durchtränkt von pantheistischem Naturgefühl und Naturanschauung.

Was wär' ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe.
Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft und seinen Geist vergißt.

Dem Sturm und Drang in der Litteratur folgt dann der Sturm und Drang in der Philosophie. Wie neue Staaten und Dynastien in der gleichzeitigen großen politischen Revolution mit jedem Jahr auftauchten und verschwanden, so brachte in Deutschland jeder neue Frühling der Welt einen neuen spekulativen Philosophen und ein neues, mit dem Anspruch auf absolute Weltherrschaft auftretendes System. Einig sind alle in der unverhohlenen Verachtung der alten theologischen und philosophischen Orthodoxie, einig auch in der Richtung, in der sie die neue Wahrheit suchen. Die alte Philosophie ist deistischer, die neue pantheistischer Monotheismus. Der Deismus setzt Gott als supramundanes Wesen; er hat die Welt mit allem was darinnen ist, nach einem Plan gemacht und außer sich gesetzt, nun läuft sie an dem Faden der Naturgesetze ab, nicht anders als eine Maschine, die ein geschickter Meister zu einem bestimmten Zweck aufgestellt hat. Diese Vorstellung von Gott und Welt kommt den neuen Philosophen unsäglich platt und gemein vor; sie gehört demselben platten Rationalismus an, der in der geistig-geschichtlichen Welt alles aus Plänen und Absichten Einzelner ableitet: die Sprache und die Religion, das Recht und den Staat, alles haben erfinderische Menschen um der großen Nützlichkeit dieser Dinge willen ausgedacht und ins Werk gesetzt; und um derselben Nützlichkeit oder Annehmlichkeit willen verfertigen, nach der Vorstellung der rationalischen Ästhetik, die Poeten Gedichte, die Künstler Bildwerke, die Musiker Tonwerke. Und eben jetzt sind diese Aufgeklärten darüber, die vollkommene Erziehung zu erfinden und die vollkommene Staatsverfassung auszudenken, um vermittelst ihrer dann den voll-

*) F. H. Jacobi, Über die Lehre des Spinoza in Briefen an Herrn Moses Mendelssohn. 1785.

kommenen Menschen zu machen, wie Wagner in der Retorte den homunculus, ohne die gemeine Naturkraft, durch Verstand und Kunst erzeugt. Nach diesem ihrem einen Bilde haben sie sich nun auch ein Bild von Gott gemacht: er ist der große Mechaniker, der dieses große Puppentheater der Welt ausgedacht und angefertigt hat.

Die Verachtung dieser Anschauungsweise ist das erste Kennzeichen des neuen Zeitalters. Als organische Weltanschauung setzt es seine Gedanken der mechanischen der Aufklärung entgegen; die Kategorie des Machens nach Absichten wird abgethan, an ihre Stelle tritt die organische Entwickelung. Am ersten vollzieht sich der Umschwung auf dem ästhetischen Gebiet, Kunst und Dichtung entsteht nicht durch Anfertigung nach einem Plan, das heißt echte und ursprüngliche Kunst und Dichtung, denn die Verse, welche von den professores poesëos und ihren Schülern zu hoher Personen Geburtstagen und andern Gelegenheiten angefertigt werden, mögen immerhin mit Hülfe von Gottschedens Dichtkunst oder einer andern vernünftigen Anleitung zustande gebracht werden; aber eine wirkliche Dichtung wächst von innen heraus, wie ein organisches Gebilde mit innerer Notwendigkeit sich entfaltend. So alle Volksdichtung, so die größte Dichtung einer Volksseele, seine Religion. Herder ist es vor allem, der die neue Auffassung geistig-geschichtlicher Dinge lehrt, und in Goethe erscheint der Dichter von Gottes oder der Natur Gnaden in leibhaftiger Gestalt. Ihren Abschluß findet diese neue Anschauung aller Dinge in dem neuen Gottesbegriff, in dem Begriff Spinozas: Gott das All-Eine, das in der Natur und Geschichte sich offenbart. Wie ein Organismus, oder wie eine poetische Idee, so entfaltet sich Gottes Wesen mit innerer, ästhetisch-teleologischer Notwendigkeit in die Fülle der Gestalten des Wirklichen. Die Leistung der Philosophie ist, daß sie diesen Prozeß der Selbstentfaltung des Absoluten in der dialektischen Selbstentfaltung des Begriffs darlegt.

Fichte war es, der die neuen Gedanken zuerst zum Vernichtungskampf gegen die alten Begriffe führte. Hatte Kant die Begriffe des Deismus von Gott und Unsterblichkeit schonend behandelt und sie ohne eigentliche innere Umbildung in sein System wieder zugelassen, nur ihr Vorzeichen verändernd: nicht theoretisch gültige Begriffe, sondern praktisch notwendige Ideen, so unternimmt es Fichte, die Begriffe

selbst als untaugliche, ja nichtswürdige aus der Welt zu schaffen. Er findet, sie stammen aus dem Eudämonismus, und damit ist das Verwerfungsurteil besiegelt: Gott ist nach der Vorstellung der natürlichen Theologie ein Einzelwesen neben anderen, dessen eigentliche Bestimmung ist, dem sinnlichen Menschen in diesem oder doch in jenem Leben zur Glückseligkeit zu verhelfen. Hiergegen empört sich Fichtes herber, um nicht zu sagen, fanatischer Moralismus; ein solcher Gott ist nicht Gott, sondern ein Götze. Allein in der moralischen Welt ist Gott; in der Stimme der Pflicht in deinem Innern offenbart sich ein Übersinnliches, das ist Gott. Aber dieses Übersinnliche nun wieder zu einer besonderen Substanz, das heißt, nach der Einsicht der kritischen Philosophie, zu einem in Zeit und Raum seienden und wirkenden Wesen zu machen, das Glückseligkeit schaffen soll, das ist gänzlich widersprechend und unmöglich. In der Appellation an das Publikum, in der er sich der gegen ihn erhobenen Anklage des Atheismus erwehrt, spitzt er den Gegensatz der neuen Philosophie gegen die alte philosophische Orthodoxie zu heftigster Anklage zu: der eudämonistische Dogmatismus, der in der natürlichen Theologie sein Weltsystem hervorgebracht hat, jene Philosophen, die „den Unendlichen in einen endlichen Begriff fassen und die Weisheit Gottes bewundern, daß er alles gerade so eingerichtet hat, wie sie selbst es auch gemacht hätten," oder die ihn zum Weltrichter machen, der das Laster straft und die Tugend mit Glückseligkeit belohnt, in welcher Funktion er sich das Verdienst erwirbt, „mangelhaften Polizeianstalten nachzuhelfen," das sind die wirklichen Atheisten. „Ein Gott, der der Begier dienen soll, ist ein verächtliches, ein böses Wesen, denn er unterstützt und verewigt das menschliche Verderben und die Herabwürdigung der Vernunft. Ein solcher Gott ist ganz eigentlich der Fürst dieser Welt." Diesem dienen jene; „sie sind daher die wahren Atheisten, sie sind gänzlich ohne Gott und haben sich einen heillosen Götzen geschaffen. Daß ich diesen ihren Götzen nicht statt des wahren Gottes will gelten lassen, dies ist, was sie Atheismus nennen."

Mit der großen Wendung, welche in dem Leben Fichtes durch diese Stellungnahme zu den herrschenden Vorstellungen herbeigeführt wurde, der Entlassung aus seiner Jenaer Professur und der Übersiedelung nach Berlin, tritt auch eine Wendung in der Richtung seines

Denkens ein. Zwar die Grundanschauung bleibt dieselbe: der Ausgangs- und Stützpunkt jeder über die physikalische Ansicht sich erhebenden Weltanschauung sind die Erfahrungen des sittlichen Lebens; sie führen zum Glauben an ein Übersinnliches, das freilich nicht als ein Einzelwesen oder eine besondere Substanz gedacht werden darf. Aber er vollzieht eine Frontveränderung: bisher war seine Angriffsfront gegen die staatskirchliche Orthodoxie in Philosophie und Theologie gerichtet; jetzt wird sie gegen die negative Aufklärung gewendet. So erhalten seine Darstellungen einen positiveren Charakter; was Gott und göttliches Leben in Wahrheit sei, legt er in den Reden einem gebildeten Publikum dar, das ihm nicht so sehr ein Zuviel an Glaubensartikeln, als ein Zuwenig an Glauben mitzubringen scheint.

In dem Jahr des Atheismusstreits (1799) erschienen auch Schleiermachers Reden über die Religion an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Sie sagen sich nicht minder entschieden von den überlieferten Vorstellungen der philosophisch-kirchlichen Orthodoxie los. Nicht in der Lehre und nicht im Handeln ist die Religion ursprünglich, sondern im Gefühl; in ihm wird das Endliche des Unendlichen und Ewigen unmittelbar inne. Jedes wahre Gefühl, das aus dem Ganzen des Gemüts sich erhebt und auf das Ganze der Dinge bezogen wird, ist religiös; die Ehrfurcht, die Bewunderung, die Freude, die Liebe, die Dankbarkeit, die Demut, die Andacht, die durch eine Berührung mit Natur- und Menschenleben erregt wird, wird zur Regung der Frömmigkeit, sofern in und mit diesen Einzelnen „das Ganze als die Offenbarung Gottes uns berührt und also nicht Einzelnes und Endliches, sondern eben Gott, in welchem ja allein auch das Besondere ein und alles ist, in unser Leben eingeht, und so auch in uns selbst nicht etwa diese oder jene einzelne Funktion, sondern unser ganzes Wesen, wie wir damit der Welt gegenübertreten und zugleich in ihr sind, also unmittelbar das Göttliche in uns, durch das Gefühl erregt wird und hervortritt." Dagegen „die gewöhnliche Vorstellung von Gott als einem einzelnen Wesen außer der Welt und hinter der Welt ist nicht das eins und alles für die Religion, sondern nur eine selten ganz reine, immer aber unzureichende Art sie auszusprechen. Wer sich einen solchen Begriff gestaltet auf eine unreine Weise, weil es nämlich gerade ein solches Wesen sein muß, das er soll brauchen können zu

Trost und Hülfe, der kann einen solchen Gott glauben, ohne fromm zu sein. — Und ebenso ist das Ziel uud der Charakter eines religösen Lebens nicht die Unsterblichkeit, wie viele sie wünschen und an sie glauben, jene Unsterblichkeit außer der Zeit und hinter der Zeit, oder vielmehr nur nach dieser Zeit, aber doch in der Zeit, sondern die Unsterblichkeit, die wir schon in diesem zeitlichen Leben unmittelbar haben können, und die eine Aufgabe ist, in deren Lösung wir immerfort begriffen sind. Mitten in der Endlichkeit eins werden mit dem Unendlichen und ewig sein in jedem Augenblicke, das ist die Unsterblichkeit der Religion."

In Schelling folgt dem moralistischen ein naturalistischer Pantheismus. Die Natur ist ihm nicht ein bloßer Schein, den das Ich wirft, sondern, wie dem Spinoza, die eine Seite der Wirklichkeit, deren andere Seite der Geist, dessen Entfaltung die Geschichte ist. Das Identitätssystem, wie es z. B. in Vorlesungen über das System der Philosophie vom Jahre 1804 vorliegt, schließt sich an Spinozas Kategorien so eng an, daß fast jeder Satz der Ethik darin wieder vorkommt. Als seine nächste Aufgabe sieht Schelling an, die Wissenschaft von der Natur aus dem kläglichen Zustande, in dem sie dem jugendlichen Philosophen sich zu befinden scheint, emporzuheben, den Haufen zufälliger und zerstreuter Kenntnisse in ein System rationaler Einsichten zu verwandeln. Das Ziel ist, die gesamte Natur als ein einheitliches, durch innere logisch-ästhetische Notwendigkeit beherrschtes System darzustellen oder die in ihm seiende Vernunft an den Tag zu bringen.

Hegels Philosophie endlich hat man nicht unschicklich logischen Pantheismus genannt. Sie geht darauf aus, die Natur und Geschichte in einem allumfassenden System als die mit innerer logischer oder dialektischer Notwendigkeit sich vollziehende Selbstentfaltung der Idee, des ideellen Wirklichkeitsgehalts, zu begreifen. Wie in dem Geist des Dichters die Idee einer Dichtung, des Hamlet, des Faust, sich in eine Vielheit von Momenten, Handlungen, Personen entfaltet, um endlich als ein einheitliches Ganze vor uns zu stehen, in dem jedes Einzelne seinen notwendigen Ort hat, so ist die Welt oder die Wirklichkeit, die in Natur und Geschichte vor uns sich ausbreitet, ein einheitliches Ganze, in dem jedes Einzelne seine Stelle mit logisch-ästhetischer Notwendigkeit einnimmt.

Wie wir eine Dichtung dann zu verstehen meinen, wenn wir sehen, wie zur Darstellung der einen Idee jede Scene, jeder Vorgang, erforderlich ist, so daß sein Ausfall als eine merkliche Lücke empfunden würde, so hätten wir eine vollkommene Erkenntnis der großen göttlichen Dichtung, die wir die Welt nennen, wenn wir in derselben Weise jede natürliche Form und Kraft, jede geschichtliche Bildung als ein zur Darstellung des Ganzen innerlich notwendiges Moment darstellen könnten. Das leisten die Wissenschaften nicht, ja sie gehen nicht einmal darauf aus. Die Naturwissenschaften bringen Thatsachen zusammen und suchen sie unter Formeln zu begreifen, welche bloß äußere Zusammenhänge ausdrücken, die Kausalgesetze; aber sie lassen die Thatsachen und die Gesetze als blinde brutale Fakta stehen. Und nicht anders halten es die geschichtlichen Forschungen, auch sie bringen endlose Massen von Thatsachen zusammen, versuchen sich auch an einer Art kausaler Konstruktion, aber die Frage nach dem Sinn dieser Thatsachen beantworten auch sie nicht, ja sie stellen sie nicht einmal. Das ist nun die Aufgabe der Philosophie. Was bedeutet die Natur? worin liegt die innere Notwendigkeit all' der Vorgänge und ihrer Gesetze, der mechanischen, der chemischen, der organischen? was bedeutet die Geschichte im Ganzen, was ist der Sinn, der sich in ihr ausdrückt? wozu mußten alle diese Völker, die Chinesen und Inder, die Perser und Ägypter, die Griechen und Römer über die Erde gehen und in Staat und Recht, in Religion und Kunst solche Entwickelung erleben? Das sind die Fragen, auf welche die Hegelsche Philosophie die Antwort geben will. Sie will sagen, was ein jedes eigentlich ist, indem sie seinen Sinn im Ganzen der Dinge aufzeigt. Und indem sie so den einen das All durchdringenden Sinn, die Idee der Wirklichkeit, entwickelt, stellt sie Gottes Wesen und Leben selbst dar: Gott ist nichts anderes, als der eine, seiende, lebendige, zum Selbstbewußtsein sich entwickelnde Weltgedanke. Aber auch die Wirklichkeit ist nichts anderes, nämlich die Wirklichkeit, wie sie an sich selber ist: sie ist ganz lebendige, sich entfaltende, im Selbstbewußtsein sich selbst erfassende Idee; ein totes, starres, bloß seiendes Sein außer der Idee kommt nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in den vergeblichen Vorstellungen einer in Abstraktionen wohnenden Philosophie vor. Und darum geht die Welt in den Gedanken der wahren Philosophie auf, weil sie selbst Gedanke

ist. — So kehrt in Hegel die moderne Philosophie zu ihrem Ausgangspunkt in der platonisch-aristotelischen Philosophie zurück: die Wirklichkeit ist ein zum Selbstbewußtsein sich entfaltendes Gedankensystem, *νόησις νοήσεως*; die Philosophie ist das Nachdenken der objektiven Gedankenbewegung.

Die Zeit, wo diese Gedanken die geistige Welt Deutschlands beherrschten, wo die allezeit des Neuen begierige Jugend herbeiströmte, um den Augenblick des Erwachens des absoluten Geistes zum vollen Selbstbewußtsein mitzuerleben, ist längst dahin. Die dialektische Nachbildung der Selbstbewegung der Idee ist verschollen. Der Glaube, daß Schellings oder Hegels Philosophie die Natur und Geschichte in ihrer innern Notwendigkeit so durchsichtig gemacht habe, wie uns ein trefflicher Erklärer ein Drama Shakespeares oder Goethes durchsichtig macht, ist uns kaum mehr verständlich; wir können darin nicht viel mehr als eine willkürlich schematisierende Anordnung der allgemeinen Formen der Wirklichkeit erblicken. Und ganz befremdlich ist uns der Hochmut, mit dem diese unbestimmten Reflexionen über die Wirklichkeit im allgemeinen, die wie wogende Nebel bald diese, bald jene Gestalt annehmen, sich gegen die wissenschaftliche Forschung als die unendlich wichtigere und vornehmere Leistung erheben.

Eines ist der deutschen Philosophie dennoch geblieben: die Gesamtanschauung der Wirklichkeit, von der die Spekulation ausging. Auch wir suchen noch den Abschluß der Gedanken, auf die uns die Betrachtung der Wirklichkeit führt, in derselben Richtung: ein idealistischer Mono- oder Pantheismus, das ist der Zielpunkt, gegen den die Gedanken der kräftigsten und besonnensten Denker auch heute noch konvergieren. Fechner und Lotze mögen als die Führer auf diesem Wege genannt sein. Lotze sucht dem Ziel durch abstrakt-metaphysisches Räsonnement sich zu nähern; geschichts- und religionsphilosophische Betrachtungen werden zur Unterstützung herangezogen. Fechner bleibt Naturphilosoph, in der sichtbaren Welt sucht und findet er überall Symbole des Unsichtbaren.

Zaghafter und wie von Ferne stehend deutet doch auch die positivistische Richtung auf dieses Ziel hin. H. Spencer mag als ihr Repräsentant reden. In einer bemerkenswerten Betrachtung, mit der er die Darstellung der religiös-kirchlichen Entwickelung in der

Soziologie (§ 659 f.) abschließt, führt er aus, daß das Ergebnis der wissenschaftlichen Erforschung der Wirklichkeit keineswegs das Ende der religiösen Vorstellungen überhaupt bedeute. „Inmitten all dieser Geheimnisse, die dem Forscher um so geheimnisvoller werden, je mehr er über sie nachdenkt, bleibt ihm stets die Gewißheit, daß er sich einer unendlichen und ewigen Energie gegenüber befindet, der alles Dasein entströmt." Was ist diese Energie? „Das Endergebnis der Spekulation, die schon vom primitiven Menschen (in der Gestalt des Animismus) begonnen ist, ist also, daß die Macht, welche sich in dem ganzen als materielle Welt unterschiedenen Universum kundgiebt, eins ist mit der Macht, die in der Form von Bewußtsein aus unserem eigenen Innern hervorquillt." „Wenn der Naturforscher sieht, wie die festen Körper, so tot sie erscheinen, sich doch gegen unendlich schwache Kräfte empfindlich zeigen, wenn das Spektroskop ihm beweist, wie gewisse Moleküle auf der Erde harmonisch schwingen mit solchen auf fernen Gestirnen, wenn sich ihm die Überzeugung aufdrängt, daß jeder Punkt im Raum von unzähligen Schwingungen erfüllt ist, die ihn jeden Augenblick nach allen Richtungen durcheilen, dann neigt er gewiß viel weniger zu der Vorstellung von einem Universum, das nur aus toter Materie besteht als zu der Vorstellung von einem Universum, das allüberall belebt ist, nicht zwar belebt in dem gewöhnlichen beschränkten, wohl aber belebt in einem allgemeineren Sinn."

Damit wird auch hier Raum für symbolischen Anthropomorphismus und idealisierende metaphysische Begriffsdichtung, wie sie A. Lange, der Vertreter des Positivismus in Deutschland, für unentbehrlich hielt. Verschiedene Wege treffen am selben Ziel zusammen.

Überblicken wir zum Schluß den Gesamtverlauf der langen Gedankenbewegung, so läßt er sich so aussprechen. Die Religion hat mehr und mehr die Elemente ausgeschieden, die am Anfang im Vordergrund standen: die theurgische Praktik und die mythologisch-kosmogonischen Fabeleien. In dem Maße als mit steigender allgemeiner Kultur die wissenschaftliche Naturerkenntnis und die hierauf beruhende technische Naturbeherrschung zunimmt, in demselben Maße verschwindet das alte Zauber- und Fabelwesen. Dagegen tritt mehr und mehr das ethische Moment, das ursprünglich nur nebenher geht, in den Vordergrund, das Wesen des Göttlichen wird bestimmt durch das sittlich Gute. Anderer-

seits zieht sich die Wissenschaft mehr und mehr von dem Gebiet der Religion zurück. Die dogmatische Orthodoxie, die mit Begriffen, deren Möglichkeit wenigstens für theoretisch beweisbar galt, die Natur des Jenseitigen zu bestimmen trachtete, ist ebenso wie die natürliche Theologie des achtzehnten Jahrhunderts, die auf demselben Boden stand, nur daß sie den Kreis des Beweisbaren enger zog, aufgegeben. Auch die philosophische Spekulation, die die Wirklichkeit mit absoluten Begriffen zu erschöpfen dachte, ist aufgegeben. Die Philosophie ist bescheidener geworden; doch glaubt sie zu sehen, daß die Thatsachen unser Denken anleiten, eine letzte allumfassende Wesenseinheit des Wirklichen anzunehmen, eine Einheit, die nicht die äußerliche und zufällige Einheit eines mechanischen Systems sein kann, sondern nach Art der inneren Einheit eines geistigen Wesens zu denken ist. Auf die Ausführung dieses Gedankens aber verzichtet sie; sie überläßt seine Erfüllung der schöpferischen Dichtung des religiösen Genius. Er giebt, wie ein schaffender Künstler, der Idee des Vollkommenen anschauliche Gestalt; er deutet durch Worte und Thaten, durch Lehre und Leben den Sinn des großen Geheimnisses, das wir Wirklichkeit nennen. —

Ich weiß wohl, von anderen wird Verlauf und Ziel der geschichtlichen Entwickelung anders aufgefaßt. Viele sind mit L. Feuerbach überzeugt, die große Erkenntnis unseres Jahrhunderts sei die, daß nicht Gott den Menschen, sondern der Mensch Gott geschaffen habe. Ihnen wird die hier gegebene Darlegung altmodisch und rückständig vorkommen.

Ich will niemanden in der Zufriedenheit mit seinen Gedanken stören. Doch kann ich mir die Bemerkung nicht versagen, daß mir die Wahrheit der ersten Formel die der zweiten nicht auszuschließen scheint. Ich bin ganz bereit den Satz zuzugeben: der Mensch hat Gott geschaffen, nämlich in seiner Vorstellung und zwar nach seinem eigenen Bilde. Damit ist aber der andere Satz nicht unverträglich: Gott hat den Menschen nach seinem Bilde geschaffen, nun aber nicht bloß in der Vorstellung, sondern in der Wirklichkeit. Der Mensch, sagt jene Philosophie, ist ein Produkt der Natur. Sicherlich. Aber was ist das, die Natur? Ein großer Haufe von unendlich kleinen Sandkörnern? Und aus ihnen sollten durch bloße Nebeneinanderlagerung fühlende und denkende Wesen hervorgehen? Da wird denn

wohl, mit Goethe zu reden, etwas Anonymes dabei im Spiel gewesen sein. — Und ein wenig könnte jene Philosophen, die das Ende des Gottesglaubens schon mit Händen zu greifen meinen, doch auch der Umstand stutzig machen, daß also nach ihrer Theorie die Erzeugung, Umbildung und endliche Ausstoßung einer phantastischen Einbildung den wesentlichen Inhalt der ganzen bisherigen Menschheitsgeschichte ausgemacht habe. Denn das ist ja eine unzweifelhafte Thatsache, daß alle größten geschichtlichen Bewegungen religiöser Natur waren; Buddhismus, Christentum, Muhammedanismus, Reformation, das sind die größten Themata der bisherigen Geschichte. Sollten die Welt und der Menschengeist wirklich so seltsam eingerichtet sein, daß sie beim Zusammentreffen mit einander gerade den großen Irrtum zeugen mußten?

Aber die Zukunft, sagen sie, die ganze unendliche Zukunft gehört der von Vorurteil und Aberglauben gereinigten Vernunft, gehört dem von Phantasie und Dichtung nicht geblendeten reinen Wissen. — Ich weiß nicht, was den geistigen Inhalt der Zukunft ausmachen wird. Doch würde ich nicht widersprechen, wenn jemand behauptete: die Vorstellung, daß die Wirklichkeit in Wahrheit nichts als ein Agglomerat von sehr kleinen Sandkörnern sei, werde einmal künftig lebenden Geschlechtern als eine Episode seltsamster Verirrung des Menschengeistes erscheinen. Auf einen Augenblick, mit dem Maßstab der Jahrhunderte gemessen, habe der erstaunliche Fortschritt mathematisch-physikalischer Erkenntnis, zusammentreffend mit Konfessionszwang und politischem Verderben der Religion, in manchen Köpfen eine solche Verblendung zu Wege gebracht, daß sie in den Wahn gefallen seien, der Geist sei etwas der Wirklichkeit absolut Fremdes und es sei völlig rätselhaft, wie er eigentlich habe herein kommen können. Gegenüber solcher Verirrung, die noch dazu mit dem stolzen Bewußtsein, auf dem Gipfel menschlicher Bildung zu stehen, aufgetreten sei, so werde einmal die Zukunft urteilen, erscheine ihr der ärmste Götzendiener, der vor einem Geist in den Dingen sich auf die Knie werfe, als ein Wesen, dem doch eine Ahnung von dem großen Sinn und Wesen der Dinge aufgegangen sei.

Ich las einmal irgendwo ein Wort von Jean Paul: „Wie sich die Wolken so viel anmaßen, als gehörten sie zum Himmel und zu den Sternen, indes sie uns nicht viel ferner stehen als unser Frost-

atem." Das Wort mag auch von den Meinungen derer gelten, die den unendlichen Himmel vor dem Nebel ihrer kurzen Gedanken nicht sehen und nun behaupten, es gebe gar keinen Himmel, das sei nur ein alter Aberglaube, niemals habe ihn jemand gesehen.

Mir erscheint der negative Dogmatismus des Materialismus lediglich als das Gegenstück des positiven Dogmatismus der alten theologischen Orthodoxie. Beide kommen überein in der Auffassung der Religion als einer Summe buchstäblich zu fassender, mit dem Verstand aufzunehmender Lehrsätze, nur daß der erste nein sagt, wo der zweite ja sagt. Sie kommen überein in dem harten Intellektualismus, der für Dichtung und Kunst keinen Sinn hat. Sie kommen oft auch überein in einem harten Moralismus, der für Individualität und Freiheit des Geistigen keinen Sinn hat, nicht minder in herrschsüchtigem Fanatismus, der von jedermann absolute Unterwerfung unter die eigenen Bekenntnisformeln, negative wie positive, fordert.

11. Das Verhältnis von Wissen und Glauben.

In einer Schlußbetrachtung möchte ich noch meine Ansicht über das im Bisherigen wiederholt berührte Verhältnis von Philosophie und Religion, von Wissen und Glauben, zusammenfassend darlegen.

Philosophie ist nicht Religion und kann nicht an ihre Stelle treten. Sie will nicht ein Glaube sein, sondern ein Wissen. Dennoch enthält jede Philosophie, sofern sie Philosophie in dem alten Sinn, Welt- und Lebensanschauung, sein will, auch ein Element des Glaubens in sich, das die Wissenschaft als solche nicht enthält. Jede Philosophie geht zuletzt darauf hinaus, Sinn in die Dinge zu bringen oder vielmehr den Sinn, der in den Dingen ist, aufzuzeigen. Dieser Sinn ist aber im letzten Grunde immer eine Sache nicht des Wissens, sondern des Willens und Glaubens. Was dem Philosophen selber das höchste Gut und letzte Ziel ist, das sieht er in die Welt als ihr Gut und Ziel hinein und meint es nun auch durch hinterherkommende Betrachtung als solches darin zu finden. In diesem Sinne ist das Augustinische Wort: fides praecedit rationem eine allgemeine menschliche Wahrheit, ja der eigentliche Schlüssel zum Verständnis aller Philosophie.

Die Sache liegt auf der Hand bei aller idealistischen Philosophie. Das Ziel, dem die Wirklichkeit zustrebt, das ist die

gemeinsame Grundüberzeugung alles objektiven Idealismus, ist das zu sich selber kommen der Wirklichkeit: an sich Gedanke seiend, will sie sich als das, was sie an sich ist, erfassen, als Gedanken oder Vernunft wissen. Die Hegelschen Formeln bezeichnen die Grundanschauung dieser Denkweise zu allen Zeiten. Das ewige Fürsichsein der Ideen, das Denken des absoluten Denkinhalts, mit dem aristotelischen Ausdruck, ist Grund und Ziel der Wirklichkeit, ja, ist die Wirklichkeit selbst.

Der letzte Grund dieser Überzeugung liegt hier nun offenbar in dem eigenen Erleben. Dem Aristoteles wie dem Plato war Philosophie die höchste Angelegenheit des eigenen Lebens. Also ist sie, so konstruieren sie die Sache in der Ethik, der höchste Inhalt und das höchste Gut des menschlichen Lebens, also, so folgert die Metaphysik weiter, das höchste Ziel alles Lebens und Daseins überhaupt. Das Allwirkliche, die Gottheit ist nach dem Schema des kleinen Gedankendenkers als der große Gedankendenker gebaut. Ebenso ist für Fichte oder Hegel Philosophie die wichtigste und bedeutendste unter allen Thatsachen, die die Welt überhaupt bietet; folglich ist das Denken Grund und Ziel, ja das eigentliche Sein der Welt. Hätte man Fichte gefragt, welches Ereignis er für das wichtigste des 18. Jahrhunderts oder auch der neueren Zeit überhaupt halte, er würde wohl keinen Augenblick gezögert haben zu antworten: das Aufkommen der Wissenschaftslehre, die mit Kant anfange. In den Reden über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters konstruiert er das Ganze der Geschichte; sie dreht sich um die neue Philosophie als ihren Angelpunkt: die große Wende der Zeiten, der Übergang von der absteigenden zur aufsteigenden Bewegung wird durch das Eintreten der Transcendentalphilosophie bezeichnet; in ihr beginnt die Vernunft, die sich an die Natur verloren hatte, sich selber wieder zu gewinnen. Bei Hegel mündet ebenso der Weltprozeß unmittelbar in seiner Philosophie; in ihr erreicht die Wirklichkeit das Ziel ihrer Selbstbewegung, das absolute Selbstbewußtsein. So interpretiert der Philosoph das Universum aus sich selbst und seinen höchsten Bestrebungen. Der Weltprozeß nimmt seinen Weg immer mitten durch den Kopf des Philosophen hindurch.

Die Sache steht nicht anders bei Schopenhauer, dem Antipoden Hegels. Auch er interpretiert die Welt aus seinem eigenen

Weſen; im eigenen Lebensziel geht ihm das Ziel der Welt auf. Die Welt als Wille und Vorſtellung nennt er ſein Hauptwerk; er ſelbſt iſt das Modell der Welt; ihre beiden Seiten ſind die Seiten ſeines eigenen Weſens, Intelligenz und Wille. Und das Verhältnis dieſer beiden Seiten zu einander, das er in ſich ſelber erlebt, ſieht er in die Welt überhaupt hinein: die Intelligenz das lichte und freudige Weſen, der Wille das dunkle, blinde, begehrende, fürchtende, neidende, haſſende, elende und unſelige Weſen. Die Intelligenz verſchaffte ihm die großen und reinen Freuden ſeines Lebens, der Wille die täglichen kleinen und großen Leiden. Darum, vom Willen erlöſt und reine Intelligenz werden, das iſt ein Ziel, aufs innigſte zu wünſchen. Und nun ſieht er dieſes Ziel auch in die Welt hinein. Iſt ſie in ihrem Urſprung blinder, drangvoller, ungeſtümer, unſeliger Wille, ſo treibt dieſer aus ſich die Intelligenz hervor, und darin das erlöſende Prinzip: durch die Erkenntnis ſeines eigenen Weſens kommt der Wille zur Verneinung ſeiner ſelbſt und damit zum Frieden. So zeigt es die Geſchichte; in den großen Erlöſungsreligionen, Chriſtentum und Buddhismus, erreicht die Menſchheit das Ziel ihres Lebens, die Erlöſung vom Willen. So geht auch hier dem Philoſophen aus dem eigenen Erleben der Sinn der Welt auf.

Auch die poſitiviſtiſche und materialiſtiſche Philoſophie verhält ſich in dieſer Abſicht nicht anders. Der Poſitivismus, wie er von A. Comte ausgebildet iſt, will zunächſt reines Wiſſen, bloße Syntheſe aller wiſſenſchaftlichen Erkenntnis ſein. Aber auch er miſcht Elemente des Glaubens hinein; es geſchieht zunächſt in der Geſchichtsphiloſophie; ſie hat hier wie überall die Form, daß ſie die Geſchichte als Weg zu einem Ziel darſtellt. Dies Ziel weiß der Philoſoph, und das iſt eigentlich ſeine große Wiſſenſchaft, darin hat er den Schlüſſel zum Geheimnis der Welt. Das iſt es auch, was ihm die Jünger zuführt; wie ſich früher die gläubige Menge um Orakel und Propheten drängte, ſo drängt ſie ſich jetzt zu den Philoſophen, um von ihnen zu hören, wohin der Weg führt, was in der Zukunft liegt. Comtes Philoſophie iſt ganz auf Geſchichtsphiloſophie gerichtet, ein Verſuch, den bisherigen Weg der Menſchheit im Zuſammenhang zu überblicken und von hieraus die Richtung zu beſtimmen, in der ſich die fernere Geſchichte bewegen wird. Durch das Geſetz der drei Stufen wird der Ort und die Aufgabe der Gegen-

wart bestimmt. Ihre Aufgabe ist natürlich eben die, an welche der Philosoph gerade die Hand legt oder die er eben so glücklich war, im Umriß zu lösen, also hier die Begründung der positiven Philosophie als der definitiven Form der menschlichen Erkenntnis, und die Begründung der positiven Politik, die als System ebenfalls fertig ist, es wird sich von nun ab um die Durchführung in der Wirklichkeit handeln. So läuft auch hier der Weltprozeß mitten durch das Hirn des Philosophen; nicht ohne es ein wenig zu verrücken: Comte fühlte und benahm sich in seinen späteren Jahren als der Hohepriester der Menschheit, der, in der Linken die Vergangenheit, in der Rechten die Zukunft haltend, ihre Geschicke wägt und lenkt. Vielleicht ist es eine die Tragkraft des menschlichen Gehirns übersteigende Zumutung, es zum Mittelpunkt der Weltbewegung zu machen.*)

Der Materialismus lehnt die Deutung der Welt aus einem Sinn grundsätzlich ab, sie hat keinen Sinn, sondern nur zufällig und gelegentlich geschieht es, daß Sinnvolles entsteht; zufällig und gelegentlich kommen Moleküle in einem Hirn so zusammen, daß eine Dichtung oder eine Philosophie das Ergebnis ist. Dennoch fehlt es auch ihm nicht an Momenten des Glaubens. Auch die Philosophen des Materialismus treten als Propheten auf, auch sie haben die große Wissenschaft der Vergangenheit und der Zukunft. So deutet L. Feuerbach**) den Gläubigen die Geschichte. „Die bisherige sogenannte neuere Zeit ist das protestantische Mittelalter, in dem wir, nur mit halben Negationen und Behelfen, die römische Kirche, das römische Recht, das peinliche Kriminalrecht, die Universitäten in altem Schnitt u. s. w. beibehielten. Mit der Auflösung des Christentums des Protestantismus als einer den Geist bestimmenden religiösen Macht und Wahrheit sind wir in die neue Zeit eingetreten. Der Geist der Zeit oder der Zu-

*) Jodl stellt in der Geschichte der Ethik (II, 102 ff.) mit A. Comte seinen deutschen Zeitgenossen Krause zusammen: wie jener sich als den Begründer der Menschheitsreligion auf dem Titel seiner späteren Schriften ankündigte, auch einen Kult nebst Kalender und Heiligen für die neue Religion ausdachte, so stiftete Krause im Jahre 1808, im einsamen Kämmerlein allein mit seinen Gedanken, einen „Menschheitsbund" und beginnt von da an eine neue Periode unseres Geschlechts und eine neue Zeitrechnung.

**) In einem Aufsatz: Grundsätze der Philosophie (1842/3), bei Grün, L. Feuerbach, Briefwechsel und Nachlaß, S. 411 ff.

kunft ist der des Realismus. — An die Stelle des Glaubens ist der Unglaube getreten, an die Stelle der Bibel die Vernunft, an die Stelle der Religion und Kirche die Politik, an die Stelle des Himmels die Erde, des Gebets die Arbeit, der Hölle die materielle Not, an die Stelle des Christen der Mensch." Damit ist nun die Notwendigkeit einer neuen Philosophie gegeben, denn jede Zeit bedarf einer eigenen Philosophie. „Die Negation des Christentums war bisher eine unbewußte, jetzt erst wird sie eine bewußte und gewollte, um so mehr als sich das Christentum vermengt hat mit den Hemmnissen des wesentlichen Triebes der jetzigen Menschheit, der politischen Freiheit. Die bewußte Negation begründet eine neue Zeit, die Notwendigkeit einer neuen offenherzigen, nicht mehr christlichen, entschieden unchristlichen „Philosophie." Und diese neue, von der Zeit geforderte Philosophie bietet nun Feuerbach, eine realistische, atheistische und demokratische Philosophie, zweifellos wird sie siegreich die Welt erobern und ihr den Weg zum Heil weisen. So wird der Unglaube selbst zu einem neuen Glauben.

Man sieht, auch hier ist die Philosophie nicht ein Erzeugnis des bloßen Verstandes, sondern der ganzen Persönlichkeit; der Wille, die Empörung gegen eine elende Gegenwart giebt ihr Richtung und Leidenschaft.

Es wäre nicht schwer zu zeigen, wie dasselbe bei neueren Philosophen dieser Richtung, bei Dühring, bei den Sozialisten der Fall ist. Wie Zorn und Entrüstung einst dem Juvenal Verse eingaben, so geben sie bis auf diesen Tag Gedanken ein. Was die Gläubigen des Materialismus überzeugt, das sind nicht so sehr Gründe, nicht die Beweise aus Wissenschaft und Metaphysik, als die Empfindung, daß der Materialismus am entschlossensten die Weltanschauung bekämpft, die ihnen als die Grundlage der bestehenden Verhältnisse, als die Grundlage der Welt des Unrechts, der Lüge, der Gewalt erscheint. Eine Philosophie der Geschichte und eine Deutung der Zukunft ist auch hier das Herz der Philosophie und das Herz dieses Herzens sind Ideen von Recht, Freiheit, Wohlfahrt, deren Verwirklichung in einer neuen Ordnung der menschlichen Dinge Aufgabe der Gegenwart und Inhalt der Zukunft ist. So konstruiert der Begründer der „materialistischen Geschichtsauffassung", Karl Marx, die Entwickelung des wirtschaftlichen Lebens als Bewegung gegen das Ziel einer sozialistischen Gesellschafts-

ordnung: der Expropriation der Arbeiter, womit die Gesellschaft begann, folgt jetzt die Expropriation der Expropriateurs, die Umwandlung des privaten in Kollektiveigentum und damit wird das Ziel erreicht, die durchgängige Organisierung des wirtschaftlichen Lebens; mit der Organisierung der Produktion beginnend, wird sie in der Organisierung der Verteilung sich vollenden. Ähnlich deutet Friedrich Engels, mit neuesten Theorien der Anthropologie die alten Gedanken stützend, die Geschichte als einen einheitlichen Verlauf, der, ausgehend von einer Naturordnung der Gesellschaft, mit Mutterrecht und kollektivistischer Haushaltung, durch die Periode des Zwangs und Staats, mit Vaterrecht und Privateigentum, endlich zu einer freien Gesellschaftsverfassung mit Kollektiveigentum und freier Familienvereinigung zurückführt.*)

So ist überall das Zukunftsideal der feste Punkt, von dem die Deutung der Geschichte ausgeht. Von hieraus werden die Punkte der Vergangenheit bestimmt, die von maßgebender Bedeutung sind, und durch diese Punkte wird dann die Kurve gelegt, die den Lauf des geschichtlichen Lebens beschreibt. Daher macht sich jede Neubildung alsbald an die „Umwertung" der geschichtlichen Werte; sie bedarf ihrer für ihre Geschichtsphilosophie. Man denke an die Renaissance, die Reformation, die französische Revolution, an den Nationalverein und das neue deutsche Reich auf preußischer Grundlage: jede Neubildung ist durch eine Umwertung der geschichtlichen Werte ihrer eigenen inneren Notwendigkeit gewiß geworden. So wird es jetzt der Sozialismus. Was sonst den Menschen als groß und wichtig erschien, die Thesen Luthers, der Tag von Leipzig oder Sedan, das schrumpft, von dem neuen Standpunkt gesehen, zu einem ganz ordinären Tagesereignis zusammen. Dagegen erhält ein von Anderen kaum beachtetes Vorkommnis die Bedeutung eines in der Weltgeschichte epochemachenden Ereignisses, K. Marx' kommunistisches Manifest, die Gründung des allgemeinen deutschen Arbeitervereins durch Lassalle u. s. f. Der alte Trieb jeder neuen Partei, sich eine eigene Zeitrechnung, einen neuen Kalender mit neuen Heiligen zu machen, tritt uns auch hier wieder entgegen.

*) Fr. Engels, Der Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates. 3. A. 1890.

So absurd einem Gläubigen alter Ordnung die neue Wertung vorkommt, so glaubhaft erscheint sie den Gläubigen; nur eines wollen sie nicht glauben: daß es *Glaube* ist und *nicht Wissen*, worauf ihre Ansicht der Dinge beruht: wir sehen ja doch ganz deutlich die Geschichte in der Richtung auf das Ziel sich bewegen; die „Wissenschaft" ist das dritte Wort der Sozialdemokratie. — Freilich, ihr stellt euch ans Ziel, wie sollte auch nun nicht die Geschichte auf euch sich zuzubewegen scheinen? Aber was euch auf diesen Punkt gestellt hat, das war nicht die Wissenschaft, sondern Liebe und Haß, Verlangen und Abscheu, nicht der Verstand, sondern der Wille. Wer nicht eure Liebe und euren Haß, eure Hoffnungen und Ideale teilt, dem könnt ihr die Wahrheit eurer Betrachtung nicht beweisen. Ihr könnt nur auf die Zukunft euch berufen, aber das ist eben das eigene, daß die Zukunft nur dem Glauben, nicht dem Wissen offen liegt. Es mag sein, daß nach fünfhundert Jahren, wenn dann die neue Ordnung der Dinge da ist, jedem Auge die Anfänge der großen Umwälzung in ihrer Bedeutung erkennbar sind. So sind jetzt jedem die Anfänge des Christentums in ihrer geschichtlichen Bedeutsamkeit erkennbar, und selbst dem Widerwilligen prägt unsere Zeitrechnung ihre Bedeutung ein. Hätte aber damals, vor 1800 Jahren, jemand einem griechischen Philosophen oder einem römischen Historiker gesagt: von der vor einigen Jahrzehnten erfolgten Geburt eines armen Knäbleins im jüdischen Lande wird einmal die ganze europäische Völkerwelt den Anfang ihrer Zeitrechnung datieren, so würde er vermutlich an dem gesunden Verstande des Propheten gezweifelt und auf jeden Fall es abgelehnt haben, in eine Erörterung der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit dieser Ansicht sich einzulassen. Es scheint mir einstweilen mit der neuesten Umdatierung der Zeitrechnung nicht wesentlich anders zu stehen.

Das nimmt der Sache nichts von ihrer Bedeutung; nicht das Wissen, sondern der Glaube thut Wunder; freilich nicht jeder Glaube, sondern nur der rechte Glaube, der das, was kommen will, divinierend vorausnimmt. Ideen, sagt Hegel, sind die wirkenden Kräfte der Geschichte. Wohl; denn Ideen von dem, was kommen soll, sind die bewegenden Kräfte in den Bestrebungen und Gedanken der Menschen. Das wird so bleiben, so lange Menschen nicht vom Genuß der Gegenwart, sondern auf Hoffnung der Zukunft leben.

Und so lange wird auch der Glaube im Menschenleben seine Rolle spielen.

In diesem Sinne ist also Glaube ein Element, ja das eigentliche Formprinzip jeder Philosophie. Der Glaube an die Zukunft formt die Auffassung des geschichtlichen Lebens, und die Philosophie der Geschichte formt die Weltanschauung eines Menschen. Nicht die Astronomie formt die Weltanschauung, sie giebt bloß ein allemeines Schema der Wirklichkeit; nicht die Physik bestimmt die Auffassung vom Wesen des Wirklichen, sie giebt für die technische Behandlung der Dinge notwendige Handhaben; nicht die Biologie bestimmt die Auffassung vom Leben, sie giebt ein paar Grundstriche zur Bezeichnung des allgemeinen Ortes des Menschen in der Wirklichkeit: was die Bedeutung des Lebens, was das Wesen des Wirklichen, was Grund und Ziel der Welt sei, darüber erholt sich zuletzt ein jeder Auskunft aus der Geschichte, als der nächsten und eigentlichen Umgebung des Geistes. Die Konstruktion und Deutung aber des geistig-geschichtlichen Lebens, die kommt nicht aus der Wissenschaft vom Vergangenen, sondern aus der Idee vom Vollkommenen, die jeder mitbringt. Sie sagt ihm, wohin die Bewegung geht, und sowie er das weiß, entdeckt er auch, woher sie kommt; und weiß er, was es mit der Geschichte auf sich hat, so weiß er auch bald, was es mit der Natur und der Welt überhaupt auf sich hat. Das mir Wichtige ist das Wesentliche an der Welt, nach diesem Schema hat der menschliche Geist zu allen Zeiten geschlossen und er wird es schwerlich verlernen, es sei denn, daß einmal Kopf und Herz, Intelligenz und Wille zu völlig getrennter Haushaltung übergehen sollten. So lange sie in der alten Gemeinschaft leben, wird es bleiben wie bisher: was den Willen nicht erregt, was zu seinen Zwecken und Aufgaben, zu seinen Idealen keine Beziehung hat, das vermag die Aufmerksamkeit nicht zu erregen, das wird übersehen und fällt also für die Bildung der Vorstellung von der Wirklichkeit aus. So wird notwendig das Wichtige zum Wesentlichen und das Wesentliche zum allein Wirklichen. Wie die Schnecke ihr Haus baut, passend auf den Leib, so baut sich der Wille die Weltanschauung, aus der er die Dinge betrachtet und auf sie wirkt.*)

*) Vortrefflich ist dieser Gedanke, daß die Weltanschauung in dem geschichtlichen Bewußtsein der Menschheit ihre Wurzeln habe, in dem halb vergessenen

Der eben dargelegte Gedanke bildet, wie schon oben gezeigt wurde, den eigentlichen Angelpunkt der Kantischen Philosophie. Die tiefsten und Ausschlag gebenden Antriebe empfängt die Weltanschauung nicht aus dem Verstande, sie kommen aus der Willensseite, aus der praktischen Vernunft. Der Glaube an die Möglichkeit unserer letzten Zwecke, an die Möglichkeit des höchsten Guts in der Wirklichkeit ist eigentlich der feste Punkt in der Bildung der Weltanschauung. In der Lehre von den Postulaten und dem Primat der praktischen Vernunft hat Kant diesen Gedanken in seine Formelsprache gefaßt. Wir würden nun sagen: nicht mit einer Forderung haben wir es hier zu thun, die einem den Glauben ins Gewissen schiebt, sondern mit einer Thatsache; es glaubt und kann niemand glauben, daß die Wirklichkeit völlig gleichgültig oder gar feindselig sei gegen das, was ihm das letzte Ziel und höchste Gut ist. Mag jemand prinzipiell die Berechtigung des Glaubens an die Rücksichtnahme der Wirklichkeit auf menschliche Werte leugnen, thatsächlich setzt er doch ihre Zusammenstimmung voraus. Auch der Materialist glaubt an den Sieg der guten Sache, an die Übermacht der Vernunft, der Wahrheit, des Rechts, — glaubt also an eine moralische Weltordnung. Auch der Pessimist glaubt zuletzt an den Sieg des Besseren, sofern er an die Erlösung vom Übel glaubt: das Nichtsein, das kommt, ist ja gegen das Sein das Bessere. So finden wir Glauben auch bei denen, die prinzipiell alles Glauben verwerfen und nur das Erkennen wollen gelten lassen. Sie ziehen selber nicht die Konsequenz

---

Werk Bunsens: Gott in der Geschichte (1857), ausgeführt. Ich kann mir nicht versagen, aus der schönen Vorrede eine Stelle einzufügen: „Die Ahnung eines göttlich geordneten und Göttliches offenbarenden Ganges der Weltgeschichte ist die ursprüngliche göttliche Ausstattung des Menschen. Er erkennt sich von Anfang nicht bloß als Einer unter Vielen, sondern als Glied einer Reihe von Entwickelungen seines eigenen Wesens. Das Urbewußtsein des Menschen ist, daß alles Leben, das Einzelne und das Volkstümliche, sich zur Menschheit entwickelt nach einem Gesetz, welches in ihm selbst liegt, aber seinen zeitlichen Mittelpunkt hat in der Menschheit, seinen ewigen in der Gottheit. Dieses Weltbewußtsein, d. h. dieses weltgeschichtliche Bewußtsein Gottes, das Bewußtsein Gottes in der Weltgeschichte, ist zugleich das angestammte Gefühl des Verhältnisses des Einzelnen als des Mikrokosmos, der Gotteswelt im Kleinen, zum Makrokosmos, zur Gotteswelt im Großen und zum All."

ihres Grundsatzes, oder andererseits, sie leugnen die Rechtmäßigkeit dessen, was sie doch selber thun: nämlich durch Glauben an die Zukunft über das Wissen hinausgehen.

Kants Unternehmung ging nun eben dahin, das Recht dieses thatsächlich allgemeinen Verhaltens gegenüber der grundsätzlichen Leugnung festzustellen. Er will dem Glauben an das „Reich der Zwecke" sein gutes Recht gegen die prinzipielle Verneinung im dogmatischen Atheismus verschaffen. Aber nicht durch theoretische Beweisführung. Das war das alte Verfahren; man hatte durch Metaphysik, durch Teleologien und Theodiceen, nachzuweisen unternommen, daß wirklich das Gute in der Wirklichkeit die herrschende Macht sei. Dies Verfahren giebt Kant als ein unmögliches auf; ein objektiver Beweis, der den Verstand nötigte, ist hier der Natur der Sache nach unmöglich; jedem Beweis kann ein gleich starker Gegenbeweis entgegengesetzt werden. Es giebt auch hier eine Dialektik mit Antinomien. Und die Auflösung dieser dialektischen Antinomie liegt in derselben Wendung, worin Kant die Auflösung der kosmologischen Antinomien entdeckt: der Streit wird entschieden durch die Verlegung auf einen andern Boden. Raum und Zeit, Kausalität und Notwendigkeit sind nur im Subjekt, damit verschwinden die dialektischen Antinomien, die von der Voraussetzung ausgingen, sie seien Bestimmungen der Dinge an sich. So giebt es auch Werte nur für das Subjekt; aber, und das ist nun der entscheidende Punkt, nicht für den Verstand, sondern nur für den Willen, für die „praktische" Vernunft. Und nun leitet ihn die Analogie weiter: die Natur ist nach der Kritik der reinen Vernunft nichts anderes als ein durch die gesetzmäßige Funktion unserer Intelligenz geordnetes System von Erscheinungen; eben darum haben die Formen unserer Intelligenz die Bedeutung und Gültigkeit von allgemeinen und notwendigen Bestimmungsstücken unserer Naturerkenntnis oder also der Natur selbst. In derselben Weise, fügt dann die Kritik der praktischen Vernunft hinzu, kommt nun auch den Bestimmungen der Willensseite unseres Wesens die Bedeutung und Gültigkeit von allgemeinen und notwendigen Bestimmungsstücken unserer Weltanschauung zu. Wie das Verstandesgesetz der Kausalität die Grundlage unseres Glaubens an die Naturordnung ist, so ist das Sittengesetz die Grundlage unseres Glaubens an eine moralische Weltordnung. Soweit das

Sittengeſetz als identiſcher Ausdruck der geſetzgebenden Vernunft anerkannt wird und gilt, ſo weit gilt der Glaube an das Reich der Zwecke, deſſen Geſetzgebung eben das Sittengeſetz iſt.

Man mag an der Art, wie Kant dieſen Gedanken einführt und durchführt, Anſtoß nehmen. Der Grundgedanke iſt durchaus berechtigt. Einem Weſen, das keinen Willen hätte, ſondern reiner Verſtand wäre, dem wäre es völlig unmöglich, die Bedeutung oder auch nur den Sinn eines Reiches der Zwecke und einer ſittlichen Weltordnung als ſeiner inneren Geſetzmäßigkeit darzuthun. Aber für einen Menſchen mit einem menſchlichen, durch die höchſten Zwecke der Menſchheit beſtimmten Willen iſt der Glaube an eine ſittliche Weltordnung natürlich und notwendig. Und dieſer Glaube wird notwendig der Schlußſtein ſeiner ganzen Weltanſchauung. Es iſt unvermeidlich, daß unſerer Philoſophie, wie die Züge unſerer Intelligenz, ſo auch die Züge unſeres Willens ſich eindrücken. Und wir haben nicht mehr Urſache, hierin eine Verfälſchung unſerer Weltanſchauung zu erblicken, als in der räumlich-zeitlich-kauſalen Form unſeres Erkennens. Unſere Philoſophie iſt menſchliche Philoſophie, als Menſchen können wir eine andere weder haben noch ertragen.*) —

Der negative Dogmatismus wird gegen dieſe Betrachtung einwenden: das heiße einen natürlichen Fehler unſeres Denkens zum Prinzip erheben. Es ſei freilich ſo, daß wir geneigt ſind zu glauben, was wir wünſchen. Die Aufgabe der Philoſophie und Wiſſenſchaft

*) Es iſt dieſer Punkt der Kantiſchen Philoſophie, den neuerdings die proteſtantiſche Theologie zum Ausgangspunkt ihrer Religionsbetrachtung nimmt. Ich habe ſchon früher auf die Werke von Rauwenhoff und Bender hingewieſen. Ich nenne hier noch ein anderes bedeutendes Werk: J. Kaftan, Die Wahrheit der chriſtlichen Religion (1888). Die Beweisführung wird darauf geſtellt: ein theoretiſch zwingender Beweis für die Wahrheit des chriſtlichen Glaubens iſt unmöglich; weder auf dem philologiſch-hiſtoriſchen Wege der Schriftbeweiſe der alten Orthodoxie, noch durch philoſophiſche Spekulation kann dem Verſtande die Wahrheit dieſes Glaubens bewieſen werden; der einzig mögliche Beweis iſt die an den ganzen Menſchen ſich wendende Darlegung, daß die Idee von einem geſchichtlichen Beruf und Ziel des Menſchheitslebens oder die notwendige Idee von einem höchſten Gut in dem diesſeitigen und jenſeitigen Gottesreich des Chriſtentums ihre Erfüllung finden. Wobei ich denn nicht verhehlen will, daß ich weder des Verfaſſers Ablehnung aller Metaphyſik, noch ſeine Form der Einführung des Übernatürlichen mir anzueignen vermag.

sei aber eben, die Erkenntnis von dem Einfluß des Willens zu befreien. Ursprünglich sei der Wille ganz herrschend und bestimme vollständig die Auffassung der Dinge; so sei der vielgestaltige Aberglaube entstanden, von dem Anthropologie und Geschichte uns Kunde geben. Allmählich habe in der Wissenschaft der Verstand sich so weit durchgesetzt, daß an die Stelle der interessierten Deutung gewissenhafte Beobachtung und unbefangene Anerkennung der Thatsachen getreten sei. Die Wissenschaft zeige nun überall, daß der Naturlauf gar nicht, wie kindliche Phantasie sich ausmalte, unserem Willen zu willen ist oder sich biegen läßt, vielmehr völlig gleichgültig gegen menschliche Absichten seinen Gang geht, allein den ewigen, großen Gesetzen folgend. Also wozu sich täuschen, wozu Dinge denken, die nicht sind? Die Dinge zu nehmen wie sie sind, das ist Weisheit und Tapferkeit zugleich. Es kann ja keinen Gewinn bringen, sich falschen Vorstellungen hinzugeben.

Sicherlich nicht. Und ohne Zweifel ist es eine Erfahrung, die an jedem Tag aufs neue gemacht wird, daß der Naturlauf unsere Absichten durchkreuzt und auch das, was uns lieb und wert ist, zerstört. Aber ist damit schon ausgemacht, daß die Wirklichkeit nicht bloß im einzelnen, sondern auch im ganzen, nicht bloß gegen gelegentliche Einzelabsichten, sondern gegen unsere letzten und höchsten Zwecke sich gleichgültig verhält und daß also der Glaube an eine „moralische Weltordnung" eine mutwillige Täuschung ist?

Es ist nicht meine Absicht, hier in eine Erörterung der alten Fragen nach der Natur und Bedeutung des Übels und der Möglichkeit einer Theodicee einzugehen. Bloß mit einer Frage will ich erwidern: wie müßte denn die Welt beschaffen sein, damit jener Glaube wenigstens als möglicher zugelassen werden könnte? Müßte etwa der Naturlauf jedem Wunsch fügsam sein oder ihm schon zuvorkommen? Hätten wir dann Ursache zu denken, daß der Naturlauf durch eine Vorsehung zu unserm Besten gelenkt werde? L. Büchner meint (Kraft und Stoff S. 236): „Unsinnig müßte derjenige sein, der im Ernst behaupten wollte, die Erde sei von einer allweisen und allgütigen Vorsehung als passender Wohnplatz eingerichtet worden! Nur die äußerste Anstrengung seiner Körper- und Geisteskräfte macht es den Menschen überhaupt möglich, unter beständiger Bedrohung durch tausend Gefahren

auf derselben zu existieren." Also nur dann hätten wir ein Recht, an eine Vorsehung zu glauben, wenn uns die Natur ohne Anstrengung unserer Kräfte zu leben möglich machte? Wenn es keine Arbeit und kein Mißlingen, keine Krankheit und keinen Tod gäbe, wenn die Erde das Schlaraffenland wäre, dann und nur dann dürften wir glauben, sie sei eines wohlwollenden Gottes Schöpfung?

Freilich, wir träumen alle einmal den Traum von einem Lande, in dem es keine Arbeit und keine Unruhe, kein Übel und kein Böses giebt, den sehnlichen Traum vom Paradies. Doch können wir wachend wohl soviel sehen, daß das Paradies nicht für uns wäre, so lange wir sind, wie wir sind. Wir passen zur Erde, nicht zum Paradies. Eine Welt, in der es Widerstände und Hemmnisse, Mißlingen und Übel gar nicht gäbe, wäre keine Welt für uns; wo bliebe da Raum für kräftiges Wollen und tapferes Handeln, für ernsten Kampf und glorreichen Sieg? Gut ist für mich eine Umgebung, die meinen Kräften angemessene Aufgaben stellt; gut ist für ein Volk, gut ist für die Menschheit eine Welt, die durch Widerstände ihre Anlagen und Kräfte herausfordert und entwickelt. Ohne Widerstände, natürliche und moralische, gäbe es keine Aufgaben und keine Arbeit, gäbe es überhaupt kein Leben und keine Geschichte. Wer Leben und Geschichte, menschliches Leben, will, der will auch die Widerstände, will auch das Übel und Böse, nicht um ihrer selbst willen, aber als Bedingung menschlicher Willensbethätigung und Arbeit, als Übungsmaterial für Kräfte und Tugenden. Zur Übung der Kräfte zu dienen ist die Welt bestimmt, nicht zum passiven Genießen.*)

Also, wer beweisen will, daß die Welt schlecht ist, der muß beweisen, daß sie hierzu nicht taugt, daß sie dem Einzelnen und der Gesamtheit nicht die geeigneten Aufgaben stellt, daß der Mensch zur Entfaltung seiner Naturanlagen eine andere Welt braucht. Oder mindestens müßte er nachweisen, daß eine anders gestaltete Welt diesen unseren letzten Zwecken besser als die unglücklicher Weise wirkliche entsprochen hätte. Bis das geleistet, bis uns die bessere Welt, besser nicht durch Abwesenheit dieser oder jener Unbequemlichkeiten und

*) Der Leser findet diese Andeutungen weiter ausgeführt in meinem System der Ethik (2. Aufl. 1891, S. 260 ff.).

Widerstände, sondern besser zur Vollendung der menschlichen Anlagen überhaupt, deutlich vorgezeichnet ist, wird man uns erlauben bei dem Glauben zu beharren, daß für unsere Natur, wie sie ist, die Welt, wie sie ist, eine angemessene, ja die beste Welt ist. Nicht behaupten wir dies einzusehen oder beweisen zu können; wir haben nicht zur Vergleichung andere mögliche Welten und andere mögliche Menschennaturen; aber das behaupten wir: es giebt keine Einsicht, die dem Glauben entgegenstünde, daß diese Welt, wie sie ist, für uns angemessen und gut ist, daß die Wege, die die Menschheit, die jeder von uns geführt worden ist, gute Wege, Gottes Wege sind. Es giebt keine Theodicee als Wissenschaft; aber ebenso wenig giebt es eine wissenschaftliche Antitheodicee. Der Verstand verhält sich indifferent gegen das Problem, ob die Welt gut oder schlecht ist.

Oder, so darf man doch hinzufügen, wenn er überhaupt hier Partei nimmt, dann kann es nicht für die Ansicht sein, daß die Wirklichkeit schlecht, für den Menschen schlecht und unpassend ist. Wer der neuen biologischen Theorie anhängt, der scheint doch eher auf die andere Ansicht geführt zu werden. Ist der Mensch nicht von außen auf die Erde gesetzt worden, sondern mit ihr selbst geworden und gewachsen, so scheint die Zusammenstimmung seiner Natur mit seiner Umgebung a priori notwendig zu sein: er ist dann dieser Umgebung mit seinem ganzen Wesen angepaßt, er müßte in jeder andern Welt sich deplaciert vorkommen. Alle seine Kräfte und Tüchtigkeiten, ja sein Wesen und Wille, seine Sinne und sein Verstand selbst sind für die Erde und die Lebensbedingungen, die sie bietet, gebildet, wie sollte sie also nicht für dieses Wesen angemessen und gut sein? War sie ihm keine gütige Mutter? Nun, sie hat ihn durch manche harte Schule geführt. Aber vielleicht war es eben das, was ihm notthat. Oder weißt du es besser? So kommen wir auf die Forderung zurück: konstruiere aus dem unendlichen Möglichen die Welt, die für die Erziehung des Menschen besser gewesen und mehr geleistet hätte.

Auch daran mag doch erinnert sein, daß nach der hierin einstimmigen Erfahrung der Völker das, was die Moral als das Gute und Rechtschaffene darstellt, sich in der Wirklichkeit als das Erhaltende und Fördernde, das Böse dagegen als das Hemmende und Zerstörende darstellt, im Leben der Einzelnen und im Leben der Völker. Im

Augenblick kann es anders scheinen; da feiert Unrecht und Lüge manchen Triumph; aber, das Ende trägt die Last, so sagt in tausend Sprüchwörtern die Weisheit der Völker. Und in ihrer geschichtlichen Erinnerung finden sie dafür die Bestätigung. Das Große und Gute war zwar in der Gegenwart oft verkannt und unterdrückt, während das Nichtige und Scheinbare und Schlechte in Geltung und Ansehen stand. Aber die Geschichte läßt sie die Rollen tauschen, sie macht aller Welt klar und deutlich, daß das Nichtige, so scheinbar es war, nichtig, und das Gute, so schlicht und unscheinbar es anfangs war, das Wirkliche und Bedeutende ist. Dem Schlechten mag der Tag gehören, dem Wahren und Guten gehört die Ewigkeit. Das ist vor allem die große Lehre des Christentums: durch Leiden und Tod geht der Weg zur Auferstehung und Herrlichkeit. Triumphierend fragt sein Glaube: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Das Übel und das Böse hat keine Macht über die, die in Gottes Hand sind. Es kann sie äußerlich treffen, aber nicht innerlich überwinden, und so dient es allein zur Verherrlichung des Namens Gottes an ihnen. --

Ich verwahre mich zum Schluß nochmals gegen das Mißverständnis, als ob solche Betrachtungen zu einem den Verstand zwingenden theoretischen Beweis ausreichten, oder als ob durch sie Glaube und Religion erzeugt werden könnte oder müßte. Sie haben lediglich die Bedeutung, daß sie gegen den negativen Dogmatismus einer rein physikalischen Weltanschauung das Urteil in Freiheit setzen. Religion entspringt nicht aus dem Denken, sondern aus dem Erleben. Das gilt für den Einzelnen, wie für die Völker. Leben und Tod sind die großen Prediger der Religion; und so lange sie predigen werden, so lange wird Religion auf Erden nicht aussterben.

Drei Gefühle sind es, in denen vor allem die Religion ihre ewig lebendigen Wurzeln hat, sie werden von Leben und Tod immer wieder in den Herzen der Menschen hervorgebracht: die Angst, die bewundernde Freude und die Enttäuschung. Erst wenn diese Gefühle aussterben, wird die Religion sterben, wird für das reine Wissen der Tag gekommen sein.

Angst und Not ist die erste Wurzel der Religion; sie hat den Menschen das Zaubern gelehrt, das wir oben als die Urform der Beziehung zu einem Übersinnlichen fanden. Noch jetzt sind Lebens-

angst und Todesnot die starken Antriebe, die den Menschen auf die Kniee werfen und ihn treiben, Zuflucht zu suchen vor der Natur bei etwas, was über der Natur ist. Am stärksten die Todesangst, sei es um das eigene, sei es um ein geliebtes anderes Leben; in der Angst vor der Vernichtung klammert sich das Gemüt an ein Ewiges und Überwirkliches, das nicht der Vernichtung unterliegt.

Freude und Bewunderung ist eine andere Wurzel der Religion. Jugendfrische und Gesundheit, hoffnungsvolle Thätigkeit und frohes Gelingen erzeugt eine freudige Stimmung, die in Dank übergehen strebt. Reine Naturbetrachtung stimmt zur Andacht, die die Natur als Hinweisung auf ein Höheres, dessen Werk und Offenbarung sie ist, auffaßt. Sinnende Vertiefung in die Werke des Geistes, in die Schöpfungen der Kunst und Dichtung, in das Leben großer und guter, tapferer und heiliger Menschen erfüllt das Herz mit den Gefühlen des Schönen und Erhabenen, der Bewunderung und Verehrung, und auch diesen Gefühlen ist es eigen, ihm die Richtung nach oben zu geben auf ein Allgutes und Vollkommenes, dessen Abglanz alles Schöne und Gute auf Erden ist. Das ist Goethes Religion:

In unsres Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's: fromm sein!

Eine dritte Wurzel der religiösen Empfindung ist die Enttäuschung und Weltmüdigkeit. In den Erlösungsreligionen tritt diese Seite stark und deutlich hervor. Das Leben und die Welt hielten nicht, was sie dem jugendlich Hoffenden versprachen; bittere Enttäuschung, grimmige Reue nagt am Herzen, da rettet es sich vor Verzweiflung und Lebensekel durch die Flucht aus dieser Welt zu einer besseren Welt, wirft es sich, fliehend vor der Härte und Selbstgerechtigkeit, der Gemeinheit und Falschheit der Menschen, an Gottes Herz. In aller idealistischen Philosophie ist etwas von dieser Empfindung; bei Plato, bei Fichte klingt sie an. Die Entrüstung über die Welt und die Menschen, wie sie sind, treibt die Behauptung hervor: diese Welt ist gar nicht die wirkliche Welt, sie kann es nicht sein, sie ist zu gering dazu; es giebt, es muß geben eine reinere, höhere Welt jenseits dieses Dunstkreises der Sinnlichkeit. — Wem bliebe diese Empfindung ganz

fremd? Etwas von dem contemtus mundi, der im Christentum so stark hervortritt, empfindet wohl jedes höher gestimmte Gemüt. Die Menschen sind nicht, wie kindliches Vertrauen sie voraussetzte; hinter dem schönen Schein, mit dem sie sich zu umgeben wissen, verbirgt sich gemeines Streben und niedrige Gesinnung; mit dem Schönen und Guten ist es ihnen kein Ernst, kleine Zwecke und niedrige Absichten verfolgen sie selbst und setzen sie bei anderen voraus; das Große und Vortreffliche erfüllt sie mit Neid, ernste und große Bestrebungen erwecken bei ihnen Mißtrauen und Haß und ein unbarmherziges Gericht ergeht über den, der nicht mit ihnen das Kleine groß, das Falsche echt, den Schein Wahrheit nennen will. Da wendet sich das Herz mit Trauer und Entrüstung ab und beruft sich von dem Gericht der Menschen auf einen höheren und gerechteren Richter; sich Gottes getrösten und nicht auf eitle und bestechliche Menschen, nicht auf die creatura fallax bauen, wird das Gesetz seines Lebens. Es ist auf Erden nichts Großes geschehen, wo nicht von dieser Empfindung etwas lebendig war. — Und welchem Leben bliebe eine andere Enttäuschung erspart: du strebtest nach den Dingen dieser Welt, nach Geld und Gut, nach Ehre und Stellung, nach Genuß und Wohlleben, und du machst nun auch die tausendmal gemachte Erfahrung, daß sie nicht das Herz zu sättigen vermögen; du trugst dich mit großen Dingen, du dachtest die Schönheit, die Wahrheit zu erjagen und findest dich nach manchem langen Weg und Umweg in Irrtum und Finsternis; du zogst einmal aus für Recht und Freiheit zu streiten, aber du bist müde und nachgiebig geworden und hast deinen Frieden mit der Welt gemacht. Auch diese Enttäuschung wird zum Antrieb, nach einem Höheren auszuschauen, wird zur Sehnsucht nach einer Erlösung von diesem ganzen sinnlich-zeitlichen Wesen. Alles Irdische kommt dem weltmüden Gemüt schal und öde vor und es spricht mit dem Dichter, dem nichts Menschliches fremd geblieben ist:

Ach ich bin des Treibens müde!
Was soll all der Schmerz und Lust?
Süßer Friede,
Komm, ach komm in meine Brust!

Das sind die Gefühle, die das Verlangen nach Religion im Menschenherzen hervortreiben. So lange sie nicht ganz durch

fette Sicherheit und Kulturhochmut, durch Selbstbewunderung und Byzantinertum verdrängt werden, wird dies Verlangen stets neu keimen.

Erfüllung aber findet es allein in einer gegebenen, geschichtlichen Religion, nicht in ausgedachten Gedanken oder Bildern, die sich der Einzelne erfindet. Das Selbsterdachte ist ein Willkürliches, das man behalten und auch beiseite thun kann. Von der Religion aber verlangt der Mensch eben dies, daß sie ihn über sich selbst und seine Willkür erhebe und ihn auf einen festen und verläßlichen Grund stelle. Diesen bietet allein eine geschichtliche Religion, der Glaube, in dem die Väter lebten und starben. Die großen Symbole, die schon dem Kinde den Sinn der Welt deuteten, die werden, wenn sich das religiöse Bedürfnis regt, im Bewußtsein wieder lebendig; sie stellen sich nun dem Gemüt als das Feste und Ewige dar, als das allein Verläßliche im Schwanken der Meinungen. Die Lehrgebäude der Philosophen, die Theorien der Gelehrten, die Systeme der Theologen vergehen, wie zwischen Abend und Morgen die Wolken kommen und gehen, indes die großen Symbole bleiben, wie die Sterne des Himmels, wenn sie auch auf Augenblicke von den vorüberziehenden Wolken dem Blick verdeckt werden.

Dem Wanderer, der aus dem Hochgebirge in die Ebene zurückkehrt, werden zunächst die Gipfel durch die näheren Vorberge verdeckt; in dem Maße als er sich weiter entfernt, sinken die Vorberge zusammen und am Ende ragen einsam über die weite Ebene her die schneeigen Spitzen. So geht es dem Menschenkind mit der Religion. Werden zunächst durch die Fülle neuer Eindrücke, welche Welt und Leben auf den in die Welt hinaustretenden Jüngling machen, die ersten großen Jugendeindrücke zurückgedrängt und wohl ganz unsichtbar gemacht, so beginnt, wenn die Zeit des Rückblickens kommt, wenn die elterliche Generation abstirbt und neues junges Leben sich zu den eigenen Füßen regt, die Erinnerung an die Jugend und Heimat mächtig hervorzutreten; und mit ihnen kommt dann die Erinnerung an die geistige Heimat, an die Welt der Bilder und Anschauungen, in der das Bewußtsein des Kindes lebte. Und indem jetzt der große Sinn dieser Dinge der durch mannigfache Lebenserfahrung bereicherten Seele aufgeht, entsteht zugleich der Trieb, sie fortzupflanzen und durch Über-

lieferung der großen geheimnisvoll offenbaren Wahrheiten die zukünftigen Geschlechter mit dem Leben der Vorfahren zu verknüpfen. So wird der Keim der Religion von Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt; das Leben bringt ihn zur Entwickelung, nicht überall auf gleiche Weise, und mancher Keim geht überhaupt nicht auf; aber generatio aequivoca findet hier so wenig wie sonst in der organischen und geschichtlichen Welt statt.

Religion giebt es nur und kann es nur geben in Gestalt der geschichtlich gewordenen, in Symbolen und heiligen Handlungen ausgeprägten konkreten Volksreligionen. Eine abstrakte Religion, wie man sie unter dem Titel einer Vernunft- oder Naturreligion gesucht hat, ist nicht möglich; sofern bei einzelnen denkenden Menschen so etwas vorkommt, ist es ein Überrest, ein letzter Widerschein einer vollen, konkret-wirklichen Religion.

Vortrefflich sagt hierüber Renan in der gedankenreichen Abhandlung über die Metaphysik und ihre Zukunft (Fragments philosophiques S. 327): „Den Deismus wird seine Durchsichtigkeit stets verhindern eine Religion zu werden. Eine Religion, welche so klar wäre als die Geometrie, würde keine Liebe und keinen Haß erregen. Das aber allein schafft ein Band zwischen den Menschen, was eine freie und persönliche Wahl einschließt: je evidenter eine Wahrheit ist, desto weniger macht man sich aus ihr; Leidenschaft erregt nur was dunkel ist, denn die Evidenz schließt die individuelle Wahl aus.“ Der kritische Philosoph wird daher nicht versuchen, „die Religion ihrer besonderen Glaubensartikel zu entkleiden; er glaubt nicht, daß man durch Analyse der verschiedenen Religionen auf dem Grunde des Schmelztiegels die Wahrheit finden würde. Ein solcher Versuch würde nur das Nichts und das Leere ergeben; jedes Ding hat seinen Wert nur in seiner eigentümlichen, für uns charakteristischen Form. Er nimmt jedes Symbol für das, was es ist, für einen eigentümlichen Ausdruck eines Gefühls, das nicht täuscht. Die Wahrheit eines Symbols steht eben darum nicht im Verhältnis zu seiner Einfachheit. In den Augen des Deisten müßte der Islam für die beste Religion gelten; in den Augen des kritischen Philosophen ist der Islam eine sehr dürftige Religion, welche dem Menschengeschlecht mehr Böses als Gutes gebracht hat. Lassen wir die Religionen von Gott reden und hüten wir uns,

in der Absicht, sie zu vereinfachen, sie zu zerstören. Rühmen wir uns nicht unserer Überlegenheit; ihre Formeln sind nur um ein geringes mehr mythisch, als die unsrigen, und sie haben große Vorzüge, die wir nie erreichen. Eine Formel ist eine Grenze und der Bestreitung ausgesetzt; ein Hymnus, eine Harmonie sind es nicht, denn sie enthalten keine Logik und haben nichts Disputierbares an sich. Die Dogmen der Katholiken stoßen uns ab, ihre alten Kirchen sind unser Entzücken. Die Bekenntnisse der Protestanten sind uns gleichgültig, die herbe Poesie ihres Gottesdienstes zieht uns lebhaft an. Das Judentum sagt uns wenig zu, aber seine alten Psalmen sprechen noch zu unserm Herzen."

Dies sollten diejenigen nicht vergessen, die durch Philosophie eine neue Religion zu zimmern bemüht sind. Eine Religion besteht nicht aus begrifflichen Formeln, sondern aus konkreten Symbolen; Symbole aber können nicht gemacht werden, sie können nur durch geschichtliches Wachstum entstehen. Eine Religion kann neue Elemente aufnehmen, der alte Stamm kann neue Schößlinge treiben, aber sie entsteht nicht durch generatio aequivoca; wie hat das Christentum in allen Punkten, im Glauben wie im Kult, die Verknüpfung mit der Religion Israels festgehalten. Mir scheint, es muß jeden, der für die Poesie der Geschichte auch nur ein leises Verständnis hat, unendliche Langeweile mit Gähnen und Fröstеln überkommen, wenn er gegen eine wirklich geschichtliche Religion die Versuche künstlicher Neubildung, wie z. B. Comtes Religion der Humanität mit ihren Begriffen und Formeln, ihren Symbolen und ihrem Kult hält.*)

Und auch das sollten die Stifter neuer Religionen nicht vergessen, daß es ohne das Transcendente keine Religion giebt. Die Beziehung zum Transcendenten abstreifen, heißt die Religion zerstören. Wir können einen lebenden Menschen oder eine geschichtliche Persön-

*) Man sehe die Mitteilungen über diesen Punkt in einer an interessanten Thatsachen reichen Studie von dem Jesuiten H. Gruber, Comte und der Positivismus (1890), und versäume nicht, auch die zweite Studie desselben Verfassers: der Positivismus vom Tode A. Comtes bis auf unsere Tage (1891) nachzulesen man findet hier eingehende Mitteilungen über das ganze Kultceremoniell der orthodoxen Positivisten in Frankreich und England. Wir haben hier Liturgie, Gebet, Sakramente, Wallfahrten, nur Gott fehlt; statt seiner wird in den Gebeten, auch in der Lesung der Imitatio Christio, „Menschheit" gesetzt.

lichkeit lieben und verehren, aber religiöse Ehrfurcht können wir nur vor einem metempirischen, einem überwirklichen Wesen empfinden. Jedes wirkliche Wesen hat Schranken, dem Ideal allein fehlt das Negative. Ein geschichtliches Wesen kann Gegenstand religiöser Verehrung nur dadurch werden, daß es aus der empirischen Welt herausgehoben und in die Welt der Dichtung, der Ideale, der Symbole versetzt wird. Hätten wir statt der vier Evangelien eine vierbändige Biographie Jesu, die uns bis ins kleinste alles berichtete, was er jeden Tag gethan und gesprochen hat, der Eindruck auf das Gemüt würde unendlich viel geringer sein. Die Biographie würde den Menschen mit all seiner Bedingtheit zeigen; die Evangelien bieten uns wenige große und erhabene Züge, die kleinen Züge der alltäglichen Menschlichkeit fehlen oder sind nur leise angedeutet; so sehen wir in Jesu das Bild Gottes, des Überwirklichen, Übergestaltigen, Unendlichen. Das ist das Recht und die Notwendigkeit der Vergottung Jesu im Glauben der Kirche: der Gegenstand unserer religiösen Verehrung ist nicht der empirische Mensch, sondern ist Gott, der in diesem Menschen uns erschienen ist und den Weg zum Leben und zur Seligkeit zeigt.

Der Positivismus glaubt, daß der Mensch den Zug zum Unendlichen und Transcendenten, der die bisherige Religion charakterisiert, abzustreifen im Begriff ist. Ich halte das für eine Täuschung. Das Hinausstreben in unbestimmter Sehnsucht nach einem Unendlichen und Allguten ist ein dem Menschen eingeborener und unverlierbarer Drang. Er findet in den Gütern und Gestalten der Erde, der erfahrbaren Wirklichkeit, nicht volle Sättigung; es kommen wenigstens Stunden, wo alles Irdische und Zeitliche ihm gering und klein wird, wo die Sehnsucht nach einem Ewigen und Unvergänglichen ihn ergreift. Und nicht bloß dem Gemüt, auch dem Intellekt wird die gegebene Wirklichkeit zu enge: wenn du nun wirklich alle Wissenschaft wüßtest, wenn du auf alle Fragen, um welche die Geschichtskundigen und die Naturforscher sich rastlos bemühen, die Antwort hättest, was wäre es Großes? Jenseits des Wißbaren und Vorstellbaren und Sagbaren ist das Wirkliche und Vollkommene. Seltener als in den Tagen Fausts, der spekulativen Philosophie und der Romantik, wandeln den heutigen Menschen solche Stimmungen an; das Genügen im Nächsten und Kleinen ist für den Geist der Gegenwart bezeichnend. Es war es auch für das Zeitalter der Aufklärung;

Klarheit und Nützlichkeit war seine Freude. Aber der Pendelschlag des geschichtlichen Lebens brachte auf die Aufklärung Sturm und Drang, Romantik und Mystik. Hat vielleicht auch heute das Pendel schon seinen äußersten Punkt erreicht und ist im Rückschwung begriffen? Die Überschätzung wenigstens der wissenschaftlichen Forschung und ihrer Leistungen dürfte ihren Höhepunkt überschritten haben; und die Bewunderung der Realpolitik scheint auch merklich nachzulassen. Ein Verlangen nach einem neuen, reicheren, freieren, geistigeren Lebensinhalt, scheint sich, nach manchen Symptomen zu urteilen, in den Völkern des Abendlandes wieder zu regen: die Sehnsucht nach leitenden Ideen, die Sehnsucht nach Religion.*) Mag sich der Geist zeitweilig an das Zeitliche und Vergängliche ganz zu verlieren scheinen, es kommt die Zeit, wo er all der Dinge, denen er atemlos nachjagte, müde wird, wo er, gesättigt von Nationalreichtum und prunkendem Genuß, von Ruhm und allgemeiner Bildung, sich wieder auf sich selbst und das Ewige besinnt.

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt.

In diesem Sinne ist Religion mit Philosophie, Glauben mit freiestem Denken vereinbar. Religion fordert nicht zu denken, was nicht gedacht werden kann, sondern zu glauben, was dem Gemüt, dem Willen entspricht, dem Denken nicht widerspricht. —

Woher kommt denn aber der klaffende Widerspruch zwischen dem Glauben und der Wissenschaft, zwischen den wirklichen Überzeugungen und dem Religionsbekenntnis, der die große Krankheit unserer Zeit ausmacht? Offenbar daher, daß aus der Religion ein pseudowissenschaftliches System gemacht ist und für dessen Formeln unbedingte

*) Daß P. de Lagarde's Deutsche Schriften (3. Aufl. 1891) durchzudringen beginnen, ist ein solches Symptom; der Atem der Zukunft ist in ihnen. Das harte Urteil über die Sattheit der Gegenwart im Gemeinen und Kleinen berührt wie der herbe Luftzug, der dem Aufgang der Sonne vorhergeht.

Anerkennung gefordert wird. Gegen die Unterwerfung unter solche von Menschenhänden gemachte Dogmen lehnt sich der Freiheitssinn und das empfindlichere theoretische Gewissen der Neuzeit auf. Eine alte Rede schiebt den Unglauben auf den schlechten Willen, der sich der heilsamen Zucht nicht unterwerfen wolle. Vielleicht kommt auch so etwas vor. Aber das wäre mutwillige Selbsttäuschung, wenn man auf diese Ursache alle Entfremdung von der Kirche und allen Widerstand gegen den Glauben schieben wollte. Daran glaubt außerhalb der engen Kreise, in denen jene Rede hergebracht ist, längst niemand mehr, daß nur schlechte Menschen im kirchlichen Sinn ungläubig sind; alle Welt weiß, daß fast alle die Männer, die unser Volk als seine geistigen Führer und als gute, wahrhafte und tapfere Männer verehrt, daß Goethe und Schiller, Kant und Fichte — und welchen Namen müßte man hier nicht nennen? — den kirchlich Ungläubigen zuzuzählen sind.

Also nicht hier liegt die Ursache der weitverbreiteten Abneigung gegen Religion und Kirche; sie liegt darin, daß im Namen der Religion Unterwerfung nicht unter Gottes Gebot, sondern unter Menschensatzung gefordert wird; das Bekenntnis erscheint als ein Joch, den Gehorsam zu prüfen, als der Weg zum praemium servitutis, zu Amt und Beförderung. Das erzeugt den Haß. Die heiligen Schriften müßten ja für jeden, der Sinn für das Einfache und Wahre, für das Große und Erhabene hat, anziehend und erbaulich sein. Was sie so manchen gleichgültig oder verhaßt macht, das ist, daß man sie ihm nicht zu freier Aneignung des ihm Gemäßen überläßt, sondern ihn mit der Forderung bedrängt, darin inspirierte, buchstäblich wahre Belehrungen über natürliche und historische Thatsachen zu sehen. Man denke an die Lage der vielen Tausende von Lehrern, die täglich die Pein leiden, lehren zu müssen, was sie nicht glauben, und nicht sagen zu dürfen, was sie denken. Die alten symbolischen Handlungen, geheiligt durch die Ehrfurcht der Jahrtausende, müßten ja jedem, der auch nur für geschichtliches Leben Sinn hat, ehrwürdig und heilig sein; sie sind unerträglich geworden durch polizeilichen Zwang und zudringliche Vorschriften über das, was man dabei denken und empfinden soll oder nicht darf. Das Glaubensbekenntnis, als freies Bekenntnis, daß man der großen durch die Jahrtausende gehenden sittlichen Lebensgemein-

schaft, die in Jesus den Bringer des Heils sieht, angehören, in ihr leben und sterben wolle, würde Tausenden aus der Seele kommen, die ihm nun mit Mißtrauen und Abneigung gegenüber stehen, weil man die drei Artikel ihnen als Kindern durch Auswendiglernen, als Knaben durch Erklären, als Jünglingen durch Abnötigung des öffentlichen Bekenntnisses zuwider gemacht hat.

Der Glaube ist seiner Natur nach die zarteste, freieste und innerlichste Lebensbethätigung. Sie stirbt ab, wo Nötigung, Menschenfurcht und Politik ins Spiel kommen. Das ist die offenbarste aller Wahrheiten, die die Geschichte der abendländischen Völker lehrt, freilich eine Wahrheit, die den politischen Menschen schwer eingeht: was können wir denn thun, um dem Volk die Religion zu erhalten? — Ich weiß es wahrlich nicht, es sei denn dies, daß ihr bei der Frage der Erhaltung der Religion an euch selbst zuerst denkt.

Zweites Buch.

Die erkenntnistheoretiſchen Probleme.

Einleitendes.

Die erkenntnistheoretischen Fragen stehen gegenwärtig — oder vielleicht darf man schon sagen, standen bis vor kurzem; denn ein Umschwung ist in letzter Zeit unverkennbar — im Mittelpunkt des philosophischen Interesses. Sie hatten die Aufmerksamkeit von den metaphysischen Fragen vielfach ganz abgelenkt; manchen schien die Aufgabe der Philosophie in Erkenntnistheorie überhaupt aufzugehen. Mindestens aber, glaubte man, müsse allen weiteren Erörterungen die erkenntnistheoretische Untersuchung der Fähigkeiten und Grenzen des Erkennens voraufgehen.

Die Geschichte ist nicht diesen Weg gegangen. Die Philosophie hat überall mit Metaphysik begonnen; Fragen nach der Gestalt und Entstehung des Universums, nach Natur und Ursprung des Seienden, nach dem Wesen der Seele und ihrem Verhältnis zum Leibe bilden die ersten Gegenstände des philosophischen Nachdenkens. Erst nach langer Beschäftigung mit solchen Fragen tritt die Frage nach dem Wesen des Erkennens und seiner Möglichkeit überhaupt hervor. Sie wird hervorgetrieben durch die zwiespältigen Ansichten, auf welche das Nachdenken über die physischen nnd metaphysischen Fragen führt. Der Zwiespalt drängt die Frage auf: ist es dem menschlichen Verstande überhaupt möglich, jene Frage zu lösen? Die Erkenntnistheorie entwickelt sich als kritische Reflexion über die Metaphysik. So ist der Gang der Geschichte im Altertum, so wieder in der Neuzeit.

Die griechische Philosophie beginnt mit kosmologisch-naturphilosophischen Spekulationen. Die ionische, die eleatische, die atomistische Philosophie sind in erster Linie metaphysische Systeme. Es fehlt nicht an einer Ansicht über das Wesen und den Ursprung der Erkenntnis- aber sie bleibt abhängig von der Metaphysik. Und ähnlich steht die Sache in den großen begrifflich-spekulativen Systemen Platos und Aristoteles; die Erkenntnistheorie fehlt nicht, aber sie wird gleichsam

vom Standpunkt der Metaphysik behandelt: das Erkennen findet sich auch in der Wirklichkeit, und so entsteht die Aufgabe, seinen Ort zu bestimmen. Erst in den späteren akademischen und skeptischen Schulen tritt die Frage nach der Möglichkeit des Erkennens und der Gewißheit in den Vordergrund, nachdem sie zuerst von den Sophisten allgemein gestellt war.

Ebenso beginnt die moderne Philosophie mit metaphysischen Systembildungen; das siebzehnte Jahrhundert, mit seinen großen Systematikern, Descartes, Hobbes, Spinoza, Leibniz gleicht darin dem fünften Jahrhundert v. Chr. Auch hier fehlt die Erkenntnistheorie nicht, aber sie wird vom Gesichtspunkt der Metaphysik konstruiert. Mit J. Locke's Versuch über den menschlichen Verstand wird die Erkenntnistheorie selbständig; sie entsteht wie die Vorrede zu diesem Werke zeigt, als kritische Reflexion über die Metaphysik, zunächst über die herrschende Schulmetaphysik, die mit ihren leeren Begriffen den Verstand verdunkelt und die Erkenntnis hemmt, doch auch über die Metaphysik der modernen Systeme, besonders des Descartes. Ihr Ziel ist, die Gegenstände möglicher Erkenntnis zu ermitteln und die Grenzen der Erkenntnis abzustecken; möglicher Wissenschaften findet sie vier: Mathematik und Moral als demonstrative, Physik und Psychologie als erfahrungsmäßige Wissenschaften. Für Metaphysik ist eigentlich kein Raum, wenn man nicht eben die Reflexion über die Erkenntnis darunter verstehen will. An Locke schließt sich D. Hume. In der französischen Philosophie ist A. Comte der Hauptvertreter dieser Ansicht, nach ihm wird sie Positivismus genannt. Der deutschen Philosophie ist sie, nicht ohne beträchtliche Umbildungen, durch J. Kant angeeignet worden, sie heißt bei ihm Kritizismus. Der neuen Metaphysik, welche auf erkenntnistheoretischer Grundlage von der spekulativen Philosophie aufgerichtet wurde, sowie ihrem Nachfolger, dem dogmatischen Materialismus, ist dann in dem Neukantianismus wieder die kritische Reflexion, der Erkenntnistheorie, gefolgt.

Eine Einleitung in die Philosophie war darauf hingewiesen, den historischen Weg zu gehen und mit der Metaphysik zu beginnen. Dazu kommt, daß für das allgemeine Interesse die Metaphysik immer die erste Stelle einnehmen wird. Übrigens bin ich der Ansicht, daß die metaphysischen Fragen auf jeden Fall eine selbständige Behandlung

erfordern und nicht durch erkenntnistheoretische Erwägungen ersetzt werden können; sie kehren, wo man es versucht, unter anderem Titel und in unbequemerer Fassung wieder. Kant hat der deutschen Philosophie kein gutes Beispiel damit gegeben, daß er der Metaphysik die Selbständigkeit genommen und sie in die erkenntnistheoretische Untersuchung hineingezwängt hat; die Fragen der Psychologie, Kosmologie und Theologie werden in der Dialektik mehr beseitigt und abgewiesen, als behandelt und gelöst.

Ich will im Folgenden bloß ein paar Umrisse erkenntnistheoretischer Betrachtung geben, so viel als mir erforderlich und ausreichend erscheint, über die Natur dieser Untersuchungen im allgemeinen zu orientieren und der vorausgegangenen metaphysischen Behandlung der philosophischen Probleme die von dieser Seite notwendigen Ergänzungen zu geben. — Wir vergegenwärtigen uns zunächst die Hauptprobleme der Erkenntnistheorie und ihre möglichen Lösungen.

Auf zwei letzte Fragen gehen, wie schon oben (S. 50) angedeutet worden, die erkenntnistheoretischen Untersuchungen hinaus, die Frage nach dem Wesen und die Frage nach dem Ursprung des Erkennens: was ist Erkennen? und wie wird Erkenntnis gewonnen? Jede dieser Fragen giebt zur Entstehung eines großen Gegensatzes der Anschauungen Veranlassung: Realismus und Idealismus oder Phänomenalismus sind die beiden entgegengesetzten Grundformen der Beantwortung der ersten, Sensualismus oder Empirismus und Rationalismus der zweiten Frage.

Auf die Frage nach dem Wesen der Erkenntnis giebt der Realismus die Antwort: Erkennen ist Abbildung der Wirklichkeit, die Vorstellung ist dem Ding vollkommen ähnlich, sie ist ein alterum idem des Dinges, nur ohne die Dinghheit oder Wirklichkeit. — Der Idealismus oder Phänomenalismus dagegen behauptet, Vorstellungen und Dinge, Denken und Sein sind durchaus verschieden und völlig unvergleichbar.

Auf die Frage nach dem Ursprung der Erkenntnis giebt der Sensualismus oder Empirismus die Antwort: alles Erkennen entspringt aus der Wahrnehmung, sei es äußerer oder innerer; durch Kombination von Wahrnehmungen entsteht Erfahrung; durch Sammlung und Bearbeitung der Erfahrung entsteht Wissenschaft. — Der

Rationalismus dagegen behauptet: alle eigentliche oder wissenschaftliche Erkenntnis entspringt aus der Vernunft, d. h. aus immanenter Entwickelung von Folgerungen aus ursprünglich gewissen Prinzipien, die nicht aus der Erfahrung stammen.

Da jede Erkenntnistheorie auf beide Fragen antworten und also zu beiden Gegensätzen Stellung nehmen muß, so erhalten wir ein viergliedriges Schema möglicher Grundformen der Erkenntnistheorie. Es sind:

1) Realistischer Empirismus; seine Behauptung ist: wir erkennen die Dinge durch die Wahrnehmung, wie sie an sich selber sind. — Es ist die Anschauung, der die gemeine Vorstellung am nächsten kommen dürfte.

2) Realistischer Rationalismus; seine Behauptung ist: wir erkennen die Dinge, wie sie sind, aber nicht durch die Sinne, sondern nur durch die Vernunft. — Es ist die Anschauung, die den großen metaphysischen Systembildungen eigen ist: Plato, Spinoza, Hegel behaupten alle eine adäquate Erkenntnis der Wirklichkeit durch Vernunft.

3) Idealistischer Empirismus; seine Behauptung ist: wir wissen um die Dinge nur durch Wahrnehmung, freilich giebt diese keine adäquate Erkenntnis. — Es ist die erkenntnistheoretische Kritik der rationalistisch-metaphysischen Systeme, welcher diese Auffassung angehört; Hume ist ihr konsequentester Vertreter.

4) Idealistischer Rationalismus; seine Behauptung ist: wir können die Wirklichkeit a priori durch reine Vernunft erkennen, freilich nicht, wie sie an sich ist, sondern nur, wie sie uns erscheint, und zwar nur der Form nach. — Das ist die Anschauung Kants.

Von den Geschichtsschreibern der Philosophie pflegt noch eine Form der Erkenntnistheorie aufgeführt zu werden: der Skeptizismus; seine Behauptung sei: wir können überhaupt nichts erkennen. Hin und wieder giebt sich auch noch jemand die Mühe, diese Ansicht zu widerlegen. Es scheint mir überflüssige Mühe. Wenn es jemals wirklichen Skeptizismus gegeben hat, so ist er doch in der Neuzeit ausgestorben. Es giebt hier keinen Philosophen, der daran zweifelte, daß es wirkliches Wissen giebt, das sich vom Nichtwissen unter-

scheidet. Man pflegt auf Hume als Vertreter des Skeptizismus hinzuweisen. Hume spielt allerdings mit dem Ausdruck, er ist durch die Mißverständnisse seiner Auffassung hinlänglich dafür gestraft worden; es ist ihm aber nie eingefallen zu behaupten, es gebe keine Wissenschaft. Er hat nur behauptet einerseits, daß die natürliche Theologie mit ihren Beweisen des Daseins Gottes und der Unsterblichkeit der Seele keine Wissenschaft sei; andererseits, daß es unmöglich sei von Thatsachen anders als durch Erfahrung zu wissen und daß es eben darum keine allgemeine und notwendige Erkenntnis von Thatsachen geben könne. — Es ist Kant, der Hume zum Skeptiker gestempelt hat, gegen den er die Wissenschaften oder die Möglichkeit der Metaphysik, der Physik und selbst der Mathematik retten müsse. Was die reine Mathematik anlangt, so beruht Kants Urteil über Hume's Skeptizismus auf reinem Mißverständnis; was die Metaphysik anlangt, so verwirft er nicht minder als Hume die rationale Theologie, Kosmologie und Psychologie. Es bleibt die Physik; hier geben beide zu, es giebt eine solche Wissenschaft; verschieden ist nur ihre Ansicht über die Form und die Natur der Gewißheit ihrer Sätze; Kant meint, es seien darunter absolut allgemeine und notwendige Sätze (synthetische Urteile a priori), während Hume auch die Grundsätze nur als auf Erfahrung ruhende, präsumtiv allgemeine Sätze gelten lassen will; ein Unterschied der Ansichten, der nicht zweckmäßig durch den Ausdruck bezeichnet wird: Hume leugne die Möglichkeit der Physik überhaupt.

So viel ich sehe, steht es mit den übrigen sogenannten Skeptikern ähnlich; sie leugnen nicht die Möglichkeit oder das Dasein der Wissenschaften, sondern betonen nur die Beschränktheit und Ungewißheit menschlicher Wissenschaft, verglichen mit einem möglichen Ideal der Erkenntnis, wie es in einem göttlichen Geist Wirklichkeit haben mag. Der Skeptizismus innerhalb der modernen Philosophie richtet sich überall eigentlich gegen die Anmaßungen der transcendenten Spekulation; er zeigt ein doppeltes Gesicht, sofern er entweder den religiösen Glauben oder die empirische Forschung gegen die Übergriffe der Spekulation verteidigt.

Erstes Kapitel.

Das Problem des Wesens oder das Verhältnis der Erkenntnis zur Wirklichkeit.

1. Die idealistische Gedankenreihe.

Zum Ausgangspunkt nehmen wir auch hier die gemeine Vorstellung. Ihr Standpunkt ist ein naiver Realismus. Sie ist überzeugt, daß unsere Vorstellungen den Dingen gleichen, wie Kopien den Originalen, nämlich die wahren; die falschen sind eben darum falsch, daß sie nicht treue Abbilder des Wirklichen sind. Es befinden und bewegen sich also draußen im Raum Körper, sie sind ausgedehnt, undurchdringlich, haben Gestalt, Farbe, Geschmack, Geruch u. s. w.; alles das sind absolute Eigenschaften, die sie durch die Sinne unserer Vorstellung gleichsam eindrücken.

Die erwachende Reflexion führt zu allerlei Zweifeln. Die Sinne täuschen, wenigstens zuweilen, der Stab im Wasser erscheint dem Auge gebrochen. Hier korrigiert der Tastsinn die Täuschung. Wer kontrolliert aber den Tastsinn? Der Fieberkranke sieht und hört Dinge, die nicht sind, aber ihm sind die Halluzinationen Wahrnehmungen. Der Träumende glaubt an die Wirklichkeit dessen, was der Traum ihm vorgaukelt. Wo ist das Kriterium, an dem man Halluzinationen und Träume von wirklichen Wahrnehmungen unterscheiden kann? Der Fieberkranke hält sich ja nicht für krank und der Träumende weiß nichts davon, daß er träumt; ja es geschieht wohl, daß man träumt: diesmal ist's aber doch kein Traum, daß ich fliege oder einen Schatz finde, sondern wirkliche Wirklichkeit. — Oder das begriffliche Denken lehnt sich, um sein besseres Recht darzuthun, gegen die sinnliche Wahrnehmung auf: die Bewegung ist nicht denkbar, argumentiert Zeno, also kann sie auch nicht wirklich sein; es müßte ein Körper denn zugleich an einem Orte sein und auch nicht sein können. Also täuschen uns

die Sinne, die uns die Vorstellung der Bewegung geben. Und Plato nimmt das Argument auf: als werdend und vergehend stellt die Wahrnehmung die Wirklichkeit dar, d. h. als zugleich seiend und nicht seiend. Da das nicht gedacht werden kann, kann es auch nicht wirklich sein; folglich ist die ganze sinnliche Ansicht der Dinge eine große Täuschung. Wahrheit ist nur im begrifflichen Denken, das es mit unveränderlichen Dingen zu thun hat, wie die Mathematik.

In der Neuzeit sind an die Stelle solcher Verirfragen und dialektischen Argumente die auf Sinnesphysiologie beruhenden Erwägungen über den Charakter der normalen Wahrnehmung getreten. Sie haben den naiven Realismus vollständig zerstört. Man kann sie etwa so schematisieren. Wir nennen eine Nahrung gesund, eine Frucht wohlschmeckend. Was heißt das? Ist die Gesundheit in der Nahrung oder der Wohlgeschmack im Apfel? Offenbar nicht, das sieht auch der gesunde Menschenverstand, sondern in dem, der ihn ißt; in dem Apfel ist nur etwa eine Kraft, den Geschmackssinn so zu affizieren. Wir nennen den Zucker süß; liegt die Sache hier anders? Vielleicht wird die gemeine Vorstellung hier bedenklich: der Zucker ist doch wirklich selber süß. — Freilich ist er; aber was bedeutet das? Wenn ihr genauer zusieht, doch nichts anderes als: wenn er auf die Zunge kommt, schmeckt er süß. Wenn er nicht süß schmeckte, würdet ihr nicht sagen, er sei süß. Das Schmecken aber ist doch wieder nicht in dem Zucker, sondern in euch; in ihm mag eine Kraft, eine Beschaffenheit sein, welche macht, daß ihr diesen Geschmack habt. Gäbe es überhaupt keine Zunge, so schmeckte auch nichts weder süß noch bitter, so gäbe es Süßigkeit und Bitterkeit überhaupt nicht auf der Welt. Und dasselbe wird nun auch von den Qualitäten gelten, welche Auge und Ohr wahrnehmen. Gäbe es kein Ohr, so gäbe es keine Töne, wäre kein Auge, so wären Licht und Farben nicht. Den Dingen kann man nur eine Beschaffenheit oder eine Kraft zuschreiben, die Sinnesorgane so zu erregen, daß in dem Bewußtsein diese Empfindungen entstehen. Und diese Kraft hat ja die moderne Naturwissenschaft ermittelt: wir wissen, das, was die Tonempfindung hervorruft, ist eine wellenförmige Bewegung der Luft oder eines andern elastischen Mediums; das, was die Lichtempfindung erregt, ist die oszillatorische Bewegung des Äthers.

Hier pflegt die erkenntnistheoretische Reflexion zunächst Halt zu machen, wir hätten dann folgende Vorstellung. Draußen im Raum sind Körper, sie sind ausgedehnt, undurchdringlich, beweglich, mit allerlei Kräften ausgestattet. Nicht aber gehören ihnen die Qualitäten der Sinnesempfindung als Eigenschaften an, vielmehr sind diese allein im Subjekt, in den Dingen sind nur die Kräfte, sie zu erregen. Und zwar findet zwischen diesen Kräften und den Wirkungen durchaus keine Ähnlichkeit statt. Der Ton gleicht nicht den Schwingungen der Luft, welche den Gehörsnerven erregen; und so ist das Licht den Ätherwellen nicht ähnlich; auch ist das Grün nicht ein Abbild der Konstitution des Körpers, der grünes Licht reflektiert. Die Empfindungsqualitäten sind lediglich Symbole des Wirklichen, nicht anders, wie Buchstaben Symbole der Laute, Wörter Symbole der Vorstellungen sind, aber nicht ähnliche Abbildungen.

Es ist dies der Standpunkt, auf dem die erkenntnistheoretische Reflexion des siebzehnten Jahrhunderts stehen blieb. Descartes, Hobbes, Spinoza, Locke kommen hierin überein: die sinnlichen Qualitäten sind nur im Bewußtsein des Subjekts, draußen aber sind bewegte Körper, wodurch sie erregt werden. Locke hat diese Anschauung in der Unterscheidung der primären und sekundären Qualitäten formuliert. Die primären Qualitäten sind Ausdehnung, Undurchdringlichkeit, Teilbarkeit, Bewegung, sie kommen dem Körper an und für sich zu, wie schon daraus hervorgeht, daß sie allen Körpern, auch den kleinsten Teilen, und unter allen Umständen zukommen. Die sekundären Qualitäten, wie Farbe, Geschmack, Geruch und ähnliches, kommen den Körpern nicht an und für sich selbst, sondern nur in Beziehung auf unsere Sinnlichkeit zu. — Auf demselben Standpunkt verharren auch heute noch viele Physiologen und Philosophen.

Ich glaube nicht, daß es möglich ist, hier stehen zu bleiben. Die Unterscheidung primärer und sekundärer Qualitäten läßt sich nicht halten; Ausdehnung, Solidität, Bewegung sind ebenso wenig absolute Bestimmungen der Dinge als Farben und Töne. Dieselbe Betrachtung, die uns dahin führt, die sekundären Qualitäten in das Subjekt zu verlegen, nötigt uns auch, die Subjektivität der sogenannten primären Qualitäten anzunehmen.

Zuerst, wir kommen zu ihrer Vorstellung auf demselben Wege,

durch Wahrnehmung, oder wenigstens nicht ohne Wahrnehmung. Ohne Gesichtssinn und Tastsinn würde von Ausdehnung und Solidität so wenig die Rede sein, als ohne Gehör von Tönen. Fingieren wir einen Menschen, dem außer dem Gesichtssinn auch die Tast- und Bewegungsempfindung von Anfang an völlig fehlte, der nie die Bewegung der eigenen Glieder und ihre Hemmung durch die Umgebung gefühlt hätte, so würde es ebenso unmöglich sein, ihm deutlich zu machen, was ein Körper, als einem Blinden, was rot oder blau sei. Also Körperlichkeit ist Wahrnehmungsinhalt.

Sodann gilt auch hier, ebenso wie bei den sekundären Qualitäten: die Wahrnehmung entnimmt nicht ihren Inhalt passiv aus der Außenwelt, sie bringt ihn vielmehr spontan hervor. Die gewöhnliche Meinung wird geneigt sein die Sache so anzusehen: die Ausdehnung wird unmittelbar rezipiert, das Auge nimmt flächenhafte Bilder der ausgedehnten Körper auf, die allgemeine Raumanschauung aber wird durch Abstraktion von den ausgedehnten Wahrnehmungsbildern gewonnen. — Einige Besinnung an der Hand der Physiologie zeigt das Irrige dieser Vorstellung. Auf der Netzhaut wird allerdings ein ausgedehntes Bild des Gegenstandes entworfen, aber dieses Bild ist nicht die Wahrnehmung. Eine solche kommt erst zustande, wenn die Erregungen, welche die Lichtstrahlen in den Endorganen des Sehnerven in der Netzhaut bewirken, durch die Fasern dieses Nerven zum Gehirn geleitet werden. Was aber zum Gehirn geleitet wird, das ist natürlich nicht das Netzhautbild; weder ist dies Bild ablösbar, noch können die Nervenfasern Bilder transportieren. Und selbst wenn das Bild abgelöst und stückweis durch die einzelnen Fasern des Sehnerven, wie durch Rohrpostleitung, ins Gehirn übertragen und hier wieder zusammengesetzt werden könnte, so wäre damit noch nichts gewonnen, denn im Gehirn ist es finster. Und wenn Licht hineingebracht würde, so wäre die Sache noch vergeblich: nun wäre wieder ein Auge notwendig, das Bild aufzufassen und ein Gehirn, es aufzunehmen. Also das ausgedehnte Bild wird auf jeden Fall, es mag mit der Ausdehnung in der Außenwelt stehen wie es will, nicht aus der Außenwelt aufgenommen, sondern bei Gelegenheit irgend einer Erregung neu hervorgebracht, ganz ebenso wie Ton und Farbe. Und nicht anders steht es mit den Eindrücken des Tastsinnes; auch durch die Tastnerven können nicht

fertige, ausgedehnte Kopien der Körper ins Bewußtsein befördert werden. Lotze hat in der „Medizinischen Psychologie" diese Dinge höchst überzeugend dargelegt; nicht ausgedehnte Bilder, sondern qualitativ verschiedene Erregungen, die durch die einzelnen Fasern der Sinnesnerven zum Gehirn geleitet werden, sind es, auf Grund deren die Seele selbst das Wahrnehmungsbild aufbaut. Wir haben demnach ebenso wenig Grund, die Ausdehnung als absolute Bestimmtheit oder Eigenschaft der Dinge selbst anzusehen, wie Farbe oder Geschmack.

Damit fällt das objektive Dasein des Körpers selbst. Ein Körper, so müßten wir hiernach sagen, ist ein subjektives Gebilde, das auf Grund irgendwelcher Erregungen von unserer Intelligenz hervorgebracht wird. Wir haben mindestens keinen Grund zu behaupten, daß ein unserer Vorstellung von einem Körper ähnliches Etwas auch außer unserer Vorstellungswelt vorhanden sei. Ausdehnung, Solidität, Bewegung sind in derselben Weise, wie Gerüche und Geschmäcke, Farben und Töne als bloße Symbole einer transcendenten Wirklichkeit anzusehen.

Der erste, der diese Konsequenz der erkenntnistheoretischen Reflexion über die Natur der Wahrnehmung erkannte und rückhaltlos zog, war G. Berkeley: Körper sind Vorstellungen, ihr Dasein besteht im Wahrgenommenwerden (esse est percipi). Übrigens war auch die ältere, metaphysische Richtung, von anderen Gesichtspunkten ausgehend, dieser Anschauung wiederholt nahe gekommen; so Spinoza und bestimmter Leibniz. So in der griechischen Philosophie Plato; sie sahen sich alle auf das Theorem geführt, daß die räumliche Welt nicht die absolute Wirklichkeit sein kann, Ausdehnung und Teilbarkeit ist mit absoluter Wirklichkeit nicht vereinbar. Berkeleys geschichtliche Bedeutung ist, daß er den erkenntnistheoretischen Idealismus zur Grundlage des metaphysischen Idealismus gemacht hat.

In die deutsche Philosophie hat Kant diese Betrachtungsweise eingeführt: die Körperwelt oder die ganze Natur ist subjektiv bedingte Erscheinungswelt. Und in der Folge wird auch hier der erkenntnistheoretische Idealismus zum Ausgangspunkt des metaphysischen Idealismus; in gewisser Weise schon bei Kant selber, obwohl hier die Metaphysik, zwischen Erkenntnistheorie und Moral eingeklemmt, nicht zu selbständigem Dasein kommt; sehr entschieden dagegen in der spekulativen

Philosophie, nicht minder auch bei Schopenhauer und Herbart und ihren Nachfolgern.

Bemerkenswert ist übrigens, daß Kant seine Leser auf den Phänomenalismus von einem andern Ausgangspunkt führt und, wie es scheint, selbst geführt worden ist, von der kritischen Reflexion nämlich über das Wesen von Raum und Zeit. Was ist der Raum an und für sich? Die gemeine Meinung, die ihn für an sich wirklich hält, stellt ihn etwa als ein leeres Gefäß vor, worin die Dinge sind und sich bewegen; die Dinge könnten fehlen, so bliebe noch der leere Raum als an und für sich seiende Wirklichkeit. Aber sobald man mit dieser Vorstellung Ernst zu machen versucht, erheben sich Berge von Schwierigkeiten. Was ist denn dieser leere Raum? was macht, daß da, wo bloß der leere Raum ist, mehr ist als nichts? Oder woraus bestehen die Wände dieses Gefäßes? Oder hat es überhaupt keine Wände, ist es unbegrenzt? Es muß wohl, denn den Raum als begrenzt vorzustellen, ist ja völlig unmöglich, jede Grenze weist unwiderstehlich auf ein Jenseits. Nun, ein Gefäß, das keine Wände hat und von dem man überhaupt nicht sagen kann, was es ist und wodurch es sich vom Nichts unterscheidet, das ist doch ein sehr wunderliches Wirkliches und Kant hat nicht Unrecht, wenn er es „ein seiendes Unding" nennt. — Nicht besser steht es mit der Zeit, dem leeren Gefäß, worin alle Ereignisse sind. Ja, hier wird die Sache noch wunderlicher. Die Zeit besteht aus Vergangenheit und Zukunft, die durch den beweglichen Punkt des Jetzt getrennt sind. Da die Vergangenheit nicht mehr, die Zukunft aber noch nicht ist, so wäre die Zeit ein Wirkliches, das aus zwei Hälften besteht, die beide nicht wirklich sind.

Aus allen diesen Schwierigkeiten, findet Kant, taucht auf, wer sich entschließt zu sagen: Raum und Zeit sind nicht seiende Wirklichkeiten, als welche sie in der That seiende Undinge wären, sondern sie sind Anschauungsformen des Subjekts. Der Raum ist die Form der äußeren Anschauung, das heißt die von dem Subjekt hervorgebrachte Ordnung der Empfindungen des Gesichts- und Tastsinnes, auf welche auch alle übrigen Sinnesempfindungen bezogen werden. Ebenso ist die Zeit die Form des inneren Sinnes. Natürlich sind diese Anschauungsformen nicht zu denken als fertige leere Schubladen, sie bestehen nur

in der Funktion der Anordnung aller Elemente mit Beziehung auf einander, einer Funktion, die auch nicht angeboren ist, sondern im Verlauf des Lebens, wenn auch auf ererbter Grundlage, erworben oder ausgebildet wird. Der leere Raum und die leere Zeit wären hiernach die Vorstellung von der allgemeinen Möglichkeit, Körper und Bewegungen und innere Vorgänge mit Beziehung auf einander in solcher bestimmten Weise zu ordnen. Damit verschwindet auch die wunderliche Schwierigkeit der Frage: ob Raum und Zeit endlich oder unendlich seien? Wir werden sagen: weder — noch. Wie man von der Zahlenreihe weder sagen kann, sie ist endlich, noch, sie ist unendlich, sondern sie kann von jedem Punkt beliebig weiter geführt werden, so steht es auch mit Raum und Zeit: an jedem Punkt ist es möglich, beliebig nach allen Seiten weiter zu gehen; die Möglichkeit der Synthesis in Raum und Zeit stößt nirgends auf ein Hindernis, so wenig als die Möglichkeit weiterer Addition; und ebenso stößt die Analysis nicht auf letzte Teile, so wenig als die Division.

Kant faßt die Summe seiner Erwägungen in die Formel: Raum und Zeit haben empirische Realität, aber transcendentale Idealität. Für unsere Anschauung der Wirklichkeit sind Raum und Zeit allgemeine und notwendige Voraussetzungen, und darum gilt, was von Raum und Zeit überhaupt gilt, auch von der Natur, welche nichts ist als mit Erscheinungen erfüllter Raum und erfüllte Zeit. Aber es gilt nicht von den Dingen, wie sie an sich sind. Wir haben keine Ursache zu denken, daß die Ordnung unserer Empfindungen eine absolute Ordnung der an sich seienden Wirklichkeit ist. Oder, wenn wir die Sache konkreter ausdrücken wollen: wir können denken, daß es Wesen giebt, die, wie andere Sinnesorgane und Wahrnehmungsinhalte, so auch andere Formen der Ordnung der Elemente haben als wir. Wir können uns eine Intelligenz denken, für die weder das vor und nach, noch das außer und neben Sinn und Bedeutung hat. Die Teile einer mathematischen Demonstration oder Rechnung sind nicht außer einander im Raum, ihre Symbole, die Zeichen sind es, aber die Faktoren selbst sind es nicht; so sind sie auch nicht vor oder nach einander; d. h. in dem Bewußtsein dessen, der die Rechnung nachrechnet, treten sie nach einander auf, aber das ist zufällig, an sich sind sie zugleich oder vielmehr ohne Beziehung zur Zeit überhaupt. Für ein vollkommenes Be-

wußtsein wären bloß die inneren begrifflichen Beziehungen der Elemente vorhanden, ohne alle Beimischung von Räumlichkeit und Zeitlichkeit. Denken wir uns nun, die Dinge selbst seien etwas Zahlenartiges und es bestünden zwischen ihnen ähnliche innere Beziehungen, wie zwischen Zahlen, so wäre die vollkommenste Auffassung der Wirklichkeit die eines Mathematikers, der alle diese Elemente und ihre Beziehungen mit einem einzigen Blick oder Gedanken umfaßte. Und setzen wir nun ferner, das Wirklichsein der Wirklichkeit bestünde in diesem Gedachtwerden, so hätten wir den Begriff, den Kant zur Orientierung einführt, den Begriff eines intellectus archetypus, eines schöpferischen und unsinnlichen Denkens. Dagegen ist nun unsere Erkenntnis der Wirklichkeit äußerlich und zufällig; unsere Intelligenz schafft nicht die Wirklichkeit, sondern sie wird durch die Berührung mit der vorhandenen angeregt zur Hervorbringung von Empfindungen, die nicht so sehr die Natur der Dinge, als unsere Natur ausdrücken. So faßt sie auch nicht die seienden Beziehungen der Dinge, die innere mathematisch-logische, oder ästhetisch-teleologische Ordnung der Wirklichkeitselemente, sondern statt dessen bringt sie die äußere, räumlich-zeitliche Ordnung der Empfindungen hervor.

An diese Betrachtung schließt sich bei Kant dann die weitere an, daß, wie unsere Anschauungsformen, so auch die Denkformen nur empirische, nicht aber transcendente Gültigkeit haben. Kausalität und Substantialität, die beiden vornehmsten Kategorien sind subjektiv notwendige Anordnungsformen unserer Anschauungen, aber nicht Existenzformen der absoluten Wirklichkeit.

Und damit scheint denn die Konsequenz eines schlechthin allgemeinen Phänomenalismus gegeben zu sein: die Vorstellungswelt deckt sich an keinem Punkt mit der Wirklichkeit; weder von der Außenwelt, noch von der Innenwelt giebt es eine adäquate Erkenntnis.

Ein letzter Schritt ist noch denkbar: die Aufgebung der Dinge an sich. Man sagt, Fichte habe hiermit den Kantischen Gedanken zu Ende gedacht. Denn in Wahrheit seien die Dinge an sich mit den Voraussetzungen Kants unverträglich; ohne die Dinge an sich könne man nicht in das System hineinkommen, aber mit ihnen nicht darin bleiben. Gegeben seien uns Vorstellungen; wie von diesen zu den Dingen an sich kommen? Kant sage: diese affizierten uns. Also, nach

dem Gesetz der Kausalität folgere er von Empfindungen als Wirkungen auf Dinge an sich als Ursachen. Aber er selbst habe die Folgerung unmöglich gemacht, indem er dem Kausalgesetz nur eine empirisch-immanente, aber keine transcendente Bedeutung zugestehe.

Das wäre denn der letzte erreichbare Punkt, ein absoluter Phänomenalismus: meine Vorstellungswelt ist die Wirklichkeit selbst, darüber hinaus ist nichts.

2. Wiederherstellung der realistischen Auffassung für die Innenwelt.

Einer Prüfung der phänomenalistischen Gedankenreihe schicke ich zunächst eine Bemerkung über den letzten Punkt voraus. Manche breite Ausführung in der erkenntnistheoretischen Litteratur der Gegenwart könnte die Sache so erscheinen lassen, als ob wir wirklich in Gefahr wären denken zu müssen: die Summe meiner Wahrnehmungen und Vorstellungen ist die Welt und außerdem giebt's überhaupt nichts Wirkliches. — Ich denke, diese Gefahr ist wirklich nicht groß; es hat niemals einen gesunden und vielleicht auch keinen kranken Kopf gegeben, dem es auch nur einen Augenblick zweifelhaft gewesen wäre, ob es eine Welt unabhängig von seinen eigenen Vorstellungen gebe. Auch Fichte ist nie eingefallen zu meinen, daß er, Johann Gottlieb, und seine Gedanken die ganze Wirklichkeit seien. Es wird demnach auch die Widerlegung des sogenannten Solipsismus einstweilen für eine überflüssige Mühe gehalten werden dürfen. Die Frage ist nicht: giebt es Dinge außer meiner Vorstellungswelt? sondern: was bedeutet die Behauptung und wie kommt der Glaube an eine unabhängig von meinen Vorstellungen existierende Wirklichkeit, der ich selbst mit meinen Vorstellungen als ein verschwindend kleiner Teil eingefügt bin, zustande? Wenn das Ich von der Welt doch nur durch seine eigenen Vorstellungen weiß, wie kommt es dazu, darüber hinaus zu gehen zu einer absolut seienden Wirklichkeit?

Ich halte es aber für zweckmäßig, zuvor auf die andere Frage einzugehen: ist die Behauptung des Phänomenalismus begründet, daß unsere Erkenntnis an keinem Punkt mit der Wirklichkeit sich deckt, daß wir eine adäquate Erkenntnis, so wenig von unserem eigenen Innern, als von der Welt außer uns haben?

Zuerst ein Wort über Sinn und Bedeutung der Frage. Man hat gesagt, der Phänomenalismus, wie ihn Kant lehrt, sei eigentlich ein trostloser Skeptizismus; was bleibt für Erkenntnis, wenn ich nicht einmal mein Selbst erkenne, wie es an sich ist? Kants Kritik hebe eigentlich das Wissen überhaupt auf. Man hat sogar Faust's Kummer: ich sehe, daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz verbrennen, mit Kants Kritik in Zusammenhang bringen wollen.

Solche Klagen und Vorwürfe sind ganz grundlos. Vor allem ist zu sagen: keine Theorie der Erkenntnis ändert an dem Bestand und Wert unserer Erkenntnis das mindeste. Die Wissenschaften bleiben nach wie vor, was sie sind; von einer Aufhebung oder Zerstörung des Wissens durch eine theoretische Reflexion über das Wissen kann nicht die Rede sein. Und auch die Bedeutung der Wissenschaften für uns bleibt dieselbe, weder ihr praktischer noch ihr theoretischer Wert wird durch die Kritik vermindert. Unsere Astronomie, Physik, Psychologie, Geschichte, sind uns, was sie sind, und leisten uns, was sie leisten, ganz ohne alle Rücksicht auf den Ausfall einer nachträglichen erkenntnistheoretischen Überlegung, wie sie denn auch in der geschichtlichen Entwickelung von ihr auf keine Weise als abhängig erscheinen.

Vielleicht hängt das Mißverständnis mit einem schiefen Ausdruck zusammen. Man faßt wohl Kants Ansicht in die Formel: wir erkennen nur die Erscheinung, aber in das innere Wesen der Dinge vermögen wir nicht einzudringen. Damit scheint denn ein bestimmter Mangel unserer Erkenntnis, der angegeben und beseitigt werden könnte, wenn nur unser Verstand erweitert und erhellt würde, angedeutet zu sein. Wenn wir sagen: das Wesen des Nordlichts oder der Elektrizität ist noch unerkannt; oder: ich bin mir über das Wesen dieses Mannes nicht klar, so wird damit ein Mangel bezeichnet; wir kennen einstweilen nur die äußere Erscheinung, aber nicht die letzten Ursachen; oder: ich weiß, wie der Mann aussieht, welche Stellung er in der Gesellschaft einnimmt, aber sein Charakter, seine Grundsätze, seine Anschauungen sind mir nicht bekannt, ich weiß daher nicht, wessen ich mich von ihm versehen soll. Weiß ich dies alles, kenne ich ihn aus langem, freundschaftlichem Verkehr, bin ich gewiß, wie er im gegebenen Fall handeln und urteilen wird, dann sage ich: sein Wesen ist mir wohl bekannt.

Ganz etwas anderes dagegen bedeutet die Unterscheidung von

Erscheinung und Ding an sich in der Erkenntnistheorie. Die allervollkommenste Erkenntnis des Naturells, des Charakters, des Vorlebens eines Mannes, so daß ich sein Verhalten mit der Sicherheit voraussagen könnte, wie eine Mondfinsternis, wäre nach der Kantischen Betrachtung doch nichts als Erkenntnis der Erscheinungen; von der Seele selbst, ihrem An-sich, ihrem Was oder Wesen käme nichts darin vor.

Wie steht es nun mit dieser Behauptung, daß wir die Dinge nur wie sie erscheinen, nicht wie sie an sich sind, erkennen? Ist sie begründet? Gehen wir zunächst auf die Erkenntnis des eigenen Innenlebens ein. Auch hier, so wird behauptet, müsse zwischen Erscheinung und Ding an sich unterschieden werden. Das Ich erkennt auch sich selbst nicht, wie es an sich ist, sondern nur wie es sich erscheint. Das An-sich der Seele, die in den Bewußtseinsvorgängen erscheint, bleibt der Erkenntnis so undurchdringlich, wie das An-sich der Dinge, die als bewegte Körperwelt im Bewußtsein vorkommen. Ist diese Behauptung begründet?

Ich glaube nicht, daß wir Ursache haben, dies anzuerkennen. Zweierlei wird hier behauptet: erstens, daß es außer oder hinter den Bewußtseinsvorgängen, als den Erscheinungen des Seelenlebens, nun noch die Seele selbst als Ding an sich gebe; zweitens, daß wir dieses Ding an sich nicht erkennen. — Dies Zweite ist ohne Zweifel wahr: was wir von unserem Selbst erkennen, sind in der That immer jene Vorgänge des Empfindens, Vorstellens, Fühlens, Strebens; niemals aber kommt in unserem Selbstbewußtsein ein Ding Seele oder Ich vor. Aber, so ist nun gleich hinzufügen: die erste Behauptung ist grundlos; ein besonderes Ding „Seele" giebt es überhaupt nicht in der Wirklichkeit; der Begriff einer Seele, die als Ding an sich, abgesehen von dem Seelenleben, ich weiß nicht welche Wirklichkeit hätte, ist ein leerer Begriff. Die Seele selbst ist nichts anderes, als die Einheit des Seelenlebens; ihr Dasein geht auf in ihren „Erscheinungen", einen dunklen, dem Erkennen undurchdringlichen Realitätsrückstand giebt's überhaupt nicht.

Es ist das ein so entscheidender Punkt für die Erkenntnistheorie und Metaphysik, daß ich hierauf, nachdem schon oben (S. 133 ff.) diese Auffassung eingeführt worden ist, nochmals in etwas ausführlicherer Betrachtung darauf zurückkomme. Wer überhaupt zu einer gesunden

Philosophie kommen will, der muß einmal diesem Gespenst einer „Seele an sich“ zu Leibe gehen.

Nach der Vorstellung der gemeinen Meinung hat die Wirklichkeit etwa folgende Struktur. Es giebt drei Arten oder Stufen des Wirklichen: 1) Wirkliches erster Ordnung, das sind die Dinge oder Substanzen; 2) Wirkliches zweiter Ordnung, das sind die Eigenschaften oder Kräfte; 3) Wirkliches dritter Ordnung, das sind die Thätigkeiten, Ereignisse, Beziehungen.

Am wenigsten Selbständigkeit hat das Wirkliche dritter Ordnung; Thätigkeiten oder Ereignisse bedürfen zum Wirklichwerden eines Andern, durch das sie vorübergehend ins Dasein eingeführt werden, das sind die Kräfte. Aber auch die Kräfte oder Eigenschaften können nicht für sich existieren, sie bedürfen wieder eines Andern, an dem sie sind, das sind die Substanzen. Diese allein ruhen auf sich selbst und bedürfen keines Andern zum Dasein; sie sind daher das eigentlich Wirkliche. Unter den Substanzen pflegt die Vulgärmetaphysik wieder, dem Cartesius folgend, zwei Arten zu unterscheiden: körperliche oder ausgedehnte, und geistige oder denkende, die unausgedehnt sind. Der Verschiedenheit ihres Wesens entsprechen verschiedene Kräfte. Allgemeine Kräfte oder Eigenschaften des Körpers sind Undurchdringlichkeit, Schwere, chemische Affinitäten, kurz Attraktions- und Repulsionskräfte; als Kräfte der Seele dagegen wären Empfindungsvermögen, Gedächtnis, Einbildungskraft, Begehrungsvermögen, Gefühlsvermögen, Wille anzusehen.

Ist das eine haltbare Vorstellung von der inneren Konstitution der Wirklichkeit? Richten wir zunächst auf das zweite Glied der Reihe die Aufmerksamkeit, auf die Eigenschaften oder Kräfte. Sind sie wirklich ein an sich, abgesehen von der Erscheinung oder Bethätigung, seiendes Element der Wirklichkeit? Nehmen wir einen beliebigen Körper, ein Stück Kreide. Es hat eine Menge von Kräften oder Eigenschaften. Da ist zuerst die Eigenschaft der Undurchdringlichkeit oder die Kraft, andere Körper von dem Eindringen in den Raum, den es einnimmt, abzuhalten; da ist die Eigenschaft der Weiße oder die Kraft, auffallendes Licht auf bestimmte Weise zu reflektieren; ferner die Eigenschaft der Schwere oder die Kraft, auf seine Unterlage einen Druck auszuüben, oder, wenn die Unterstützung entfernt wird, eine bestimmte

Bewegung auszuführen; es hat ferner die Eigenschaft eines Schreibmaterials oder die Kraft auf einer Tafel weiße Striche zu machen. Was bedeutet das? Sitzen alle diese Eigenschaften oder Kräfte als besondere Wirklichkeiten in der Kreide drin, kann man sie darin sehen oder sonstwie beobachten? Sitzt da die Kraft des Strichemachens, oder genauer, die Kraft, weiße Striche auf eine schwarze Tafel zu machen, als ein eigentümliches, stets gegenwärtiges, beharrliches Wirklichkeitselement in der Kreide? Und natürlich in der Tafel eine entsprechende Kraft oder Fähigkeit, bestrichen zu werden. Und sitzt ebenso in der Hand neben tausend anderen Kräften auch die Schreibkraft und zwar in vielfacher Gestalt: als Kreide-, Griffel-, Federschreibkraft? als deutsche, lateinische, griechische Buchstaben-Schreibkraft? Das meint doch niemand; sondern, die Kreide hat die Kraft, Striche zu machen, das heißt nichts als: wenn sie über eine rauhe Oberfläche hingeführt wird, dann lösen sich Teilchen los und bleiben an der Tafel hängen, die Spur der Bewegung zeigend. Die Striche sind nicht in der Kreide und ebenso wenig sitzt eine Strichkraft drin, sondern wir sehen voraus, was unter gewissen Umständen geschehen wird; diese vorausgesehenen Ereignisse, wir nennen sie mögliche, fassen wir zusammen, substantivieren sie und legen sie der Kreide als permanenten Besitz bei. Und ebenso steht es mit den übrigen Kräften; wir sehen voraus, daß die Kreide unter solchen Umständen so sich verhalten, in einem bestimmten Maß sich bewegen, drücken, oder einem andern Körper Beschleunigung zufügen wird. Diese vorausgenommenen Vorgänge substantivieren wir und legen sie dem Körper als Schwerkraft bei. Und nicht anders verhält es sich mit der lebendigen Kraft des bewegten Körpers; die Arbeitsleistung, die wir von ihm erwarten, legen wir als Kraft in ihn hinein. Kraft ist also nicht ein besonderes, existierendes Wirkliches, sondern eine Denkform, durch die wir den Zusammenhang der Erscheinungen vorstellen. Definiert wird eine Kraft durch ihre mögliche Wirkung oder Arbeitsleistung; ihren vollkommenen Ausdruck findet die Erklärung in einem Naturgesetz, das die Größe der möglichen Beschleunigung einer bestimmten Masse aussagt.*)

*) S. die Erörterung des Begriffs der Kraft bei Fechner, Physik. und philos. Atomenlehre 117 ff., und bei Wundt, System der Philos. 297 ff. Vergl. auch Helmholtz, Populäre wissenschaftliche Vorträge, 2. Heft S. 190.

Ebenso verhält es sich mit den Kräften der geistigen Substanzen. Hier ist die Sache noch einleuchtender. Wir sprechen von moralischen Kräften, einer Kraft der Selbstbeherrschung, der Tapferkeit. Alles was wir damit sagen, ist, daß wir von einem Manne ein bestimmtes Verhalten in der Gefahr, in der Versuchung erwarten. Wir meinen nicht, daß die Selbstbeherrschung als ein eigentümliches, dingartiges Etwas in der Seele sitze. Nicht anders steht es mit Gedächtnis, Verstand, Wille und den übrigen Seelenvermögen. Die Psychologie hat das längst gesehen; unter den Deutschen hat besonders Herbart diesen Punkt betont: die Seelenvermögen sind nicht besondere Wirklichkeitselemente, aus denen als Ursachen erklärt werden kann, sondern das Wirkliche sind Vorstellungen, Begehrungen, Gefühle, und die Aufgabe der Wissenschaft besteht darin, die gesetzmäßigen Beziehungen dieser Vorgänge darzustellen. Sollte jemand noch von den Kräften als besonderen, den Substanzen inhärierenden Wirklichkeitselementen sich nicht trennen können, der mag denn an der Lösung von allerlei Verirrfragen sich versuchen: wirkt die Kraft immer? was macht sie, wenn sie nicht wirkt? sind die Kräfte durch den ganzen Raum verbreitet, den der Körper einnimmt? und wie sind in den unausgedehnten Substanzen die Kräfte untergebracht oder mit ihr verbunden?

Fällt das Mittelglied der Kräfte aus, so bleiben für die Konstruktion der Wirklichkeit die Substanzen und die Ereignisse. Wie steht es nun mit den Substanzen? Sind sie ein besonderes Wirkliches neben den Accidenzen?

Bleiben wir zunächst bei der Seelensubstanz. Man meint: außer den Empfindungen, Vorstellungen, Gefühlen, Bestrebungen bestehe nun noch als ein besonderes Wirkliches oder, mit dem Herbartischen Ausdruck, ein Reale, die Seele selber; die Bewußtseinsvorgänge seien nur Bethätigungen der Seele, nicht aber die Seele selbst; sie möchten kommen oder gehen, sie könnten auch, wenigstens zeitweilig, ganz ausfallen; die Seelensubstanz bleibe dabei in unveränderter und unverminderter Wirklichkeit bestehen.

Es scheint mir völlig unmöglich, an dieser Vorstellung festzuhalten. Die Seelensubstanzen sind ganz dasselbe, was die Seelenkräfte sind, Hypostasierungen von Vorgängen, sie sind gleichsam Hypostasierungen in zweiter Potenz; die Seelensubstanz ist das Vermögen

der Vermögen, das Generalvermögen zu jenen Spezialvermögen. Wie die Kraft nur definiert werden kann durch ihre Wirkungen, so kann die Substanz nur definiert werden durch die Kräfte; sie ist nichts anderes als ein Inbegriff von Kräften, also zuletzt ein Inbegriff von möglichen Ereignissen. Das Dasein der Seele besteht in ihrem Leben, in der Einheit auf einander bezogener psychischer Vorgänge; nehmen wir diese weg, so bleibt kein Rückstand. Bewußtseinsvorgänge sind das an und für sich Wirkliche, sie bedürfen nicht eines Andern, eines Seelensubstantiale, das ihnen erst zur Wirklichkeit helfen oder sie in der Wirklichkeit halten und tragen müßte; so etwas giebt's überhaupt nicht.

Dem gesunden Menschenverstand wird der Verzicht auf ein solches haltendes und tragendes Etwas zunächst als eine harte, ja als eine ganz unerfüllbare Forderung vorkommen. Eine Empfindung oder ein Gefühl kann doch nicht absolut existieren, es muß ein empfindendes oder fühlendes Wesen da sein, das sie hat; ein Vorstellen ohne einen, der vorstellt, schon die Sprache weist die Zumutung zurück. Und wie will man ohne Seele Thatsachen, wie die Einheit des Bewußtseins, die Aufmerksamkeit, die Selbstbeobachtung oder die Selbstbeherrschung konstruieren?

Nun, natürlich giebt es eine Seele und auf keine Weise handelt es sich darum, sie zu beseitigen, sondern allein darum, sich darüber zu verständigen, was sie ist. Nicht ist sie, so wird hier behauptet, ein unveränderliches, starres, absolut beharrliches Realitätspünktchen, das, an und für sich existierend, den Kräften und Vorgängen als Anhaltspunkt in der Wirklichkeit diente, sondern sie ist die Einheit des Seelenlebens, die Gesamtheit auf einander bezogener bewußter und unterbewußter innerer Vorgänge selbst, an oder in der jeder einzelne als ein zugehöriges Glied des Ganzen ist und gewußt wird. Jene vorausgesetzten Bröckchen allgemeinen Realitätsstoffes dagegen existieren überhaupt nicht in der Wirklichkeit, sie sind nichts als hypostasierte Schatten falscher metaphysischer Begriffe.

Daß unser Denken an dem für sich seienden Seelensubstantiale nicht einen so kostbaren und unentbehrlichen Schatz besitzt, als die Vulgärmetaphysik glaubt, davon überzeugt man sich vielleicht am ersten, wenn man sich einmal zu dem Versuch nötigt, auf Fragen, wie die folgenden, sich eine Antwort zu geben. Worin besteht das Wesen jenes Seelensubstantiale? Es muß doch etwas an sich seiendes sein,

abgesehen von seinen Accidenzen, denn es soll ja die Voraussetzung dieser sein. Was ist es also? Kannst du es sagen? Oder geht es dir, wie einst Locke, als er den Begriff der Substanz überlegte: er findet, sie sei ein Irgendetwas, dessen Wesen nicht angegeben werden könne.*) Nun, so wirst du doch deutlich machen können, was sie thut oder leistet? — Natürlich, sie ist der Träger, dem die Accidenzen anhangen oder inhärieren. — Aber was bedeuten die Ausdrücke? Ich weiß wohl, was es bedeutet, wenn du sagst: ein Pferd trägt einen Reiter; trägt die Seele ebenso ihren Gedanken? oder hängt ihr eine Leidenschaft an, wie die Farbe der Leinwand? — Du sagst, das sind unpassende Bilder. — Nun, so zeige die Anschauung, die hier durch die Wörter bezeichnet wird. Wirst du etwa sagen: dies sei hier gemeint, daß die Substanz die Accidenzen aus ihrem Wesen hervorbringt oder sich in ihnen verwirklicht? Aber sieh zu, ob hiermit geholfen ist. Ich weiß wohl, was es bedeutet, wenn du sagst: ein Baum bringt Blüten und Früchte hervor, ein Keim verwirklicht sich in der Entwickelung von Trieben, Keimblättern u. s. w. Aber was es heißt: ein immaterielles Irgendetwas bringt Vorstellungen und Gefühle aus sich hervor, das weiß ich wahrlich nicht. Mir scheint, es sind lauter leere Wörter, lauter Anweisungen auf einen Sinn, den die Anschauung sich weigert einzulösen.

Aber, sagst du, die Einheit des Selbstbewußtseins wird doch allein durch eine einheitliche und beharrliche Seelensubstanz erklärlich. Ich gestehe, ich vermag auch nicht zu fassen, was hierzu das Substanziale helfen soll. Es ist eine Thatsache, daß die Vorgänge des Innenlebens nicht isoliert auftreten und daß jeder mit dem Bewußtsein der Zugehörigkeit zu dem einheitlichen Ganzen dieses individuellen Lebens

*) Essay, II. Kap. 23: „Wenn jemand sich selber prüfen will hinsichtlich seines Begriffs von einer reinen Substanz im allgemeinen, so wird er finden, er hat von ihr keine andere Vorstellung, als die Annahme eines unbestimmten Trägers der Qualitäten, die in uns einfache Vorstellungen bewirken." — Würde er gefragt, was dieser Träger ist, dem die Qualitäten abhärieren, „so wäre er nicht in viel besserer Lage, als jener Indier, der behauptete, die Welt werde von einem großen Elephanten getragen. Als man ihn weiter fragte, worauf der Elephant stehe? antwortete er: auf einer großen Schildkröte. Da man aber weiter in ihn drang: wovon denn die breitrückige Schildkröte getragen werde? gab er zur Antwort: von irgendwas, er wisse nicht was."

erlebt wird. Wie so etwas geschehen kann, das weiß ich nicht zu sagen, so wenig als ich zu sagen weiß, wie Bewußtsein überhaupt möglich ist. Das aber meine ich deutlich zu sehen: jener angenommene „Träger", jenes Irgendwas, das man Seelensubstanz tituliert, hilft auf keine Weise die Sache begreiflicher zu machen; es wäre selbst ein Rätsel, aber nicht die Lösung eines Rätsels. — Oder sollte etwa schon dadurch, daß die Vorgänge a, b, c demselben A „inhärieren", das Bewußtsein ihrer Einheit bewirkt werden? Aber dann müßte ja Selbstbewußtsein die Form aller Zusammenfassung von Accidenzen in einer Substanz sein. Es muß also noch eine besondere Qualität der Seelensubstanz hinzukommen, um ihre Accidenzen zu Gliedern einer Bewußtseinseinheit zu machen. Und so wäre demnach diese Qualität aufzuzeigen, wenn das Substantiale etwas helfen soll. Also, so viel ich sehe, verlieren wir wirklich gar nichts, wenn wir dieses „Irgendwas, ich weiß nicht was" fahren lassen.

Natürlich werden wir nun nicht sagen: also giebt es keine Seele; sondern vielmehr: Seele ist die auf nicht weiter sagbare Weise zur Einheit verbundene Vielheit innerer Erlebnisse. Und am Sprachgebrauch werden wir gar nichts ändern, wir werden nach wie vor von der Seele reden und von Vorgängen, die in ihr sich zutragen, von Gedanken, die sie hervorbringt, und von inneren Regungen, die sie hegt oder ablehnt. Wir werden uns auch nicht scheuen, das Wort Substanz von der Seele zu brauchen oder von ihren Zuständen und Eigenschaften zu reden; selbst das verpönte Wort Seelenvermögen werden wir nicht vermeiden. Es handelt sich nur darum, ein für allemal uns deutlich zu machen, was wir damit meinen. Und es wird sich dann herausstellen, daß alle jene herkömmlichen Bezeichnungen in der That einen guten Sinn haben, nur nicht den, den eine vom physikalischen Atomismus mißleitete Metaphysik ihnen beilegt. Nennen wir Substanz das, was selbständiges Dasein hat (mit Spinoza's Formel: id quod in se est et per se concipitur), so kommt der Seele allerdings Substantialität, den einzelnen Vorgängen Accidentalität (in alio esse et per aliud concipi) zu; sie sind und werden begriffen nur in dem ganzen Seelenleben. Es ist eine Thatsache, daß Empfindungen, Vorstellungen, Gedanken, Bestrebungen niemals, so viel wir wissen, vereinzelt in der Wirklichkeit vorkommen, sondern immer nur als Glieder in einer

solchen Gesamtheit innerer Vorgänge, als wir ein Seelenleben nennen. Und zwar entsteht dieses nicht, wie ein Kompositum, aus den vorher fertigen einzelnen Elementen, sondern das Ganze ist, um jenes Wort des Aristoteles nochmals zu wiederholen, vor den Teilen: die einzelnen Elemente werden gleichsam von dem Ganzen als zu ihm gehörige, zur Darstellung seiner selbst erforderliche Momente hervorgebracht oder mit innerer Notwendigkeit gesetzt.

Ein Bild macht das Verhältnis deutlich. Eine Sprache besteht aus Wörtern; und zwar besteht sie nur in der Gesamtheit der Wörter und Formen; nimmt man alle Wörter weg, so ist auch die Sprache nicht mehr; sie besteht nicht als ein besonderes Wirkliches, eine Sprachsubstanz, neben den Wörtern. Aber andererseits ist sie nicht ein Kompositum aus den vorher seienden einzelnen Wörtern, wie eine Mauer aus den fertigen Steinen zusammengesetzt wird. Sondern die Sprache bringt beständig Wörter hervor und wandelt sie dem Bedürfnis entsprechend; jedes Wort ist ein zufälliges, vergängliches Accidens, das sie schafft, umbildet und endlich wieder fallen läßt. Ebenso ist eine Dichtung nicht ein Kompositum aus einzelnen Versen, aber auch ist sie nicht außer den einzelnen Versen als eine für sich seiende Substanz, sondern sie ist in ihnen, doch so, daß die Idee des Ganzen das Einzelne setzt oder im Einzelnen sich entfaltet. — Nun, auf dieselbe Weise ist die Seele nicht außer oder unter den Bewußtseinsvorgängen, als ein hartes starres unveränderliches Reale, sondern sie ist allein in ihnen; aber freilich nicht so, daß sie aus den vorher fertigen und selbständigen Elementen zusammengesetzt würde, sondern so, daß sie die einzelnen Elemente hervorbringt und sich in ihnen verwirklicht. Die Idee des Ganzen setzt auch hier das Einzelne: ein Gedanke, ein Gefühl, ein Verlangen, es kann in dieser bestimmten Gestalt nur in diesem Leben vorkommen und begriffen werden, verhält sich also zu ihm, wie ein Accidens zur Substanz.

Ist so gegenüber dem einzelnen Bewußtseinselement als einem anhangenden, unselbständigen und vorübergehenden das ganze Seelenleben ein selbständiges und dauerndes Wesen, eine Substanz, so kann man nun freilich hier nicht stehen bleiben, sondern muß dieses Ganze wieder als unselbständiges und abhängiges Glied eines größeren Ganzen konstruieren; das Individualleben verhält sich zum Volksleben

wieder wie ein Accidens zur Substanz. Das Volk oder die Volksseele ist nur in den Einzelseelen, aber wieder nicht so, daß sie aus ihnen zusammengesetzt würde, sondern so, daß sie sie aus sich hervorbringt und in ihnen sich verwirklicht. Und wieder fügt sich ein Volksleben einem größeren Leben ein, dem Menschheitsleben, und mit diesem ist es eingeschlossen in das einheitliche Gesamtleben der Erde, dessen äußere Erscheinung die physische Erdgeschichte in den Umrissen beschreibt. Endlich aber fließt alles Leben aus einem allumfassenden Leben, dem einheitlichen Leben Gottes. Und damit wären wir auch von dieser Seite her bei dem Gedanken angelangt: Gott ist die Substanz, das eine einzige, wahrhaft selbständige, durch sich seiende Wesen, zu dem sich alles einzelne Wirkliche als unselbstständiges Accidens verhält. —

Der eben ausgeführte Gedanke ist nicht neu; ja man kann sagen, er geht durch die ganze Geschichte der Philosophie. Ich will hier nicht seine Geschichte schreiben, doch deute ich ein paar Punkte an.

Durch erkenntnistheoretische Analyse ist D. Hume auf ihn geführt worden; wie er die Nebel zerstreut hat, mit denen der Begriff des Wirkens in der Schulmetaphysik umgeben ist, so hat er auch das Gespenst eines hinter dem Seelenleben verborgenen Seelensubstantials verbannt. In seinem ersten Werk, der Abhandlung über die menschliche Natur, unterwirft er in den letzten Abschnitten des ersten Buchs den hergebrachten metaphysischen Begriff einer Seelensubstanz der Kritik. Er findet an ihm gar nichts Haltbares; es sei völlig unmöglich, auch nur den Sinn der Frage zu verstehen: ob Vorstellungen in einer materiellen oder immateriellen Substanz inhärieren? geschweige denn, daß er sich von der Notwendigkeit der Annahme einer immateriellen Substanz, um als Träger von Vorstellungen zu dienen, überzeugen könne. Er ziehe es daher vor bei dem stehen zu bleiben, was gegeben sei: eine durch Gedächtnis und kausale Beziehungen zur Einheit zusammengefaßte Vielheit von Bewußtseinsvorgängen. „Es giebt Philosophen" heißt es in einer oft angeführten Stelle, „welche meinen, wir seien in jedem Augenblicke uns innigst dessen bewußt, was wir unser Selbst nennen, wir fühlten sein Dasein und seine Fortdauer im Dasein und seien mit mehr als demonstrativer Gewißheit seiner vollkommenen Identität und Einfachheit gewiß." Er

habe nicht das Glück, solche Beobachtungen zu machen; „so oft ich in das, was ich mein Selbst nenne, eindringe, stoße ich immer auf die eine oder andere besondere Perzeption, Wärme oder Kälte, Licht oder Schatten, Liebe oder Haß. Niemals kann ich das Selbst ohne eine Perzeption erfassen und niemals etwas anderes als die Perzeption bemerken."

Von metaphysischer Spekulation ausgehend war Spinoza, dessen Theorie übrigens Hume in seine eben erwähnte Erörterung verflochten hat, zur Umbildung des Substanzbegriffs, oder zu seiner Aufhebung in dem gemeinen Sinn gekommen. Die Einzeldinge sind nicht Substanzen, sondern Accidenzen (modi); das gilt von den Körpern wie von den Seelen: Substanz, selbständig, ist nur Gott, der Inbegriff der Wirklichkeit; jedes einzelne Wirkliche ist in dem All-Einen als ein Abhängiges und Beschränktes mit logisch-mathematischer Notwendigkeit gesetzt. Selbstverständlich ist Gottes Substantialität nicht nach dem Schema eines ausgedehnten Körperatoms oder eines unausgedehnten Seelenatoms zu denken. Seine Einheit besteht nicht in Kontiguität oder Punktualität, sondern ist die Einheit einer Idee, die in einer Vielheit von Momenten sich verwirklicht. — Auch Leibniz, der das Wesen der Substanz in Kräfte setzt, und zuletzt die vielen endlichen Substanzen in die Einheit der einen Substanz zusammenfaßt, bleibt im Grunde innerhalb dieser Anschauung.

Von Hume ausgehend, sieht sich Kant auf die Betrachtung geführt, daß Substantialität und Inhärenz als Denkform, nicht als Existenzform anzusehen seien. Damit ist die Vorstellung, als sei die Substanz ein an und für sich seiendes Wirkliches, natürlich aufgegeben. Substanz ist das Perdurable der Erscheinung. Dann wird freilich durch das Ding an sich, das hinter den Erscheinungen stecken soll, die Sache wieder einigermaßen verdunkelt; es hat hin und wieder den Anschein, als sei das Ding an sich die verborgene Substanz, das „Irgendwas, ich weiß nicht was" Locke's. — Hier setzt nun Fichte ein, und das ist die eigentliche Bedeutung seiner viel berufenen Aufhebung des Dinges an sich: Sein ist Leben, Innenleben, das ist Fichte's Grundanschauung; ein totes, starres, absolut beharrliches Sein, ein Seelenatom hinter dem Seelenleben giebt's nicht; eine bloß seiende Substanz ist so wenig in der geistigen Welt als in der körperlichen,

die ja überhaupt kein absolutes Dasein hat, sondern nur eine Spiegelung der Innenwelt ist. Und dieser Gedanke bleibt die Grundvoraussetzung der ganzen spekulativen Philosophie, in der man keinen Schritt thun kann, ohne ihn sich zu eigen gemacht zu haben. Von hier hat ihn Lotze; mit Entschiedenheit verwirft er die Vorstellung von einem allgemeinen Wirklichkeitsstoff, von dem ein Stückchen in jedem Wirklichen als sein innerster Kern verborgen sein müsse; die Seele ist ihm nichts anderes als eine seiende, auf unbegreifliche Weise in der Form wirkungsfähiger Selbständigkeit gesetzte Idee, und gar nicht scheint sie ihm eines weiteren Anhaltspunktes zu bedürfen, um wirklich zu sein. Ebenso bleibt Fechner in dieser Anschauung und neuerdings bekennt sich Wundt zu ihr mit dem aktuellen Seelenbegriff.*) Der Ausdruck weist auf den actus purus der Scholastiker, auf die reine Entelechie des Aristoteles zurück: Gott ist actus purus, nicht totes Sein, sein Wesen ist das ewige Denken des absoluten Gedankens, welcher die Wirklichkeit ist. Und damit kommen wir denn auf den letzten Ursprung dieser ganzen Gedankenbildung zurück, zu Plato, dem großen Begründer der abendländischen Philosophie: die Wirklichkeit ist eine Ideenwelt, ein seiendes Gedankensystem, und diese Gedanken sind das wirklich Wirkliche selbst und bedürfen keines Andern, an dem und durch das sie wären. Die Ideen sind ja nicht starre Bilder, die wie stumme Ölgötzen der Welt zuschauen, sondern ein lebendiger Inhalt, wie er sichtbar in der Seele als solcher sich darstellt.

Wie kommt es doch, daß die gemeine Vorstellung gegen die Zumutung, diesen Gedanken zu denken, so lebhaft sich sträubt? Denn die erste Empfindung, wenn man ihm zum ersten mal begegnet, ist ja ohne Zweifel die: das ist undenkbar, ein Gedanke muß an einer Seelensubstanz sein, sonst versinkt er ins Leere. Und es hilft wenig, wenn man die Gebrechlichkeit dieser Stütze zeigt; die Vulgärmetaphysik, die übrigens nicht allein bei Köhlern und Ziegelbrennern sich findet, besteht doch darauf, ohne ein Irgendwas, das ihn trägt, ohne ein Wirklichkeitsklötzchen, woran er befestigt ist, ist seine Wirklichkeit undenkbar. Vielleicht ist der Ursprung dieser Undenkbarkeit in Folgendem zu suchen.

*) Lotze, Mikrokosmos II, 143, III, 531. Metaphysik, 100, 480. Fechner, Atomenlehre 114. Wundt, System der Philos. 289, 585.

Man kann zwei Arten von Denknotwendigkeit unterscheiden: die echte oder logische und die falsche oder psychologische. Jene kommt jedem formell richtig gefolgerten Satz zu; wer die Prämissen anerkannt hat, kann sich dann der Konklusion nicht entziehen. Die unechte oder psychologische Notwendigkeit dagegen entspringt aus der Gewöhnung; was wir oft oder immer sehen, hören, denken, erscheint uns zuletzt als notwendig, sein Gegenteil als unmöglich. Als dem König von Siam von einem holländischen Gesandten erzählt wurde: in seiner Heimat werde das Wasser zu Zeiten ganz hart und fest, so daß man darauf gehen könne, kam dem König die Sache völlig undenkbar und unmöglich vor. Hätte er in seiner Jugend scholastische Philosophie studiert, so würde er sich vermutlich nicht versagt haben, die Unmöglichkeit auch zu beweisen: flüssig sein gehöre zum Wesen des Wassers, also sei es unmöglich, daß es starr werde.

Dieser Art von Notwendigkeit begegnet man überall. Was ich nie gesehen habe, ist unmöglich, das ist das große Prinzip, von dem das Urteil des Durchschnittsverstandes beherrscht wird. Ein Mann von Bildung, der selbst keine Religion hat und auch nie Leute gesehen hat, die wirklich Religion hatten, glaubt nicht, daß so etwas überhaupt möglich sei; es kann nur Heuchelei und Betrug sein, im besten Fall Selbstbetrug. Ein Physiolog, der niemals hypnotische Erscheinungen beobachtet hat, erklärt mit Zuversicht alle derartigen Dinge für unmöglich. Durch dieselbe Denknotwendigkeit werden die Vorstellungen von der Zukunft gebunden: was heute nicht ist, kann und wird niemals sein. Es giebt keine große Veränderung im geschichtlichen Leben, deren Unmöglichkeit nicht vorher klar bewiesen worden wäre: ohne Sklaverei ist geistige Kultur undenkbar; ohne Prügel ist Disziplin in der Armee undenkbar; ohne den lateinischen Aufsatz ist das Gymnasium undenkbar.

Dieselbe Denknotwendigkeit beherrscht auch die gemeine Physik. Ein schwerer Körper, der nicht unterstützt wird, muß fallen, es ist undenkbar, daß er frei schwebend an seinem Ort bleibt. Da die Erde ein schwerer Körper ist und nicht fällt, wie der Augenschein lehrt, so muß er unterstützt sein; das ist der Ausgangspunkt aller primitiven Kosmologie. Man läßt sie daher etwa auf dem Wasser schwimmen, oder, wie jener schon erwähnte indische Philosoph, von einem großen Elephanten getragen werden und stützt diesen etwa

noch wieder auf eine Schildkröte und so fort, bis der Frager müde wird zu fragen.

Nun, ganz von derselben Art ist die Notwendigkeit des Seelensubstantials. Die sinnliche Anschauung zeigt uns beständig alle Eigenschaften und Vorgänge an einem Stoff haftend: Farbe, Gewicht, Wärme, Bewegung sind immer an einem Körper, einem greifbaren Stoff. Folglich müssen auch Vorstellungen und Gedanken an einem Stoff sein. Dieser Stoff ist für die gemeine Vorstellnng natürlich zunächst der Leib. Nun zeigt sich aber eine wunderliche Schwierigkeit. Die psychischen Vorgänge wollen sich an den ausgedehnten Stoff nicht anheften lassen; wie ist es vorzustellen, ein Gefühl der Liebe oder des Hasses in oder an einem Gehirn oder einer Ganglienzelle? Ist das Gefühl selbst verteilt über die ausgedehnte Masse? Nimmt der Begriff des Kreises, nehmen die Parallelensätze einen Raum im Gehirn ein? Es mag sein, daß, wenn der Gedanke gedacht wird: die Quadratur des Zirkels ist unmöglich, eine Reihe von Bewegungen oder chemischen Umsetzungen oder was immer für Vorgänge durch mehr oder minder ausgedehnte Partien der grauen Substanz verlaufen, aber das *ist* doch nicht der Gedanke selbst; dieser kann offenbar nicht als ein im Raum zerstreuter Vorgang vorgestellt werden. Diese Schwierigkeit ist es, die zur Bildung des Begriffes einer besonderen Seelensubstanz geführt hat; der gewöhnliche ausgedehnte Stoff ist hier nicht verwendbar, auf einen Stoff überhaupt kann man nicht verzichten; folglich muß es einen unausgedehnten oder *immateriellen Stoff* geben, das ist die Seelensubstanz.

Freilich, die immaterielle Substanz bleibt ein wunderliches Wesen; was sie mit der einen Hand gab, das nimmt sie mit der andern. Daher bleibt die Neigung, diesen unwirklichen Schatten eines Stoffs gegen den wirklich greifbaren Stoff wieder einzutauschen, da weiß man doch, wo und wie. Man kann überall beobachten, wie die natürliche Neigung des Denkens die spirituelle Substanz immer wieder zu materialisieren, als einen feinen, ganz ätherischen Stoff sich vorzustellen strebt. Damit ist erst dem Wort ein anschaulicher Sinn gegeben; das unausgedehnte, immaterielle Seelenatom bietet der Anschauung gar keinen Anhalt. Daher fällt der Spiritualismus, der ein Seelensubstantiale nötig hat, immer wieder in den Materialismus zurück. — In der

That, wer nicht denken kann, daß ein Gedanke als ein für sich seiendes Wirkliches ohne Anheftung an ein Substantiale existiert, der bleibt notwendig in der materialistischen Anschauung, er mag sich dagegen sträuben, wie er will. Wirklich durchgeführter Spiritualismus ist nur möglich, wenn man auf jenen Schatten des körperlichen Stoffes verzichtet und psychische Vorgänge ebenso als frei in der Wirklichkeit schwebend betrachtet, wie wir uns gewöhnt haben, die Himmelskörper als frei im Raum schwebend vorzustellen. —

Wir kehren nun zu der Frage zurück, von der wir ausgingen: erkennen wir unser eigenes Innere, wie es an sich ist? Wir antworten: sicherlich, es ist im Bewußtsein, wie es an sich ist. Gefühle, Bestrebungen, Vorstellungen, Gedanken werden gefühlt, vorgestellt, gedacht, wie sie an sich sind; ihr sein ist ja nichts anderes, als ihr Gefühlt- und Gedachtwerden. Ist nun die Seele nichts anderes, als das Seelenleben selbst, bleibt hinter ihm kein dunkles, undurchdringliches Seelenatom als Rückstand, so werden wir also sagen: die Unterscheidung von Erscheinung und Ding an sich hat hier überhaupt keinen Sinn. Sein und erkannt werden fallen hier in eins zusammen. In empirischer Hinsicht ist allerdings auch die Erkenntnis von dem eigenen Ich eine beschränkte und mangelhafte. Von dem vergangenen Leben erhalten sich im Gedächtnis nur Fragmente, die unter dem Einfluß dessen, was eben im Vordergrund des Bewußtseins steht, bald so, bald anders zu einer Gesamtansicht zusammengefügt und gedeutet werden; und beständig spielen sich unter der Schwelle des Bewußtseins tausend Vorgänge ab, die nur gelegentlich ihre Schatten ins Bewußtsein werfen oder mit Störungen in das bewußte Vorstellungs- und Gefühlsleben hinüberwirken. Dazu ist die Zukunft dunkel; erst allmählich enthüllt im Fortschritt des Lebens das eigene Ich sich selber, nicht selten seine eigenen Vorstellungen und Erwartungen von sich täuschend. Es ist demnach ohne Zweifel eine sehr viel ausgedehntere und tiefere Erkenntnis meines Selbst denkbar, als ich sie besitze; bis zu einem gewissen Grade wird solche unter Umständen sogar durch einen anderen Menschen erreicht; der Biograph, der den Vorteil hat, das ganze Leben abgeschlossen mit seinen Voraussetzungen und seinen Wirkungen auf Andere zu übersehen, urteilt oft klarer und sicherer, als der Held selbst. Aber das alles bedeutet nur eine

empirische Beschränktheit der Selbsterkenntnis; von einer transcendentalen dagegen, von einer Unterscheidung zwischen An-sich und Erscheinung ist hier überall nicht die Rede. Und somit wäre hier ein erster, fester Punkt für die realistische Ansicht von der Erkenntnis wieder gewonnen: ich erkenne die Wirklichkeit, wie sie an sich ist, soweit ich selber sie bin.

Mit einem Wort berühre ich ein Bedenken, das gegen diese Behauptung aus einer früheren Betrachtung entnommen werden möchte. Die Zeit, sagten wir mit Kant, ist nicht eine absolut seiende Ordnung der absoluten Wirklichkeit, sondern eine subjektive Anschauungsform; und ich glaube nicht, daß wir diese Ansicht zurücknehmen können; die Zeit läßt sich nur als eine Ordnung, in die wir die Bewußtseinselemente zusammenfügen, konstruieren, es bleibt denkbar, daß für eine andere Intelligenz die Ordnung des vorher und nachher nicht gilt oder so nicht gilt, sie mag die Wirklichkeit zeitlos, sub specie aeternitatis, mit Spinozas Ausdruck, anschauen. Da wir nun unser Innenleben notwendig als zeitlichen Verlauf vorstellen, so scheint damit die Phänomenalität auch in unsere Selbsterkenntnis hineinzukommen.

Ich erwidere: auch hier handelt es sich doch mehr um eine empirische, als um eine transcendentale Beschränktheit, man kann nicht sagen, daß unsere Erkenntnis des eigenen Innenlebens dadurch gleichsam verfälscht wird. Jene absolute Intelligenz, welche die Wirklichkeit als zeitlos bestehend auffaßte, würde in meinem Leben doch nicht eigentlich einen andern Inhalt erblicken. Wäre das der Fall, dann würde ich sagen: das bin ich nicht mehr, die Phänomenalität oder Inadäquatheit ist dann nicht auf meiner, sondern auf jener Seite. Jene angenommene absolute Intelligenz sieht nicht etwas Anderes dem Inhalt nach, sie sieht nur anders, sie sieht denselben Inhalt mit umfassenderem, mit allumfassendem Blick. Wer den jährlichen Sonnenumlauf der Erde mit einem Blick übersähe, wie unser Auge die Schwankung eines Sekundenpendels sieht, oder wer die Entwickelung eines Planetensystems übersähe, wie wir das Aufschwellen und Verwelken einer Blüte sehen, für den wären Jahrtausende ein Augenblick der Gegenwart. Vor dem Auge des Ewigen verschwindet die Zeit überhaupt. Sein Blick sieht Vergangenes und Zukünftiges in Eins;

er sieht in jedem Punkt alle Ursachen und alle Wirkungen, das heißt, er sieht die Wirklichkeit als ein einheitliches Ganze, als ein ideelles System, in dem jedes Moment durch das Ganze bedingt oder zum Ganzen notwendig ist. Ein Knabe, der zu lesen anfängt, sieht erst nur Buchstaben, allmählich Wörter, dann lernt er Sätze zusammensehen und ihren Inhalt fassen und zuletzt erreicht es der Mann, ein Buch als einen einzigen großen Gedanken aufzufassen, der seinen Inhalt in einer Vielheit von Momenten entfaltet. Der Zusammenhang dieser Momente ist nun für ihn kein zeitlicher, sondern ein innerlicher; eine logische oder ästhetische Notwendigkeit umspannt alle Teile und weist jedem seinen Ort an. So sieht Gott alle Dinge: das zeitliche Außereinander verliert sich vor der inneren Beziehung, der inneren Bedingungsordnung, mit Lotze zu reden (Mikrokosmos III, 599), in der in seinem Bewußtsein das Fernste und Nächste verknüpft ist. Unser armes Bewußtsein müht sich ab, Wörter und Zeilen zu umspannen, selbst seinen eigenen Inhalt vermag es nur durch successives Durchlaufen in der Erinnerung zu erfassen; und von den tausend Beziehungen, in denen es steht, fällt nur hie und da ein Moment mit hinein, von seinen Ursachen und noch mehr von seinen Wirkungen weiß es kaum in den allgemeinsten Umrissen. Unser Leben gleicht dem Tappen in einem Irrgarten; Gottes Erkenntnis unseres Lebens gleicht der Ansicht dessen, der von oben hineinsieht und alle Verschlingungen mit einem Blick überschaut.

3. Die Erkenntnis der Außenwelt.

Die Außenwelt ist der Vorstellung als eine Welt bewegter Körper gegeben. Körper aber, so war das Ergebnis der erkenntnistheoretischen Reflexion, von der wir ausgingen, sind Erscheinungen, subjektive Gebilde, deren Inhalt Wahrnehmungs- und Vorstellungselemente sind. Alles was wir von einem Körper aussagen können, daß er süß, weiß, schwer, ausgedehnt, undurchdringlich, im Wasser, löslich, in diese chemischen Elemente zerlegbar sei, kommt zuletzt immer auf Empfindungsqualitäten und Wahrnehmungsinhalte hinaus. Körperliche Objekte sind permanente Sensibilien, ihr Wesen besteht in den verschiedenen Seiten ihrer Sensibilität. Oder mit J. St. Mill:

Körper sind permanente Möglichkeiten der Empfindung.*) Wenn ich sage: dies körperliche Ding existiert, so heißt das, auf seinen eigentlichsten Ausdruck zurückgeführt: ich bin überzeugt, daß solche und solche Wahrnehmungen in solchem Zusammenhang möglich sind. Wenn ich sage: hier liegt ein Stück Papier, so heißt das: ich habe diese Gesichtswahrnehmungen, ich nehme an, daß ich diese und diese Tastwahrnehmungen haben würde, wenn ich diese Bewegungen ausführte. Ich sage, wenn ich das Zimmer verlasse: drin auf dem Tisch liegt ein Blatt Papier; das heißt wieder: ich bin überzeugt, wenn ich oder auch ein Anderer hineingeht, so wird er dies und das sehen und fühlen können. Glaubte ich das nicht, so würde ich jene Behauptung nicht machen; fände ich hineingehend es nicht so, so würde ich sagen: das Papier ist fort gekommen; glaubte ich nicht, daß es noch irgendwo möglich wäre, diese Wahrnehmungen zu machen, so würde ich sagen: das Papier existiert nicht mehr, wenigstens nicht in seiner alten Gestalt; und glaubte ich nicht, daß es möglich wäre, irgendwo seine Überreste in Form von Asche oder Moder irgendwie zur sinnlichen Wahrnehmung zu bringen, so würde ich sagen: es hat überhaupt aufgehört wirklich zu sein. Also überall bleibt die Beziehung auf die Wahrnehmung: Möglichkeit der Wahrnehmung meinen wir, wenn wir von der Wirklichkeit körperlicher Dinge reden.

Aber, wird der gesunde Menschenverstand sagen, das Papier bleibt doch, auch wenn ich aufhöre wahrzunehmen; die Elemente, aus denen es besteht, werden noch da sein, wenn es längst kein Leben mehr auf der Erde giebt, wie sie denn auch waren, ehe es Leben und Empfindung gab. — Gewiß; nur ist die Bedeutung der Aussage, der Sinn des Prädikats wirklich auch hier kein anderer als der: wenn ein empfindendes und vorstellendes Wesen da gewesen wäre, dann würde es solche und solche Wahrnehmungen haben machen können, würde die Erde etwa als glutflüssige Masse gesehen haben und darin auch den Kohlenstoff, der dann durch tausend Transformationen endlich in dies Papier überging. Aber auf keine Weise wird man diesen Beziehungspunkt, ein so bestimmtes Bewußtsein, überhaupt los; man

*) J. St. Mill, An Examination of Sir W. Hamiltons philosophy (1865), Ch. XI.

kann es als regelmäßige und allgemeine Voraussetzung in jedem einzelnen Fall vernachlässigen, aber man kann es nicht überhaupt bei Seite bringen. Einem körperlichen Ding Dasein und Bestimmungen beilegen, heißt immer, es als Inbegriff möglicher Wahrnehmungen für ein mögliches Bewußtsein setzen; ohne Wahrnehmung und Bewußtsein kein Körper. Körpern kommt demnach nur relative, nicht absolute Existenz zu; oder mit Kants Ausdruck, sie sind Erscheinungen für ein „Bewußtsein überhaupt."

Entspricht diesem relativen Dasein, dem Dasein für ein Bewußtsein, ein absolutes Dasein, ein Dasein an und für sich? Sind die Erscheinungen, die wir Körper nennen, Hinweisungen auf ein Wirkliches, das ohne alle Rücksicht auf mein Bewußtsein Dasein hat?

Alle Menschen sind davon überzeugt. Jedermann glaubt, daß die Welt mehr als eine Phantasmagorie in seinem Bewußtsein, daß die erscheinende Körperwelt auf ein An-sich, das in ihr erscheint, hinweist. Was ist dies An-sich? Kant sagt: wir wissen es nicht und können es nicht wissen; es ist das notwendige Jenseits des Bewußtseins, das Transcendente. — Liegt die Sache wirklich so hoffnungslos? Ich meine nicht. Ich glaube, man darf mit Schopenhauer und mit aller idealistischen Philosophie sagen: etwas von dem, was das Wirkliche an sich selber ist, wissen wir allerdings; von den lebenden Geschöpfen wenigstens glauben alle zu wissen, was sie an sich sind. Gegeben sind sie uns als Körper mit eigentümlicher Struktur und mannigfachen äußeren und inneren Bewegungsvorgängen; auch die eindringendste physiologische Untersuchung zeigt nichts Anderes. Dennoch glaubt jedermann, daß hier noch etwas Anderes wirklich ist, das ist ein Innenleben, vergleichbar dem, das er in sich selber erlebt.

Was ist der Grund dieser Annahme? Offenbar hat Schopenhauer recht, wenn er den Grund dafür in der Thatsache findet, daß wir uns selbst auf doppelte Weise gegeben sind. Ich weiß um mich ganz unmittelbar als ein wollendes, fühlendes, empfindendes, vorstellendes Wesen. Andererseits bin ich mir als körperliches Wesen gegeben, ich nehme meinen Leib wahr und stelle ihn vor als ein körperliches Objekt unter den übrigen. Nun findet zwischen Vorgängen des Innenlebens und des leiblichen Lebens regelmäßige Korrespondenz statt; Gefühle werden von Veränderungen im Blutumlauf und in der

Körperhaltung, Triebe und Bestrebungen von Bewegungen des Organsystems im Einzelnen oder im Ganzen begleitet; Einwirkungen auf den Leib erscheinen in inneren Vorgängen, in Gefühlen oder Empfindungen. Also mein leibliches Leben ist der Spiegel meines Seelenlebens; das leibliche Organsystem ist die äußerlich wahrnehmbare Darstellung des Willens und seines Triebsystems, der Leib ist die Sichtbarkeit oder die Erscheinung der Seele.

Das Ich, das auf solche Weise sich selber als Doppelwesen gegeben ist, wird nun der Schlüssel zur Deutung der Außenwelt. Schopenhauer erinnert an die zweisprachige Inschrift von Rosette, durch welche die Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphenschrift zuerst möglich wurde. Wie hier das Nebeneinander desselben Inhalts in bekannter und unbekannter Schrift zur Deutung der unbekannten Zeichen führte, so wird das Nebeneinander der Innen- und Außenseite der Wirklichkeit im Eigenleben zum Schlüssel für die Deutung der Außenseite überhaupt; wir lernen die körperlichen Formen und Vorgänge als Symbole innerer Vorgänge auffassen. Menschen gegenüber bringen wir es zu einer erstaunlichen Sicherheit der Deutung; jede Bewegung, jeder Gestus, jede Zuckung der Gesichtsmuskeln wird uns zum verständlichen Symbol eines inneren Vorgangs; bei der Rede vergessen wir überhaupt, daß wir es mit Symbolen zu thun haben, wir meinen unmittelbar Gedanken zu hören oder zu lesen; wir müssen uns erst darauf besinnen, daß alles, was von außen zu uns kommt, nichts als Lufterschütterungen sind, die von einem Körper durch einen eigentümlichen Mechanismus hervorgebracht werden; und ebenso besteht alles, was ein Buch unserer Wahrnehmung darbietet, lediglich in kleinen Anhäufungen von Druckerschwärze auf weißem Papier. Gedanken stecken so wenig zwischen den Blättern eines Buches, als sie durch die Luft herüberschwirren zu unserem Ohr; die Gedanken erzeugt der Leser oder Hörer durch Interpretation jener an sich gar nicht gedankenhaften Symbole. Lägen die Gedanken fertig im Buch, so daß man sie nur herauszunehmen brauchte, so bedürfte es ja auch keiner Interpretationskunst, auch gäbe es keine Meinungsverschiedenheit über den Inhalt.

Wie weit reicht nun diese Deutung? — Es läßt sich keine feste Grenze ziehen; im allgemeinen kann man sagen: die Deutbarkeit der

körperlichen Welt nimmt in dem Maße ab, als die körperlichen Vorgänge an Ähnlichkeit mit den Vorgängen meines leiblichen Lebens verlieren. Je größer die Ähnlichkeit und je näher der Verkehr, desto sicherer ist die Auslegung. Am besten verstehen wir unsere nächste Umgebung; mit abnehmender Sicherheit die Stammes- und Volksgenossen. Die Glieder eines fremden Volkes bieten der Deutung schon beträchtliche Schwierigkeiten, namentlich was die feinere, geistigere Entwickelung der Innenwelt anlangt: erst durch den mühsamen Prozeß der Erlernung der Sprache werden wir in den Besitz des wichtigsten Gedankensymbolsystems gesetzt, und meist bleibt dieser Besitz mehr oder minder unvollkommen; für die feineren Schattierungen der Vorstellungs- und Gefühlswelt reicht die Interpretationskunst nicht zu; nur wer durch langes Leben mit dem fremden Volk verwächst und gleichsam ein Glied desselben wird, erlangt jenes feine Verständnis, das wir für die Innenwelt des eigenen Volkes haben. Übrigens ziehen auch innerhalb des Volks gesellschaftliche Trennungen dem Verständnis mehr oder minder scharfe Grenzlinien. Noch viel unvollkommener ist das Verständnis zwischen verschiedenen Rassen, verschiedenen Kulturkreisen; es fängt hier an auf die gröberen Umrisse des Vorstellungs- und Gefühlslebens sich einzuschränken. Steigen wir zur Tierwelt herab, so fällt mit der Sprache das feinste Symbolsystem, in dem sich besonders die Vorstellungsseite des Innenlebens objektiviert, überhaupt fort, daher wir uns nur sehr unbestimmte Vorstellungen von dieser Seite des tierischen Innenlebens zu machen vermögen. Verständlicher bleibt uns die Willensseite; die gleichartigen Organsysteme und ihre Verrichtungen deuten wir auf gleichartige Triebe und Gefühlserregungen. In dem Maße als die Gleichförmigkeit des Organsystems abnimmt, in demselben Maße nimmt auch diese Form des Verstehens ab; in der niederen Tierwelt reicht die Analogie nur noch aus, um die gröbsten Umrisse eines Innenlebens erkennen zu lassen. In der Pflanzenwelt läßt die Fähigkeit des Verstehens noch mehr nach und in der unorganischen verschwindet auch der letzte Schimmer: die Körperwelt hört hier ganz auf, ein uns entzifferbares Symbol eines Innenlebens zu sein. Daß aber in Wirklichkeit auch hier noch eine Innenseite vorhanden ist, darauf führt doch, wie früher die metaphysische Betrachtung, welche den beständigen Zusammenhang des unorganischen und organischen Daseins

betonte, so hier die erkenntnistheoretische Betrachtung. Sagen, die unorganischen Körper seien bloß Körper, heißt sagen, daß sie nur relative Existenz haben und überhaupt nicht etwas an sich sind. Wer das nicht sagen will, wird zugeben müssen, daß auch die Elemente der unorganischen Materie Symbole eines An-sich sind, dessen Bestimmung wir nur in der Richtung suchen können, die uns durch die Entwickelung angezeigt wird, die dieses An-sich in der tierischen Welt nimmt.

Das Ende dieser Betrachtung wäre also: ich erkenne das Wirkliche, wie es an sich ist, so weit ich selbst es bin, oder so weit es eben das ist oder dem ähnlich ist, was ich bin, nämlich Geist. Das ist die Wahrheit jener alten Rede der griechischen Philosophie: das Gleiche wird nur durch das Gleiche erkannt.

Bemerkenswert ist dabei ein eigentümliches Verhältnis zwischen der äußeren oder phänomenalen Erkenntnis und dem auf Interpretation beruhenden Verständnis der Erscheinungen. Man kann es zu der Paradoxie zuspitzen: *je mehr wir die Dinge begreifen, desto weniger verstehen wir sie*, und umgekehrt. Wir begreifen am besten die Vorgänge in der unorganischen Welt, das heißt, wir sind hier imstande, sie durch so strenge begriffliche Formeln zu fassen, daß sie berechenbar werden. Die Lebensprozesse setzen der begrifflich-mathematischen Formulierung und Berechnung sehr viel größeren Widerstand entgegen, die Biologie arbeitet durchweg mit empirischen Gesetzen, die auf die letzten elementaren Naturgesetze ohne Rest zurückzuführen sich bisher noch immer als undurchführbar erwiesen hat. Am unberechenbarsten ist der Mensch; daher man bis auf diesen Tag nicht aufgehört hat, sein Handeln überhaupt für gesetzlos oder für Wirkungen eines gesetzlosen Agens, des sogenannten freien Willens, anzusehen, womit seine Begreiflichkeit, seine Faßbarkeit durch den Begriff überhaupt in Abrede gestellt ist. Umgekehrt aber verhält es sich mit dem *Verstehen*: menschliches Leben allein verstehen wir ganz; in der Geschichte ist das Maximum des Verstehens; es nimmt ab in der Zoologie und Botanik und erlischt ganz in der Physik und Astronomie, wo das mathematische Begreifen am vollkommensten ist.

Zusammenfassend können wir mit einem Bilde sagen: die Welt ist in einer an Zeichen überreichen Geheimschrift geschrieben. Jedes Zeichen, jedes mehr oder minder selbständige körperliche System be-

deutet einen Gedanken Gottes, eine konkrete Idee, die ein Moment der einen großen allumfassenden Idee der Wirklichkeit ist. Von diesen bedeutungsvollen Zeichen versteht der Menschengeist einige wenige mit einiger Sicherheit zu entziffern, es sind die Symbole des menschlich-geistigen Lebens, die seine nächste Lebensumgebung bilden. Andere zeigen mit diesen eine gewisse Verwandtschaft, die Typen des organischen Lebens der Erde, doch ist hier schon die Entzifferung — man denke an die Instinkte der Tiere — sehr unvollkommen. Endlich sind wir umgeben mit einer unabsehbaren Menge von Zeichen, deren Dasein wir zwar bemerken, deren Sinn sich aber jedem Versuch der Entzifferung entzieht, das ist die Welt der physikalisch-chemischen und der astronomischen Thatsachen. —

Mit einem Wort gehe ich nun noch auf die Frage ein: wie entsteht der Glaube, daß eine von meiner Vorstellung unabhängige Wirklichkeit da ist? Unmittelbar gegeben sind mir nur meine Bewußtseinsvorgänge; wie kommt es, daß ich darüber zu einer transcendenten Wirklichkeit hinausgehe und mich und mein Bewußtsein mit seinem Inhalt als ein abhängiges Glied dieser seienden Welt sehe?

Seiner allgemeinen Möglichkeit nach beruht dieser Glaube wohl auf den Erlebnissen, die das Ich als wollendes Wesen macht. Indem es seiner eigenen Bestrebungen und ihrer Tendenz inne wird, wird es zugleich hemmender Widerstände inne. Die Erwartungsvorstellungen, in denen es die Zukunft vorausnimmt, werden durch die wirkliche Wahrnehmung getäuscht, der Vorstellungsverlauf wird von seiner spontanen Richtung abgedrängt, Absichten werden durchkreuzt, Bewegungen verfehlen ihr Ziel; innere Erlebnisse von dieser Art sind gewiß die erste Bedingung der Konstruktion der Wirklichkeit nach dem Schema von Ich und Nichtich. Wo sie ganz fehlten, da würde es zu dieser Entgegensetzung überhaupt nicht kommen. Ein bloß vorstellendes Wesen, dessen Vorstellungen ohne Gefühlsbetonung wären, oder ein Wesen, dessen Wille sich absolut durchsetzte, dem sich jeder gewollte Vorstellungsinhalt sogleich als wahrgenommene Wirklichkeit darstellte, das würde die Vorstellung einer objektiven Wirklichkeit jenseits seiner Vorstellungswelt nicht hervorbringen, es würde seine Vorstellungen vorstellen und seine Gedanken denken, wie ein Mathematiker seine Formeln und Figuren denkt.

Die weitere Durchführung der Entgegensetzung von Ich und Nichtich in der Wirklichkeitsanschauung dürfte dann wesentlich folgende Momente zu ihrer Voraussetzung haben.

1) Die Unterscheidung des eigenen Leibes von den übrigen Körpern. Der eigene Leib, der zunächst durch sinnliche Wahrnehmung, nicht anders als die andern Körper, gegeben ist, gewinnt notwendig eine einzigartige Stellung schon dadurch, daß seine Bewegungen und Berührungen mit andern Körpern zu Willenserregungen und Gefühlen in einer unmittelbareren Beziehung stehen, als die Bewegungen und Berührungen anderer Körper; ferner dadurch, daß die Wahrnehmung seiner Teile und Bewegungen den beständigen, identischen Hintergrund für die Wahrnehmung aller andern bildet.

2) Die Unterscheidung möglicher von wirklichen Wahrnehmungen. Auch das ist eine Unterscheidung, die jedermann machen lernt. Ich sehe einen Gegenstand, schließe dann die Augen und sehe ihn nun nicht; aber ich bin überzeugt, ich kann ihn jeden Augenblick wieder sehen; der Versuch ist die stets bereite Bestätigung der Überzeugung. Ich verlasse mein Haus, meinen Wohnort, sehe tausend fremde Dinge, dabei bin ich überzeugt, daß zu Hause noch alles an seinem Platz steht, das heißt, daß ich jederzeit, wenn ich diese Ortsveränderung ausführte, alle jene bekannten Dinge wiedersehen könnte. Und wenn ich heimkehre, findet es sich so; und nun geht es mit der Welt draußen ebenso, sie steht da, der Wiedererneuerung durch Wahrnehmung stets gewärtig. So baue ich eine Welt aus möglichen Wahrnehmungen auf und die wirklichen Wahrnehmungen erscheinen als ein verschwindender Ausschnitt aus den möglichen. Diese möglichen Wahrnehmungen sind nun eben das, was in gewöhnlicher Rede die objektive Wirklichkeit heißt; und die wirklichen Wahrnehmungen werden als Einwirkungen dieser objektiven Welt auf das Bewußtsein des Subjekts konstruiert.

Das Übergewicht, das so die Welt der möglichen über die wirklichen Wahrnehmungen gewinnt, kann man dann mit J. St. Mill*) etwa auf folgende Weise erklären. Die möglichen Wahrnehmungen, in der Sprache der Kantischen Erkenntnistheorie die Erscheinungen,

*) An examination of Sir W. Hamiltons philosophy, S. 192 ff.

im Unterschied von den *Empfindungen*, sind beharrlich und unabhängig von der Willkür. Die wirklichen Wahrnehmungen wechseln beständig, der Bewußtseinsinhalt ist in jedem Augenblick ein anderer, und zwar ist der Wechsel abhängig von meiner Willkür, jede Wendung des Auges führt einen andern Inhalt herbei. Dagegen die möglichen Wahrnehmungen, die Sensibilien oder die Erscheinungen, sind beharrlich und unabhängig von der Willkür; während ich die wirklichen Wahrnehmungen jederzeit verschwinden lassen kann, sind die möglichen im großen und ganzen beständig; ich kann der Wahrnehmung des Mondes am Himmel mich jeden Augenblick entziehen, aber die Möglichkeit, ihn dort zu sehen, kann ich nicht ebenso beseitigen. Damit hängt zusammen, daß die möglichen Wahrnehmungen und ihre Zusammenhänge für verschiedene Subjekte gemeinsam sind, die wirklichen nicht; sowie, daß das Eintreten der möglichen Wahrnehmungen berechenbar ist, das der wirklichen nicht. Wann der Mond sichtbar werden, d. h. aufgehen wird, läßt sich berechnen, dagegen auf keine Weise, wann und ob der Einzelne ihn wirklich sehen wird. Daher alle Wissenschaft allein den möglichen Wahrnehmungen oder den Erscheinungen und ihren Zusammenhängen nachfragt, nicht aber den zufälligen Zusammenhängen der wirklichen Wahrnehmungen im Einzelbewußtsein: *Naturgesetze* sind Formeln, die *konstante Beziehungen der Erscheinungen* darstellen, im Unterschied von *Assoziationen von Vorstellungen im subjektiven Bewußtsein*.

So entsteht die Vorstellung einer objektiven Welt. Dem Bewußtsein bleibt diese psychologische Vermittelung völlig fremd; die Körperwelt steht ihm gegenüber als absolut seiende Wirklichkeit. Erst die erkenntnistheoretische Reflexion führt auf die Betrachtung, daß der notwendige Beziehungspunkt für diese objektive Welt, wie Kant sagt, ein „Bewußtsein überhaupt", ein konstruktives, mit synthetischen Funktionen ausgestattetes Subjekt ist; und daß hinter der Erscheinung noch ein an sich Seiendes vorausgesetzt werden muß, dessen Symbol die Erscheinung ist. Was dies sein könne, ist im vorigen angedeutet worden: ein für sich seiendes Innenleben erfüllt allein die Bedingung des absoluten Daseins.

Zweites Kapitel.

Das Problem des Ursprungs der Erkenntnis.

Die Frage nach dem Ursprung der Erkenntnis giebt zur Entstehung des Gegensatzes von Rationalismus und Empirismus oder Sensualismus Veranlassung. Der Empirismus leitet alle Erkenntnis aus der Wahrnehmung ab; der Rationalismus dagegen behauptet: wissenschaftliche Erkenntnis kann überhaupt nicht aus den Sinnen kommen, ihr ist Allgemeinheit und Notwendigkeit wesentlich, also ist sie ein Erzeugnis des Verstandes.

Ich versuche die Bedeutung der beiden Theorien und meine Stellung zu ihnen in Form einer geschichtlichen Darlegung klar zu machen.*)

1. Der Rationalismus.

Der Standpunkt der gemeinen Meinung in dieser Frage, soweit denn überall davon die Rede sein kann, wird dem Sensualismus am nächsten kommen: unsere Kenntnis der Dinge stammt aus der sinnlichen Wahrnehmung.

Sobald sich die Philosophie von der gemeinen Weltvorstellung loslöst und ihr entgegenstellt, entsteht die rationalistische Theorie. Die Philosophie nimmt für sich einen anderen Ursprung in Anspruch, als sie der gemeinen Meinung zugesteht; diese möge in der That ihre Kunde der Dinge aus den Sinnen gewinnen, wissenschaftliche Erkenntnis dagegen oder Philosophie stamme keineswegs aus der Wahrnehmung, sondern aus dem Denken oder der Vernunft.

*) A. Riehl, Der philosophische Kritizismus und seine Bedeutung für die positive Wissenschaft, giebt eine eingehende geschichtliche Darstellung und Diskussion dieser Probleme. Eine kurze Übersicht über die Entwickelung in der Neuzeit findet der Leser auch in meinem Versuch einer Entwickelungsgeschichte der Kantischen Erkenntnistheorie (1875).

Hierin kommen die ersten großen Systembildungen der griechischen Philosophie alle überein. So verschieden ihre Ansicht über das Wesen der Dinge ist, in der Ansicht sind sie einig, daß die Wahrheit nicht aus den Sinnen komme. So schilt Heraklit die Sinne: schlechte Zeugen sind den Menschen Augen und Ohren solcher, die nicht sprachkundige Seelen haben; meinend, daß nur der durch die Sinne belehrt wird, der mit kritischem Verstand ihre Aussagen zu interpretieren weiß. Noch schärfer spricht die Philosophie der Eleaten den Sinnen und der Meinung die Wahrheit ab; diese ist allein im Verstande, jene erzeugen nur einen trügerischen Schein, sie zeigen das Eine und Seiende als Vieles, Bewegtes, Werdendes und Vergehendes. Zeno unternimmt, durch Denken die Undenkbarkeit, also Unmöglichkeit und Unwirklichkeit der sinnlichen Welt darzuthun. Nicht minder kommen die beiden andern Antipoden, Demokrit und Plato hierin überein, daß der Verstand allein zur Wahrheit führe, nicht die Wahrnehmung. Natürlich, die Sinne sehen weder die Atome noch die Ideen, die sieht allein der Verstand, der durch die Mannigfaltigkeit der Erscheinungen zu den letzten Gründen, dem eigentlich Wirklichen, durchdringt.

Ebenso sind die ersten großen Systeme der modernen Philosophie in der Erkenntnistheorie rationalistisch, Descartes, Hobbes, Spinoza, Leibniz. Sie gehen aus von der Mathematik; eine mathematische Physik, zuletzt eine mathematische Welttheorie ist ihr Ziel. Natürlich kann eine solche so wenig als die reine Mathematik selbst durch Wahrnehmung oder Erfahrung zustande gebracht werden. Hierzu kommt noch ein Weiteres: die neue Philosophie soll, wenigstens bei einigen der neuen Philosophen, ebenso wie die alte Schulphilosophie auch als rationale Theologie dienen und das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele beweisen; wozu denn freilich die Erfahrung nicht hinreicht. Dies Verhältnis hat der rationalistischen Erkenntnistheorie den Ruf der guten Gesinnung eingetragen, während der Empirismus bis auf diesen Tag profaner Gesinnung verdächtig ist; auch heute noch ist es, wenigstens in Deutschland, üblich zu sagen: der Empirismus führt zum Materialismus und Atheismus.

Der Rationalismus ist also die erste Form der wissenschaftlichen Erkenntnistheorie; er ist als ihre erkenntnistheoretische Rechtfertigung von den großen metaphysischen Systembildungen hervor-

gebracht worden. Der Empirismus ist späteren Ursprungs; er entsteht in Gestalt der Kritik der metaphysischen Systeme und ihrer Erkenntnistheorie.

Ich entwickele zunächst die rationalistische Theorie in den Grundzügen. Ihre Behauptung ist also: alle eigentliche oder wissenschaftliche Erkenntnis wird vom Verstande durch immanente Entwickelung aus ursprünglich gewissen, nicht durch Wahrnehmung gewonnenen oder durch Erfahrung kontrollierbaren Prinzipien hervorgebracht. Das Vorbild dieses Verfahrens bietet die Mathematik. — Zwei Fragen drängen sich auf und ihre Beantwortung macht eigentlich die Erkenntnistheorie des Rationalismus aus: 1) Wie kommen wir zu jenen ersten Prinzipien, den absoluten Ausgangspunkten des Wissens? 2) Wie kommt es, daß ein solches durch reine Verstandesthätigkeit konstruiertes System uns objektive Erkenntnis der Wirklichkeit verschafft? Denn das ist doch die Absicht aller Wissenschaft, die Wirklichkeit darzustellen; offenbar aber ist die Übereinstimmung eines solchen aprioriſchen Gedankensystems mit der wirklichen Welt nicht selbstverständlich, sondern im Grunde sehr überraschend.

Man kann drei Grundformen des Rationalismus unterscheiden, sie sind unterschieden durch die verschiedene Beantwortung dieser beiden Fragen: den metaphysischen, den mathematischen, den formalen Rationalismus. Plato, Spinoza, Kant mögen die drei Grundformen repräsentieren.

Der metaphysische Rationalismus beruht auf der Voraussetzung, daß die Wirklichkeit an sich selbst Gedanke ist; darum kann sie durch reines Denken erkannt werden. Es ist Plato, der, durch eleatische Spekulation vorbereitet, zum erstenmal diesen Gedanken zum Grundpfeiler eines großen philosophischen Systems gemacht hat. Der feste Orientierungspunkt ist ihm die Überzeugung: die Welt der sinnlichen Wahrnehmung ist nicht die wirkliche Welt, die Wirklichkeit an sich ist ein seiendes Begriffs- oder Gedankensystem, eine Ideenwelt. Wie kommen wir zu ihrer Erkenntnis? Platos Antwort ist nicht eigentlich erkenntnistheoretisch, sondern ein Stück seiner Metaphysik: die Seele ist etwas, was mit dem wirklich Wirklichen ursprüngliche Wesensgemeinschaft hat. Sie ist selbst Denken oder Geist, nämlich eigentlich oder an sich. In ihrem irdischen Dasein erscheint sie nicht

als das, was sie eigentlich ist, als reines Denken; hier ist ihr Wesen verhüllt oder entstellt durch die Beimischung des Sinnlichen, der Wahrnehmung und Begierde. Aber dies irdische Leben ist bloß eine Phase ihres Daseins; sie selbst war vor der Inkorporierung und wird nach der Lösung vom Leibe sein. In dem leiblosen Dasein ist sie eigentlich, was sie ist, und steht hier in unmittelbarem Verkehr mit dem wirklich Wirklichen, schauend die Ideen, das heißt, denkend die seienden Gedanken. In dem leiblichen Leben ist ihr Denken getrübt durch die Sinnlichkeit. Wie Menschen, so sagt jenes berühmte Bild in der Republik, die in einer Höhle, den Rücken gegen den Eingang gewendet, gefesselt sitzen, auf der Rückwand die Schatten der Dinge vorbeiziehen sehen, die sich draußen vor dem Eingang vorüber bewegen, so sitzt die Seele in der Höhle des Leibes und sieht allerlei Schatten der Dinge, die durch die Öffnungen des Leibes, die Augen und Ohren, von vorüberziehenden Dingen hineingeworfen werden. Ein Schimmer des eigentlichen Denkens ist ihr allerdings geblieben, wie eine Erinnerung aus jenem Zustande der Leiblosigkeit und des Hellsehens. Und ihre Aufgabe in diesem Leben ist nun, so weit als möglich das Denken frei zu machen von der Sinnlichkeit, die es mit Schein und Blendwerk verschüttet hat. Mathematik und Dialektik, die beiden großen Formen des begrifflichen Denkens, sind hierzu der Weg.

Auf die Kritik dieses Rationalismus und die Anläufe zu einer dem Empirismus näher kommenden Erkenntnistheorie, wie sie bei Aristoteles sich finden, will ich nicht eingehen. Aristoteles hat hier, ein so harter und oft unbilliger Richter Platos er ist, doch gar nichts Ganzes an die Stelle zu setzen gewußt: ein Ansatz zu einer empiristischen Theorie, aus seiner Beobachtung stammend, und ein Ansatz zu einer rationalistischen Theorie, aus der Syllogistik stammend, bleiben unvermittelt neben einander stehen. Dagegen will ich darauf hinweisen, wie die Platonische Anschauung in der spekulativen Philosophie unseres Jahrhunderts erneuert worden ist. Bei Hegel finden wir dieselbe Grundanschauung: die Wirklichkeit ist an sich Gedanke, eine mit innerer Notwendigkeit sich entfaltende Idee; das vollkommene Erkennen besteht in dem Nachdenken der seienden Gedanken; in der dialektischen Bewegung des philosophischen Denkens wiederholt sich

oder vielmehr erfaßt sich selbst mit Selbstbewußtsein die in lebendiger Selbstbewegung seiende absolute Idee.

Eine zweite Form des Rationalismus ist der mathematische Rationalismus des siebzehnten Jahrhunderts. Er unterscheidet sich von dem platonischen dadurch, daß er immanent bleibt. Seine Behauptung ist: alle Wissenschaft, im besonderen und zunächst die Naturwissenschaft, könne und müsse die Form der Mathematik, d. h. die Form eines aus Prinzipien abgeleiteten demonstrativen Systems annehmen. Descartes und Hobbes begegnen sich in dieser Grundvoraussetzung; Spinoza hat in seiner Ethik den Versuch ihrer förmlichen Durchführung gemacht; Leibniz, der sich schon mit der inzwischen hervorgetretenen empiristischen Kritik auseinander setzt, hat sie mit Einschränkungen festzuhalten gesucht.

Die Antwort auf die beiden Fragen des Rationalismus (s. S. 390) gestaltet sich hier nun so. Auf die Frage nach der Natur der ersten Prinzipien des demonstrativen Erkennens antwortet Descartes wohl auch mit der Wendung: es seien angeborene Ideen. Der Ausdruck stammt aus der Platonischen Philosophie; aber es ist nur der alte Name, nicht der alte Sinn. Descartes weiß nichts von Präexistenz und Erinnerung. Was er meint, ist dies: es giebt Erkenntniselemente, die durch den Verstand ursprünglich hervorgebracht werden und keiner Bestätigung durch Erfahrung bedürfen. So zeigt es die Mathematik. Ihre Prinzipien sind Definitionen und Axiome; beider Wahrheit beruht nicht auf Wahrnehmung und Beobachtung. Die Definitionen der Mathematik sind Begriffe, die der Verstand absolut setzt; nicht auf gegebene Wahrnehmung, sondern lediglich auf seine Funktion selbst blickend, setzt er den Begriff des Kreises und der Tangente, der Potenz und des Logarithmus. So sind Axiome Sätze, deren Gültigkeit nicht durch Erfahrung bewiesen wird, sondern die, sobald sie begriffen sind, auch als absolut einleuchtend vom Verstande anerkannt werden.

Das ist nun überall die Form eigentlicher Wissenschaft. So zunächst der Physik; sie ist eigentlich nichts als ein Zweig der Mathematik. Descartes' Philosophie ist in erster Linie eine Gedankenbildung zu dem Zweck, die Möglichkeit einer rein mathematischen Physik darzuthun. Zu diesem Ende wird das Wesen des Körpers auf die reine Ausdehnung eingeschränkt; er hat keine anderen Bestimmungen als

geometrische, keine inneren Bestimmungen; damit ist er der rein mathematischen Behandlung unterworfen. Corpus est res extensa, das ist nun eine mathematische Definition, nicht anders als die Definition des Winkels oder Kreises. Ebenso verhält es sich mit dem Begriff der Seele; mens est res (mere) cogitans. Dazu kommen nun Axiome, z. B. der Satz von der Erhaltung der Substanz: das Quantum der Materie wird weder vermehrt noch vermindert; oder der Satz von der Erhaltung der Kraft: das Quantum der Bewegung ist unveränderlich; es findet weder Entstehung noch Vernichtung von Bewegung statt, sondern nur Übertragung von einem Körper auf andere. Auf Grund dieser Definitionen und Axiome ist nun die Naturwissenschaft als demonstratives System der Mechanik zu entwickeln. Die Bedeutung der Wahrnehmung ist hierbei prinzipiell dieselbe, wie für die Geometrie: sie kann den ersten Anstoß zur Bildung von Begriffen und Sätzen geben. Aber erst mit der Demonstration haben wir eigentliche, vollendete Wissenschaft.

Damit ist nun auch die Antwort auf die andere Frage gegeben: woher die Übereinstimmung eines solchen rein immanent entwickelten Systems von Lehrsätzen mit der Wirklichkeit? Descartes antwortet: wie die mathematischen Begriffe die Gewähr ihrer Gültigkeit in sich selbst haben und keiner Bestätigung durch Erfahrung bedürftig sind, so auch diese Definitionen. In Form eines allgemeinen Satzes spricht er diese Ansicht aus: wahr ist, was ich klar und deutlich einsehe. Jeder in sich klare und deutliche Begriff hat eben in dieser seiner Denkbarkeit oder Möglichkeit die Gewähr seiner Gültigkeit; quidquid clare ac distincte percipio, verum est; ein Satz der deutlich seinen Ursprung aus dem mathematischen Denken verrät.*)

*) In der dritten der Meditationes de prima philosophia erscheint dieser Satz als abgeleitet aus dem cogito ergo sum. Das ist natürlich Schein; wie denn diese ganze Entwickelung vom absoluten Zweifel zur absoluten Gewißheit des cogito ergo sum und der hieraus gefolgerten Existenz Gottes und seiner Wahrhaftigkeit, die dann wieder den Unterbau für die Gewißheit aller wissenschaftlichen Erkenntnis bilden soll, eine hinterher kommende und höchst überflüssige Substruktion vorher feststehender Gedanken ist. Diese vorher feststehenden Gedanken sind aber: die Mathematik ist absolute Wissenschaft, an ihr gemessen sind alle bisherigen Wissenschaften, so besonders die Metaphysik und die Schulphysik ungewiß oder vielmehr überhaupt nicht Wissenschaften. Sie können es aber werden, wenn man sie mathematisch machen kann. Das geht nun, seit Galilei, für die Physik; die geheimen

In vollendeter Durchführung tritt uns diese Anschauung in dem philosophischen System Spinozas entgegen. Ethica more geometrico demonstrata, so kündigt sich sein Hauptwerk an. Mit eiserner Beharrlichkeit ist die mathematische Form durchgeführt; alle Wissenschaften, die Metaphysik, die Physik (durch ein paar Lehnsätze im zweiten Buch angedeutet), die Erkenntnistheorie, die Psychologie, die Ethik mit den Grundbegriffen der Staatslehre sind nach dem geometrischen Schema behandelt. Jedes Buch beginnt mit Definitionen und Axiomen, es folgen Lehrsätze und Beweise, Corollarien und Scholien, die ganze Philosophie ein System denknotwendiger Formeln aus denknotwendigen Begriffen und Axiomen abgeleitet. — Die Antwort auf die Frage nach der Übereinstimmung dieses Systems mit der Wirklichkeit giebt Spinoza aus seiner Metaphysik. Der Parallelismus der beiden Attribute, des Denkens und der Ausdehnung, wird zur Substruktion der Erkenntnistheorie verwendet: es ist dasselbe und eine Wesen der Substanz oder des Allwirklichen, das sich in der Körperwelt und in der Gedankenwelt in einem System von Modifikationen darstellt. Und darum entspricht die Ordnung und Verbindung in der Gedankenwelt der Ordnung und Verbindung in der Körperwelt; was hier als Ursache und Wirkung erscheint, das ist dort Grund und Folge: sequi und causari ist im Grunde dasselbe.*)

2. Der Empirismus.

Die Kritik dieses mathematischen Rationalismus ist historisch durch die zweite große Entwickelungsreihe der modernen Philosophie

Kräfte und Entitäten verschwinden hier und mathematische Konstruktion und Rechnung tritt an die Stelle. In gewisser Weise geht es, findet Decartes dann weiter, auch für die Metaphysik; auch hier kann man gewisse Begriffe mit absoluter Gültigkeit bilden, z. B. den Begriff eines allerrealsten Wesens, eines ens realissimum sive perfectissimum; die neue Physik drängt selbst auf diesen Begriff einer absoluten Einheit der Wirklichkeit hin. Und nun wird in der systematischen Darstellung dieser Begriff zum Eckstein gemacht, nicht ohne leicht erkennbare Absicht.

*) Ethica II, 7: Ordo et connexio idearum idem est, ac ordo et connexio rerum. Wozu denn freilich zu bemerken, daß der psychophysische Parallelismus zwischen Bewußtseinsvorgängen und Nervenprozessen hier ohne alles Recht zu einem erkenntnistheoretischen Parallelismus zwischen logischen Begriffskombinationen und Naturgesetzen der Bewegung umgebogen wird.

vollzogen worden, durch den englischen Empirismus. J. Locke und D. Hume sind seine Hauptvertreter.

Die Grundanschauung dieser Richtung ist: es giebt zwei ihrem Wesen und ihrer Methode nach verschiedene Arten von Wissenschaften, rein begriffliche, wie die Mathematik, und gegenständliche, wie Physik und Psychologie. Der Irrtum des Rationalismus besteht darin, daß er bloß eine Form der Wissenschaft, die mathematische, kennt und nach ihrem Schema alle Wissenschaften gestalten will. Das ist ein unmögliches Unternehmen; die Thatsachenwissenschaften, Natur- und Geisteswissenschaften, sind nach Inhalt und Methode von der Mathematik durchaus verschieden.*)

Die Mathematik ist dadurch charakterisiert, daß sie keine Behauptungen über Dasein und Verhalten des Wirklichen, sondern lediglich über Folgen aus Begriffen aufstellt. Die Geometrie sagt nicht: diese Figur ist ein Kreis, dieser Körper ist eine Kugel und seine Bewegung hat die Gestalt einer Ellipse, sondern: aus der Definition des Kreises, der Sehne, folgen diese und diese Konsequenzen. Wer die Definition anerkennt, der muß auch die Folgerungen anerkennen, er ist logisch gebunden; ob es Dinge in der Wirklichkeit giebt, die dem Begriff entsprechen, ist hierbei völlig gleichgültig.

Ganz anders steht es mit der andern Gruppe von Wissenschaften, der gegenständlichen. Physik und Psychologie wollen uns lehren, wie sich Dinge, die unabhängig von unseren Begriffen da sind, verhalten. Wie können wir hierüber etwas wissen? Der Empirismus antwortet: nur durch Erfahrung. Es ist völlig unmöglich, aus dem Begriff des Wassers und der Wärme abzuleiten, was geschehen wird, wenn das Thermometer auf Null sinkt oder auf hundert Grad steigt, oder aus dem Begriff eines Körpers zu entwickeln, was geschehen wird, wenn man ihm seine Unterstützung nimmt. Nur die Wahrnehmung belehrt uns, daß er dann fällt, der Begriff läßt uns ganz ratlos. Auch der

*) Die Unterscheidung von demonstrativer und erfahrungsmäßiger, auf Wahrnehmung beruhender Erkenntnis liegt der ganzen Betrachtung des vierten Buches von Locke's Essay, dem eigentlichen Hauptstück des Werks, zu Grunde, ohne daß es doch zu einer präzisen Formulierung des Unterschieds kommt. Rein und klar stellt Hume's Enquiry die Unterscheidung als Ausgangspunkt hin (Kap. 4, und Kap. 12, Schluß).

vollkommenste Verstand, sagt Hume, der Verstand Adams vor dem Fall, hätte ihm nicht sagen können, daß er, wenn er ins Wasser fiele, untersinken und ersticken würde; ja nicht einmal könnte er ihm offenbaren, was geschehen werde, wenn ein bewegter Körper mit einem ruhenden zusammenstößt. Und ebenso wenig vermag die Psychologie aus einem absolut gesetzten Begriff der Seele abzuleiten, daß sie fühlt und begehrt, folgert und schließt, oder vorauszusehen, daß Luftschwingungen eine Tonempfindung, ein Druck aufs Auge Lichtempfindung, ein Schlag ins Gesicht ein Zorngefühl auslöst. Alles das wissen wir nur aus Erfahrung.

J. Locke hat diese Betrachtung begonnen. Er versucht nachzuweisen, wie alle unsere Begriffe aus der Erfahrung stammen. Mit einer mehr als nötigen Gründlichkeit macht er sich in dem ersten Buch des Versuchs über den menschlichen Verstand daran zu zeigen, daß die Menschen wirklich nicht mit angeborenen Ideen zur Welt kommen; eine Thatsache, über die vielleicht kein Philosoph, jedenfalls Descartes nicht belehrt zu werden brauchte. Der wirkliche Gegensatz der Ansichten ist ein anderer: Descartes behauptet, es sei möglich, in der Physik und Psychologie, ganz ebenso wie in der Mathematik, Begriffe zu bilden, deren Gültigkeit oder Wahrheit durch ihre innere Möglichkeit bewiesen werde. Dies leugnet Locke. Der Begriff des Körpers, die Definition: corpus est res mere extensa, oder die Definition: mens est res mere cogitans, mag innerlich möglich, klar und deutlich denkbar sein, damit ist über ihre Gültigkeit noch nichts ausgemacht; man kann auch einen goldenen Berg sich klar und deutlich vorstellen. Die Wahrheit der Begriffe aller Wissenschaften, die von Thatsachen handeln, beruht allein darauf, daß in der Anschauung solche Thatsachen und Zusammenhänge gegeben sind. Damit ist weiter gegeben, daß die Begriffe der gegenständlichen Wissenschaften nicht die feste Abgeschlossenheit der mathematischen haben können; sie bleiben der Erweiterung und Umbildung durch fortgesetzte Beobachtung ausgesetzt. Im Begriff Gold sind alle bisherigen Beobachtungen über diesen Körper zusammengefaßt: er hat diese Farbe, dieses spezifische Gewicht, verhält sich so zu mechanischen, chemischen, thermischen Einwirkungen. Es ist möglich, daß weitere Beobachtung neue Eigenschaften kennen lehrt; es ist auch möglich, daß wir einen Körper kennen lernen,

der alle Eigenschaften des Goldes hat, nur daß sein Schmelzpunkt etwas höher oder tiefer liegt. Wir würden dann unsern Begriff so erweitern, daß er diese Abweichung zuläßt. Der mathematische Begriff dagegen ist geschlossen: eine Figur, in der die Radien nicht ganz gleich sind, ist kein Kreis, eine Linie, die einen Kreis an mehr als einem Punkt berührt, ist keine Tangente. So steht es nun auch mit jenen Begriffen, die Descartes der Physik und Psychologie zu Grunde legen will, sie sind nicht abgeschlossene, mathematische, sondern offene, empirische Begriffe. Descartes erklärt: ein Körper ist ein Ding, dessen Wesen in der Ausdehnung, eine Seele ein Ding, dessen Wesen in Bewußtseinserscheinungen (cogitatio) aufgeht, denn ich kann ein solches Ding klar und deutlich denken. Freilich kann ich das; aber wenn mir nun die Erfahrung zeigte, daß dasselbe Ding, das ausgedehnt ist, auch denkt, wenigstens gelegentlich, oder daß eben dasselbe Wesen, das denkt, auch körperliche Massen in Bewegung setzt, könnte ich das nicht auch denken? und wäre es dann noch geraten, bei den obigen Definitionen stehen zu bleiben? Offenbar doch nicht, (sondern) dann wären es zur Begreifung der Thatsachen, wie sie sind, untaugliche Begriffe. Also, alle gegenständlichen Begriffe sind offene Begriffe, sie sind in beständiger Bewegung, sich der in der Beobachtung gegebenen Thatsachenwelt genauer anzupassen. Mit solchen Begriffen ist ein demonstratives Verfahren, wie mit mathematischen Begriffen, unmöglich.

Locke betont oft, die formell vollkommenste Erkenntnis ist die mathematische. Er bedauert die engen Grenzen dieser Erkenntnisweise, die er außer in der eigentlichen Mathematik nur noch in der Moral für möglich hält; aber wir müssen anerkennen, die gegenständlichen Wissenschaften, wie Physik, Chemie, Psychologie, lassen sich nach jenem Schema nicht behandeln, hier sind Beobachtung und Experiment notwendig.

D. Hume hat diese Betrachtung aufgenommen und zu Ende geführt. Im Mittelpunkt seiner kurzen, schlichten aber inhaltreichen Untersuchung über den menschlichen Verstand steht die Untersuchung des Begriffs von Ursache und Wirkung. Das Kausalgesetz war immer ein Hauptstützpunkt des Rationalismus, aus der Ursache meinte man die Wirkung ableiten zu können; das Verhältnis von Ursache und Wirkung ist dasselbe, wie das Verhältnis von Grund

und Folge, sequi = causari. Hume zeigt, daß dies ein Irrtum ist; an der Hand des Kausalgesetzes folgern ist etwas ganz anderes, als an der Hand des logischen Gesetzes vom Widerspruch schließen. Das Verhältnis von Ursache und Wirkung ist überhaupt kein logisches, durch reines Denken erfaßbares. Ursache und Wirkung werden in der Physik und Psychologie Erscheinungen genannt, die in dem Verhältnis konstanter Aufeinanderfolge in der Zeit stehen. Die Wahrnehmung der zeitlichen Aufeinanderfolge ist das Einzige, was hier wirklich beobachtet wird; eine innere Verknüpfung der Erscheinungen, eine Notwendigkeit, welche sie verbindet, ist mindestens nicht Gegenstand der Beobachtung. Ich nehme wahr, daß auf diesen Vorgang ein anderer folgt, ich erwarte, daß das nächstemal auf denselben Vorgang derselbe folgen wird; das ist der Anfang der kausalen Auffassung. So finden wir es bei den Tieren; auch sie werden durch Erfahrung klüger; es geschieht in der angedeuteten Weise: der Wahrnehmung einer bestimmten Aufeinanderfolge von Ereignissen folgt bei dem Wiedervorkommen des ersten Ereignisses die Erwartung oder Voraussicht des zweiten. Beim Menschen ist dies Verhalten weiter ausgebildet, nicht jede wahrgenommene Aufeinanderfolge bestimmt uns zur Erwartung ihrer Wiederkehr, wir lernen allmählich die konstanten Folgeverhältnisse der Erscheinungen aus den zufälligen und löslichen ausscheiden; aber die letzte Grundlage bleibt dieselbe. Auf keine Weise ist es möglich, durch logisches Schließen aus dem Begriff der Ursache die Wirkung herauszubringen. Man nehme das einfachste Beispiel: die Bewegung eines Körpers in diesem Zeitraum ist die Ursache der gleichen Bewegung im nächsten Zeitraum; auf keine Weise kann ich das durch einen logischen Schluß herausbringen. Aus dem Satz: dieser Körper bewegt sich in dieser Sekunde mit solcher Geschwindigkeit und Richtung, folgt logisch überhaupt gar nichts, außer der Unwahrheit des Gegenteils, aber gar nichts darüber, was in der folgenden Sekunde geschehen wird. Ich erwarte, auf Grund bisheriger Beobachtung, daß dieser Körper im folgenden Zeitraum mit gleicher Geschwindigkeit und in gleicher Richtung einen gleich großen Raum durchmessen wird. Aber diese Erwartung hat keine Denknotwendigkeit, wie ein mathematischer Satz. Ich kann auch denken, daß die Bewegung, sei es plötzlich, sei

es allmählich, von selber aufhört, oder in eine beliebige Richtung umbiegt. Die bisherige Erfahrung hat regelmäßig jenes Verhalten erkennen lassen, das wir in dem Trägheitsgesetz formulieren; aber es ist keine logische Notwendigkeit, daß die Zukunft der Vergangenheit gleichen muß. Überhaupt, sagt Hume, und das ist die allgemeinste Formel seiner Betrachtung: es giebt schlechterdings keine Thatsache, deren Nichtsein nicht denkbar oder logisch möglich wäre. Das Nichtsein jedes Körpers, das Nichtgelten jedes Naturgesetzes ist denkbar, denn das Nichtsein der Welt überhaupt ist denkbar.

Hieraus ergiebt sich denn die Folge: in den gegenständlichen Wissenschaften, wie Physik und Psychologie, giebt es keine im strengen Sinn allgemeinen und notwendigen Wahrheiten. Es giebt hier nur präsumtiv allgemeine Sätze, jeder gilt mit dem selbstverständlichen Zusatz: vorbehaltlich der Berichtigung durch nachfolgende Erfahrung. Die Sätze der Mathematik sind absolut allgemein und notwendig; durch keine Beobachtung kann der Satz, daß die Summe der Winkel im ebenen Dreieck zwei Rechte beträgt, erschüttert oder verändert werden; er ist mit den Begriffen selbst als logisch notwendige Folge gesetzt. Dagegen giebt es keinen Satz in der Physik oder Psychologie, der diese Notwendigkeit besäße. Auch das Kausalgesetz selbst macht hiervon keine Ausnahme; es ist nur ein präsumtiv gültiger Satz, daß strenge Regelmäßigkeit in der Aufeinanderfolge der Naturerscheinungen herrscht. Denkbar, logisch möglich ist auch, daß Erscheinungen, die völlig beziehungslos zu allen vorangehenden und nachfolgenden sind, eintreten. Solche Erscheinungen würden wir Wunder nennen. Wunder sind demnach ohne Zweifel möglich, für unser Denken gerade so möglich, wie Thatsachen, die sich nach unseren Naturgesetzen erklären, d. h. dem Naturzusammenhang nach Regeln einordnen lassen. Die Frage ist nicht eine Frage der Möglichkeit, sondern der Wirklichkeit: sind Thatsachen, die als Wunder betrachtet werden müßten, wirklich beobachtet worden? Hume setzt dieser Behauptung sehr entschiedenen Zweifel entgegen; nach seinem Dafürhalten hat die Annahme, daß die angeblichen Wunder wenn nicht eine physikalische, so doch eine psychologische Erklärung zulassen, so große Wahrscheinlichkeit, daß sie praktisch der Gewißheit gleichgestellt werden kann. Die Erfahrung, daß menschliche Zeugnisse auf Täuschung,

willkürlicher oder unwillkürlicher, beruhen, haben wir so oft gemacht, daß es uns viel möglicher vorkommt, ein behauptetes Wunder hierauf zurückzuführen, als die Grundvoraussetzung aller unserer Nachforschung, die Gesetzmäßigkeit des Naturzusammenhangs, aufzugeben. Diese Voraussetzung ist freilich nicht logisch notwendig, aber sie ist so vielfach durch die Thatsachen bestätigt, sie hat sich so oft bei genauerer Beobachtung auch angeblichen Wundern gegenüber bestätigt, daß wir ein Recht haben, neuen Wundern gegenüber a priori ungläubig zu sein.

Das ist die Erkenntnistheorie des Empirismus. Ihr gegenüber unternimmt es Kant, den Rationalismus, allerdings in bedingter und beschränkter Form, wieder herzustellen.

3. Der formalistische Rationalismus Kants.

Die Frage, um die es sich in dem Streit zwischen Rationalismus und Empirismus handelt, ist nach dem Obigen die: giebt es Erkenntnis von *Gegenständen* a priori oder aus reiner Vernunft? Der Rationalismus bejahte die Behauptung: durch reines Denken gewinnen wir eine absolute Erkenntnis der Dinge, die durch die Sinne nicht möglich ist. Der Empirismus verneinte die Frage: Erkenntnis von Gegenständen haben wir lediglich durch Wahrnehmung, womit denn gegeben ist, daß wir keine absolute Erkenntnis haben.

Kants Stellung ist dadurch gegeben, daß er von jeder der beiden entgegengesetzten Theorien die nach seiner Ansicht wahre Hälfte nimmt und diese beiden Hälften zu einer neuen Theorie vereinigt: gegen Hume's Empirismus stellt er das alte Dogma des Rationalismus wieder her: *es giebt Erkenntnis von Gegenständen* a priori; gegen den Rationalismus des Leibniz-Wolffischen Systems fügt er hinzu: aber Erkenntnis der Dinge *nur wie sie erscheinen, nicht wie sie an sich sind*. Die Verbindung des Phänomenalismus oder Idealismus mit dem Rationalismus ist der eigentlich charakteristische Zug der Kantischen Erkenntnistheorie, bisher war der Rationalismus immer realistisch gewesen, während der Empirismus bei Berkeley und Hume idealistisch geworden war.

Die erste Hälfte der Kritik der reinen Vernunft, die Ästhetik

und Analytik, ist dem Versuch gewidmet, auf dieser Grundlage ein neues erkenntnistheoretisches System zu entwickeln. Die zweite Hälfte, die Dialektik, entwickelt ausführlich das Verhältnis der neuen Philosophie zu der alten Metaphysik: sie zeigt die Unmöglichkeit der rein rationalen Psychologie, Kosmologie und Theologie, die Unmöglichkeit, wenn man so will, eines realistischen Rationalismus, nachdem die erste Hälfte die Möglichkeit eines phänomenalistischen Rationalismus entwickelt hat. — Wir haben es hier zunächst nur mit der ersten Hälfte, der bedingten Wiederherstellung des Rationalismus, zu thun.

Nach Hume soll es über Thatsachen überhaupt keine allgemeinen und notwendigen Urteile geben; allen unseren Naturgesetzen, den Gesetzen der Mechanik, wie denen der Chemie und Physiologie, ja dem Kausalgesetz selbst soll nur präsumtive Allgemeingültigkeit zukommen. Das ist, sagt Kant, vollständiger Skeptizismus; dann giebt es überhaupt kein eigentliches Wissen mehr; denn dem Wissen ist, im Unterschied von den Associationen, wie sie auch das Tier hat, Allgemeinheit und Notwendigkeit eigen. Ja, Hume's Skeptizismus bleibt nicht auf Physik und Metaphysik eingeschränkt, er erstreckt sich notwendig auch auf die Mathematik. Damit führt er sich selbst ad absurdum; das thatsächliche Dasein dieser Wissenschaft zeigt, daß die Prinzipien des Empirismus unzulänglich sind. Es handelt sich also eigentlich nur darum zu zeigen, wie diese Wissenschaften möglich sind? Wie ist reine Mathematik, wie ist reine Naturwissenschaft, wie ist Metaphysik möglich? Oder, die Frage in allgemeiner Formel gestellt: wie sind synthetische Urteile a priori möglich? Das heißt, erkenntnistheoretisch, nicht psychologisch möglich; mit anderer Formel: wie kann Sätzen, die nicht aus Erfahrung stammen, (Urteilen a priori) und die auch nicht logische Folgerungen (nicht analytische Urteile) sind, das Recht und der Wert objektiver Erkenntnis (synthetischer Urteile) zukommen?

Das ist Kants Problem. Seine Antwort ist: objektive Gültigkeit kann solchen Sätzen nur dadurch zukommen, daß der Verstand die Objekte, von denen er sie aussagt, selbst hervorbringt; er erkennt die Gegenstände a priori, soweit er sie selber hervorbringt. Das thut er in der Mathematik; hier sind die Objekte nach Begriffen

konstruierte reine Anschauungen. Die Beschaffenheiten und Beziehungen von Linien, Winkeln, Dreiecken und Kreisen kann der Geometer in synthetischen Urteilen a priori darlegen, weil er die Objekte selbst hervorbringt. In gewissem Sinne gilt aber dasselbe auch von der Physik. Die Gegenstände des Physikers sind Naturerscheinungen; Erscheinungen aber sind auf gewisse Weise Produkte des Subjekts, dem sie erscheinen, und als solche werden sie ihrer allgemeinen Form nach durch die Natur und Bethätigungsweise des Subjekts bedingt sein. Sofern wir also unter Natur den Inbegriff von Erscheinungen verstehen, und die Physik hat es nur mit Natur in diesem Sinn zu thun, kann es auch eine apriorische Erkenntnis der Natur und aller Naturgegenstände geben, nämlich nach Seiten der allgemeinen Form ihrer Erscheinbarkeit. — Dagegen kann es eine Erkenntnis a priori der Natur nicht geben, wenn man unter Natur versteht eine absolut und ohne alle Beziehung zum erkennenden Subjekt existierende Wirklichkeit. Von den Dingen, wie sie an sich selbst sind, unabhängig vom Subjekt, kann der Verstand natürlich nichts a priori wissen. Freilich kann er von ihnen auch nichts a posteriori erfahren, denn um von ihnen etwas zu erfahren, müßten sie ja in unsere Vorstellung eingehen, also Erscheinungen werden. Und also ist Metaphysik, wenn man darunter, wie herkömmlich, die Erkenntnis der Dinge an sich versteht, überhaupt nicht möglich. Möglich ist sie nur, wenn man darunter nichts versteht als „reine Naturwissenschaft", d. h. eine allgemeine Phänomenologie der Natur. —

Das ist der Gedankengang des Kantischen Rationalismus, wie er am präzisesten in den Prolegomenen zu einer jeden künftigen Metaphysik, der Erläuterungs- und Vertheidigungsschrift, die er der Kritik der reinen Vernunft folgen ließ, zur Darstellung kommt. Auf gewisse Weise zeigt diese Schrift die Tendenz des Kantischen Denkens am deutlichsten, sie läßt den Gegensatz gegen Hume am schärfsten hervortreten. Es ist die Wirkung der Aufnahme, welche die Kritik der reinen Vernunft bei den deutschen Zeitgenossen gefunden hatte; ihnen waren vor allem die idealistischen und skeptischen Züge aufgefallen, die rationalistische Seite hatten sie übersehen. Sie bemerkten nur den Gegensatz gegen ihre eigenen Gedanken, gegen die herrschende Schulphilosophie, nicht den Gegensatz gegen Hume's

Empirismus; dieser war ihnen eben fremd, sie hatten sich durch Hume's skeptische Betrachtungen bisher in ihrem Genügen an der rationalen Theologie, Kosmologie und Psychologie des Wolffischen Systems auf keine Weise stören lassen.

Andererseits sind allerdings in dieser Darstellung die ursprünglichen Gedanken hin und wieder etwas verschoben. Wenn hier die Mathematik und Physik gelegentlich als bestehende und gültige Wissenschaften, die einer erkenntnistheoretischen Rechtfertigung ihrer Möglichkeit eigentlich gar nicht bedürfen, hingestellt werden, so ist das freilich gegen die ursprüngliche Meinung. Der Ausgangspunkt des Kritizismus ist vielmehr: diese Wissenschaften sind zwar vorhanden, aber sie sind in ihrer objektiven Gültigkeit durch Hume's Skepsis bedroht; die Aufgabe ist, sie zu retten, d. h. ihre objektive Gültigkeit zu begründen. Ihre Thatsächlichkeit bedeutet nichts als: es treten gewisse Sätze, die den Charakter der Allgemeinheit und Notwendigkeit in Anspruch nehmen, zugleich mit dem Anspruch auf gegenständliche Gültigkeit auf. Man nehme einen Satz wie den: Materie entsteht und vergeht nicht. Der Satz giebt sich als ein allgemeines und notwendiges Urteil, muß also, wenn er es wirklich ist, a priori sein, denn Erfahrung führt nicht zu Allgemeinheit und Notwendigkeit, darüber ist Kant mit Hume völlig einverstanden. Andererseits ist es ein Urteil, das gegenständliche Gültigkeit beansprucht, d. h. sagt: so etwas kann in der Wirklichkeit nicht vorkommen. Es ist nicht ein analytisches Urteil, wie etwa der Satz: jeder Körper ist ausgedehnt, der Teil ist kleiner als das Ganze; sondern ein synthetisches Urteil, ein Existentialsatz. — Ebenso der Satz: es geschieht nichts ohne Ursache; er nimmt in Anspruch zugleich ein allgemeines und notwendiges Urteil und ein Urteil von gegenständlicher Gültigkeit zu sein. Und so steht es auch mit den Axiomen der Geometrie, die Physiker legen ihnen ohne weiteres auch gegenständliche Gültigkeit bei. Ebenso setzen sie auch voraus, daß die aus Definitionen und Axiomen entwickelten Lehrsätze und die mit ihrer Hülfe angestellten Berechnungen nicht bloß in der Rechnung, sondern auch in der Wirklichkeit richtig sind, daß die Natur der Dinge der mathematischen Erkenntnis unterworfen ist. — Wie kann diese Annahme begründet werden? Wie kann bewiesen werden, daß jene Sätze von der Erhaltung der Materie

oder von der allgemeinen Naturgesetzmäßigkeit nicht bloß, wie Hume will, Voraussetzungen von präsumtiver Allgemeingültigkeit, sondern wirklich notwendige und allgemeine Naturgesetze sind?

Kant antwortet hierauf mit jener schon angedeuteten Berichtigung des Begriffs der Erfahrung. Die gemeine Vorstellung, in sensualistischen Theorien begrifflich formuliert, versteht unter Erfahrung die passive Aufnahme von Eindrücken der Wirklichkeit. Die Seele ist ihr, mit Locke's Ausdruck, ein Blatt weißes Papier, auf das die Dinge ihre Zeichen machen. Natürlich, das Papier kann nicht a priori wissen, welche Zeichen es aufnehmen wird; und ist die Seele ein solches Ding und besteht Erfahrung in einem ähnlichen Verhalten, so ist a priori Erkenntnis und damit Allgemeinheit und Notwendigkeit der Erkenntnis unmöglich. Aber diese Voraussetzung ist falsch. Erkenntnis, auch Erfahrungserkenntnis, ist nicht ein passiv aus der äußeren Wirklichkeit aufgenommener Inhalt, sondern ein Erzeugnis spontaner Thätigkeit der Seele. Allerdings nicht einer absolut spontanen Thätigkeit, es findet statt Erregung zur Thätigkeit durch die Umgebung; aber „Erfahrung" kommt erst dadurch zustande, daß die „Affektionen" durch die Intelligenz bearbeitet und geformt werden. Erfahrung ist nicht ein zufällig zusammengewürfelter Haufe, ein „Gewühl" von Empfindungen, sondern ein System nach Grundsätzen verknüpfter Erscheinungen. So stellen wir ja die Natur, den Gegenstand der Erfahrung, vor: als ein einheitliches, von Gesetzen beherrschtes System von Thatsachen.

Nun, diese Thatsache, daß die Natur mehr als ein verworrener Haufe von Empfindungen, rot, süß, fest, flüssig, von allerlei Qualität und Quantität ist, daß sie ein systematisch aufgebautes und gegliedertes Ganze ist, das ist nicht die Wirkung der Empfindung, oder das Verdienst der Eindrücke, sondern es ist das Werk der Intelligenz. Die Intelligenz mit ihren beiden Seiten, Sinnlichkeit und Verstand, faßt und formt, ordnet und gliedert jenes gegebene Mannigfaltige der Eindrücke durch ihr eigentümliche Thätigkeiten, die man als Funktionen der Synthesis, Zusammenfassen des Zerstreuten und Mannigfaltigen zur Einheit bezeichnen kann. Natürlich müssen nun diese Funktionen der Intelligenz in ihrem Erzeugnis, der Erfahrung, an jedem Punkt vorhanden sein als ihre formale Bestimmtheit; und eben darum kann die Natur nach Seiten der Form a priori erkannt werden. Wie man

die Gestalt der Dinge, die mit derselben Schablone angefertigt sind, a priori weiß, so kann man alle Erzeugnisse der menschlichen Intelligenz, d. h. die ganze Natur und alle Gegenstände darin, der Form nach a priori erkennen.

Erkennen aber kann man, was an der Natur aus der formgebenden Thätigkeit der Intelligenz stammt, an der Gleichförmigkeit des Mannigfaltigen. Die Erfüllung des Raums mit Widerstand leistenden Kräften ist für verschiedene Orte und verschiedene Zeiten verschieden, die Qualitäten wechseln, aber der Raum selbst mit seinen Bestimmungen ist überall und immer derselbe, so daß jeder Ort für jeden andern eintreten kann; so ist die Zeit überall und immer dieselbe, so verschieden die Erfüllung ist. So ist auch die allgemeine Struktur der Wirklichkeit überall dieselbe; die Ursachen und Wirkungen sind mannigfaltig, aber das Kausalverhältnis selbst ist überall dasselbe, gleich geltend zu jeder Zeit und an jedem Ort. Und so findet sich als ein anderes Grundschema der Wirklichkeit das Verhältnis von Substanz und Accidenz, von Beharrlichem und Wechselndem.

Indem Kant dieser formalen Seite der Erfahrung nachgeht, überall auf die in aller Erfahrung identischen Konstruktionsfaktoren achtend, kommt er auf zwei Arten von Formelementen, er nennt sie Anschauungs- und Denkformen. Anschauungsformen sind eben die zwei: Raum und Zeit; die Denkformen, er nennt sie Kategorien, bringt er mit Hilfe der formalen Logik und ihrer Einteilung der Urteile, auf die runde Zwölfzahl. Raum und Zeit sind also nicht seiende Wirklichkeiten, auch nicht an sich wirkliche Ordnungen der an sich seienden Dinge, sondern dem Subjekt eigentümliche Funktionen der Synthesis des mannigfaltigen Empfindungsinhalts. Alle Empfindungen werden zu dem einheitlichen Ganzen des Zeitverlaufs zusammengeordnet, so daß jede zu jeder in der Beziehung des Zugleich oder eines bestimmten zeitlichen Abstandes steht. Alle Empfindungen der äußeren Sinne werden in den einheitlichen Zusammenhang, den wir die räumliche Welt nennen, eingeordnet. So entsteht durch die Funktion der Lokalisierung und der Temporalisierung, wenn die Wortbildung gestattet ist, die einheitliche anschauliche Erscheinungswelt. Und in demselben Sinne sind auch die Denkfunktionen Formen der Anordnung der Anschauungen, und zwar ihrer Ordnung in der Zeit.

Der zu Grunde liegende allgemeine Grundsatz heißt: Alle Erscheinungen stehen ihrem Dasein nach a priori unter Regeln der Bestimmung ihres Verhältnisses unter einander in einer Zeit. Alle Erscheinungen, so lautet dann das Gesetz der Substanzialität im besonderen, enthalten das Beharrliche als den Gegenstand selbst und das Wandelbare als dessen bloße Bestimmung; und das Gesetz der Kausalität: Alles was geschieht (anhebt zu sein), setzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folgt. Schwerer wird es ihm, die übrigen zehn Kategorien als Strukturelemente der Wirklichkeit nachzuweisen, die meisten sind Lückenbüßer. —

Fügen wir nun noch die Theorie dieses neuen Rationalismus unserem Schema ein, so können wir so sagen. Auf die Frage nach der Natur der Prinzipien der rationalen Erkenntnis antwortet Kant: sie sind vorhanden als Bethätigungsweisen, als synthetische Funktionen, die die Intelligenz überall und immer in identischer Weise übt. Jene mathematischen und physikalischen Axiome sind Formeln, welche die Funktion ausdrücken, und insofern sind sie Prinzipien einer Erkenntnis a priori. Die Funktionen sind nicht angeboren, sie werden vielmehr, wie alle Funktionen, im Laufe des Lebens ausgebildet; aber darum kommen sie nicht von außen, durch Eindrücke, in uns hinein, die Eindrücke sind nur Gelegenheitsursache ihrer Entwickelung. Es ist das die Antwort, auf die schon Leibniz in seinen neuen Versuchen über den menschlichen Verstand, die er Locke's Versuchen entgegenstellte, geführt worden war. Nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, so sagt der Empirismus und hat darin ganz recht; aber hinzuzufügen ist: nisi intellectus ipse; alles stammt aus der Erfahrung, nur nicht die Fähigkeit Erfahrungen zu machen.

Damit ist die Antwort auf die zweite Frage schon mitgegeben; sie lautete: wie können Sätze, ohne aus der Erfahrung zu stammen, dennoch gegenständliche Gültigkeit haben? Die transcendentale Deduktion, die übrigens keineswegs ein Muster von Präzision und Klarheit ist, zieht sie mit mühsamen Wiederholungen aus den gegebenen Voraussetzungen heraus: Sätze, welche die synthetischen Funktionen unserer Sinnlichkeit und unseres Verstandes ausdrücken, haben eben dadurch zugleich die Gültigkeit von Naturgesetzen, sofern wir unter Natur eben das verstehen, was alle Welt thatsächlich mit diesem Namen be-

zeichnet: den Inbegriff von Erscheinungen. Raum und Zeit sind als Formen unserer Anschauung zugleich notwendige Formen der Natur, es kann nichts Gegenstand unserer Anschauung sein, das nicht in Raum und Zeit wäre. Alle Erscheinungen sind extensive Größen, so lautet der erste Erfahrungsgrundsatz, das „Axiom der Anschauung"; und darum gilt, so könnte die Fortsetzung lauten, alles was von der Extensität überhaupt ausgemacht werden kann, ihre Kontinuität und Homogenität, ihre Unbegrenztheit und unendliche Teilbarkeit, auch von der wirklichen Welt. Oder, alles was die reine Mathematik von Raum- und Größenverhältnissen ausmacht, das gilt ohne weiteres auch von allen Dingen, sofern sie Räumlichkeit und Größe haben. Ebenso: was die transcendentale Logik von der Natur des Verstandes ausmacht, das gilt auch von den Dingen, sofern sie für den Verstand überhaupt vorhanden sind; ist das Kausalgesetz ein Gesetz des reinen Verstandes, so ist es eben damit zugleich ein Naturgesetz. „Der Verstand schöpft seine Gesetze nicht aus der Natur, sondern schreibt sie dieser vor."

Mit einem sehr einleuchtenden Vergleich stellt Kant in der Vorrede zur zweiten Auflage der Kritik die Wendung, die er der Erkenntnistheorie gegeben habe, mit der Wendung der astronomischen Weltansicht durch Copernicus zusammen. Bisher hatte man die Erscheinungen am Himmel durch die Bewegung der himmlischen Körper um die Erde erklärt; Copernicus konstruierte sie einfacher durch die Annahme einer Bewegung des Beobachters. Ähnlich hatte der Empirismus die Erkenntnis aus einer Einwirkung der Dinge auf die Intelligenz erklärt; Kant dagegen konstruiert die Erkenntnis, indem er die Dinge „sehr widersinnisch" nach unseren Begriffen sich richten läßt: das Denken bringt die Objekte der Form nach allererst hervor. Eben darum kann es sie insoweit auch a priori erkennen und also in allgemeinen und notwendigen Sätzen seine Erkenntnis formulieren. Die Axiome der Geometrie, das Kausalgesetz sind notwendig und allgemein gültig für alle Gegenstände unserer Erfahrung.

Gegeben ist damit auf der anderen Seite als die zugehörige Hälfte dieses Rationalismus, daß es keine rationale Erkenntnis geben kann, wo eine solche Bestimmung der Gegenstände durch den Verstand nicht stattfindet. Die „Dinge an sich selbst" unterliegen natürlich nicht der synthetischen Funktion unserer Intelligenz und darum ist Meta-

physik in dem alten Sinne, rationale Erkenntnis der absoluten Wirklichkeit, unmöglich. Die Ausführung dieses Themas, das übrigens schon in der Analytik überall gestreift wird, bildet den Inhalt der zweiten Hälfte der Kritik, der Dialektik. Sie zeigt, mit manchen fast unerträglichen Schiefheiten und Gewaltthätigkeiten der Darstellung, wie die Versuche, in einer rationalen Psychologie, Kosmologie und Theologie den Verstand und seine Denkformen zur Bestimmung des Wesens der Dinge selbst zu verwenden, fehlschlagen mußten. Hierauf, sowie auf die Versuche, den „Ideen," denen ihre konstitutive Gültigkeit genommen ist, „regulative" Bedeutung für die spekulative, und praktische Gültigkeit für den Willen wiederzugewinnen, ist hier nicht weiter einzugehen.

Dagegen möchte ich noch die Kantische Ansicht durch eine Schlußformel kennzeichnen, die ihm selbst geläufig ist, wenn er sie auch, so viel ich weiß, nirgends ausdrücklich formuliert hat: die menschliche Intelligenz steht in der Mitte zwischen tierischer und göttlicher Intelligenz. Das Erkennen des Tieres besteht aus einem „Gewühl von Empfindungen", zwischen denen gelegentliche assoziative Beziehungen stattfinden; es kommt aber nicht zur Entgegensetzung von Subjekt und Objekt, Ich und Natur, es ist darum nicht objektives, nicht gegenständliches, überhaupt also nicht eigentliches Erkennen, sondern rein subjektiver Vorstellungsverlauf. Auch das göttliche Erkennen ist kein objektives: der göttliche Verstand ist, so denken wir den Begriff, durch sein Denken Urheber der Wirklichkeit, sie steht ihm nicht als ein ihm Fremdes, Gegebenes gegenüber; der intellectus archetypus ist „anschauender Verstand"; seine Gedanken sind seiende, konkrete Ideen, nicht abstrakte Begriffe, eine Menschenseele ist ein „Gedanke" Gottes. Das Denken des schaffenden Künstlers kann den Begriff verdeutlichen; und wie hier, so stehen auch in Gott alle Gedanken in einem inneren, ästhetisch-teleologischen Zusammenhang. Das menschliche Erkennen dagegen ist objektives Erkennen; es ist begreifendes Konstruieren eines Gegebenen. Aus dem gegebenen Mannigfaltigen der Empfindung macht die menschliche Intelligenz durch die ihr eigentümlichen synthetischen Funktionen der Anschauung und des Denkens das einheitliche, von Gesetzen beherrschte System von Gegenständen, das wir Natur nennen. Die Gegenstände

sind ihrer Form nach nur durch den Verstand, aber dem Dasein nach erkennt das Subjekt ihnen Unabhängigkeit von sich zu und setzt sich zu ihnen als Objekt unter Objekten in naturgesetzmäßige Beziehung.

4. Kritische Anmerkungen zu Kants Erkenntnistheorie.

Indem ich die im vorigen Abschnitt dargelegte Kantische Theorie, der es weder an Scharfsinn noch an Tiefsinn fehlt, einer Prüfung unterziehe, will ich zunächst, was mir an ihr unhaltbar erscheint, so klar und präzise als möglich bezeichnen, um dann, was an ihr bleibend wertvoll ist, am Schluß hervorzuheben.

Ich lasse zunächst D. Hume, gegen den sich Kants Kritik in erster Linie richtet, seine Sache gegen Kant führen. Ist durch Kant die Behauptung widerlegt, in der Hume dem Empirismus seine letzte Formel gegeben hatte: es giebt keine Erkenntnis von Thatsachen durch reine Vernunft, und darum giebt es über Thatsachen keine schlechthin allgemeinen und notwendigen, sondern nur präsumtiv allgemeingültige Urteile? Hat Kant hiergegen die Möglichkeit eigentlich allgemeiner und notwendiger Sätze, z. B. in der Naturwissenschaft, wirklich bewiesen?

In Deutschland hat dies lange für ausgemacht gegolten. Ich bin nicht der Meinung; ich glaube nicht, daß Hume genötigt ist, dies anzuerkennen. Ich will versuchen, ihn seine These, in dem bezeichneten Sinn, gegen Kant verteidigen zu lassen.

Was zunächst die Argumentation der Prolegomena aus dem Vorhandensein „wirklicher und zugleich gegründeter und keiner Deduktion bedürftiger reiner Erkenntnisse a priori" in der reinen Mathematik und Naturwissenschaft, die denn auch in die späteren Ausgaben der Kritik selbst übergegangen ist, anlangt, so würde Hume sie mit Recht als eine petitio principii abgelehnt haben. Zwar die Thatsächlichkeit dieser Wissenschaften, so würde er haben sagen können, ist ja nicht zu bezweifeln; wohl aber ist zu fragen und gerade das sei seine Frage gewesen, in welchem Sinne ihren Sätzen objektive Gültigkeit zukommt? Er, Hume, sei auf die Ansicht geführt worden, daß die Mathematik als solche überhaupt gar nicht gegenständliche Gültigkeit in Anspruch

nehme. Die Geometrie sage nichts über Wirklichkeit aus; sofern aber ihre Sätze zur Bestimmung der Wirklichkeit, z. B. in astronomischen Berechnungen, verwendet würden, hörten sie auf apodiktischen Charakter zu haben und nähmen hypothetischen an: sofern der physische Raum dem geometrischen entspricht, sofern die Messungen von Entfernungen und Winkeln richtig sind, hat der Mond diesen Abstand, diese Größe, diese Bewegung u. s. w. Die Sätze der Trigonometrie hätten apodiktische Gewißheit, aber keinem Satz der Astronomie komme solche zu. Die Allgemeinheit und Notwendigkeit der reinen Mathematik beruhe eben darauf, daß sie sich ganz innerhalb der Begriffswelt bewegen. Die Physik dagegen, die Erkenntnis der anschaulichen Wirklichkeit geben wolle, verzichte eben damit auf Allgemeinheit und Notwendigkeit, d. h. im strengen Sinn, denn präsumtive Allgemeinheit gestehe er z. B. den Gesetzen der Mechanik natürlich so gut zu als jedermann, und damit auch Notwendigkeit in dem gemeinen Sinn des Worts, nur eben nicht die Allgemeinheit und Notwendigkeit mathematischer Sätze.

Kant sage einmal: er habe die Metaphysik (das ist die reine Naturwissenschaft) in die gute Gesellschaft der Mathematik gebracht. In der That, sie könne in keiner besseren sein; nur hätte er nicht den wesentlichen Unterschied zwischen ihnen verwischen sollen. Dazu aber sei eben die Formel von ihm erfunden; *synthetische Urteile a priori*; unter dem zweideutigen Namen „synthetisch" fasse er die rein mathematischen und die physikalischen Sätze zusammen. Durch die ganz unbestimmte und untaugliche Unterscheidung „analytischer und synthetischer" Urteile habe er den bestimmten Unterschied von Urteilen über die Verhältnisse von Begriffen und Urteilen über das Verhalten von Gegenständen bei Seite gebracht und dadurch die Untersuchung heillos verwirrt; die Sätze der Physik würden nun als gleichartige Sätze mit denen der *reinen* Mathematik zusammengestellt. Freilich auch nicht konsequent. Denn daneben bleibe auch immer die richtige Fassung: nicht, wie ist *reine*, sondern wie ist *angewendete* Mathematik möglich? So vor allem in der transcendentalen Deduktion der Mathematik, die unter dem Titel „Axiome der Anschauung" in der Analytik sich finde. Hier trete der eigentliche Gedanke Kants völlig klar hervor: *angewendete* Mathematik ist möglich, weil „die empirische Anschauung nur durch die

reine (des Raumes und der Zeit) möglich ist; und also was die Geometrie von dieser sagt, ohne Widerrede auch von jener gilt und die Ausflüchte, als wenn Gegenstände der Sinne nicht den Regeln der Konstruktion im Raume gemäß sein dürfen, wegfallen." Und ebenso in der transcendentalen Deduktion der reinen Naturwissenschaft, wo auf dieselbe Weise den Grundsätzen des reinen Verstandes objektive Gültigkeit dadurch verschafft werde, daß das empirische Denken der Gegenstände nur durch das reine Denken möglich sei.

Prüft man nun, so würde Hume haben fortfahren können, diesen eigentlichen Gedanken Kants: Erkenntnis a priori und also allgemeine und notwendige Erkenntnis von Thatsachen ist möglich durch die aprioriſchen, nicht aus der Erfahrung abgeleiteten, synthetischen Funktionen, so erweist er sich freilich auch nicht als stichhaltig. Geben wir zu, wie wir denn ohne Zweifel müssen, daß es derartige synthetische Funktionen giebt und daß sie für den Aufbau unserer Erfahrungswelt von wesentlicher Bedeutung sind, so erheben sich doch gegen die Kantische Betrachtung schwere Bedenken.

Zuerst erhebt sich die Frage: auf welche Weise wissen wir um die synthetischen Funktionen, a priori oder durch Erfahrung? Kant geht an dieser Frage vorüber; und doch ist ohne ihre Beantwortung in seinem Sinn seine Mühe vergeblich. Haben wir keine aprioriſche Erkenntnis der Funktionen, und ich wüßte nicht, welchen Sinn man, auch innerhalb des Kantischen Gedankenkreises bleibend, mit diesem Ausdruck verbinden könnte, wissen wir um sie nur durch Erfahrung, natürlich durch innere, anthropologische Erfahrung, dann hätten die Grundsätze, in denen die Form dieser Funktionen definiert wird, doch wieder nur empirische Gültigkeit. Die Behauptungen: Raum und Zeit sind Anschauungsformen der menschlichen Sinnlichkeit, die Kategorien sind Denkformen des menschlichen Verstandes, wären nun Generalisationen der Anthropologie; und die axiomatischen Sätze, die die Natur unserer Raumanschauung oder unserer Urteilsfunktionen als Gesetze der Wirklichkeit aussprechen, blieben zuletzt Sätze empirischen Ursprungs und empirischer Gültigkeit; es haftete ihnen die selbstverständliche Bedingung an: soweit die synthetischen Funktionen identisch bleiben. Es bliebe denkbar, daß es Menschen oder menschenähnliche Wesen mit abweichenden Formen der Intelligenz gäbe, es bliebe denkbar, daß die Intelligenz

selbst sich wandelte, daß unsere Nachkommen, daß ich selbst zu anderen Auffassungsformen überginge; ginge ich etwa zu einer vierdimensionalen Raumanschauung über, so würden die Axiome aus der alten Raumanschauung ihre gegenständliche Gültigkeit verlieren. Man mag das für so unwahrscheinlich halten, als man will, es bleibt denkbar; und damit ist der Beweis für die strenge Allgemeinheit und Notwendigkeit jener Grundsätze verloren. Sie würden gelten mit der Klausel: so lange und so weit Raum, Zeit und Kategorien in dieser bestimmten Gestalt Konstruktionsfaktoren der Erscheinungswelt sind.

Von J. J. Fries ist in seiner „Neuen Kritik der Vernunft" die Frage, die Kant umgeht, aufgeworfen und im Sinne des Empirismus beantwortet worden: Erkenntnis der Formelemente der Erkenntnis haben wir nur durch Erfahrung. Man hat gesagt: Fries verderbe damit Kants Gedanken; die kritische Philosophie geht nicht auf die psychologische Nachweisung einer anthropologischen Thatsache aus, sondern auf die transcendentale Untersuchung der Möglichkeit der Erfahrung. Und die gewinnt man nicht, indem man beobachtet, was die Menschen wirklich thun, sondern indem man sich auf das besinnt, was in jeder Erkenntnis als notwendiger, nicht ohne ihre Aufhebung eliminierbarer Bestandteil anerkannt werden muß, auf die axiomatischen Elemente der Erkenntnis, als welche sich denn die synthetischen Grundsätze ergeben, die die Natur der Raum- und Zeitanschauung, sowie der Denkformen aussprechen: ohne Voraussetzung ihrer Gültigkeit ist Erfahrung überall unmöglich.

Ganz recht, so will es Kant. Aber, so würde Hume erwidern, das ist eben die petitio principii; ich leugne den axiomatischen Charakter des Kausalgesetzes in dem Kantischen Sinne, und gleichwohl halte ich Erfahrung für möglich, Erfahrung, wie wir sie in den Wissenschaften wirklich haben, nicht zwar als System streng notwendiger und allgemeiner, sondern präsumtiv allgemein gültiger Sätze. Hierfür braucht der Physiker wirklich keine Voraussetzung, als die präsumtive Allgemeingültigkeit der transcendentalen Grundsätze. Er wird ruhig zugeben können, nicht nur, daß eine Welt denkbar ist, für die z. B. unser Kausalgesetz keine Bedeutung hätte, sondern auch, daß in unserer Welt jeden Augenblick ein Ereignis eintreten kann, das sich nicht nach dem Kausalgesetz konstruieren läßt, eine

Bewegung z. B., die völlig isoliert, beziehungslos zu allen vorangehenden und nachfolgenden stattfindet. Thatsächlich würde der Physiker, wenn ihm ein solches Vorkommnis wirklich begegnete, nicht aufhören, nach seiner Ursache und seiner Wirkung zu suchen, er würde es also gar nicht als solches erkennen oder anerkennen; aber denkbar bleibt, daß es wirklich keine Ursache und keine Wirkung hat, und denkbar bleibt auch, daß wir durch die wiederholte Erfahrung völlig ergebnisloser Nachforschung nach Ursache und Wirkung gewisser Erscheinungen dennoch allmählich bestimmt würden, die Kategorie der Kausalität nicht mehr auf sie anzuwenden. — Und ebenso steht es mit den axiomatischen Sätzen aus der Natur des Raumes: wir setzen voraus, daß der physische Raum dem geometrischen völlig entspricht, wie dieser, kontinuierlich und homogen ist. Aber denkbar bleibt, daß er es nicht ist; denkbar bleibt z. B. ein physischer Raum mit inneren Ungleichartigkeiten. Wir setzen voraus, daß eine Bewegung, sofern sie keinen physischen Widerstand findet, mit gleicher Geschwindigkeit fortdauert. Und wo das nicht stattfindet, wo ein Körper an Geschwindigkeit verliert, da setzen wir voraus, daß er durch irgend welche physischen Kräfte beeinflußt wird. Es bleibt aber denkbar, daß die Voraussetzung nicht zutrifft, daß verschiedene Räume als solche verschiedene Permeabilität haben, daß im Raum als solchem sich gleichsam *metaphysische Unebenheiten* finden. Wir würden auch hier, wenn jemand durch solche Annahme etwa die Verlangsamung einer kosmischen Bewegung zu erklären vorschlüge, nicht darauf eingehen, sondern darauf bestehen, es seien uns unbekannte Widerstände im Spiel; und schwerlich könnten wir dabei des Irrtums überführt werden. Dennoch ist denkbar, daß es ein Irrtum wäre. Und mehr ist nicht erforderlich, Kants Beweisführung zu stürzen.

Wollte man nun aber dem gegenüber sagen: Kant habe eben dargethan, daß der physische Raum von dem geometrischen nicht verschieden sei, daß es die rein subjektive Raumanschauung sei, in der die ganze Natur ausgespannt sei, so wäre hierauf folgendes zu erwidern.

Allerdings, Kant setzt voraus, daß Raum, Zeit und Kategorien rein subjektive Faktoren der Erkenntnis sind und als solche Allgemeinheit und Notwendigkeit für alles, was Gegenstand des Subjekts werden mag, haben. Aber, mit welchem Recht? Er selbst konstruiert wieder

alle Erkenntnis aus zwei Faktoren, der Natur des Subjekts und den Affektionen, die es durch die Dinge erleidet. Wie will er beide reinlich trennen? Das Produkt allein, die Vorstellungswelt, ist gegeben, wie will er aus dem Produkt allein die Faktoren bestimmen? Kant selbst stellt die Behauptung auf: „besondere Naturgesetze" könnten keineswegs allein aus dem reinen Verstande hergeleitet werden, hierzu sei „Erfahrung" nötig. Nun, wenn zum Gravitationsgesetz „Erfahrung" hinzukommen muß, warum nicht auch zum Kausalgesetz? Wenn zu jeder bestimmten Lokalisation, z. B. der geographischen oder astronomischen, „Erfahrung" notwendig ist, warum nicht zur Bildung der Raumvorstellung selbst? Wenn aber für die Hervorbringung der Raumvorstellung die Natur der Wirklichkeit an sich mitbestimmend ist, dann würde ja dasselbe Subjekt, in eine andere Welt versetzt, eine andere, mit unserem Raum vielleicht gar nicht vergleichbare Anschauungsform hervorbringen. Und so mit den Denkformen; dasselbe Subjekt, in eine andere Umgebung versetzt, würde vielleicht einen ganz anderen Begriff von Naturgesetzmäßigkeit, oder auch gar keinen, hervorbringen. Und damit wäre denn auch hier die Folge gegeben, daß es keine schlechthin allgemeinen und notwendigen Urteile über Thatsachen geben könne; die Grundsätze würden dann Gültigkeit haben, soweit der Verstand eine der unsrigen gleichartige Wirklichkeit vorfände; darüber hinaus nicht. Wie eine Welt denkbar ist, die unserer Intelligenz nicht zur Hervorbringung des Gravitationsgesetzes Veranlassung gäbe, so auch eine Welt, in der sie das Kausalgesetz nicht entwickelt hätte.

So könnte Hume sein Theorem, daß es über Thatsachen keine allgemeinen und notwendigen Sätze gebe, gegen Kant verteidigen. Und er könnte hinzufügen: wenn jemand derartige Erwägungen von Denkbarkeiten und Möglichkeiten überflüssig finde, für die Welt, in der wir nun einmal lebten, seien unsere Raumanschauung und unsere Denkgesetze angemessene Auffassungsformen, so habe er, Hume, nichts dagegen; müsse dann aber darauf hinweisen, daß ihm Kants „Rettung der Wissenschaften" gegen den Skeptizismus mindestens ebenso überflüssig erscheine. Für alle unsere theoretischen und praktischen Zwecke sei die Auffassung des Kausalgesetzes als der sichersten Generalisation unserer ganzen Erfahrung genau so ausreichend, als Kants aprioriſches Denkgesetz. Er sei so wenig geneigt, Ausnahmen vom Kausalgesetz

anzunehmen als Kant; vorgeblichen Wundern würde er das Kausalgesetz ebenso wie dieser als „axiomatischen" Satz entgegenhalten.

Sodann aber hätte Hume vermutlich noch auf ein anderes aufmerksam gemacht, was den Gewinn der Kantischen Rettung völlig illusorisch macht. Kant gesteht selbst zu, daß die Erkenntnis jedes besonderen Verhältnisses von Ursache und Wirkung nur durch Erfahrung möglich ist. Hierin ist er mit Hume völlig einer Ansicht, er teilt gar nicht die Anschauung des älteren Rationalismus, der es für möglich hielt, aus dem Begriff der Ursache durch bloßes Denken in einem „analytischen" Urteil die bestimmte Wirkung abzuleiten. Also jedes einzelne Kausalverhältnis, jedes Naturgesetz unserer Mechanik und Physik ist auch nach Kant ein empirisches Gesetz und hat als solches keine mathematische Allgemeinheit und Notwendigkeit. Bloß das Kausalgesetz selbst, die Formel: alles, was geschieht, setzt etwas voraus, worauf es nach einer Regel folgt, soll rein a priori und also allgemein und notwendig sein. Nun, damit wäre denn in der That verzweifelt wenig gewonnen; alles, was wir nun wüßten, wäre: jedes Ereignis folgt regelmäßig auf irgend ein anderes; auf welches? das müßten wir erst durch Erfahrung lernen. Und hier bliebe denn immer die Möglichkeit einer besseren Belehrung durch nachfolgende Erfahrung offen. Wir würden zwar wissen: wenn dies aus der Erfahrung abgeleitete Verhältnis der Folge ein Kausalverhältnis ist, dann ist es unauflöslich und allgemeingültig, aber niemals könnten wir absolut sicher sein, daß wir ein wirkliches Kausalverhältnis vor uns haben, nicht eine bloß zufällige und auflösbare Folge. So liegt es z. B. dem gesunden Menschenverstand nahe, auf Grund der Erfahrung ein allgemeines Naturgesetz zu bilden: die Fallgeschwindigkeit der Körper ist abhängig von ihrem spezifischen Gewicht. Die Physik korrigiert diese Formel: sie gilt nur unter einer Bedingung, nämlich der, daß das Fallen durch ein Widerstand leistendes Medium geschieht; wird dieser Umstand beseitigt, z. B. durch Herstellung eines luftleeren Raumes, so fallen alle Körper mit gleicher Geschwindigkeit. Nun, ebenso bleibt es denkbar, daß auch das Gravitationsgesetz aufgelöst wird: nur unter einer Bedingung, z. B. etwa des Vorhandenseins eines Äthers oder einer elektrischen Spannung, gravitieren die Teile der ponderablen Materie gegen einander; gelänge es diesen Einfluß zu

eliminieren, so würden die Erscheinungen der Gravitation aufhören. Selbst das Gesetz der Erhaltung der Bewegung oder der Materie macht hiervon keine Ausnahme: es bleibt z. B. denkbar, daß beständig Materie und Bewegung verloren geht, aber durch eine uns unbekannte Ursache, etwa ein transcendentes Wesen, beständig in gleichem Maße ersetzt wird; wenn die Thätigkeit dieses Wesens aufhörte, würde der Schwund sichtbar werden. Das ist eine völlig willkürliche, aber es ist eine denkbare Vorstellung.

Also, könnte Hume sagen, möge Kant die strenge Allgemeingültigkeit des Kausalgesetzes auch gerettet haben, die Physik hätte keinen Gewinn davon; alle ihre Gesetze blieben empirische Gesetze von nur präsumtiver Allgemeingültigkeit. Der mit so großem Apparat angestellte Versuch einer „Rettung der Wissenschaften gegen den Skeptizismus" scheine ihm demnach in seinem Ergebnis recht bescheiden, um nicht zu sagen dürftig auszufallen.

Endlich aber hätte Hume in seiner Kritik noch einen Punkt ins Auge fassen können: die ganze Kantische Argumentation bricht in der Mitte entzwei. Kant mußte eigentlich sagen und so sagt er auch anfangs: gegeben sind nur *vereinzelte* Empfindungen mit qualitativer Bestimmtheit, dagegen ist *alle Verbindung, alle* Anordnung auf die synthetischen Funktionen des Subjekts zurückzuführen; durch die Anschauungsformen und Kategorien, die ja nur als Funktionen der Verknüpfung und Anordnung vorhanden sind, wird jedem Element sein Ort im Zusammenhang des Naturganzen bestimmt. Vor dieser Konsequenz seiner Voraussetzung ist Kant dann aber zurückgewichen. In der transcendentalen Deduktion läßt er zu, daß die zeitliche Aufeinanderfolge der Ereignisse aus „Erfahrung" stammt, daß zur Erkenntnis *besonderer* Naturgesetze „Erfahrung" hinzukommen müsse. „Auf mehrere Gesetze aber, als die, auf denen eine *Natur überhaupt*, als Gesetzmäßigkeit der Erscheinungen in Raum und Zeit, beruht, reicht das reine Verstandesvermögen nicht zu, durch bloße Kategorien den Erscheinungen a priori Gesetze vorzuschreiben. Besondere Gesetze, weil sie empirisch bestimmte (!) Erscheinungen betreffen, können davon nicht vollständig abgeleitet werden. Es muß Erfahrung dazu kommen — —." So schließt die transcendentale Deduktion, sich selber mitten entzweibrechend. Kann und muß

überhaupt zu zeitlicher Anordnung „Erfahrung" mitwirken, wo ist die Grenze? Bedarf der Verstand zur Bildung der biologischen Generalisationen, der chemischen Formeln, der physikalischen Gesetze, der „Erfahrung", warum sollte nicht für die Gesetze der Kausalität und Substanzialität dasselbe gelten? Weil sie allgemein und notwendig sind? Aber das steht ja eben in Frage.

Wie heillos der Bruch, wie unmöglich es ist, aus den reinen Verstandesbegriffen oder den synthetischen Funktionen des Verstandes und jenen „empirischen Bestimmungen" der Erscheinungen, die einheitliche Erfahrung, wie sie in den Wissenschaften vorliegt, zu konstruieren, das zeigt sich an jedem Punkt. Man lese die transcendentale Deduktion in ihren unendlichen schleppenden Wiederholungen, wo immer das Ende und der Anfang wider einander sind, dieser mit der Voraussetzung: Synthesis kommt aus dem Verstand, und jenes mit der nachhinkenden Einschränkung: aber besondere Verknüpfung stammt aus der „Erfahrung", in welchen doppelsinnigen Begriff das ganze Elend verhüllt ist. Man achte auf jene Versuche, reine Apperzeption und empirische Assoziation auseinander zu halten und wieder zu vereinigen; oder man achte auf die verzweifelten Versuche im Kapitel vom Schematismus der reinen Verstandesbegriffe, die Synthesis des Denkens in die sinnliche Synthesis der Empfindungen in der Zeit hineinzubringen; oder auf die nicht minder verzweifelten Versuche der Prolegomena (§ 20), aus „Wahrnehmungsurteilen" „Erfahrung" zu machen. Ich glaube nicht, daß ein Mensch sich rühmen kann, diese Gedanken wirklich zu verstehen, d. h. denken zu können. Verstehen kann man sie nur psychologisch, indem man die verschiedenen Antriebe, die das Kantische Denken nach verschiedenen Seiten auseinander ziehen, aufzeigt.

Dem gegenüber werden wir nun also sagen: es ist eine ganz gerechtfertigte Behauptung Kants, daß Erfahrung nicht ein passiv Aufgenommenes, sondern ein Erzeugnis der Sinnlichkeit und des Verstandes ist. Man kann auch sagen: die Intelligenz produziert die Natur selbst, als Inbegriff gesetzmäßig verknüpfter Erscheinungen. Aber, so muß man hinzufügen, sie produziert sie ganz und gar auf dem einen und selben Wege, durch Beobachtung und Nachdenken. In Jahrtausende langer Arbeit hat der menschliche Geist durch Wahrnehmung und Nachdenken, durch Forschungsreisen und philologisch-

historische Untersuchung, durch mikro- und teleskopische Beobachtung und mathematische Spekulation, durch physikalische Experimente und durch begriffliche Deduktion die Natur, d. h. das Weltbild, wie wir es gegenwärtig sehen, hervorgebracht. Hier ist kein Punkt, weder in der Konstitution des Kosmos noch in der inneren Gesetzmäßigkeit des Naturlaufs, wo nicht Beobachtung und Nachdenken hätten zusammenwirken müssen. Die absolute Sonderung „empirischer" und „aprioriſcher" Elemente ist völlig unausführbar. Auch das Kausalgesetz ist ein „empirisches" Gesetz, nicht in dem Sinne, daß es dem Verstand von außen wäre imprimiert worden, das findet an keinem Punkt statt, wohl aber in dem Sinne, daß es Beobachtung voraussetzt, ebenso gut als ein beliebiges Gesetz der Chemie oder Biologie. Der Grund unseres Glaubens an die allgemeine Naturgesetzmäßigkeit ist im Grunde kein anderer, als der Grund des Glaubens an die Allgemeingültigkeit der Regel, daß jeder Mensch einen Vater und eine Mutter hat; nicht eine „aprioriſche Notwendigkeit", sondern die Erfahrung ist seine Stütze. Freilich nicht die gemeine Erfahrung, sondern die wissenschaftliche Erfahrung. Die gemeine Erfahrung setzt gar nicht die Allgemeingültigkeit des Kausalgesetzes voraus; sie rechnet auch heute noch mit dem Zufall und der Willkür; sie hat absolutes Entstehen und Vergehen so oft wahrgenommen, daß sie daran gar keinen Anstoß nimmt. Erst die Wissenschaft hat den Begriff der Naturgesetzmäßigkeit hervorgebracht. Worauf sich stützend? Nun ohne Zweifel auf die Thatsache, daß sie überall da, wo sie den Dingen mit genauerer Beobachtung näher trat, ursächliche Zusammenhänge entdeckte oder nachweisen konnte, wie scheinbares Entstehen und Vergehen in Wahrheit doch nur Übergang vorhandener Bewegung und vorhandenen Stoffes in neue Formen waren. Und diese tausendmal wiederholte Erfahrung formuliert sie nun in den axiomatischen Sätzen, welche die allgemeine Naturgesetzmäßigkeit ausdrücken, und sagt: auch da wo wir die Ursache oder das Gesetz noch nicht kennen, ist es vorhanden. Hätte sie aber die bezeichnete Erfahrung nie und nirgend gemacht, so würde auch von diesen Axiomen nicht die Rede sein.

Es ist hiermit ein Punkt berührt, auf den ich noch etwas näher eingehe. Kant geht von einer biologischen Anschauung aus, die für seine Zeit die gegebene war: die Natur der Lebewesen ist unver-

änderlich. So sind ihm auch die Anschauungs- und Denkformen die Ausstattung einer konstanten Organisation der Intelligenz.

Die heutige Anthropologie wird diese Betrachtung nicht als eine zulängliche gelten lassen. Es giebt nichts absolut Beständiges in der organischen Welt; alles in ihr ist geworden und alles ist wandelbar. Die körperliche Organisation, das Nervensystem ist durch eine lange Reihe von Umbildungen geworden. Dasselbe wird also auch von der intellektuellen Organisation gelten. Raum, Zeit und Kausalität sind nicht ein ursprünglicher eiserner Bestand der menschlichen Intelligenz, sondern sie sind von der Gattung im Lauf ihres langen Lebens allmählich entwickelt worden, wie sie denn auch von dem Individuum, freilich auf Grund ererbter Anlage und unter Beihülfe der elterlichen Generation, entwickelt werden. Am sichtbarsten die Funktion der kausalen Auffassung der Wirklichkeit: sie wird von dem Individuum erlernt, nicht anders wie Rechnen und Sprechen. Daher es auch verschiedene Individuen in der Handhabung der Kausalfunktion verschieden weit bringen, manche kommen nicht über die nächsten, praktisch wichtigen Kausalzusammenhänge hinaus, und der Begriff einer strengen und allgemeinen Naturgesetzmäßigkeit bleibt Vielen überhaupt fremd.

Wie wir im Einzelnen die Entwickelung der Kausalfunktion beobachten können, so liegt uns auch ihre Entstehung in der Gattung im Umriß geschichtlich vor Augen. In primitiver Gestalt finden wir sie schon bei höher stehenden Tieren, sie lernen ihr Verhalten den Vorgängen in der Umgebung anpassen, sie werden durch Erfahrung klüger. Es geschieht offenbar in der Form, daß die Aufeinanderfolge von Vorgängen sich einprägt; beim Eintreten des Antecedens wird, durch eine Art von unabsichtlicher Folgerung, das Konsequens vorausgenommen und das praktische Verhalten durch die Vorausnahme bestimmt. Und in einigem Umfang findet auch die umgekehrte Form der Folgerung statt: das Konsequens ist Gegenstand der Begierde, es führt das Antecedens ins Bewußtsein, als Mittel zum Zweck; der Hund, dem man die Kunst des Aufwartens beigebracht hat, indem man seine ersten Leistungen durch einen guten Bissen lohnte, braucht nun die Kunst als Mittel zum Zweck. Die Formel, nach der er folgert, wenn er sie auch nicht als Satz formuliert, ist: auf dasselbe

Antecedens folgt dasselbe Konsequens, wenn auch nicht jedesmal, so darf man es doch immer erwarten.

Das menschliche Folgern hat ursprünglich keine andere Gestalt; ja man kann sagen: viele Menschen kommen überhaupt nicht prinzipiell darüber hinaus, wenn sie auch das Verfahren ausgedehnter und sicherer als das klügste Tier üben. So besteht die ganze volkstümliche Medizin, ihre Pathologie, Therapie und Diätetik aus beobachteten (sei es richtig oder falsch beobachteten) Folgen: wenn man dies thut, dann erkältet man sich, oder holt sich Fieber; wenn man Fieber hat, muß man schwitzen oder einnehmen. Bei manchen geht das Bedürfnis einer kausalen Erklärung über solche Zusammenhänge überhaupt nicht hinaus. Auch nehmen sie nicht weiter Anstoß daran, wenn das Mittel nicht in jedem Fall hilft; ihr Kausalgesetz verlangt das nicht, seine Formel wäre: auf dasselbe folgt in der Regel dasselbe, es kann aber zuweilen auch anders kommen. In der That entspricht diese Formel ganz wohl dem nächsten Bedürfnis; das praktische Leben hat es stets mit jenen komplizierten Zusammenhängen zu thun, die nur durch Regeln mit Ausnahmen, nicht durch streng allgemeine Gesetze gefaßt werden können: der Bauer hat mit dem Wetter und mit organischen Lebensvorgängen zu thun, die sich nicht berechnen, sondern nur nach jener Formel voraussehen lassen, der Handwerker mit Material und Werkzeugen, die niemals völlig gleiche Struktur haben, der Lehrer, der Beamte mit menschlichen Naturen, die zwar im allgemeinen einander gleichen, aber doch ihre Besonderheiten haben und daher nicht gleichmäßig auf dieselbe Einwirkung reagieren.

Ja, man kann sagen: auch die Wissenschaft ist eigentlich erst seit wenigen Jahrhunderten zu einer schärferen Fassung des Kausalgesetzes gekommen. Die aristotelische Philosophie begnügt sich noch mit einer Auffassung der Ursachlichkeit, die auch unkontrollierbare Ausnahmen zuläßt; unter dem Titel von Zufällen werden sie zurückgeführt auf den unbestimmten, begriff- und gesetzlosen Faktor des Naturprozesses, die Materie, während die Gesetzmäßigkeit dem andern Faktor, dem begrifflichen Wesen, eigen ist. Daher kann die Wissenschaft, so weit dieser störende Faktor eingreift, über das „in der Regel" nicht hinauskommen. Erst die moderne Physik hat den Begriff der Naturgesetzmäßigkeit scharf durchgeführt; die Gesetze der Mechanik sind das typische

Beispiel der Gesetzmäßigkeit überhaupt geworden. Auf Grund ihrer ist der Gedanke der streng allgemeinen und ausnahmslosen Gesetzmäßigkeit alles Geschehens, sowohl in der Außenwelt als auch in der Innenwelt überhaupt erst ausgebildet worden; Descartes zieht die Konsequenz für die Außenwelt, im besonderen auch für das biologische Gebiet, Hobbes und Spinoza auch für die Innenwelt: das Wollen und Fühlen folgt ebenso ausnahmslosen Gesetzen als die Bewegungen der Körperwelt.

Wie ist die Ausbildung der Kausalfunktion im menschlichen Verstande geschehen? Man kann hierauf zunächst antworten: durch die Ausbildung der Fähigkeit, komplexe Thatsachen in ihre Komponenten zu zerlegen. Das tierische Denken, wenn wir sein Folgern so nennen wollen, besteht in Assoziationen komplexer Vorgänge oder Anschauungen. Ein Pferd, das auf einem Hof einmal gutes Futter gefunden, biegt noch nach Jahren, wenn es desselben Weges kommt, wieder ein; die gesamte Örtlichkeit ist ihm mit gutem Futter assoziiert. Bei dem Menschen ist dieselbe Assoziation wirksam; aber er folgt ihr nicht ohne weiteres, er überlegt erst, ob jetzt dasselbe zu erwarten ist, wie damals: ob noch derselbe Bewohner da ist, ob dieselben Umstände vorhanden sind, die ihm damals die gute Aufnahme verschafften. Der Zoolog Möbius erzählt irgendwo von folgendem Versuch. In ein Wasserbecken, das durch eine Glasscheibe in zwei gegen einander abgeschlossene Hälften geteilt war, wurde auf die eine Seite ein Hecht, auf die andere allerlei kleines Getier, wie es ihm sonst zur Beute dient, gethan. Der Hecht fuhr alsbald auf die Tiere zu, erhielt jedoch, statt des erwarteten Bissens, an der Glasscheibe einen empfindlichen Stoß. Nachdem sich dies öfter wiederholt hatte, lernte er endlich auf die Beute verzichten. Nach einigen Wochen wurde die Glasscheibe herausgenommen; der Hecht schwamm jetzt frei unter dem übrigen Getier umher; aber er ließ sich nicht beikommen, auf sie loszufahren. Er hatte offenbar sich ein „Naturgesetz" gemacht: auf diese Tiere stoßen hat einen Schlag auf den Rachen zur Folge. Ein Mensch in ähnlicher Lage würde die komplexe Folge in ihre einfachen Elemente aufzulösen streben. Er würde sich sagen: der Schlag, den du erhältst, ist vielleicht nicht eine Folge der Natur dieser Beute, sondern irgend eines den Augen freilich nicht sichtbaren Hindernisses. Er würde sich alsbald

daran machen, die Natur des Hemmnisses mit der tastenden Hand zu ermitteln und dann versuchen, es zu entfernen oder zu übersteigen. Hierzu hätte in diesem Fall auch eine entwickeltere tierische Intelligenz ausgereicht. Aber im allgemeinen ist das tierische Verhalten und das Denken, von dem es geleitet wird, im Unterschied vom menschlichen, dadurch charakterisiert, daß es mit stereotypen Folgerungen und Handlungen auf komplexe Situationen oder Vorgänge reagiert. Das menschliche Denken und in der Folge das menschliche Handeln ist beweglicher; es zerlegt den Fall in wesentliche Faktoren und zufällige Umstände und kommt so zur Ausscheidung echter, konstanter Sequenzen von zufälligen und vorübergehenden Kombinationen.

Es liegt auf der Hand, daß diese Fähigkeit aufs engste mit der Eigentümlichkeit zusammenhängt, worin man von je den Vorzug des menschlichen Denkens vor dem tierischen gesehen hat: dem *begrifflichen Denken*. Das Wesen des begrifflichen Denkens beruht auf der Auflösung der Anschauungskomplexe; es besteht in der inneren Organisierung der Anschauung; *Analysis* und *Synthesis* sind die beiden Seiten des Prozesses. Im Begriff werden die einzelnen Seiten der Anschauung für sich gesetzt und dann im Urteil wieder in Beziehung zu einander gebracht. Der schwere Stein sinkt im Wasser unter, das nasse Holz brennt nicht; ein so einfaches Wahrnehmungsurteil setzt doch eine gewaltige intellektuelle Arbeit voraus. Das Auge des Menschen sieht nicht mehr als das des Tieres; aber was im Tierbewußtsein als ein stumpfer Anschauungskomplex bleibt, das löst die menschliche Intelligenz in eine Vielheit von Komponenten auf, die sie dann wieder zu einem einheitlichen System zusammenfügt. Sie setzt das Ding selbst für sich, dann seine Eigenschaft, ebenso die Bewegung, sie löst wieder von der Bewegung die Richtung, die Geschwindigkeit ab; dann faßt sie alle diese Momente des Gesamtvorgangs im Urteil zu einem Ganzen zusammen, aber einem gegliederten Ganzen, in dem nun jedes Einzelne seine bestimmte Stelle hat. Offenbar ist allein durch diese Organisierung der Anschauung, welche die eindringende Analysis zur Voraussetzung hat, die Erkenntnis von Naturgesetzen möglich geworden. Erst nachdem aus der Anschauung eines bewegten Körpers die beharrende Substanz und der vorübergehende Vorgang der Bewegung, aus der Bewegung wieder die Richtung herausgelöst und relativ für sich gesetzt

war, konnte der Verstand zur Erkenntnis des Gravitationsgesetzes oder des Beharrungsgesetzes fortschreiten. Die Schöpfung jenes Systems von Begriffen und Kategorien, das in der Sprache seine objektive Darstellung hat, die durchgängige Artikulation der Wirklichkeit, welche der Artikulation der Rede entspricht, das ist die ungeheure Arbeit, welche der Menschengeist verrichtet hat, ehe er an die wissenschaftliche Erforschung der Dinge sich machen konnte. Jetzt gewinnt der Einzelne in den ersten zwei oder drei Lebensjahren diesen Ertrag der Arbeit ungezählter Generationen von Vorfahren beinahe mühelos, um dann in den folgenden beiden Jahrzehnten die Vervollkommnung, welche dieses Begriffssystem durch das wissenschaftliche Denken erhalten hat, nachzuholen.

Fragt man nach den Bedingungen dieser Entwickelung der theoretischen Fähigkeiten im Menschen, so werden sie ja in seiner ganzen psycho-physischen Ausstattung zu suchen sein. Eine höchst bedeutsame Rolle spielte dabei ohne Zweifel die Hand. Die Sinnesorgane zeigen kaum eine besondere Begünstigung des Menschen, dagegen besitzt er in der Hand ein erstaunliches Werkzeug der Untersuchung. Sie trennt und verbindet in der Wirklichkeit die Dinge und Eigenschaften oder Zustände; sie giebt und nimmt einem Körper Gestalt, Lage, Bewegung, Farbe. Wie hilflos stehen dagegen die Vierfüßer vor den Dingen, nur ein Werkzeug zum Erfassen besitzend, die Zähne. Kein Wunder, daß die Dinge ihrem Verstand so stumm bleiben und beinahe nur zu ihrem Magen zu reden scheinen. Dagegen beachte man, wie schon das kleine Kind mit der Hand an den Dingen experimentiert, sie hin und her wendet nnd besieht, aufstellt und umstößt, zerlegt und zusammensetzt. Diese praktische Analysis und Synthesis, welche die Hand an den Dingen übt, wiederholt sich in der Analysis und Synthesis, welche der Verstand an den Anschauungen übt. Den Werkzeugen der Hand entsprechen die Begriffe des Verstandes. Mit Recht hat man zum unterscheidenden Merkmal des Menschen von den Tieren dies beides genommen, daß er Werkzeuge macht und daß er mit Begriffen denkt; es hängt wirklich aufs engste zusammen. Das aktive Verhalten des Menschen zu den Anschauungen, die das Tier passiv an sich vorüberziehen läßt, beruht seiner ersten Möglichkeit nach auf dem Besitz der Hand, die stets bereit ist in den Ablauf der Erscheinungen experimen-

tierend einzugreifen. Das Experiment des Naturforschers ist nur eine Weiterbildung des primitiven Experimentierens der Kinderhand. Und wer nicht als Kind mit den Dingen auf diese Weise handgemein geworden ist, der lernt sie in seinem Leben nicht kennen, und wenn er alle Buchweisheit der Welt in seinem Kopf versammelte.

Kehren wir nun zu unserer Betrachtung zurück, so werden wir also sagen: vom Standpunkt der Entwickelungstheorie kann von einer absoluten Apriorität gewisser Funktionen überall nicht die Rede sein. Raum, Zeit und Kategorien sind so gut als Augen, Ohren, Gehirn im Verlauf der Entwickelung angebildet. Sie gehören jetzt, wie diese, zur erblichen Ausstattung des Individuums, wenigstens in gewissem Sinne, wie man auch das ganze mit der Sprache überlieferte Begriffssystem mit zum geschichtlichen Erbe des Einzelnen rechnen muß; er findet sich längst in seinem Besitz, wenn er anfängt selbst zu denken, es bildet gleichsam die a priori Zuthat zu der Erkenntnis, die er im weiteren Lauf des Lebens erwirbt. Es ist ja auch gar kein Zweifel, daß durch dieses a priori seine Weltanschauung überall bestimmt wird; er apperzipiert mit den überkommenen Anschauungs- und Denkformen, was immer seiner Auffassung sich darbietet. Andererseits werden wir freilich nicht meinen, daß dieses geistige Besitztum in dem Sinne a priori sei, daß es als ein System absolut starrer und zur Wirklichkeit an sich völlig beziehungsloser Formen die Natur der Intelligenz ausmacht. Vielmehr werden wir sagen: wie alle Organe in der Berührung des Lebewesens mit der Umgebung und angemessen zur Umgebung gebildet sind, so auch das allerwichtigste und feinste Organ: die Intelligenz. Wie Schwimmfüße nur in einer Wassergegend und in beständiger Berührung mit dem Wasser, Ohren nur in einer Umgebung, die Schallwellen fortpflanzte, entstehen konnten, so konnten die inneren Formen unserer Anschauung und unseres Denkens nur in der Umgebung entstehen, wie sie unsere Welt bietet. Freilich wir können hier nicht die Angemessenheit, wie bei den Schwimmfüßen, aufzeigen, wir können nicht, aus unserer Vorstellungswelt hinaustretend, sie mit der wirklichen Welt vergleichen; aber, wenn wir überhaupt das Subjekt und seine Intelligenz in einer seienden Welt sich entwickeln lassen, so werden wir nicht umhin können, die Welt als mitwirkend bei der Bildung der Intelligenz zu denken.

Und das wäre also der Schluß: Kant hat sein erstes und eigentliches Ziel, auf das die Beweisführung der Ästhetik und Analytik gerichtet ist, nicht erreicht: die Möglichkeit der Erkenntnis von Thatsachen aus „reiner Vernunft" und damit die Möglichkeit streng allgemeiner und notwendiger Urteile über Thatsachen ist es ihm nicht gelungen zu beweisen. In diesem Punkt behält der Empirismus Hume's gegen ihn Recht. —

Andererseits enthält nun Kants Erkenntnistheorie eine Reihe von wertvollen und bleibenden Elementen, und die möchte ich nun noch kurz hervorheben.

Vor allem schärft sie die wichtige Wahrheit ein, daß Erkenntnis nicht eine Sammlung von „Eindrücken", sondern ein Erzeugnis spontaner Thätigkeit des Subjekts ist. Der Empirismus hat eine Neigung zu jenem Mißverständnis: die Seele ursprünglich ein Blatt weißes Papier, worauf die Dinge durch die Sinne ihre Zeichen eintragen. Diese Ansicht schleppt sich von dem sensualistischen Materialismus des Altertums, der von der Oberfläche der Dinge wie Häutchen sich ablösende feine körperliche Bildchen in das Sensorium einwandern ließ, durch sensualistische und empiristische Theorien bis auf die Gegenwart fort.

Die völlige Unzulänglichkeit einer solchen Betrachtung, die das Subjekt zu einem passiven Rezeptakulum für Eindrücke macht, stellt Kants Theorie vorzüglich ans Licht. Es giebt schlechterdings gar nichts in unserer Erkenntnis, das so von außen in die Seele hineinwanderte. Schon die bloße Empfindung, Licht, Ton, Geschmack, wird ihr nicht von außen eingedrückt, sondern von ihr, bei der Begegnung mit der Umgebung, hervorgebracht als etwas, das so überhaupt nur in ihr als ihr eigenes Erzeugnis ist. Dies setzt Kant als allgemein anerkannt voraus; dagegen betont er: auch die allgemeinen Formen der sinnlich-anschaulichen Welt, Raum und Zeit, sind vom Subjekt spontan hervorgebrachte Ordnungen, keineswegs aber Abdruck eines an sich seienden leeren Raumes oder leerer Zeit. Ihre Wirklichkeit besteht allein in der lebendigen Funktion des Subjekts, eine Vielheit von Empfindungselementen zur Einheit einer Anschauung zusammenzufassen.

Wir können nicht umhin zu denken, daß die an sich seiende Wirklichkeit, zu der das Subjekt in einer ursprünglichen und nicht weiter definierbaren Beziehung steht, zu dieser Art ihrer Vorstellung

irgendwie Veranlassung wird, wir mögen ihr „intelligible" Ordnungen zuschreiben, der unsere Anschauungsformen irgendwie korrespondieren; aber diese Anschauungsformen selbst sind nicht Impressionen, sondern Schöpfungen des Subjekts. Und damit ist gegeben, daß auch die Gegenstände der Außenwelt selbst eine Schöpfung des Subjektes sind; die Körper und ihre Bewegungen sind Erscheinungen.

Noch sichtbarer gilt dasselbe von den Begriffen. Ein Begriff ist nicht eine Ansammlung von Eindrücken, ein Allgemeinbild, in dem die gemeinsamen Züge sich verstärkt, die abweichenden verwischt haben, wie man solche neuerdings auf der photographischen Platte, die man wiederholt ähnlichen Objekten aussetzt, herstellt und so den Typus des Arztes, des Geistlichen mechanisch herausbringt. Der Begriff existiert nur als die lebendige Funktion des Begreifens einer Mannigfaltigkeit von Anschauungen. Bei den allgemeineren Begriffen liegt die Sache ganz auf der Hand; kann man sich etwa noch darüber täuschen, daß der Begriff des Apfels nach Art jener Gemeinphotographien passiv im Gedächtnis aufgehoben sei, obwohl es doch auch hier schon seine Schwierigkeit haben möchte, ein „Gemeinbild" großer und kleiner, roter und grüner, runder und eckiger Äpfel zu Wege zu bringen, so ist ja die Unmöglichkeit eines Gemeinbildes von Obst überhaupt, worin Äpfel und Kirschen und Nüsse und Feigen u. s. w. gleichermaßen dargestellt wären, absolut einleuchtend. Und nun gar das Gemeinbild einer Frucht oder eines Körpers oder eines Dinges überhaupt, oder das Gemeinbild der Farbe, der Gestalt, der Größe, der Geschwindigkeit, der Richtung, der Einheit, der Vielheit, der Wirklichkeit, der Möglichkeit, der Verneinung! Es ist klar, daß Begriffe von dieser Art nicht durch irgend eine Art von photographischem Verfahren entstehen können; sie bestehen überhaupt nicht in Form von anschaulichen Bildern, sondern nur in der Thätigkeit des Begreifens, des Operierens mit einer Vielheit möglicher Anschauungen, wobei denn in gewissem Sinne das Wort oder ein anderes Zeichen als Substitut der Vorstellung dient. Freilich, ohne Anschauungen gäbe es auch diese Begriffe nicht, und ihre Bedeutung liegt allein darin, daß es die Anschauungen giebt, die wir durch sie begreifen oder beherrschen.

Wir werden also sagen: alle Erkenntnis ist Thätigkeit des Subjekts und als solche a priori. Freilich a priori nicht in dem Sinne,

daß sie ein absolut beziehungsloser innerer Vorgang wäre; wie alle Bethätigung, so ist auch die Bethätigung der Intelligenz durch die Natur der Dinge, auf die sie sich richtet, mitbedingt. Empfindungen sind Bethätigungen des Subjekts, zu denen es durch die Umgebung herausgefordert wird, der Reiz bestimmt die Qualität der Empfindung mit; die Empfindung wird wieder zum Reiz, der das Subjekt zur Hervorbringung der Anschauung, die Anschauung zum Reiz, der es zur Hervorbringung des begrifflichen Systems herausfordert. Man kann also auch sagen: alle Erkenntnis ist a posteriori, das gilt von den höchsten Kategorien wie von der primitivsten Empfindung. — Das will im Grunde auch Kant; es giebt kein wirkliches Erkenntnis, worin nicht beides wäre, ein aprioriſches und ein aposterioriſches Element; Anschauungen ohne Begriffe sind blind, Begriffe ohne Anschauungen sind leer. Nur daß jenes Problem, gewissen Sätzen, den „synthetischen Grundsätzen des reinen Verstandes", Allgemeinheit und Notwendigkeit zugleich mit der gegenständlichen Gültigkeit zu retten, ihn daran festhalten ließ, daß gewissen Elementen reine und absolute Apriorität zukomme.

Damit ist zugleich ein Anderes gegeben. Mit Kant und mit allen Rationalisten bis zurück zu jenen ersten griechischen Philosophen werden wir sagen: wissenschaftliche Erkenntnis kommt nicht aus den Sinnen, sondern aus dem Verstande; nicht durch Wahrnehmung, sondern durch begriffliches Denken wird sie hervorgebracht. Freilich, der philosophische Empirismus bedarf hierüber nicht der Belehrung. Hume und J. St. Mill wußten wohl, welche Rolle den Sinnen, welche dem Denken in der Wissenschaft zukomme; Hume hätte keine Theorie der Erkenntnis und Mill kein System der induktiven Methode geschrieben, wenn sie der Ansicht gewesen wären, daß Augen und Ohren die eigentlichen Organe der wissenschaftlichen Erkenntnis seien. Auch Bacon ist nicht in dem Sinne Empirist, daß er als der erste seine Zeitgenossen darauf aufmerksam gemacht hätte, sie müßten die Augen aufmachen, wenn sie von den Dingen etwas erfahren wollten. Im Gegenteil: er macht darauf aufmerksam, daß es nicht damit gethan ist, daß man Wahrnehmungen sammelt; freilich muß man auch das thun, aber dann folgt erst die eigentlich wissenschaftliche Arbeit, die inductio vera. Die schlechte Induktion, die inductio per enume-

rationem simplicem, die begnügt sich damit, einige Fälle aufzuzählen und dann ein allgemeines Gesetz daraus zu machen. Was Bacon geleistet zu haben meint, das ist die Erfindung einer Methode, auf Grund von Einzelbeobachtungen wirklich allgemeingültige Urteile zu bilden, d. h. Wissenschaft hervorzubringen. Ob er hierin glücklich war, ist eine andere Frage, aber die Aufgabe hat er richtig gesehen.

In der That, nur die oberflächlichste Betrachtung kann dabei stehen bleiben, daß wissenschaftliche Erkenntnis aus der Wahrnehmung stamme. Nicht die Sinne haben Copernicus zum Begründer der modernen Astronomie, oder Galilei zum Begründer der modernen Naturwissenschaft gemacht, sondern der Verstand; ja man könnte, mit Erinnerung an Plato, sagen: nur durch Aufhebung des Sinnenscheins sind sie zur Wahrheit durchgedrungen. Den Sinnen oder dem in der Wahrnehmung verharrenden Menschen ist die geozentrische Anschauung, ist die aristotelische Unterscheidung leichter und schwerer Körper, von denen jene eine Tendenz haben nach oben, diese nach unten sich zu bewegen, und zwar nach dem Maß ihrer Leichtigkeit oder Schwere, viel einleuchtender, als die Lehre der heutigen Wissenschaft. So auch der Satz der aristotelischen Mechanik: die durch äußere Gewalt bewirkten Bewegungen hören von selber auf, wenn die durch den Stoß mitgeteilte Geschwindigkeit aufgezehrt ist. So zeigt es die tägliche „Erfahrung." Es ist das über die Wahrnehmung hinausgehende Denken, das zu neuen Ansichten führt, freilich indem es die Wahrnehmung als Beobachtung in seinen Dienst nimmt. Das Denken löst die mannigfachen Bewegungen des Steigens und Fallens, des Wurfs und Stoßes, die die alte Physik, der Wahrnehmung folgend, einfach als absolute Thatsachen hinnahm, in ihre Komponenten auf; so erklärt sie die wirkliche Bewegung eines gestoßenen Körpers aus dem Zusammenwirken der Beharrungstendenz und des Widerstandes, welchen er fortwährend zu überwinden hat, die wirkliche Fallbewegung, ob sie nun als Aufwärts- oder als Abwärtsbewegung in die Erscheinung tritt, aus der allgemeinen Gravitations- und Beharrungstendenz im Zusammenwirken mit der statischen Tendenz des Mediums. So löste Newton die himmlischen Bewegungen auf, indem er sie auf das Zusammenwirken einer ursprünglichen Tangentialbewegung mit der Gravitationstendenz zurückführte. Die alte Kosmologie hatte auch

hier einfach die Wahrnehmungen, wie sie sich bieten, formuliert: die Bewegung der himmlischen Körper ist die einfache, gleichförmige, ewige Kreisbewegung.*)

Also Wissenschaft stellt sich überall dar als das Werk des von der sinnlichen Wahrnehmung sich emanzipierenden Nachdenkens; die Wahrnehmung ist in der Beobachtung oder dem Experiment zu einem zwar unentbehrlichen, aber durchaus sekundären Moment herabgedrückt. Je weiter die Wissenschaft sich entwickelt, desto unerheblicher ist die Rolle der Wahrnehmung. Sehr sichtbar ist dieser Prozeß der Zurückdrängung der Wahrnehmung gegenwärtig in den biologischen Wissenschaften. Physiologie und Entwickelungstheorie haben begonnen, die alten „beschreibenden" Wissenschaften, die Wahrnehmungen sammelten, in Gedankensysteme umzuwandeln. So kann man auch von Darwin's Theorie sagen, daß sie in demselben Sinne „widersinnisch" ist, in dem Kant einmal die Copernicanische Theorie so nennt; sie widerspricht der Wahrheit der Wahrnehmung, daß der Arttypus konstant sei. Sogar die Geschichte zeigt sich von dieser Tendenz ergriffen, aus einer Sammlung von Wahrnehmungen (Erinnerungen und Zeugnissen) sich in ein System einsehbarer Wahrheiten umzuwandeln; die Lehre von den Gesetzen des wirtschaftlichen Lebens hat den Anfang gemacht und offenbar ist ihr Einfluß auf die Gestaltung der geschichtlichen Wissenschaften im schnellen Steigen. Augenscheinlich sind die Gesetze der Nationalökonomie nicht aus einer Ansammlung von Wahrnehmungen hervorgegangen, sondern das deduktive Denken hat sie gefunden. Ja man kann weiter gehen und sagen, auch die Geschichtsforschung gewinnt ihre Einsichten nicht durch Sammlung von Zeugnissen; wer nicht a priori weiß, was sich zugetragen hat, den können es die Zeugnisse nicht lehren; wer nicht zu suchen weiß, findet nichts, wer nicht zu fragen weiß, dem geben die Quellen keine Antwort, sondern überschütten ihn mit einem Wirrsal von Gerüchten und Meinungen.

*) Lotze, Logik, S. 585: Die Sätze der Mechanik sind gefunden worden, „nicht auf Zeugnis wiederholter Wahrnehmungen, sondern durch eine Gedankenarbeit, die in einem vorgestellten reinen Fall mit unmittelbarer Klarheit das Selbstverständliche sah". Ihre Evidenz, heißt es später (596) ist nicht eine logische, sondern eine ästhetische, sie hat nicht an der Denkunmöglichkeit, sondern an der evidenten Absurdität ihres kontradiktorischen Gegenteils ihren Prüfstein.

Fragen aber kann nur, wer weiß, worum sich's handelt. Ganz re
sagt der alte Heraklit: Vielkunde zeugt nicht Verstand.

Endlich erinnere ich zum Schluß nochmals an den Gedank
der den Angelpunkt der Kantischen Philosophie bildet: Erkenntn
ist eine Funktion des Subjekts, aber nicht die einzi
und nicht die wichtigste. Sie ist uns gegeben zur praktisch
Orientierung in der Welt, und dazu reicht sie hin, nicht aber ist
gegeben und nicht reicht sie hin zu einer absoluten Durchdringung d
Wirklichkeit, zur Auflösung gleichsam der Welt in Gedanken. Hier
ist Kant mit Hume einig: eine absolute Erkenntnis der Wirklichk
ist unmöglich. Das war der Irrtum des alten Rationalismus ob
Dogmatismus; er meinte zugleich, in diese Erkenntnis die Würde d
Menschen und den Endzweck des Lebens setzen zu sollen. Diese
Wissenschaftshochmut, in dem Schulphilosophie und scholastische Theolog
übereinkommen, tritt Kant mit der niederschlagendsten Kritik entgege
es giebt keine Wissenschaft des Absoluten oder des Übersinnliche
Es giebt ein Absolutes und Übersinnliches, aber es liegt jenseit
möglicher Erkenntnis; kritische Besinnung zeigt uns, daß unsere Er
kenntnis auf das Gebiet des Sinnlichen oder möglicher Erfahrun
eingeschränkt ist, andererseits freilich auch dies, daß unsere Erfahrungs
welt nicht die Welt der Dinge an sich selber ist. So weit führt un
die theoretische Vernunft.

Einen Schritt weiter führt die praktische Vernunft, führt un
eine Philosophie, die nicht bei der theoretischen Spekulation über di
Natur stehen bleibt, sondern den Menschen von seiten seiner Be
stimmung ins Auge faßt. Und das ist erst Philosophie im höchsten
Sinn, Philosophie in ihrem Weltbegriff, im Gegensatz zur Philosophie
im Sinne des Schulbegriffs. Sie zeigt uns, daß die Bestimmung und
die Würde des Menschen nicht zuletzt im Wissen, sondern in der
Willensseite liegt. Hier liegen auch die tiefsten Wurzeln unseres
Wesens, im Gewissen, im Bewußtsein des Sittengesetzes werden wir
ihrer inne. Indem wir unmittelbar gewiß sind, mit dieser tiefsten
Seite unseres Wesens in der Wirklichkeit selbst gegründet zu sein,
nicht der Natur, wie sie den Sinnen und dem Verstand erscheint, sondern
der absoluten Wirklichkeit selbst anzugehören, entspringt der Glaube an
eine absolute Zweckordnung der Dinge, eine sittliche Weltordnung, von

die Naturordnung nur ein äußerlicher Widerschein ist. In der
ligion setzt der Geist, was ihm selber das Höchste und Beste ist,
Ausfluß des tiefsten Grundes der Wirklichkeit, faßt er die Wirk-
keit als Erscheinung eines Reiches der Zwecke, als Schöpfung und
rkungsbereich Gottes. Eine Verirrung ist es, wenn man nun
terher meint, den Glauben beweisen und dem Verstande aufzwingen
können. Diese Verirrung ruft dann als Reaktion den negativen
gmatismus des materialistischen Atheismus hervor. Die kritische
ilosophie zeigt die gleiche Unmöglichkeit des positiven und negativen
gmatismus. Eben damit begründet sie die Möglichkeit des Glaubens,
es Glaubens, der allein und ohne allen Beweis im Willen ruht:
könnte nicht leben, nicht frei atmen und wirken in einer Welt,
nichts als eine ungeheure sinn- und seelenlose Maschine wäre,
rum kann ich nicht glauben, daß es so mit ihr sich verhält, darum
aube ich, daß sie die Offenbarung eines Allweisen und Allguten ist,
ch wenn meine Augen ihn nicht sehen und mein Verstand ihn nicht
ssen kann.

Anhang.

Die Probleme der Ethik.*)

Es ist eine Thatsache, daß der Mensch zum Handeln durch Motive bestimmt wird, die die Gestalt eines Zwecks, d. h. der Vorstellung eines durch das Handeln zu erreichenden Gutes haben. Es entsteht die Frage: was ist der letzte Zweck oder das höchste Gut, um dessen willen alles übrige erstrebt wird? Auf diese Frage giebt der Hedonismus zur Antwort: die Lust; sie ist das, um dessen willen alles Andere gewollt wird. Ihm tritt eine andere Ansicht entgegen, die das höchste Gut nicht in subjektive Gefühlserregungen, sondern in einen objektiven Lebensinhalt, oder, da Leben Bethätigung ist, in eine bestimmte Art der Lebensbethätigung setzt; es sei gestattet, diese Ansicht Energismus zu nennen.

Es ist eine zweite Thatsache, daß die Menschen über das Verhalten und Handeln, fremdes und eigenes, urteilen; es geschieht durch die Prädikate gut und böse. Verhalten und Gesinnung eines Menschen erregen bei dem Zuschauer Gefühle des Wohlgefallens oder des Mißfallens; werden diese Gefühle habituell, so entstehen die Affekte der Verehrung oder Verachtung. Beziehen sich die Gefühle auf das eigene Selbst, und sein vergangenes Sein und Verhalten, so nennen wir sie Reue oder Gewissensunruhe, oder umgekehrt Selbstachtung und Gewissensfrieden. Beziehen sie sich auf mögliches, zukünftiges Handeln, so nennen wir sie Pflichtgefühl, Gefühl des Sollens oder Nichtsollens. Die ganze Seite unseres Wesens, wodurch wir uns urteilend zu uns selbst als wollenden oder handelnden Wesen verhalten, heißt Gewissen.

Es entsteht die Frage: woher entnimmt dieses Urteil, das zunächst als völlig unabhängig von dem Urteil über das mir Nützliche

*) Die folgenden Andeutungen haben mehr die Absicht, den Ort der ethischen Untersuchungen anzudeuten als ihn auszufüllen. Der Leser, der sich dafür interessiert, wie ich diese Dinge ansehe, findet eine ausführliche Darstellung in meinem System der Ethik. (2. Aufl. 1891.)

der Schädliche erscheint, seine Bestimmungsgründe? was ist der Maßstab, an dem Gesinnung und Handlung auf ihren moralischen Wert geprüft werden? Auf diese Frage giebt es wieder eine doppelte Antwort: 1) Maßstab des moralischen Werts ist das Sittengesetz, das der in sich trägt; gut ist ein Handeln, bei dem der Wille durch die Rücksicht auf das Sittengesetz bestimmt wird. 2) Maßstab ist die Wirkung der Handlung für die Wohlfahrt aller, auf die ihre Wirkung sich erstreckt. Das ist der Unterschied der formalistischen und der teleologischen Moralphilosophie.

Der Gegensatz von Hedonismus und Energismus ist der Grundunterschied, der die griechischen Moralsysteme beherrscht: Aristipp und Epikur stehen auf der ersten, Plato, Aristoteles, die Stoa auf der zweiten Seite. In der modernen Philosophie neigen zum Hedonismus vor allem die Anhänger des englischen Empirismus und der analytischen Psychologie; J. Bentham und James Mill sind seine konsequentesten Vertreter. Die psychologische Analysis, so finden sie, zeigt, daß alles Handeln ausnahmslos durch das Motiv bestimmt wird, Lust zu gewinnen und Schmerz zu vermeiden. Ein Maximum von Lust und ein Minimum von Unlust ist demnach das notwendige Ziel des menschlichen Willens. — Der Energismus ist in mannigfachen Formen vertreten durch Hobbes, Spinoza, Shaftesbury, Leibniz, Wolff: Selbsterhaltung und Selbstdurchsetzung, Freiheit des vernünftigen Selbst im wahren Denken, harmonische Entfaltung und Bethätigung aller Kräfte, Vollkommenheit, das sind Formeln dieser Auffassung. Neuerdings kommt die evolutionistische Moralphilosophie auf diese Ansicht: ein gewisser Lebenstypus und seine Bethätigung ist das thatsächliche Ziel alles Lebens und Strebens.

Ich glaube, daß das Recht auf der Seite des Energismus ist. Die analytische Psychologie ist im Irrtum, wenn sie meint, die Vorstellung von Lust (idea of pleisure) sei überall das Motiv menschlichen Willens; es ist eine falsche Theorie des Willens, die ihn gleichsam erst durch Erfahrung von Lust- und Unlustgefühlen entstehen läßt. Es ist nicht so, daß erst durch Nahrungsaufnahme oder Geschlechtsfunktion ein Lustgefühl bewirkt wird, daß dann hinterher aus der Erfahrung der Lust die Erwartung und aus der Erwartung der auf jene Dinge gerichtete Trieb entspringt; auch ist es nicht so, daß erst Unlustgefühle

durch jene Funktion beseitigt und dann durch diese Erfahrung der dauernde Trieb begründet wird. Sondern der Trieb ist die ursprüngliche Wesensbestimmtheit, im Bewußtsein tritt er nicht als Schmerz, sondern als gefühlter Drang, als Verlangen oder Lust zu solcher Bethätigung auf, und nun erst entsteht ein Lustgefühl, wenn der Trieb sich durchsetzt, ein Schmerzgefühl, wenn er gehemmt wird. Wäre nicht der Trieb, so wäre von Lust und Unlust nicht die Rede. Und nicht anders ist es mit den höheren Willensantrieben: der Drang zu bestimmter Bethätigung, zum laufen und springen, zum spielen und schaffen, zum kämpfen und herrschen, zum denken und dichten tritt zu seiner Zeit im Leben hervor, ohne daß Schmerzgefühle vorhergingen, auf deren Beseitigung es dabei abgesehen wäre, oder gar Lustgefühle in der Vorstellung als Ziel der Bethätigung gedacht würden. Demnach sagen wir: das Ziel, auf das der Wille gerichtet ist, besteht nicht in einem Maximum von Lustgefühlen, sondern in der normalen Ausübung der Lebensbethätigungen, auf die die Art angelegt ist. Beim Menschen wird die Richtung der Lebensbethätigung im großen durch den Inhalt der geschichtlichen Lebenseinheit bestimmt, aus der der Einzelne als Glied hervorwächst. Hier geschieht es auch, daß mit der aufsteigenden Entwickelung des Vorstellungslebens der objektive Lebensinhalt, auf den der Wille gerichtet ist, ins Bewußtsein tritt; der Lebenstypus wird zum vorgestellten Lebensideal. Eine irgendwelche objektive Wesensgestaltung und Lebensbethätigung, das Leben des Kriegers, des Forschers, des Heiligen, der Gattin und Mutter, der barmherzigen Schwester, wird, in individueller Ausbildung, das Ziel, das den Willen anzieht. Der Erfüllung des Ziels folgt Befriedigung; Mißstimmung und innerer Unfriede folgt dem Verfehlen.

Die Aufgabe der Ethik wird nun die sein, in allgemeinen Zügen die Form des Menschenlebens darzustellen, worauf seine Natur angelegt ist. Natürlich kann sie nicht den Lebensinhalt oder das Ideal dem Einzelnen in concreto darstellen, das ist Sache der schöpferischen Natur und in gewissem Sinne der Kunst; die Wissenschaft beschränkt sich darauf, die allgemeinen Formen zu beschreiben, innerhalb deren allein ein menschlich vollkommenes, den menschlichen Willen erfüllendes und dauernd befriedigendes Leben möglich ist. Es geschieht in der Tugend- und Pflichtenlehre, die übrigens in ihrer konkreten Ausführung stets

durch Volk und Zeit bestimmt wird. Die Ethik hat demnach zum Leben ein ähnliches Verhältnis wie die Grammatik zur Sprache, die Ästhetik zur Kunst, die Diätetik zum leiblichen Leben, sie bezeichnet die Formen des Möglichen und Zulässigen, das nun wieder mannigfaltigste Erfüllung zuläßt. Das Vollkommene ist, wie das Schöne, nicht ein uniformer Typus, sondern unendliche Mannigfaltigkeit individueller Bildung. Was aber das sittlich Schlechte oder das Böse anlangt, so wird die Ethik es konstruieren, wie die medizinische Diätetik Störungen, Schwächen, Mißbildungen konstruiert; wie hier diese Vorkommnisse als Folge von äußeren Hemmungen und Störungen angesehen werden, die der Tendenz der Anlage zu normaler Entwickelung zuwider waren, so wird die Ethik das Schlechte und Böse nicht auf den eigentlichen Willen des Wesens selbst, der vielmehr als auf normale Entfaltung und Bethätigung im Sinne menschlicher Vollkommenheit gerichtet anzusehen ist, sondern auf ungünstige Entwickelungsbedingungen zurückführen, unter denen die Anlage verkümmerte und Mißbildungen erlitt. Daß das Böse gegen den eigentlichen Wesenwillen ist, daß auch in dem bösen Menschen auf dem Grunde seines Wesens die Lust zum Willen Gottes ist, das kommt, so wird sie hinzufügen, darin zur Erscheinung, daß es stets von innerem Unfrieden begleitet ist, es ist das die Reaktion des Grundwillens gegen die einzelnen Augenblickserregungen oder gegen hypertrophisch entwickelte Seiten des Trieblebens, die ihm gleichsam Gewalt anthun. Damit ist das diätetische Verfahren vorgezeichnet: die ungünstigen Umstände, die zur Verbildung führten, beseitigen und dem Wesenwillen gegen die Auswüchse durch Beschneidung und Unterstützung zu Hülfe kommen.

Wir wenden uns zu dem Gegensatz der teleologischen und der formalistischen Moralphilosophie. Die erste ist in der griechischen Philosophie einheimisch; man ist einig darüber, daß der Wertunterschied der sittlichen Verhaltungsweisen zuletzt auf der Verschiedenheit der Wirkungen beruht, welche die verschiedenen Verhaltungsweisen hervorzubringen tendieren; alle konstruieren die Ethik aus dem Gesichtspunkt des höchsten Gutes, das alle als Eudämonie bestimmen. Der durch das Christentum bestimmten Moralphilosophie liegt die andere Form näher: das Gute und Böse wird bestimmt nicht durch Beziehung des Handelns zu einem Zweck, sondern zu einem absolut

gültigen Gesetz, dem Gesetz Gottes, wie es die Kirche lehrt. Die moderne Philosophie kehrt in der ersten Epoche zur teleologischen Behandlungsweise zurück; wir finden sie bei Spinoza und Wolff, bei Shaftesbury und Hume. Eine mächtige Reaktion gegen die „eudämonistische" Moral zu Gunsten der formalistischen beginnt mit Kant, sie wirkt in der deutschen Philosophie bis auf diesen Tag nach. In der That hat die formalistische Moralphilosophie zunächst etwas sehr Einleuchtendes: nicht durch die Wirkungen wird eine Handlung gut oder böse, sondern sie ist es an und für sich; Lüge, Betrug ist an sich schlecht, ohne Rücksicht auf die Wirkungen, und so ist Rechtschaffenheit und Selbstbeherrschung an sich gut. Oder, mit Kant: ein guter Wille ist das Einzige, was an und für sich gut ist, er hat absoluten Wert, ganz unabhängig von dem, was er in der Welt ausrichtet und durchsetzt. — Die Behauptung hat ihren guten Sinn. Doch ist es unmöglich hier stehen zu bleiben. Man sagt: gerecht handeln ist gut und ungerecht handeln ist böse, einerlei, welche Wirkungen die Handlung in Wirklichkeit hat; die Gesinnung, nicht die stets ungewisse Wirkung, entscheidet. — Gewiß, werden wir sagen, über den moralischen Wert dieser einzelnen Handlung entscheidet allein die Gesinnung, woraus sie hervorging. Aber, würde von gerecht und ungerecht auch dann die Rede sein, wenn die Handlungen eines Menschen überhaupt gar keine Wirkungen auf das Ergehen Anderer hätten und haben könnten? Offenbar nicht. Soll nun trotzdem der Wert des Handelns vollständig und in jeder Beziehung unabhängig von seinen Wirkungen sein? Würden wir das Unrechtthun auch dann schlecht und verwerflich nennen, wenn es jederzeit und seiner Natur nach nicht nachteilig, sondern förderlich auf das Ergehen aller Beteiligten einwirkte? Wenn es der Lüge eigen wäre, dem Belogenen zurecht zu helfen und dem Lügner Vertrauen zu gewinnen, bliebe es trotzdem dabei: lügen ist böse? Wäre dies Urteil wie ein axiomatischer Satz oder wie ein Wahrnehmungsurteil, für das ein Grund überhaupt nicht angegeben werden kann? Oder ist es möglich, einen Grund dafür anzugeben, warum es besser ist, mäßig und besonnen, gerecht und wahrhaftig, friedfertig und wohlwollend zu sein, als das Gegenteil?

Ich meine, es giebt einen Grund, es ist eben der, den in tausend Sprichwörtern die Erfahrung aller Völker ausspricht: Lüge und Unrecht

und Übermaß ist der Leute Verderben, an ihnen geht der Einzelne, an ihnen gehen auch die Völker zu Grunde; und umgekehrt, Gerechtigkeit und Besonnenheit sind Pfade des Heils. In der That, zugeben, daß Handlungen Wirkungen für das Ergehen haben und dann doch leugnen, daß die Wirkungen bestimmend für ihren Wert sind, das gleicht einigermaßen jener Teleophobie, die sagt: weil wir Augen haben, sehen wir, aber nicht haben wir Augen, damit wir sehen. So hier: Tugenden sind lebenerhaltend, Laster sind lebenzerstörend, aber das Urteil über ihren Wert hängt davon nicht ab.

Die Aufgabe der Ethik wird nun eben die sein, die teleologische Betrachtung im einzelnen durchzuführen und zu zeigen, wie durch Tugenden Leben, menschlich-geistiges Leben, erhalten und gefördert, durch Laster dagegen gehemmt und zerstört wird. Redlichkeit ist gut und Diebstahl in jeder Form ist schlecht; denn Diebstahl stört zuerst das Leben des Bestohlenen, sodann des Stehlenden, er bringt ihn um den Segen der Arbeit, ein Dieb arbeitet nicht; endlich zerstört er, soviel an ihm ist, die Sicherheit des Eigentums, damit den Eigentumserwerb, Völker ohne Eigentumssicherheit verarmen; Eigentum aber ist die Grundvoraussetzung aller höheren Entwickelung menschlich-geistigen Lebens. So ist Wahrhaftigkeit gut, Lüge schlecht, weil sie, außer den Störungen, die sie im engsten Kreis hervorbringt, der Täuschung des Belogenen, der Isolierung des Lügners, die sekundäre Wirkung hat, das Vertrauen unter Menschen überhaupt zu zerstören; Vertrauen aber ist die Grundbedingung menschlichen Gemeinschaftslebens; und wieder, ohne Gemeinschaft kein eigentlich menschliches Leben. Ebenso ist Ehebruch und Unzucht schlecht, weil sie das Eigenleben verwüsten und gesundes Familienleben, die Wurzel gesunden Menschenlebens überhaupt, zu zerstören tendieren; und umgekehrt, keusch und züchtig leben in Worten und Werken ist gut, weil lebenerhaltend, im physischen und im geistigen Sinn. Und so überall: gewisse Verhaltungsweisen sind gut, sofern sie die Tendenz haben, menschliche Lebensgüter zu erhalten und zu mehren, andere sind verwerflich und schlecht, weil sie die Tendenz haben, die Bedingungen eines gesunden, schönen, und geistig reichen Menschenlebens zu zerstören. Sofern nun Wohlfahrt mit Gefühlen der Befriedigung, Verkümmerung und Untergang mit Unlustgefühlen empfunden wird, kann man auch sagen: Tugend ist der Weg zum

Glück, Laster zum Unglück. Die Lust folgt, nach der Einsicht des Aristoteles, der vollendeten Thätigkeit als ein unbeabsichtigter Nebenerfolg.

Ich füge ein paar Anmerkungen hinzu, diese Anschauung gegen Mißverständnisse und Einwendungen zu schützen. Die Verwirrung, die an diesem Punkt herrscht, scheint mir wesentlich davon abzuhangen, daß man nicht zwischen dem doppelten Urteil, zu dem jede Handlung Veranlassung giebt, unterscheidet: dem subjektiven über den sittlichen Wert des Willens, der in ihr erscheint, und dem objektiven über den Wert der Handlungsweise als solchen. Das erstere geht allein auf die Gesinnung: eine Handlung ist moralisch gut, wenn sie aus einem guten, d. h. durch das Bewußtsein der Pflicht bestimmten Willen kommt, ihre Folgen mögen sein, welche sie wollen. Aber die Ethik hat es nicht hiermit allein und nicht vorzugsweise zu thun; gewiß muß sie mit Kant sagen und betonen, daß der sittliche Wert des Menschen nicht abhängt von dem, was er in der Welt ausrichtet und durchsetzt, sondern von der Treue, mit der er thut, was er als seine Pflicht empfindet oder erkennt. Aber ihre eigentliche Aufgabe ist die andere: den objektiven Wert der Handlungen und Verhaltungsweisen zu ermitteln. Dieser aber ist nicht abhängig von der Gesinnung. Der Diebstahl des Crispinus, um ein altes Schulbeispiel zu gebrauchen, stammt aus einem guten Willen und ist insofern eine gute That, aber er stellt gleichzeitig eine verwerfliche Handlungsweise dar, weil Diebstahl als solcher, unabhängig von der Meinung des Stehlenden, die Eigentumsordnung untergräbt. — Übrigens geht auch das Urteil über die subjektive Gesinnung zuletzt auf teleologische Begründung zurück: ein guter Wille ist zuletzt doch gut, weil er zu etwas gut ist, nämlich weil er die Tendenz hat, zu einem Verhalten und Handeln zu bestimmen, das objektiven Wert hat, d. h. auf das Leben im Sinne menschlicher Vollkommenheit wirkt.

Ich bemerke ferner, daß der Maßstab, an dem die Moralphilosophie den Wert der Verhaltungsweisen mißt, nicht auch das Motiv des Handelns ist oder sein kann. Die wirklichen Motive des Handelns sind Neigungen, Gewohnheiten, Grundsätze, bestimmte konkrete Zwecke, Vorstellungen von dem, was Pflicht und geziemend ist. So ist es und so wird es immer sein; die allgemeine Absicht, die Wohlfahrt des Menschengeschlechts zu befördern, wird nie das Motiv des

Handelns werden; sie kann es nicht sein, schon darum nicht, weil die Wohlfahrt des Menschengeschlechts nicht in concreto vorgestellt werden kann, sodann weil die Rechnung, wie die Wirkungen dieser bestimmten Handlung sich zu jenem letzten Zweck verhalten, nie ausgeführt werden kann. Die Wirkungen jeder Handlung gehen ins Unendliche, schon die direkten Folgen für den Handelnden und seine Umgebung sind nicht auszurechnen, noch weniger die indirekten, man denke an die Wirkung durch Beispiel, Gewöhnung, Vererbung. Müßte vor dem Entschluß die Berechnung aller möglichen günstigen und ungünstigen Wirkungen vollendet werden, so würde es nie zum Handeln kommen. Daher das abgekürzte Verfahren; Handlungen sind in der Regel automatische Reaktionen, die ohne viel Rechnung durch die Umstände, den Anlaß ausgelöst werden; für die Form der Reaktion sind die eben genannten Momente entscheidend: Neigungen und Gewohnheiten, Sitten und Grundsätze. Daher die große Bedeutung der Einübung richtiger, d. h. im allgemeinen zweckmäßiger oder im Sinne der Wohlfahrt wirkender Automatismen für das Leben.

Und hier ist nun bemerkenswert, daß die Kollektivwesen, als deren Glieder die Individuen erscheinen, die Völker, mit der allen organischen Wesen eigenen immanenten Zweckmäßigkeit, für die Lösung bestimmter Lebensaufgaben sich automatische Reaktionsformen anbilden, das sind die Sitten; worunter hier alle für die Glieder eines Volkskörpers verbindlichen Handlungs- und Verhaltungsweisen, mit Einschluß der rechtlichen Lebensformen, verstanden werden. Es wird dadurch den Individuen die unlösbare Aufgabe der Berechnung der Wirkungen abgenommen. Sie handeln nun, wie Sitte und Recht vorschreibt, und sind dadurch sowohl der Ungewißheit der Rechnung vor der Handlung als der Unsicherheit über die Folgen nach der Handlung überhoben; sie haben auf jeden Fall gehandelt wie ein rechtschaffener, ein „sittlicher" Mann in solcher Lage handeln muß. Wie im tierischen Leben den Individuen das Ausdenken und Berechnen des für die Erhaltung und Fortpflanzung des Lebens Nützlichen und Notwendigen durch die Instinkte erspart wird, so den Menschen durch die Sitten. Wie dort die ererbten automatischen Reaktionsformen die Bethätigung im allgemeinen im Sinne der Erhaltung des Individuums und der Gattung bestimmen, so hier die auf Grundlage ererbter Instinkte durch Er-

ziehung angebildeten Sitten; und ebenso wenig, wie dort, findet auch hier ursprünglich eine Erkenntnis der Zweckmäßigkeit des Handelns nach der Sitte statt. Der Naturmensch weiß um die Sitte, das zeichnet ihn vor dem Tier aus, das um den Instinkt nicht weiß; aber er weiß nicht, warum die Sitte gilt: sie ist als objektive, aber nicht als subjektive Vernunft in ihm. Erst die Reflexion, die in der Ethik zum Abschluß kommt, führt zur Einsicht in die teleologische Notwendigkeit der Sitte.

Von hieraus ergiebt sich die Natur des Gewissens. Das Gewissen ist in seinem Ursprung nichts anderes als das Wissen um die Sitte; der Einzelne weiß, welches Verhalten, z. B. gegen das andere Geschlecht, ihm durch die Sitte vorgeschrieben wird; durch die Erziehung, durch das Urteil der Gesellschaft über das Anständige und Unanständige, durch das Recht und die Strafen, endlich durch religiöse Gebote ist ihm von klein auf eingeprägt, wie er sich verhalten soll. An dieses Soll hält er das Ist als an die stets gegenwärtige und unbedingt verbindliche Norm, es mahnt und treibt an, es warnt und straft. Das Soll ist dabei nicht etwas dem eigenen Willen fremdes; er selbst will, daß die Norm gelte, daß die Sitte befolgt werde, er verlangt es stets von den Anderen, er will ja, daß die Gesamtheit, das geschichtliche Lebewesen, zu dem er gehört, sich erhalte und lebe. Nur zufällig und gelegentlich entsteht zwischen dem Soll und dem augenblicklichen Verlangen, der isolierten Begierde, Zwiespalt. Freilich kommt eben dann das Soll am stärksten zum Bewußtsein; und so konnte es scheinen, als sei der Gegensatz zwischen Pflicht und Neigung eine für die Sittlichkeit wesentliche Erscheinung.

Auf höherer Entwickelungsstufe nimmt das Gewissen eine neue Form an, es wird hier, entsprechend der Individualisierung des geistigen Lebens, zu einem individuellen Lebensideal, das sich sogar gegen die Sitte erhebt. In allen großen Reformationen des sittlich-religiösen Lebens ist dies geschehen und das ist der schwerste tragische Konflikt: im Kampf für eine höhere Sittlichkeit der gemeinen geltenden Sittlichkeit entgegentreten und von ihr das Urteil empfangen. Jesus und seine Jünger haben diesen Kampf gekämpft: Sitte und Gesetz, Tempel und Sabbath sind nicht das Höchste, höher ist das Reich Gottes. Und darum ist der Bürger des Gottesreichs über dem Gesetz.

Namen- und Sachregiſter.

A.

Affekte 85.
Anaxagoras 159 f.
Anthropomorphismus 233, 262 ff.; ſ. auch Theismus.
Ariſtoteles 22, 42, 58, 106, 159 f., 226, 239, 290 ff., 323, 374, 391.
Aſſoziation 225.
Atheismus 14, 254, 301.
Atom 136, 214 ff.
Atomismus 49, 154, Kritik des A. 213 ff.
Auge 157.
Auguſtinus 297, 322.
Außenwelt 379 ff., 385 ff.

B.

Bacon 23, 427.
Baer, E. K., v. 228, 236.
Begriff 425.
Begriffliches Denken 422.
Bender 259.
Berkeley 62, 358.
Bewußtſein 125 ff.
Böhme 273.
Böſe, das 182, 273 f., 333 ff., 435.
Bruchmann 204.
Büchner 69, 83 f., 90, 104, 333.
Buddhismus 183.
Bunſen 330.

C.

Comte 13, 27, 324, 341, 350.
Chriſtentum 15, 183, 255, 257, 269, 296, 336 ff.

D.

Darwin 36, 163 f., 187 ff., 213.
Demokrit 57.
Denken 120, 422, 428.
Descartes 23 f., 59, 106, 162, 392 f.
Determinismus 227.
Dichtung 238.
Dogmen 256.
Döring 17, 19.
Dualismus 58 f.
Dubois-Reymond 79 f., 83, 91, 109, 245.
Dühring 323.
Dysteleologie 192.

E.

Empedokles 159.
Empirismus 50, 350 ff., 388 ff., 394 ff., 409 ff., 425 ff.
Energismus 51, 432 ff.
Engels, Fr. 327.
Entwickelungstheorie 186 ff.
Erfahrung 388, 404, 415 ff.
Erkenntnistheorie 42, 45, 50, 78, 109, 349 ff.
Erklären, naturwiſſenſchaftliches 64, 82, 166 f.
Ethik 51, 74, 432 ff.
Eucken 299.

F.

Fachphiloſoph 42 f.
Falckenberg 299.
Fechner 38, 54, 90, 95, 98, 101 f., 111, 113 f., 133, 142, 193, 246, 251, 318, 374.

Feder 311.
Fetiſchismus 275 ff., 279 ff.
Feuerbach, L. 282, 320, 325 ff.
Fichte 7, 9, 29, 270, 313 ff., 323, 361 f., 373.
Finalität 224 ff.
Fiſcher, K. 16.
Fries 412.

G.

Gabelentz, v. d. 204.
Galilei 59.
Gebet 267.
Gedächtnis 119, 147.
Gehirn 66 ff., 87 f., 139.
Geſchichtsphiloſophie 177 ff., 183, 323 ff.
Geſetzmäßigkeit 151 f., 222, 420.
Geſtirnſeelen 111.
Gewiſſen 208, 432, 440.
Glauben 9 f., 252 ff., 322 ff.
Goethe 14, 111, 192, 232, 263, 312, 337 f.
Gott 11, 260 ff.
Griechiſche Philoſophie 5, 20, 31, 287, 294, 349, 389.
Gruber 341.
Günther, S. 289.

H.

Haeckel 100, 104, 172, 193.
Hand 423.
Harnack, A. 298.
Hartmann, v. 125, 169.
Hedonismus 51, 432 ff.
Hegel 29, 62, 316 f., 325, 328, 391.
Heraklit 389.
Herbart 103, 117, 135 f., 139, 142, 367.
Herder 312 f.
Hobbes 24, 61, 299.
Höffding 91.
Horaz 44.
Humboldt, W., v. 37, 201.
Hume 27, 220, 306 ff., 350, 352 f., 372, 395 ff., 401 ff., 409 ff.

J.

Idee 35, 288 ff.
Idealismus 49, 50, 96 f., 115, 322, 351 ff., 354 ff.
Jean Paul 321.
Jeſus 256 ff.
Immanenz 264.
Inder 293.
Jodl 325.
Intelligenz 116, 210.
Intellectus archetypus 361, 408.
Intellektualismus 13, 117, 165, 322.
Jüdiſche Volk 181, 294 ff.
Jugendalter 211.

K.

Kaftan 332.
Kant 12, 16, 27, 32, 42, 45, 62, 78, 114, 118, 216, 219 f., 250, 264, 306 ff., 330 ff., 350, 358 ff., 373, 387, 400 ff., 409 ff., 424 ff.
Kauſalität 150, 211, 217 ff., 224 ff.
Kauſalgeſetz 407, 412, 415, 419 ff.
Kirche, Verhältnis zur Philoſ. u. Wiſſ., 7, 13, 164.
Kosmologie 67 f., 152 f.
Kosmologiſche Probleme 49, 150 ff.
Kraft 365 ff.
Krauſe 325.

L.

Lagarde 343.
Lamarck 186.
Lange, C. 8.
Lange, F. A. 38, 63, 78, 171, 238, 318.
Leibniz 26, 49, 62, 87, 90, 162, 221, 235, 273, 302 ff., 358, 373, 406.
Lipps 17.
Locke 25, 162, 303 ff., 350, 369, 395 ff.

Lotze 38, 91, 139 f., 216, 221, 223, 318, 374, 379, 428.
Luſt 432 ff.
Luther 13, 309.
Lucrez 230.
Lyell 187.

M.

Marx, K. 326 f.
Materie 105, 136, 358.
Materialismus 49, 57, 63 ff, prakt. Konſequenzen 70 ff., Kritik d. M. 77, 242.
Mathematik 401, 403, 407, 409 ff.
Mechaniſtiſche Naturerklärung 59, 161, 166 ff., 313.
Melanchthon 32.
Metaphyſik 42, 44, 46 ff., 166 f., 349 f.
Meynert 79, 141.
Mill, J. St. 13, 274, 379 ff., 386.
Mimicry 191.
Mittelalterliche Philoſophie 23, 31, 41, 183, 309.
Möbius 421.
Moderne Philoſophie 7, 23, 161, 299 ff., 350, 389.
Monismus 48, 57.
Monotheismus 274 ff., 285 ff., 297, 301.
Moralphiloſophie ſ. Ethik.
Müller, M. 207, 280 ff., 293.
Myſtiker 298.

N.

Nägeli 107, 247.
Newton 25, 428.
Norbau 70.
Nihilismus 72.
Notwendigkeit 228, 375 ff.

O.

Occaſionalismus 87.
Ontologiſche Probleme 48, 55 ff.

P.

Pantheismus 50, 155, 223, 239 ff., Verhältnis zur Religion 259 ff.
Paralleliſtiſche Theorie 61, 87 ff., 144.
Peſchel 67, 281.
Pflanzenſeele 99 ff.
Pfleiderer 280, 299.
Phänomenalismus 50, 351, 362 ff.
Philoſophie, Weſen 1 ff., 19, Verhältnis zur Religion 3 ff., 11, 263, 322 ff.
Plato 21 f., 57, 138, 160, 288 ff., 323, 355, 358, 374, 390 f.
Polytheismus 277 ff., 286 ff.
Poſitivismus 13, 341, 350.
Propheten 294.
Protiſten 99 f., 144 f., 195.

R.

Rationalismus 50, 306, 350, 388 ff., 400 ff.
Raumanſchauung 357 ff., 413.
Rauwenhoff 258.
Realismus 354 ff., 362 ff.
Religion 3 ff., 10, 238, Weſen 251 ff., 335 ff., Geſchichtliche Entwickelung 275 ff., Verhältnis zur Philoſ. und Wiſſenſch. 3 ff., 163 ff., 322 ff.
Renan 13, 39, 340.
Reimarus 167.
Riehl 16.
Rohde 281.
Rouſſeau 118.
Rückert 248.

S.

Savonarola 257.
Schäffle 198.
Schelling 29, 316.
Schleicher 44.
Schleiermacher 264, 316.
Schmidt, C. 286.
Schneider 118.

Schopenhauer 37, 62, 78, 98, 117, 121 f., 125, 168, 235, 325, 381 f.
Seele 55, 116, Ausdehnung des Seelenlebens 96 ff., Verhältnis zum Bewußtſein 125 ff., Sitz der S. 137, Seelenſubſtanz 133 f., 364 ff.
Selbſtbewußtſein 149.
Senſualismus 388.
Simplicius 292.
Sinnesempfindung 124, 146, 354 ff., 425, 427 ff.
Sitten 439.
Sittengeſetz 74, 208.
Skeptizismus 352 f., 401.
Sokrates 5, 21.
Solipſismus 362.
Solon 20.
Sophiſten 21.
Sozialdemokratie 14, 326 f.
Spekulative Philoſophie 1, 16, 29 f., 38, 243, 315 ff., 374.
Spencer 13, 27, 62, 91, 282 ff., 318 ff.
Spinoza 26, 60 f., 90, 95, 162, 239 f., 260 f., 267, 273, 284, 299, 373, 394.
Spiritualismus 49, 57, 60.
Sprache 120, 198.
Staat 204.
Steinthal 200.
Subſtanz 133 ff., 365 ff.
Syntheſiſche Urteile a priori 401, 410.

T.

Thales 20.
Theismus 50, 155 ff., 165, 297.
Teleologie 155 ff., 166 ff., 167, 175, Verhältnis zur Kauſalität 224 ff.
Teleologiſche Ethik 435 ff.
Teleophobie 228.
Theodicee 333.
Theologie 13, 49.
Tiedemann 199.
Tranſcendenz 264 ff., 341 ff.
Trendelenburg 158, 161 f.

U.

Unbewußte 125, 145.
Ueberweg 17.
Unſterblichkeit 250 f., 305.

V.

Vanini 274.
Vernunfttheologie 305.
Verſtand 124.
Verworrn, M. 100, 145.
Vogt, C. 81, 85.
Volkelt 47.
Volkmann 101.
Voluntariſtiſche Pſychologie 118 ff.

W.

Wahrnehmung 427 ff.
Wechſelwirkung 150.
Wellhauſen 296.
Weltſeele 239 ff.
Wieland 310.
Wille 116 ff., 123, 191.
Willkür 119.
Windelband 288.
Wiſſenſchaft 35, Aufgabe 64, 82, 165, Urſprung 209, 421 ff., Verhältnis zur Rel. 7, 10 ff., 322 ff., Verhältnis zur Wahrnehmung 427 ff.
Wolff 26, 32, 44.
Wundt 37, 90, 100, 102, 118, 125, 132, 133 f., 142, 195, 374.

X.

Xenophanes 198, 263.

Z.

Zeitanſchauung 357, 378.
Zeno 354.
Zielſtrebigkeit 194, 224, 241.
Zöllner 107, 219.
Zweifel 6.

Wilhelm Hertz (Besserſche Buchhandlung) **Berlin W.**, Behrenſtraße 17.

System der Ethik

mit einem

Umriß der Staats- und Geſellſchaftslehre

von

Friedrich Paulſen,
a. o. Profeſſor an der Univerſität Berlin.

Zweite verbeſſerte Auflage.
57 Bogen Groß Oktav. geh. 11 M., gebd. in Halbfrz. 12,50 M.

Von zwei Punkten ſcheint das aller Orten neu ſich regende Intereſſe für die Ethik auszugehen: einerſeits führen die immer dringlicher auftretenden Probleme des ſozialen Lebens das Nachdenken auf die letzten Fragen nach Maß und Ordnung aller irdiſch-menſchlichen Werte zurück; andererſeits treiben die neuen biologiſchen Anſchauungen zur erneuten Prüfung und zu Verſuchen der Neubegründung auch der moralphiloſophiſchen Anſchauungen an. Wozu denn noch als Drittes kommt, daß die Grundlage, welche die alte Dogmatik unſerer Welt und Lebensanſchauung darbot, mit ihr ſelbſt mehr und mehr ins Wanken geraten iſt.

Das vorliegende Werk nimmt zu allen dieſen Fragen Stellung. Ausgehend von den neuen biologiſchen und ſoziologiſchen Anſchauungen, ſucht es die Sittengeſetze als Naturgeſetze des menſchlichen Weſens zu begründen in dem Sinn, daß ihre Innehaltung die natürliche Bedingung der Wohlfahrt, d. h. eines geſunden, tüchtigen, ſchönen und glücklichen Lebens für den Einzelnen wie für die Geſamtheit iſt. Es ſchließt ſich demnach in der Form an die älteſte Form der wiſſenſchaftlichen Ethik überhaupt, an die teleologiſche Moralphiloſophie der Griechen, im beſonderen des Ariſtoteles an. Doch bemüht es ſich nicht minder, der Verinnerlichung und Vertiefung, die unſere moraliſchen Anſchauungen durch das Chriſtentum erfahren haben, gerecht zu werden.

Der Verfaſſer wendet ſich mit dieſem Werk nicht bloß und nicht zunächſt an die Gelehrten, ſondern an alle, die den großen und ernſten Fragen des Lebens Nachdenken zu widmen geſonnen ſind. Er behandelt nicht allein und nicht vorzugsweiſe die abſtrakten Probleme der philoſophiſchen Ethik, ſondern geht überall auf die konkreten Fragen ein, welche unſere Zeit und unſere Verhältniſſe uns aufgeben. So ſcheint es eine nicht leere Hoffnung, daß das Buch auch in den Kreiſen derer, die mitten im thätigen Leben ſtehen, unter Lehrern und Seelſorgern, unter Beamten und Ärzten, unter denkenden Männern und Frauen Freunde gewinnen werde.

Über den Inhalt im Einzelnen orientiert das nachſtehende Verzeichnis.

Inhalts-Verzeichnis.

Einleitung. Weſen und Aufgabe der Ethik.
Begriffsbeſtimmung — Stellung im Syſtem der Wiſſenſchaften — Methode — Geltungsbereich.

Erſtes Buch.

Umriß einer Geſchichte der Lebensanſchauung und Moralphiloſophie.

Erſtes Kapitel. Die Lebensanſchauung und Moralphiloſophie der Griechen.

Anschauung des griechischen Volkes vom höchsten Gut — Sokrates: Tugend ist Einsicht — Plato — Aristoteles — Stoiker — Epikur — Gemeinsame Charakterzüge der griech. Ethik.

Zweites Kapitel. Die Lebensanschauung des Christentums.
Das Christentum ist supranaturalistisch — Geringschätzung des Wissens — der natürlichen Tugenden — der Tapferkeit — der Gerechtigkeit — Verhältnis zum Staat — zum Lebensgenuß und zur Kunst — zum Reichtum — zur Ehre und Selbstschätzung — Barmherzigkeit die christliche Tugend — Verhältnis zur Familie — Das ewige Leben — Die liberalistische Auffassung des Christentums.

Drittes Kapitel. Die Bekehrung der alten Welt zum Christentum.
Urteil der alten Welt über das Christentum — Untergang der antiken Sittlichkeit im Röm. Reich — Das moralische Selbstbewußtsein der Kaiserzeit; Epiktet, Marcus Aurelius, der Neuplatonismus — Verlangen nach Erlösungsreligion — Überlegenheit des Christentums — Analoge Entwickelung in der indischen Welt.

Viertes Kapitel. Das Mittelalter und seine Lebensanschauung.
Die Bekehrung der germanischen Völker — Lebensempfindung und Lebensführung — Der Klerus — Geschichtliche Notwendigkeit für die Kirche, die Welt in sich aufzunehmen.

Fünftes Kapitel. Die moderne Lebensanschauung.
Naturalistischer Charakter der Neuzeit; Renaissance — Reformation — Schätzung des Wissens — Fr. Bacon und sein Zukunftstraum — R. Descartes und sein Kulturprogramm — Die moderne Staatswissenschaft, Th. Hobbes — Leibniz — Selbstgefühl der Neuzeit — Das 19. Jahrhundert; Romantik und Pessimismus — Verhältnis zum Christentum.

Sechstes Kapitel. Christliche und moderne Moralphilosophie.
Christliche Moralphilosophie — Katholische Moraltheologie — Moderne Moralphilosophie; Th. Hobbes — Spinoza — Shaftesbury — Hume, Bentham, Mill, Spenzer — Leibniz, Wolff — Kant — Spekulative Philosophie; Schleiermacher — Herbart — Schopenhauer — Neueste Litteratur.

Zweites Buch.

Grundbegriffe und Prinzipienfragen.

Erstes Kapitel. Gut und schlecht (böse).
Der Begriff gut — Genauere Bestimmung gegen Mißverständnisse — Subjektiv-formale und objektiv-materiale Beurteilung — Der Zweck heiligt das Mittel — Die Bedeutsamkeit der einzelnen Handlung — Vorläufige Ablehnung des Egoismus — Summe.

Zweites Kapitel. Das letzte Ziel oder das höchste Gut.
Kritik des Hedonismus: Lust nicht Zweck des Handelns — noch Befreiung von Schmerz — Triebe, die auf schmerzhafte Bethätigung gerichtet sind — Bedeutung der Lust vom biologischen Standpunkt — Positive Bestimmung des höchsten Gutes — Weitere Ausführung.

Drittes Kapitel. Der Pessimismus.
Pessimismus als Stimmung und Theorie — Hedonistische Beweisführung — Moralistische Beweisführung — Geschichtsphilosophische Beweisführung in hedonistischer — in moralistischer Absicht — Summe — Das Übel und das Böse, ihre teleologische Notwendigkeit.

Viertes Kapitel. Pflicht und Gewissen.
Das Sollen — Ursprung desselben nach Darwin — Wurzel des Pflichtgefühls in der Sitte — Pflicht und Neigung — Kants Ansicht über das Verhältnis von Pflicht und Neigung — Recht und Unrecht der intuitiven Ethik — Fehlbarkeit des Gewissens — Sittengesetze sind Regeln mit Ausnahmen — Das Gewissen, Ursprung und Geltung — Individualisierung des Gewissens — Moralischer Nihilismus — Zum Sprachgebrauch.

Fünftes Kapitel. Egoismus und Altruismus.
Kein absoluter Gegensatz — Alle Handlungen greifen mit ihren Wirkungen — und mit ihren Motiven über den Gegensatz über — Wirkliches Verhältnis — Ob die altruistischen Willensantriebe im Zunehmen sind?

Sechstes Kapitel. Tugend und Glück.
Wirkung des Verhaltens auf das Ergehen — Wirkung des Ergehens auf den Charakter.

Siebentes Kapitel. Das Verhältnis der Moral zur Religion.
Historischer Zusammenhang, seine Ursachen und Wirkungen — Notwendiger innerer Zusammenhang — Verhältnis von Religion und Wissenschaft — Der Unsterblichkeitsglaube.

Achtes Kapitel. Die Freiheit des Willens.
Historische Orientierung — Darlegung der Thatsachen — Die Verantwortlichkeit — Die wirkliche Bedeutung der menschlichen Freiheit.

Drittes Buch.

Tugend- und Pflichtenlehre.

I. Die Pflichten des Einzelnen gegen sich selbst und die individualistischen Tugenden.

Einleitung. Wesen der Tugend.

Erstes Kapitel. Selbstbeherrschung oder Vernünftigkeit.
Selbstbeherrschung — Mäßigkeit; Askese — Bescheidenheit — Tapferkeit — Beharrlichkeit und Geduld — Gelassenheit — Weisheit.

Zweites Kapitel. Das leibliche Leben.
Bestimmung desselben — Ernährung — Trunksucht; Tabak — Wohnung — Kleidung — Bewegung in Spiel und Arbeit.

Drittes Kapitel. Das wirtschaftliche Leben.
Die Berufsarbeit notwendig für die Wohlfahrt des Eigenlebens — Pflicht gegen die Gesamtheit — Geiz und Verschwendung — Sozialökonomische Wirkung der Verschwendung — Armut und Reichtum.

Viertes Kapitel. Das geistige Leben und die Bildung.
Wesen und Bedeutung der Erkenntnis — Bildung, Überbildung, Halbbildung — Wesen und Bedeutung der Kunst — Stellung der Kunst in der Gegenwart.

Fünftes Kapitel. Ehre und Ehrliebe.
Wesen der Ehre — Bedeutung der Ehre für die moralische Entwickelung — Ehrliebe als Stolz — Ehrliebe als Demut — Selbstgefühl und Selbsterkenntnis — Bescheidenheit.

Sechstes Kapitel. Der Selbstmord.
Die Thatsachen — Das Urteil darüber — Die Ursachen.

II. Die Pflichten gegen Andere und die sozialen Tugenden.

Siebentes Kapitel. Mitleid und Wohlwollen.
Das Mitleid — Das Wohlwollen.

Achtes Kapitel. Die Gerechtigkeit.
Wesen und Naturgrundlage der Gerechtigkeit — Ihre Bedeutung — Notwendigkeit einer positiven Rechtsordnung — Strafe und Strafrecht — Pflicht das Recht zu verteidigen, fremdes und eigenes — Großmut und Vergebung — Das Prinzip der Rechtsbildung — Recht und Moral inkongruent, Notunrecht — Zurückbleiben des Rechts hinter den Forderungen der Moral — Der Zweikampf.

Neuntes Kapitel. Die Nächstenliebe.
Bestimmung und Begrenzung der Pflicht — Das Almosengeben — Die Bedeutung der Nächstenliebe — Dankbarkeit — Liebe zur Heimat, zum Volk, zur Menschheit.

Zehntes Kapitel. Die Wahrhaftigkeit.
Negative Seite: Die Lüge — warum verwerflich? — Verleumdung, Schmeichelei, Heuchelei — Meineid — Notlüge, möglich, wo kein Vertrauen besteht — oder wo notwendiges Mittel — Woher der moralische Rigorismus? — Positive Seite: Die Wahrhaftigkeit: im Verhältnis zu Einzelnen — im öffentlichen Wahrheitsdienst — Warum die neuen Wahrheiten verfolgt werden — inwiefern dies notwendig ist? — Ob Zerstörung des Irrtums unter allen Umständen geboten sei.

Viertes Buch.

Die Formen des Gemeinschaftslebens.

I. Die Familie.
Familie das Urelement aller Formen des Gemeinschaftslebens — Auf ihr beruht Geschichtlichkeit des menschlichen Lebens — Verhältnis der Gatten — Eltern und

Kinder; Erziehung — Familie die Schule der moralischen Tugenden — Ehelosigkeit und Cölibat — Monogamie — Ehescheidung — Ehefreiheit — Frauenemanzipation, Ursachen dieser Bestrebungen — J. St. Mill ihr Anwalt — Kritik seiner Ansicht — Aussichten — Geschlechtliche Sittlichkeit — Die Prostitution — Das Gesindewesen.

II. Geselligkeit und Freundschaft.

Bedeutung der Geselligkeit — Gesellige Tugenden und Laster — Die geselligen Formen — Verschiedenheit der Völker in Hinsicht auf das gesellige Leben — Der Umgang mit der Natur — Die Freundschaft.

III. Das wirtschaftliche Leben und die Gesellschaft.

Erstes Kapitel. Das Eigentum und die Eigentumsordnung.

Bedeutung des Eigentums — Ursprung des Eigentumsrechts — Bedingtheit und Veränderlichkeit desselben.

Zweites Kapitel. Gesellschaft und Gesellschaftsordnung.

Wesen der Gesellschaft — Wirkung auf die Lebensgestaltung — Die Gesellschaftsordnung — Die kapitalistische Gesellschaftsordnung; ihr Ursprung — Statistisches — Zusammenhang mit der liberalistischen Politik — Einfluß auf die Lebensgestaltung; Steigerung des Nationalreichtums — Vermehrung des Proletariats — Mitwirkende Umstände — Wirtschaftskrisen — Die soziale Frage — Ob die Gesellschaft demokratischer wird? der Schein — die Sache.

Drittes Kapitel. Sozialismus und soziale Reform.

Der Sozialismus, Geschichtliches — Politisches Programm der Sozialdemokratie — Die Rechtsfrage und die Frage der Gerechtigkeit — Das sozialistische Gesellschaftsprogramm — Mögliche Erwartungen von seiner Verwirklichung — Utopistische Phantasien — Das Gleichheitsprinzip unerträglich mit der Lebensfähigkeit einer sozialistischen Gesellschaft — Ob Freiheit der Berufswahl möglich? — Die neue Gesellschaftsordnung kann nicht durch politische Revolution entstehen — Bebel über den Staat — Lassalles Produktivassociation mit Staatsmitteln — Zunehmende Sozialisierung der Produktion und wachsende Ausdehnung der Staats- und Gemeindethätigkeit während der letzten Jahrhunderte — Wird auch in Zukunft wachsen — Die voraussichtlichen Wirkungen dieser Entwickelung — Fortsetzung — Arbeiterschutzgesetzgebung — Andere Stücke der sozialen Reform — Arbeitergilden — Schluß — Das Sozialistengesetz.

IV. Der Staat.

Erstes Kapitel. Wesen und Ursprung des Staats.

Begriff des Staats — Absolutistische Theorie — Liberalistische Theorie — Ausgleichung der Gegensätze in der Wirklichkeit — Warum in der griechischen Philosophie die liberalistische Theorie fehlt — Ursprung des Staats.

Zweites Kapitel. Die Staatsform oder die Verfassung.

Die Verfassungsformen überhaupt — Bedingungen ihres Bestehens — Reform und Revolution — Das Königtum — Seine Bedeutung — Die konstitutionelle Monarchie — Parlamentarische Regierung — Das Wahlrecht.

Drittes Kapitel. Umfang und Grenzen der Staatsthätigkeit.

Die Formel Humboldts und Mills — Andere Formel — Wachstum der Staatsthätigkeit auf dem Gebiet des wirtschaftlich-gesellschaftlichen — Einschränkung auf dem Gebiet des geistig-religiösen Lebens.

Fr. Paulsen, Das Realgymnasium und die humanistische Bildung. 1889. Geheftet 80 Pf.

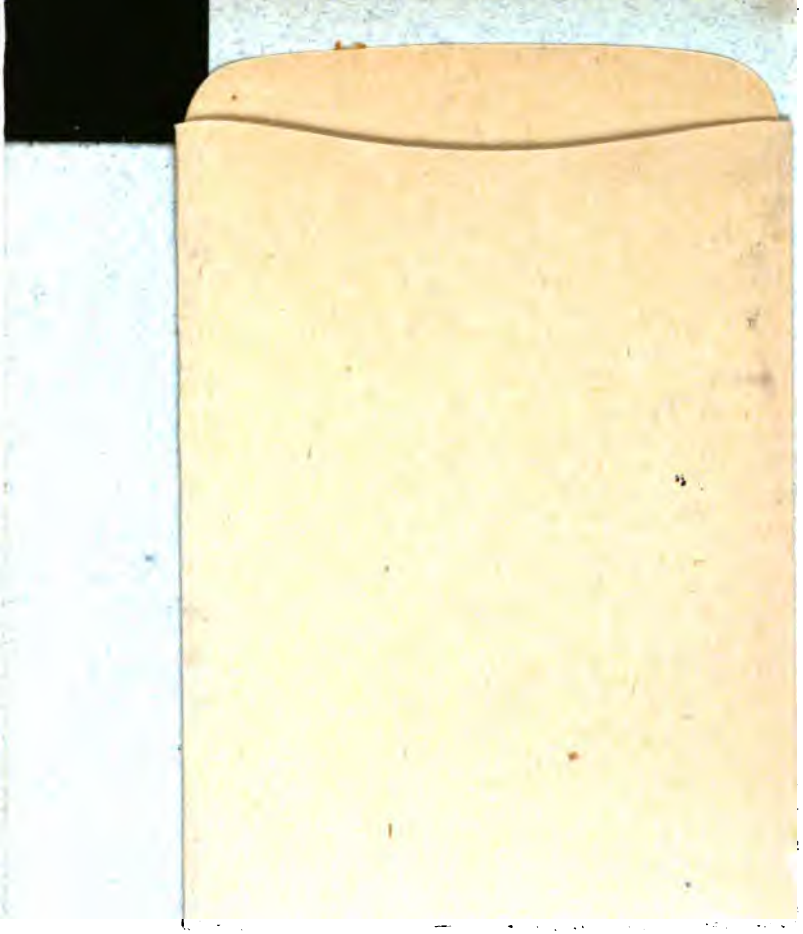
Von demselben Verfasser ist bei Veit & Comp. in Leipzig erschienen:

— **Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart.** 1885. XVI u. 811 S. 16 Mk.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

89094319613

b89094319613a



8909431
B8909431